

### System der synthetischen Philosophie. IX. Band: Die Principien der Sociologie. IV. Band

Spencer, Herbert

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Monographie / monograph

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:  
Universitäts- und Stadtbibliothek Köln

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Spencer, H. (1891). *System der synthetischen Philosophie. IX. Band: Die Principien der Sociologie. IV. Band.* (autoris. deutsche Ausg.). Stuttgart: Schweizerbart. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-54677-7>

#### Nutzungsbedingungen:

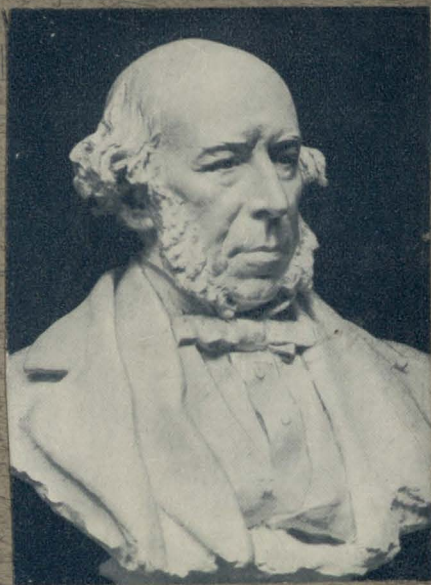
Dieser Text wird unter der CC0 1.0 Universell Lizenz (Public Domain Dedication) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskunft zu dieser CC-Lizenz finden Sie hier: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under the CC0 1.0 Universal Licence (Public Domain Dedication). For more Information see: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.en>



# Die Principien der Sociologie



Herbert  
Spencer

XIII 2088

Einzig autorisierte deutsche Ausgabe

# System der synthetischen Philosophie

von

Herbert Spencer

IX. Band

Die Principien der Sociologie

IV. Band



E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung  
Nägele & Dr. Sproesser ——— Stuttgart.



# Die Principien der Sociologie

von

Herbert Spencer

Autorisierte deutsche Ausgabe

Übersetzt von Prof. Dr. B. VETTER

fortgesetzt von Prof. J. V. CARUS

IV. Band



E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung  
Nägele & Dr. Sproesser ——— Stuttgart.

1891

## Vorwort.

---

Drei und ein halbes Jahr sind verflossen seit dem Erscheinen der „Staatlichen Einrichtungen“ — des nächst vorhergehenden Theiles der Sociologie. Beschäftigung mit anderen Dingen war die eine Ursache dieser langen Verzögerung; eine viel wesentlichere Ursache aber war mein schlechter Gesundheitszustand, der mir während eines grossen Theils dieser Zeit selbst das geringe Maass täglicher Arbeit, das ich vorher zu leisten im stande gewesen war, unmöglich machte.

Zur Vervollständigung des II. Bandes der Sociologie [in der englischen Ausgabe] fehlen noch zwei Theile: „Standeseinrichtungen“ und „Industrielle Einrichtungen“. Ob ihre Ausarbeitung sich ebenso lange hinausziehen wird, kann ich natürlich nicht sagen. Ich hoffe dieselben etwas rascher vollenden zu können; es ist aber wohl möglich, ja wahrscheinlich, dass eher eine längere als eine kürzere Zeit vergehen wird, bis sie erscheinen können — wenn sie überhaupt je erscheinen.

London, im October 1885.

Herbert Spencer.

---

### Bemerkung des Übersetzers.

Nachstehende Mittheilungen, die, wie ich glaube, den Verehrern HERBERT SPENCER'S von Interesse und willkommen sein werden, entnehme ich mit Bewilligung des Herrn Verfassers einem Briefe desselben vom 28. Februar d. J., worin er meine diesbezüglichen Fragen gütigst beantwortete.



. . . . „Seit Jahren ist es meine Absicht, die „Ethik“ zu vollenden, bevor ich die „Sociologie“ weiter führe, weil ich eben erstere für den Theil meines Gesamtwerkes halte, dessen Abschluss weit wichtiger ist als der der letzteren. Im Hinblick darauf beschäftige ich mich seit längerer Zeit mit einer weiteren Abtheilung der Ethik — nicht mit derjenigen, die sich unmittelbar an die [1879 erschienenen] „Thatsachen der Ethik“ anschliessen soll, sondern mit dem IV. Theil, der vom Rechte handeln wird und auf den ich das meiste Gewicht lege. Derselbe ist jetzt nahezu vollendet . . . . und wenn nichts Unvorhergesehenes dazwischen kommt, so denke ich ihn im Laufe dieses Sommers erscheinen lassen zu können\*.

Dann werde ich an den II. und III. Theil gehen, die den „Inductionen der Ethik“ und der „Ethik des Einzelnen“ gewidmet sein werden und deren Ausarbeitung wahrscheinlich ein bis zwei Jahre in Anspruch nehmen wird, falls ich am Leben bleibe und genügend Kraft behalte. Diese beiden Theile sollen mit dem schon veröffentlichten ersten zusammen den I. Band der Ethik bilden, nach dessen Abschluss ich dann die noch übrig bleibenden Theile des II. Bandes, über „Negatives“ und „Positives Guthandeln“, in Angriff nehmen könnte. Sollte ich damit je zu Ende kommen, so würde ich alsdann wieder zur Sociologie zurückkehren.

. . . . Seit einiger Zeit geht es mir langsam ein wenig besser und jetzt bin ich fast jeden Tag im stande, ungefähr zwei Stunden, manchmal sogar noch etwas länger zu arbeiten“ . . . .

---

\* Die deutsche Ausgabe dieses Theiles wird möglichst gleichzeitig mit dem englischen Original erscheinen. Der Übers.

# Inhalt.

	Seite
Vorwort . . . . .	V
<b>VI. Theil. Kirchliche Einrichtungen.</b>	
I. Cap. (§. 583—588) Das Wesen der Religion . . . . .	3
II. Cap. (§. 589—593) Medicinmann und Priester . . . . .	43
III. Cap. (§. 594—596) Priesterliche Obliegenheiten der Nachkommen	51
IV. Cap. (§. 597—601) Älteste männliche Nachkommen als Quasi- Priester . . . . .	54
V. Cap. (§. 602—605) Der Herrscher als Priester . . . . .	63
VI. Cap. (§. 606—609) Das Emporkommen einer Priesterschaft . .	71
VII. Cap. (§. 610—615) Polytheistische und monotheistische Priester- schaften . . . . .	79
VIII. Cap. (§. 616—621) Kirchliche Hierarchien . . . . .	93
IX. Cap. (§. 622—627) Das kirchliche System als sociales Band . .	109
X. Cap. (§. 628—632) Die kriegерischen Functionen der Priester . .	123
XI. Cap. (§. 633—637) Die bürgerlichen Functionen der Priester . .	134
XII. Cap. (§. 638—641) Kirche und Staat . . . . .	142
XIII. Cap. (§. 642—645) Sectenwesen . . . . .	152
XIV. Cap. (§. 646—651) Die sittlichen Einflüsse der Priesterschaft . .	159
XV. Cap. (§. 652—655) Rückblick und Vorblick . . . . .	171
XVI. Cap. (§. 656—660) Die Religion in Vergangenheit und Zukunft .	181
Literaturnachweise zum IV. Band . . . . .	202
Titel der citirten Werke . . . . .	207
<b>VII. Theil. Professionelle Einrichtungen.</b>	
I. Cap. (§. 661—663) Professionen im Allgemeinen . . . . .	217
II. Cap. (§. 664—669) Arzt und Wundarzt . . . . .	223
III. Cap. (§. 670—675) Tänzer und Musiker . . . . .	240
IV. Cap. (§. 676—681) Redner und Dichter, Schauspieler und dra- matischer Dichter . . . . .	257
V. Cap. (§. 682—687) Biograph, Historiker und Literat . . . . .	276
VI. Cap. (§. 688—692) Gelehrter und Philosoph . . . . .	289
VII. Cap. (§. 693—698) Richter und Anwalt . . . . .	303



VIII. Cap. (§. 699—705) Lehrer . . . . .	Seite 317
IX. Cap. (§. 706—709) Architekt . . . . .	329
X. Cap. (§. 710—714) Bildhauer . . . . .	337
XI. Cap. (§. 715—720) Maler . . . . .	348
XII. Cap. (§. 721—723) Entwicklung der Professionen . . . . .	358
VIII. Theil. Industrielle Einrichtungen.	
I. Cap. (§. 723 A—727) Einleitung . . . . .	371
II. Cap. (§. 728—735) Specialisieren der Leistungen und Theilung der Arbeit . . . . .	385
III. Cap. (§. 736—740) Erwerb und Production . . . . .	410
IV. Cap. (§. 741—744) Hilfs-Production . . . . .	417
V. Cap. (§. 745—748) Verbreitung . . . . .	421
VI. Cap. (§. 749—753) Hilfs-Verbreitung . . . . .	426
VII. Cap. (§. 754—756) Tausch . . . . .	435
VIII. Cap. (§. 757—762) Ergänzender Tausch . . . . .	440
IX. Cap. (§. 763—767) Gegenseitige Abhängigkeit und Integration . . . . .	452
X. Cap. (§. 768—773) Die Regulierung der Arbeit . . . . .	461
XI. Cap. (§. 774—777) Väterliche Controle . . . . .	472
XII. Cap. (§. 778—780) Patriarchalische Controle . . . . .	482
XIII. Cap. (§. 781—786) Kommunale Regulierung . . . . .	487
XIV. Cap. (§. 787—793) Zunft-Regulierung . . . . .	500
XV. Cap. (§. 794—800) Sklaverei . . . . .	517
XVI. Cap. (§. 801—807) Vasallenthum . . . . .	534
XVII. Cap. (§. 808—815) Freie Arbeit und Vertrag . . . . .	548
XVIII. Cap. (§. 816—820) Verbundene freie Arbeit . . . . .	570
XIX. Cap. (§. 821—824) Zusammengelegtes Capital . . . . .	584
XX. Cap. (§. 825—832) Die Trade Unions . . . . .	594
XXI. Cap. (§. 833—839) Cooperation . . . . .	614
XXII. Cap. (§. 840—845) Socialismus . . . . .	637
XXIII. Cap. (§. 846—852) Die nächste Zukunft . . . . .	654
XXIV. Cap. (§. 853) Schluss . . . . .	673
Literaturnachweise [für Band IV] . . . . .	678
Titel der angeführten Werke . . . . .	691
Sachregister . . . . .	709

VI. Theil.

## Kirchliche Einrichtungen.



## I. Capitel.

### Das Wesen der Religion.

§. 583.

Eine richtige Vorstellung von einem organischen Gebilde ist nicht möglich ohne richtige Vorstellung von seiner Function. Um zu verstehen, wie eine Organisation entstanden ist und sich entwickelt hat, muss man erst wissen, welchem Bedürfniss sie im Anfang und später zu dienen hatte. Wenn es sich also darum handelt, die Entwicklung kirchlicher Einrichtungen bis auf ihren wahren Ursprung zurückzuführen, so müssen wir ermitteln, woher die ihnen zu Grunde liegenden Ideen und Gefühle stammen. Sind diese angeboren oder sind sie abgeleiteter Natur?

Nicht nur die eigentlichen Theologen, sondern auch viele von denen, welche wissenschaftliche Untersuchungen über die Religion angestellt haben, sind der Meinung, dass dem Menschen ein angeborenes Gottesbewusstsein innewohne. Prof. MAX MÜLLER'S Speculationen sind sämmtlich von dieser Voraussetzung durchdrungen, und in so vielen Werken dieser Art, wie z. B. in dem von R. W. MACKAY über den „Fortschritt des Verstandes“, wird behauptet, dass der Mensch von Natur ein Monotheist sei. Allein diese einst beinahe allgemein angenommene Lehre ist doch in neuerer Zeit durch die von den Psychologen und Anthropologen aufgedeckten Thatsachen arg erschüttert worden.

Es ist unwiderleglich bewiesen, dass der Geist eines Menschen, der von der ersten Kindheit an durch körperliche Mängel vom geistigen Verkehr mit Erwachsenen abgeschnitten war, religiöser Ideen gänzlich entbehrt. Der taube Dr. KITTO erwähnt in seinem Buche: „Die verlorenen Sinne“ auf S. 200 das Zeugniß

einer amerikanischen Dame, die von Geburt an taubstumm war und erst in späteren Jahren Unterricht genoss; dieselbe erklärte, „der Gedanke, dass die Welt einen Schöpfer gehabt haben müsse, sei ihr niemals gekommen, ebensowenig wie irgend einer unter ihren ganz verständigen Mitschülerinnen von gleichem Alter.“ Ähnlich sagt der Rev. SAMUEL SMITH, nach „zwanzig Jahren eines beinahe täglichen Verkehrs“ mit Taubstummen, von einem solchen: „Er hat keine Idee von einem unsterblichen Wesen, und man hat in keinem einzigen Falle gefunden, dass ein ununterrichteter Taubstummer irgendwelche Vorstellung von dem Dasein eines höchsten Wesens, des Schöpfers und Lenkers der Welt, gehabt hätte.“

Es folgt hieraus, dass die religiösen Ideen civilisirter Menschen nicht angeboren sind; und diese Folgerung wird unterstützt durch Beweise dafür, dass solche bei verschiedenen Wilden überhaupt nicht vorkommen. Mancherlei Material hiezu hat Sir JOHN LUBBOCK in seinen Werken „Die vorhistorische Zeit“ und „Der Ursprung der Civilisation“ zusammengestellt, und es liesse sich leicht noch weiteres beibringen. So bemerkt HARTSHORNE von einem Wedda, der, während er eine Strafe abbüßte, einige Unterweisung empfing: „Er hatte keine Idee von einer Seele, von einem höchsten Wesen oder von einem zukünftigen Leben.“ Von einem afrikanischen Volke heisst es bei HEUGLIN: „Die Dör scheinen gar keine religiösen Ideen im eigentlichen Sinne des Wortes zu haben, aber sie glauben an Geister.“ Durch SCHWEINFURTH erfahren wir, dass „die Bongo nicht den entferntesten Begriff von Unsterblichkeit haben . . . . Jegliche Religion, in unserem Sinne des Wortes Religion, ist den Bongo ganz unbekannt.“ Noch deutlichere Beweise liefert uns ein Volk von erheblich höherer Verstandesentwicklung, die Zulus, wie aus der nachfolgenden Unterhaltung von Mr. GARDINER mit einem von ihnen hervorgeht.

„Habt Ihr irgendwelche Kenntniss von der Macht, welche die Welt geschaffen hat? Wenn Ihr die Sonne auf- und untergehen und die Bäume wachsen seht, wisst Ihr da, wer dieselben gemacht hat und wer sie regiert?“

„TPAI (nach einer kurzen Pause, offenbar in tiefem Nachdenken): »Nein; wir sehen sie, können aber nicht sagen, wie sie dahin kommen; wir vermuthen, dass sie von selber kommen.«“

Und ein ähnlicher geistiger Zustand verräth sich deutlich



in dem von Sir SAMUEL BAKER mit einem Häuptling der Latuki, eines am Nil wohnenden Stammes, geführten Gespräch.

„Wisst Ihr nichts von einem Glauben an ein zukünftiges Dasein nach dem Tode?“ . . .

COMMORO: »Dasein nach dem Tode? Wie sollte das möglich sein? Kann ein todter Mensch aus seinem Grabe hervorkommen, wenn wir ihn nicht etwa ausgraben?«

»Glaubt Ihr denn, der Mensch sei gleich einem wilden Thier, das stirbt und damit zu Ende ist?«

COMMORO: »Sicherlich; ein Ochse ist stärker als ein Mensch; aber er stirbt, und seine Knochen erhalten sich länger; sie sind eben grösser. Die Knochen eines Menschen brechen bald entzwei — er ist schwach.«

»Ist denn nicht der Mensch in gewissem Sinne dem Ochsen überlegen? Hat er nicht einen Geist, der seine Handlungen leitet?«

COMMORO: »Manche Menschen sind nicht so geschickt wie ein Ochse. Die Menschen müssen Korn säen, um Speise zu haben, der Ochse aber und die wilden Thiere können sich dieselbe verschaffen, ohne zu säen.«

»Wisst Ihr nichts davon, dass in Euch ein Geist wohnt, der mehr ist als Fleisch? Träumt Ihr etwa nicht und wandert in Gedanken nach entfernten Orten während Eures Schlafes? Gleichwohl aber bleibt Euer Körper am alten Orte. Wie erklärt Ihr Euch dieses?«

COMMORO, lachend: »Nun, wie erklärt Ihr es denn? Das ist etwas, was ich nicht begreifen kann; es begegnet mir jede Nacht.«

\* \* \*

»Habt Ihr keine Idee von dem Dasein von Geistern, die höher stehen als Mensch und Thier? Habt Ihr keine Furcht vor Übel, ausser was von körperlichen Ursachen kommt?«

COMMORO: »Ich fürchte mich vor Elephanten und anderen Thieren, wenn ich bei Nacht in den Dschungeln bin, aber sonst vor nichts.«

»Dann glaubt Ihr also an gar nichts, weder an einen guten noch an einen bösen Geist! Und Ihr glaubt, wenn Ihr sterbet, es sei dann zu Ende mit Körper und Geist; Ihr glaubt, dass Ihr den Thieren gleich seiet, dass es keinen weiteren Unterschied

zwischen Mensch und Thier gebe und dass beide mit dem Tode verschwinden und es mit ihnen aus sei?«

COMMORO: »Natürlich ist es aus mit ihnen.«

Und als BAKER ihm das Gleichniss des Apostels PAULUS vom zerfallenden und keimenden Samenkorn vorhielt, auf das unsere Begräbnissliturgien so grosses Gewicht legen, erwiderte COMMORO:

»Ganz recht; das verstehe ich. Aber das ursprüngliche Samenkorn kann nicht wieder auferstehen; es verfault wie ein tochter Mensch, und dann ist's vorbei damit; die Frucht, die wir ernten, ist nicht dasselbe Korn, das wir in die Erde legten, sondern das Erzeugniss dieses Kornes — und so ist es auch mit dem Menschen: ich sterbe und zerfalle und bin zu Ende, aber meine Kinder wachsen heran gleich der Frucht des Samenkornes. Manche Menschen haben keine Kinder, und manches Korn geht zu Grunde, ohne Frucht zu bringen, und dann ist es ganz und gar aus mit ihnen.«

Offenbar also haben religiöse Ideen nicht jenen übernatürlichen Ursprung, der ihnen allgemein zugeschrieben wird, und das führt uns nothwendig zu der Annahme, dass sie einen natürlichen Ursprung haben müssen. Auf welche Weise entstehen sie?

#### §. 584.

Im ersten Bande dieses Werkes sind an die zwanzig Capitel einer Erörterung über primitive Ideen im allgemeinen und über die Vorstellungen von der Natur und Wirkungsweise übernatürlicher Agentien im besonderen gewidmet. Statt den Leser auf jene Capitel zurückzuverweisen, halte ich es für besser, die darin dargelegte Lehre in Kürze zu wiederholen. Ich thue dies eines theils, weil jene Lehre, die sowohl mit dem herrschenden Glauben als mit den Ansichten der Mythologen in Widerspruch steht, eine erneute Hervorhebung wohl brauchen kann, andernteils weil ich hiebei eine fernere Reihe von Belegen citiren kann, welche meine Behauptungen noch sicherer zu stützen geeignet sind, und endlich weil das Ganze wirksamer sein wird, wenn ich die verschiedenen Gruppen von Thatsachen und Folgerungen in engerem Zusammenhang vorführe.

Als bezeichnendes Beispiel für die Entstehungsweise religiöser Vorstellungen, welche in diesem Capitel kurz beschrieben



werden soll, mag zunächst eine von BROUGH SMYTH in seinem trefflichen Buche „Die Ureingebornen von Victoria“ gemachte Mittheilung angeführt werden. Wenn ein als Jäger oder weiser Mann hervorragender Australier begraben worden ist, so pflegt sich der Medicinmann neben das Grab zu setzen oder hinzulegen, indem er den Gestorbenen lobpreist und auf seine Antworten lauscht; dann sagt er: „Der Todte hat versprochen, wenn sein Mord gehörig gerächt werden würde, so werde sein Geist den Stamm nicht heimsuchen, sie nicht in Furcht setzen, noch auf Irrwege leiten, noch Krankheit über sie bringen, noch in der Nacht bösen Lärm machen.“ Hier lassen sich alle wesentlichen Elemente eines Cultus erkennen. Wir haben da den Glauben an ein Wesen von der Art, die wir übernatürlich nennen — an einen Geist. Wir haben Lobpreisungen dieses Wesens und den Glauben, dass es dieselben höre. Und wir haben die Behauptung, dass es, falls seine Befehle ausgeführt würden, versprochen habe, von seinen übermenschlichen Kräften keinen unheilbringenden Gebrauch zu machen — die Lebenden nicht durch Seuchen zu schädigen, sie nicht zu betrügen, noch zu erschrecken.

Ist es nicht einleuchtend, dass aus Keimen dieser Art die kunstvollsten Religionssysteme sich entwickeln können? Wenn wir bei den ahnenverehrenden Malagassen ein Gebet finden, das nach RÉVILLE folgendermaassen lautet: „Nyang, böser und mächtiger Geist, lass nicht den Donner über unsern Häuptern grollen. Befehl dem Meere, in seinen Ufern zu bleiben. Verschone, o Nyang, die reifenden Früchte. Versenge nicht den Reis in seiner Blüthe!“ — so lässt sich kaum der Folgerung ausweichen, dass Nyang nur die weiter entwickelte Form eines solchen Geistes ist, wie er von den Australiern besänftigt und angebetet wird. Wenn wir lesen, dass es bei den Japanern heisst, „die Geister der Todten lebten in der unsichtbaren Welt fort, die überall rings um uns ist, und sie würden alle zu Göttern von verschiedenem Charakter und vielfältig abgestuftem Einfluss auf uns,“ und ferner, dass „die Götter, welche Unheil stiften, besänftigt werden müssen, damit sie nicht diejenigen, welche sie beleidigt haben, mit Strafen heimsuchen, und dass man alle Götter verehren müsse, um sie sich geneigt zu machen, so dass sie einem ihre Gunst immer völliger zuwenden“ — so kann uns das nur in der Vermuthung bestärken, dass diese böswilligen und gut-

gesinnten Götter insgesamt aus jenen „Geistern der Todten . . . . von verschiedenem Charakter und Einfluss“ hervorgegangen sind. Eine fernere Stütze dieser Ansicht erkennen wir in dem Umstande, dass in Indien, wie Sir ALFRED LYALL berichtet, „augenscheinlich die Ehren, welche anfangs sämtlichen abgeschiedenen Geistern erwiesen werden, allmählich als göttliche Ehren sich auf die Manen von Adeligen concentriren.“ Solche und ähnliche That-sachen erinnern uns aber daran, dass auch bei den Griechen bis zu den Zeiten PLATO's ganz entsprechende Glaubensansichten herrschend waren, wie aus der Stelle in der „Republik“ hervorgeht, wo SOKRATES als die „obersten unter allen“ Erfordernissen aufzählt „den Dienst der Götter, Halbgötter und Heroen . . . und die Gebräuche, welche zu beobachten sind, um die Bewohner der Unterwelt zu versöhnen“ — ein deutlicher Beweis dafür, dass selbst damals noch fortlebte „jene Furcht vor dem Zorn der Abgeschiedenen, welche den Geist der alten Griechen so mächtig bewegte“ —; und wir erblicken in dieser innigen Verwandtschaft des Glaubens bei Völkern, die in Zeit, Raum und Culturzustand so weit von einander entfernt sind, eine sichere Bürgschaft für unsere Folgerung, dass Geisterversöhnung der Urquell aller Religionen ist.

Diese Folgerung findet nun fernere Bekräftigung, wo wir nur hinsehen mögen. Ebenso wie man bis vor kurzem noch glaubte, es fänden sich nirgends Beweise für das Dasein des vorhistorischen Menschen, während heutzutage, wo die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hingelenkt ist, die von ihm gebrauchten Werkzeuge fast allerorten gefunden werden, so brauchte die Hypothese, dass die Religionen allgemein von der Ahnenverehrung herkommen, nur einmal richtig formulirt zu werden, und es treten uns Belege dafür bei allen Völkern und in allen Ländern entgegen. Jede neue Reisebeschreibung liefert erneute Beweise und in der Geschichte der alten Völker entdeckt man immer zahlreichere Beispiele zur Erläuterung derselben, je genauer man sie daraufhin ansieht.

Ich will nun hier die wichtigsten Factoren und Entwicklungsstufen dieser Entstehung religiöser Glaubensansichten von neuem an der Hand von Thatsachen darlegen, wobei vorzugsweise Bücher citirt werden sollen, die seit der Veröffentlichung des ersten Bandes dieses Werkes erschienen sind.



## §. 585.

Der oben erwähnte afrikanische Wilde COMMORO, der übrigens durch seine letzte Antwort beweist, dass er schärfer denkt als der Fragesteller selbst, hat auch keine Theorie über Träume. Auf die Frage, wie er sich das Bewusstsein von einem Herumwandern während des Schlafes erkläre, erwidert er: „Das ist etwas, was ich nicht begreife.“ Und hier sei im Vorbeigehen bemerkt, dass überall da, wo noch keine Vorstellung von einem während des Schlafes herumschweifenden Doppelwesen oder anderen Ich vorhanden ist, auch der Glaube an ein Doppelwesen, das nach dem Tode weiterlebt, noch fehlt. Bei anderen Wilden aber, die mehr geneigt sind, sich auf Erklärungen einzulassen, als COMMORO, herrscht die Annahme vor, dass die im Traume erlebten Abenteuer wirkliche Ereignisse sind. Als Beispiel seien die Zulus angeführt. Dem Bischof CALLAWAY erklärte einer von diesen:

„Wenn ein todtter Mann zurückkommt (im Traume), so kommt er nicht in Gestalt einer Schlange oder als blosser Schatten, sondern er kommt in eigener Person, ganz als ob er gar nicht todt wäre, und spricht mit dem Manne seines Stammes; und der glaubt nicht, dass es der todtte Mann sei, bis er es beim Erwachen bemerkt und sagt: »Wahrhaftig, ich glaubte, der und der sei lebendig, und doch ist es wohl sein Schatten gewesen, der mich besucht hat.«“

Ebenso findet sich bei den Andamanesen (die u. A. meinen, das Spiegelbild eines Menschen sei eine seiner Seelen) der Glaube, dass „die Seele es sei, welche, nachdem sie durch die Nasenlöcher hinausgeschlüpft, im Traume die Gestalt annehme oder so beschäftigt sei, wie sie dem Schläfer sich gezeigt hat.“

Aussergewöhnliche Formen von Fühllosigkeit werden aufgefasst als Folge einer länger dauernden Abwesenheit des herumwandernden Doppelwesens, und zwar gleichviel ob die Bewusstlosigkeit natürlich oder künstlich entstanden ist. Dass in der That die allgemein angenommene Erklärung solcher ungewöhnlicher Zustände von augenscheinlicher Bewusstlosigkeit ursprünglich von dieser Art war, beweist der Ausspruch von MONTAIGNE, dass „die Seelen der Menschen, wenn sie in Freiheit und vom Körper losgelöst sind, sei es im Schlaf oder durch irgend-

welche »*extasie*«, Dinge verrathen, voraussagen und erkennen können, welche sie, so lange sie mit dem Körper verbunden sind, nicht zu sehen vermochten.“ Und aus der Gegenwart erfahren wir von den Waraus (Indianern von Guiana), dass derjenige, der Zauberkräfte zu erlangen wünscht, einen Tabakaufguss trinkt, „und sie glauben, dass in dem todähnlichen Krankheitszustand, in den er dadurch versetzt wird, sein Geist den Körper verlasse und die *yauhahu* besuche und von ihnen Kräfte empfangen . . . . jene gefürchteten Wesen, unter deren Einfluss er von da an stets verbleibt.“

Von der regelmässigen Abwesenheit des anderen Ich im Schlafe und seiner aussergewöhnlichen Abwesenheit in der Ohnmacht, bei einem Schlaganfall u. s. w. finden sich allmähliche Übergänge bis zu seiner unbegrenzten Abwesenheit im Tode, wo nach längerer Zeit des Wartens die Hoffnung auf seine unmittelbare Rückkehr gänzlich aufgegeben wird. Immerhin erhält sich der Glaube, dass das andere Ich, wenn es auch einstweilen gegen alle Anrufungen und dergleichen taub geworden ist, doch von Zeit zu Zeit wiederkomme oder wenigstens später einmal zurückkehren werde. Gewöhnlich besteht die Vermuthung, dass der Geist in der Nähe des Körpers sich herumtreibe oder denselben zuweilen wieder aufsuche; so bei den Irokesen oder den Chinooks, welche „vom Herumgehen der Todten bei Nacht erzählen, weil sie glauben, dieselben erwachten dann und erhoben sich, um nach Speise zu suchen.“ Wie dieser Glaube auch bei höher entwickelten Völkern in dem vermeintlichen nächtlichen Spuken entkörperter Geister, Seelen oder Gespenster noch lange fortlebt, so erhält er sich auch noch in seiner ursprünglichen rohen Form in den weit verbreiteten Vampyrgeschichten.

Eine der Folgeerscheinungen des primitiven Glaubens an die Körperlichkeit des Doppelwesens ist die Fürsorge für die wichtigsten Bedürfnisse, die bei Lebzeiten bestanden haben. Dahin gehört z. B., dass bei den Andamanesen eine Mutter „auf dem Grabe ihres kleinen Kindes eine Schale mit ihrer eigenen Milch gefüllt“ zurücklässt; dass bei den Chippewäs und anderen „den Todten Speise und Opfergaben“ dargebracht werden; dass die Chinooks dem Leichnam auch alle irgend nöthigen Werkzeuge mitgeben; dass bei den Waraus „dort (am Grabe) ein Feuer viele Wochen lang brennend unterhalten wird“, dass endlich



beim Tode des Häuptlings Weiber und Sklaven hingschlachtet werden, wie es nach CAMERON heute noch in Urua in Innerafrika geschieht. Überhaupt erklären sich daraus alle diese bei wilden und halbcivilisirten Völkerschaften durchweg verbreiteten Begräbnissgebräuche, die sämmtlich auf dem Glauben beruhen, dass der Geist oder die Seele dieselben Empfindungen und Gemüthsbewegungen habe wie der lebende Mensch. Ursprünglich wird dies auch ganz buchstäblich geglaubt, so z. B. bei den Zulus, die in einem schon erwähnten Falle sagten: „Die Ahnengeister kamen und assen alles Fleisch auf, und als die Leute vom Baden zurückkehrten, fanden sie alles Fleisch aufgegessen.“ Andere Völker aber denken sich die Seele weniger stofflich und nehmen an, dass sie sich am „Geist“ oder Geruch der dargebotenen Dinge erlabe, so die Nicaraguaner, welche „am Leichnam vor der Verbrennung Speisen festzubinden pflegten“; oder die Ahts, welche „Leintücher verbrennen, wenn sie ihre Freunde begraben,“ damit diese nicht „zitternd vor Frost in der Unterwelt anlangen möchten“.

Die Darbringung von Gaben für das Doppelwesen des Verstorbenen, welche bei der Bestattung allgemein üblich ist, wird an vielen Orten mehrfach wiederholt — bald nur bei besonderen Gelegenheiten, bald in regelmässigen Zwischenräumen. Denn es könnte ja Unheil daraus entstehen, wenn man dem Geist nicht die gebührende Rücksicht erwiese. Bei den verschiedensten Völkern stattet man den Todten von Zeit zu Zeit Besuche ab, um ihnen Speise und Trank u. s. w. zu bringen; so bei den Gonds, welche an den Gräbern von besonders hochgeehrten Männern „die alljährliche Darbringung von Opfergaben viele Jahre hindurch fortsetzen“. Andere, wie die Ukiahs und Sanéls in Californien, „streuen Speise an den beliebtesten Aufenthaltsorten ihrer Todten aus“. Wieder anderswo glaubt man, die Todten kämen selbst an die Orte hin, wo Nahrung für sie zubereitet wird; so bei den Zulus. Bischof CALLAWAY citirt den Ausruf eines Zulu: — „Diese Todten sind doch einfältige Kerle! Warum haben sie denn ihre Anwesenheit nur dadurch verrathen, dass sie das Kind auf diese Weise tödteten, ohne mir etwas davon zu sagen? Geht, ihr Jungen, und holt die Ziege herbei [zum Opfer].“

Über den Wohnort dieser Doppelwesen der Todten, welche

in allen ihren Gelüsten und Leidenschaften den Lebenden gleich sind, herrschen die mannigfaltigsten Vorstellungen. Manche Völker, wie z. B. die Schilluk am Weissen Nil, „glauben von den Todten, dass sie inmitten der Lebenden sich herumtrieben und sich immer noch um diese bekümmerten“. Andere Völker, wie die Santáls, glauben, die Geister ihrer Vorfahren wohnten in den umliegenden Wäldern. Bei den Sonoras und den Mohaves in Nordamerika gelten die Felsklippen und Berge als ihre vermeintlichen Wohnorte. „Die Gefilde der Seligen,“ sagt SCHOOLCRAFT, „sind nicht im Himmel zu suchen. Man beschreibt uns als solche vielmehr eine neue Erde, oder einfach einen irdischen Aufenthaltsort.“ Sehr verbreitet ist der Glaube, dass die Geister in das Land oder nach der Richtung zurückkehrten, von wo einstmals der Stamm hergekommen ist; dabei haben sie in der Regel Hindernisse zu überwinden. Manche, wie z. B. die Chibchas, erzählen, dass breite Flüsse zu überschreiten seien, um dorthin zu gelangen; andere lassen ihre Todten sogar über's Meer fahren; die Naowe (in Australien) glauben, ihre Geister zögen weit weg und bevölkerten die Inseln im Spencer's Golf.

Diesen materialistischen Vorstellungen vom anderen Ich und seinem Aufenthaltsorte entsprechen nicht minder materialistische Vorstellungen von seinen Beschäftigungen und Thaten nach dem Tode. SCHOOLCRAFT fasst die Beschreibung des zukünftigen Lebens nach indianischem Glauben dahin zusammen, dass dort einfach das gewöhnliche Thun und Treiben des diesseitigen Lebens fortgesetzt werde, nur mit weniger Ungemach und Mühseligkeit. Die Chibchas waren der Meinung, dass „im Jenseits jeder Stamm sein abgegrenztes Gebiet zu eigen haben würde, so dass sie ungestört ihr Land bebauen könnten“. Und so finden wir überall eine mehr oder weniger weit gehende Annäherung an völlige Übereinstimmung zwischen dem Leben hienieden und dem vermeintlichen Leben im Jenseits.

Aber auch die in der anderen Welt herrschenden gesellschaftlichen Beziehungen werden selbst bei verhältnissmässig fortgeschrittenen Völkern noch immer wie eine einfache Wiederholung derjenigen dieser Welt gedacht. „Einige derselben [der Taosse-Tempel] werden Kung (Palast) genannt, und darin ist versucht worden, die Götter dieser Religion in ihren himmlischen Wohnsitzen darzustellen, wie sie in ihren Palästen auf dem



Throne sitzen und Recht sprechen oder Lehren ertheilen“ — was an die griechische Vorstellung vom Hades erinnert. Dass eine ganz ähnliche Auffassung auch noch in Altengland vorherrschte, ergibt sich aus einer merkwürdigen Stelle, die KEMBLE von König Alfred citirt, wo von der Erlaubniss, Verbrechen durch eine Geldentschädigung abzubüssen, gesagt ist: „— ausser in Fällen des Verraths gegenüber einem Oberherrn, welchem Vergehen sie keinerlei Nachsicht zuzubilligen wagten, denn auch der allmächtige Gott erwies keine Barmherzigkeit dem, der ihn verachtete, noch war Christus gnädig . . . . dem, der ihn um Sold verrieth; und er hat geboten, dass ein Oberherr geliebt werden solle gleich ihm selber.“

Grabhügel, auf die wiederholt Speisen niedergelegt werden, wie es bei den Wulwas in Centralamerika geschieht, oder Steinhäufen, wie die von PRSCHEWALSKI beschriebenen „Obo“, an denen „ein Mongole niemals vorbeigeht, ohne einen Stein, einen Lappen oder auch nur ein Büschel Kameelhaar als Spende darauf zu legen“ — eine Sitte, die z. B. in Afghanistan augenscheinlich aus dem Zudecken der Todten hervorgegangen ist — werden durch solche Gebräuche zu Altären gestempelt. In vielen Fällen gehen sie ohne weiteres in diese Form über. Auf dem Grabe eines Fürsten von Vera Paz wurde „über dem Ganzen ein Steinaltar errichtet, auf dem sie Weihrauch verbrannten und Opfer darbrachten zum Gedächtniss des Todten“. Manche Völker errichten über einem solchen als Altar dienenden oder geradezu zum Altar gewordenen Grabhügel noch ein Schutzdach. Bei den Moskito-Indianern „wird über dem Grabe eine rohe Hütte gebaut, um zur Aufnahme der ausgewählten Speisen, Getränke u. s. w. zu dienen“. Die Wakhutu in Afrika „errichten gewöhnlich ein kleines Wetterdach über ihm (dem Grabe), wo sie Speisen als Opfergabe aufstellen“. Das Werk von Major SERPA PINTO enthält eine Abbildung von dem Grabmal eines eingebornen Häuptlings, auf der wir das Grab von einem auf sechs hölzernen Säulen ruhenden Gebäude bedeckt sehen — ein Gebäude, das nur noch mehr Säulen zu haben brauchte, um es einem griechischen Tempel sehr ähnlich zu machen. Ebenso auf Borneo. Die von Bock mitgetheilte Zeichnung „des Familiengrabes des Rajah Dinda“ zeigt die Weiterbildung des Schutzdaches über dem Grabe zu einem Tempel von orientalischem Typus. Der-

selbe Zusammenhang gilt aber auch für die Griechen. „Das »Heroon« war eine Art Capelle, die zum Gedächtniss eines Helden errichtet wurde . . . . Ursprünglich war es ein Grabmal ( $\sigma\eta\mu\alpha$ ), umgeben von einer heiligen Umfassung ( $\tau\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ ), allein die Wichtigkeit der daselbst den Heroen dargebrachten Verehrung verwandelte jenes bald in ein wirkliches »Hieron« (Tempel).“ Und in der Gegenwart zeigen uns Mohammedaner ungeachtet ihres monotheistischen Bekenntnisses eine ähnliche Umwandlung mit grösster Deutlichkeit. Das Grabmal eines Heiligen in Ägypten ist ein „geheiligtetes Gebäude“. Vorübergehende bleiben stehen und werden „fromme Verehrer“ „unseres Herrn Abdallah“. „In einer Ecke des Heiligthums steht eine Wachskerze, so lang und dick wie ein Elefantenzahn,“ und das Ganze ist von einem Hof umgeben mit „Nischen für Betende und mit den Gräbern beliebter Todter“.

Das letzte Citat führt uns zu einer weiteren Erscheinung über. Gleichzeitig mit der Entwicklung des Grabhügels zum Altar, des Grabschutzdaches zum religiösen Gebäude und der dem Geiste gespendeten Nahrung zur Opfergabe vollzieht sich auch eine Entwicklung der Lobreden am Grabe zum Gebet. Als Beleg dafür sei ausser dem Obigen nur noch der von OGILBY übersetzte Bericht des alten DAPPER angeführt, der erzählt, wie die Neger am Gambia über den Gräbern ihrer Todten kleine Hütten errichteten, „wohin die überlebenden Freunde und Bekannten zu festgesetzten Zeiten zusammenkommen, um sie wegen jedes Schimpfes oder Unrechts, das sie ihnen bei Lebzeiten etwa angethan haben, um Verzeihung zu bitten“.

Nachdem wir die Entstehung der Vorfahren-Verehrung bisher von verschiedenen Seiten beleuchtet, mag es nun am Platze sein, durch Citate aus einem kürzlich erschienenen Buche: „*Africana*“ von dem Rev. DUFF MAC DONALD, einem der Missionare der Blantyre-Niederlassung (am Schire, südlich vom Nyassa-See), eine allgemeine Übersicht davon zu geben. Ich habe zu diesem Zweck aus seinem Bericht eine Anzahl Sätze ausgezogen und dieselben der Deutlichkeit halber in etwas veränderter Reihenfolge aufgeführt.

„Der Mann kann in seiner eigenen Behausung begraben werden“ . . . . „Sein altes Haus wird auf diese Weise zu einer Art Tempel“ . . . . „Der Verstorbene befindet sich nun in der



Geisterwelt und empfängt Opfergaben und Anbetung“ . . . . „Er ist nun ein Gott mit der Fähigkeit, sie zu überwachen, ihnen zu helfen und ihr Schicksal zu bestimmen“ . . . . . „Der Geist eines verstorbenen Menschen heisst sein Mulungu“ . . . . . Die wahrscheinlich richtige Ableitung dieses Wortes „hat BLEEK (der Philologe) gegeben, der seine ursprüngliche Bedeutung als »grosser Vorfahre« angibt“ . . . . „Ihr Gott erscheint ihnen in ihren Träumen. Sie können ihn in derselben Gestalt erblicken, wie sie ihn in vergangenen Tagen kannten“ . . . . „Die Götter der Eingebornen sind beinahe so zahlreich wie ihre Todten“ . . . . . „Jeder Betende wendet sich natürlicherweise am ehesten an die Geister seiner eigenen verstorbenen Verwandten“ . . . . . Ein Häuptling „pflegt seine Opfergabe für seinen eigenen unmittelbaren Vorfahren darzubringen und dabei auszurufen: »O Vater, ich kenne nicht alle deine Verwandten, du aber kennst sie alle, lade sie ein, mit dir zu speisen.«“ . . . . „Der Geist eines alten Häuptlings kann einen ganzen Berg zu seiner Residenz haben, allein er wohnt doch hauptsächlich auf dem bewölkten Gipfel desselben“ . . . . „Ein grosser Häuptling, der in seinen Kriegen erfolgreich war, entschwindet nicht so bald dem Gedächtniss der Nachlebenden. Er kann zum Gott eines Berges oder eines Sees werden und Verehrung empfangen als Local-Gottheit, noch lange nachdem seine eigenen Nachkommen aus der Gegend verjagt worden sind. Wenn sie um Regen bitten wollen, so wenden sich die Bewohner des Landes nicht so sehr an ihre eigenen Grossväter als an den Gott jenes Berges, auf dessen Schultern die grossen Regenwolken ruhen“ . . . . „Ausser den Geistern ihrer Väter und den auf den Bergen localisirten Häuptlingen sprechen die Wayao, und zwar mit grosser Ehrfurcht, von anderen, welche sie höher stellen. Nur ist deren Wohnstätte näher mit dem Lande verknüpft, welches die Yao verlassen haben, so dass es wohl möglich ist, dass auch sie seinerzeit als wirkliche Local-Gottheiten gegolten haben“ (I. Band, S. 59—110).

Gehen wir nun zu einigen weniger unmittelbaren Ergebnissen der Geistertheorie über. Der Wilde, der ja nur in verworrener Weise zwischen Schein und Wirklichkeit zu unterscheiden vermag, glaubt unter anderem auch, dass die bildliche oder sonstige Darstellung eines Dinges an den Eigenschaften dieses Dinges theilnehme. Demgemäss ist er überzeugt, dass das Bildniss

eines Verstorbenen (das ursprünglich auf das Grab gelegt wurde) eine Behausung für seinen Geist wird. Dieser Glaube geht dann auch auf anderweitig angebrachte Bildnisse über. So berichtet ST. JOHN über „eine rohe Figur eines nackten Mannes und Weibes“, welche manche Dajaks auf dem Weg zu ihren kleinen Landgütern aufstellen: „Von diesen Figuren heisst es, sie seien eine jede von einem Geiste bewohnt.“

Um der in denselben wohnenden Doppelwesen von Todten willen werden solche Bildnisse vielfach zu versöhnen und zu begütigen gesucht. LIVINGSTONE schildert uns die Götzenbilder, welche das Volk westlich vom Nyassa-See anfertigt, und sagt: „Sie bieten denselben Pombe, Mehl, Hanf und Tabak an und entzünden ein Feuer für sie, damit sie rauchen könnten. Dieselben stellen den verstorbenen Vater oder die Mutter dar, und es herrscht der Glaube, dass die ihren Abbildern dargebrachten Opfertgaben ihnen wohlgefällig seien . . . . Manchmal belegt man sie mit den Namen verstorbener Häuptlinge.“ BASTIAN erzählt, dass eine Negerin in Sierra Leone in ihrem Zimmer vier Götzenbilder hatte, denen sie täglich den Mund mit Maisbrei und Palmöl beschmierte: eines für sich selbst, eines für ihren verstorbenen Mann und je eines für ihre beiden Kinder. Oft ist das Abbild ausserordentlich roh. Die Damaras haben „ein Bildniss, das einfach aus zwei Stücken Holz besteht und ihrem Glauben nach die Gottheit des Haushaltes oder vielmehr den vergötterten Stammvater oder Ahnherrn darstellen soll“; und dieses wird bei gewissen Gelegenheiten zum Vorschein gebracht. Und von den Bhils lesen wir: „Ihre gewöhnlichen Ceremonien bestehen einfach darin, dass die Götzenbilder, die selten etwas weiteres sind als ein formloser Stein, mit Zinnober oder Mennige oder Öl beschmiert werden, wobei sie unter lauten Bethuerungen und Gebeten ein Thier und etwas Getränke opfern.“

Hierin erkennen wir schon den Übergang zu jener Form des Fetischismus, bei welcher ein Gegenstand, der nur eine ganz rohe oder gar keine Ähnlichkeit mit einem menschlichen Wesen hat, nichtsdestoweniger als die Behausung eines Geistes gilt. Es sei hier noch angeführt, dass der Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Geistertheorie und der Entwicklung des Fetischismus in sehr lehrreicher Weise bewiesen wird durch das



Fehlen beider bei einem afrikanischen Volke, das uns THOMSON beschreibt:

„Die Wahebe scheinen so frei von abergläubischen Vorstellungen zu sein wie kaum ein anderer Stamm, den ich je gesehen habe . . . . Es fehlen hier vollkommen alle die gewöhnlichen Anzeichen jenes Fetischismus, der anderwärts so vorherrschend ist. Sie scheinen jedoch auch keine Ehrfurcht vor ihren Todten zu haben, denn die Leichname werden gewöhnlich in das Dickicht geworfen, um da von den Hyänen verzehrt zu werden.“

Und genau derselbe Zusammenhang der Thatsachen ergibt sich aus seinem in neuester Zeit erstatteten Bericht über die Masai.

Auf verschiedene Weise kann es zu einer Identificirung und Verwechslung der Vorfahren mit Thieren und in Folge dessen zur Ehrfurcht vor solchen Thieren kommen, welche bald zu abergläubischer Scheu, bald zu einer unmittelbaren Anbetung derselben führt. Geschöpfe, die mit Vorliebe an Begräbnissplätzen oder an solchen Orten sich aufhalten, von denen man glaubt, sie würden von den Geistern aufgesucht, ebenso alle die Thiere, die bei Nacht herumfliegen, werden am leichtesten für Formen gehalten, welche Verstorbene angenommen haben. So fürchten sich z. B. die Bongos „vor Geistern, deren Aufenthaltsort in den dunklen Schatten der Wälder sein soll. Geister, Teufel und Hexen tragen die allgemeine Bezeichnung »Bitaboh«; die Waldkobelde werden insbesondere als »Ronga« angerufen. Unter demselben Ausdruck werden aber auch alle Fledermäuse verstanden . . . . und ebenso auch Eulen von jeder Art.“

In ähnlicher Weise führt die Meinung, dass Geister oft in ihre alte Heimath zurückkehren, zu dem Glauben, im Hause zufällig sich findende Schlangen seien Verkörperungen derselben. Die Neger in der Umgebung von Blantyre meinen, „wenn ein todter Mann sein Weib zu erschrecken sucht, so könne er in Gestalt einer Schlange beständig wiederkommen“; und „wenn ein Mensch eine solche Schlange, die also einem Geiste gehört, getödtet hat, so geht er hin und entschuldigt sich vor dem beleidigten Gotte, indem er sagt: »Bitte, bitte, ich wusste nicht, dass es deine Schlange war.«“. Übrigens „wurden Schlangen von der Mehrzahl der indo-europäischen Völker als Familien- und Hausgottheiten betrachtet“, und „in gewissen Gegenden Polens waren [noch 1762] die Bauern sehr darauf bedacht, einer gewissen

Art schwarzer Schlangen, welche in ihren . . . Häusern herum-schleicht, Milch und Eier darzubieten, und sie wären in Ver-zweiflung, wenn diesen Reptilien das geringste Leid zugefügt würde“.

Ein Glaube der gleichen Art, wenn auch manchmal in etwas anderer Form, findet sich in Nordamerika. Die Apaches „halten die Klapperschlange für die Gestalt, welche eine Hexe nach dem Tode annehmen muss.“ Bei dem Volke von Nayarit herrschte der Glaube, dass „während des Tages sie [die Geister] die Erlaubniss hätten, sich in Gestalt von Fliegen den Lebenden bei-zugesellen, um Nahrung zu suchen“; was uns an eine Cultusform der Philister und ebenso an einen babylonischen Glauben erinnert, der in der ersten Isdubar-Sage zum Ausdruck kommt, wo es heisst, dass „die Götter von Uruk Suburi (des Gesegneten) sich in Fliegen verwandelten“.

Die Identificirung der Doppelwesen von Todten mit Thieren — bald mit solchen, die in Häusern oder an Stellen, wo die Doppelwesen vermeintlich zu hausen pflegen, vorkommen, bald mit solchen, die in ihrer böstigen oder auch gutartigen Natur diesem oder jenem Todten ähnlich scheinen — lässt sich in anderen Fällen auf eine falsche Ausdeutung von Namen zurück-führen. Von den Ainos in Japan lesen wir, dass es „bei ihnen als höchstes Lob für einen Mann gilt, ihn mit einem Bären zu vergleichen. So sagte Shinondi von Benri, dem Häuptling: »Er ist so stark wie ein Bär«, und der alte Fate lobte Pipichari und nannte ihn »den jungen Bären«.“ Hier erläutert uns der Über-gang von der Vergleichung zum Gleichniss den Ursprung von Thiernamen. Und wenn wir dann finden, dass die Ainos that-sächlich den Bären verehren, obwohl sie ihn jagen und tödten, und dass, wenn sie einen getödtet haben, sie bei dem Bärenfest im Chor ausrufen: „Wir tödten dich, o Bär! komm bald zurück in einen Aino!“ — so ist leicht zu erkennen, wie die Identi-ficirung des Bären mit einem Aino-Vorfahren und in Folge dessen ein Versöhnungsoffer für den Bären zu stande kommen kann. Wenn wir also lesen, „dass der Vorfahre des Königshauses der Mongolen ein Wolf war“ und dass der Familienname ebenfalls Wolf hiess, und wenn wir uns der zahlreichen Fälle erin-nern, wo die nordamerikanischen Indianer Thiernamen tragen, mit dem damit verknüpften Totem-System, so dürfte diese Ur-



sache der Verwechslung von Vorfahren mit Thieren und der darauf beruhenden Heiligkeit der Thiere klar genug sein. Doch wir finden unzweifelhafte Belege, auch ohne über unser eigenes Land hinauszugehen. In früheren Zeiten gab es eine Überlieferung, dass der Graf Siward von Northumbrien einen Grossvater hatte, welcher ein Bär in einem norwegischen Walde gewesen sei, und „der Bär, welcher der Vorfahre von Siward und Ulf war, hatte, wie es scheint, auch wohlbekannte bärenartige Nachkommen“. Nun war aber Siward ausgezeichnet durch „seinen riesenhaften Wuchs, seine gewaltige Kraft und persönliche Tapferkeit“, woraus wir wohl mit Recht schliessen dürfen, dass ebenso wie bei den oben erwähnten Ainos die vermeintliche Abstammung von einem Bären daher kommt, dass eine auf den ebenso kraftvollen Stammvater angewendete Vergleichung falsch verstanden worden war.

In noch anderen Fällen wurzelt die Heiligkeit gewisser Thiere in dem Gedanken, dass die Geister von Verstorbenen in dieselben übergegangen sein könnten. Manche Dajaks weigern sich, Rothwild zu essen, weil sie des Glaubens sind, dass ihre Erzeuger „die Form von Hirschkühen nach dem Tode annehmen“, und unter den Eskimo „kündigt der Angekok den Trauernden an, in welches Thier die Seele des Verstorbenen eingegangen sei“. So gibt es also verschiedene Wege, auf denen die Ehrfurcht vor einem Thier und manchmal die eigentliche Verehrung desselben entstehen kann; alle jedoch setzen Identificirung desselben mit einem menschlichen Wesen voraus.

Ein Zögling der Edinburger Taubstummenanstalt sagte mir: „Bevor ich in die Schule kam, glaubte ich, die Sterne wären am Firmament befestigt wie Kohlen auf einem Feuerrost.“ Dies erinnert uns unwillkürlich an den Glauben mancher Nordamerikaner, dass die helleren Sterne in der Milchstrasse die Lagerfeuer seien, welche die Todten auf ihrem Weg nach der anderen Welt angezündet hätten, und wir ersehen daraus, wie natürlich die Identificirung von Sternen mit menschlichen Wesen zu stande kommen kann. Wenn ein Jäger, der im benachbarten Gehölz einen Schuss fallen hört, ausruft: „Das ist Peter,“ so fällt es Niemand ein, ihm den Glauben zuzuschreiben, dass Peter selbst dieser Knall sei, sondern jeder weiss, dass er meint, Peter habe den Knall hervorgebracht. Wenn aber ein Wilder auf einen

besonderen Stern hinweist, von dem ursprünglich die Sage ging, er sei das Lagerfeuer dieses oder jenes Verstorbenen, und dabei sagt: „Dort ist er,“ so glauben die Kinder, denen er dies zu-ruft, natürlicherweise nicht anders, als dass er meine, der Stern selbst sei der Verstorbene, besonders wenn diese Mittheilung mit Hilfe einer noch unentwickelten Sprache gemacht werden muss. Daraus erklären sich viele Thatsachen, wie z. B. dass die Californier glauben, die Geister reisten dahin, „wo Erde und Himmel zusammenstossen, um Sterne zu werden, wobei die Häuptlinge in die glänzendsten Gestalten übergingen“. Ferner die Thatsache, dass die Mangaianer von zwei bestimmten Sternen erzählen, dies seien zwei Kinder, deren Mutter „eine Zänkerin war und ihnen keine Ruhe liess“, worauf sie „auf eine hochragende Klippe kletterten und von da in den Himmel hinaufsprangen“; ihre Eltern seien ihnen aber nachgefolgt, ohne sie jedoch bisher eingeholt zu haben. Auf diese und ähnliche Weise kommt es zu einer Personificirung von Sternen und ganzen Sternbildern; und erinnern wir uns, dass, wie eben dargelegt wurde, ganz allgemein auch die Identificirung menschlicher Wesen mit Thieren in primitiven Gesellschaften vorkommt, so wird es uns auch verständlich, wie sogar Thiersternbilder zu stande kommen können, wie z. B. das der Kallisto, welche, in eine Bärin verwandelt, zum grossen Bären am Himmel wurde.

Dass die bildliche Bezeichnung sogar zur Personificirung des ganzen Himmels führen kann, wird ebenfalls durch Beweise bezeugt. Ein König von Hawaii trug den Namen *Kalani-niu-Liho Liho*, was bedeutet: „Der Himmel gross und dunkel“; und daraus ergibt sich deutlich, dass (in gerade entgegengesetzter Reihenfolge, als wie die Mythologen annehmen) auch Zeus ganz naturgemäss ursprünglich ein lebender Mensch gewesen sein mag, dem aber ein bildlicher Name beigelegt wurde, woraus dann erst seine Identificirung mit dem Himmel entstand.

Es lässt sich nachweisen, dass eine ähnliche Verwechslung von Gleichniss mit Wirklichkeit zur Sonnenanbetung führt. Überall treffen wir die Sitte, einzelne Menschen durch Benennung nach der Sonne besonders ehren zu wollen, und wo dieser Name mit grösserer Macht verbunden ist, vererbt er sich sogar. Die Häuptlinge der Huronen trugen alle den Namen Sonne; und HUMBOLDT bemerkt, dass „die »Sonnen-Könige« bei den Natches



uns die Heliaden der ältesten östlichen Colonien von Rhodus in die Erinnerung zurückrufen“. Aus der Fülle von Beispielen, die Ägypten liefert, sei nur die eine Inschrift von Silsilis citirt: „Heil dir, König von Ägypten! Sonne der fremden Völker . . . Ihm sei Leben, Wohlfahrt und Gesundheit! Er ist eine leuchtende Sonne.“ In solchen Fällen entwickelt sich natürlich die Verehrung des Vorfahren leicht zur Anbetung der Sonne.

Ähnliches geschieht noch mit anderen himmlischen Erscheinungen. „In der Beirut-Schule,“ sagt JESSUP, „finden und fanden sich Mädchen mit den Namen . . . Morgendämmerung, Thau, Rose etc. . . . Ich besuchte einst einen Mann in dem Dorfe Brummana, welcher sieben Töchter hatte, denen er die Namen Sonne, Morgen, Zephirwind etc. beigelegt hatte.“ Eine andere hiess „der Stern“. Auch hier wiederum würde sicherlich geistige Überlegenheit oder besonderes Glück oder merkwürdiges Schicksal eines Einzelnen, der einen solchen Namen trägt, zur Anbetung und zu Opfern für eine personificirte Naturerscheinung führen.

Dass auch die Personificirung des Windes einen ebensolchen Ursprung hatte, wird durch eine Sage der Buschmänner nahe gelegt. „Der Wind“ — lautet dieselbe — „war ursprünglich ein Mensch. Er wurde zu einem gefiederten Wesen. Und er flog dahin, weil er nicht mehr gehen konnte wie bisher; denn er flog und er wohnte auf den Bergen . . . er bewohnte eine Berghöhle.“ Dies erinnert uns zugleich daran, dass an den verschiedensten Orten auf der Erde der Glaube herrscht, dass nicht allein die göttlichen Vorfahren, welche den Stamm erzeugten, sondern auch die Naturgötter aus Höhlen hervorgekommen seien. So berichtet eine Sage der Mexicaner von der Sonne und dem Mond, wie sie aus Höhlen auftauchen, und in der Vorstellung von einer dem Winde zur Wohnung dienenden Höhle wiederholt der heutige Buschmann nur den alten Griechen. Wenn wir annehmen, dass Geschichten dieser Art mit der dazu gehörigen Verehrung von den Überlieferungen eines höhlenbewohnenden Volkes herkommen, so scheint alles ganz natürlich; der andere Standpunkt dagegen führt zur Annahme höchst überflüssiger Ungereimtheiten, die man vernünftigerweise selbst den niedrigststehenden Völkern nicht zuschreiben darf.

Dass in der That in primitiven Zeiten viele Namen auf eine

Weise gebraucht werden, die deutlich einen solchen Mangel an Unterscheidungsvermögen verrathen, dass es zu den hier angenommenen Verwechslungen kommen muss, bedarf kaum eines Beweises. GROTE sagt von der Göttin Atē: „Derselbe Name wird hier manchmal verwendet, um die Person zu bezeichnen, manchmal aber auch das Attribut oder einen gar nicht personificirten Vorfall.“ Und ebenso ist mit Recht bemerkt worden, dass „bei Homer *Aides* unabänderlich der Name eines Gottes ist, während in späteren Zeiten derselbe auf sein Haus, seinen Wohnort oder sein Königreich übertragen wurde“. So erscheint denn Naturverehrung überhaupt nur als eine abirrende und abgeleitete Form der Geisterverehrung.

In ihren normalen wie in ihren abweichenden Formen entstehen alle Götter durch Apotheose. Ursprünglich ist der Gott weiter nichts als der irgendwie höher stehende lebende Mensch, dessen Macht und Kraft für übermenschlich gehalten wird. Belege dafür liefern uns fast alle uncivilisirten Völker der Gegenwart und die civilisirten Völker aus ihrer Vergangenheit. SELOUS erwähnt: „Der König dieser Kraals, »Situngweesa«, gilt bei den Amandebele für einen sehr mächtigen »Umlimo« oder Gott.“ Ebenso wurde bei den heutigen Hindus „der General Nicholson . . . noch zu seinen Lebzeiten als ein Heros angebetet, ungeachtet der gewalthätigen Verfolgung seiner eigenen Lehrer“. Der Rig Veda beweist, dass dasselbe auch von dem alten Volke von Indien galt. Seine Götter wurden folgendermaassen angerufen: „Du, Agni, der älteste Weise, am meisten Angiras ähnlich“ (R. V. I, 31). „Du, Agni, der hervorragendste Rishi“ (III, 21, 3). „Du (Indra) bist ein vor Alters geborener Rishi“ (VIII, 6, 41). „Indra ist ein Priester . . . Indra ist ein Rishi“ (VIII, 16, 7). Dass auch Achilles vergöttert wurde und dass der Tradition zufolge die pythische Priesterin es vorzog, Lykurg als einen Gott anzureden, sind andere Beispiele, die uns hinlänglich an die von Menschen herstammenden Gottheiten bei den Griechen erinnern. Es ist auch bekannt genug, dass bei den Römern und den von ihnen unterworfenen Völkern die Kaiserverehrung zu einem ausgeprägten Cultus wurde. In „jeder einzelnen der gallischen Städte“ — „gab es eine grosse Zahl von Männern, welche den höchsten sowohl wie den mittleren Classen angehörten, die Priester und Flamines des Augustus,



Flamines des Drusus, Priester des Vespasian oder Marcus Aurelius waren.“ „Die Statuen der Kaiser waren wirkliche Götterbilder, denen sie Weihrauch, Schlachtopfer und Gebete widmeten.“ Und wie natürlich solche Vorstellungen, die zu einem derartigen Cultus führen konnten, in jenen Zeiten auch anderen europäischen Völkern erschienen, beweist uns ein merkwürdiger Vorfall während des Feldzuges, den Tiberius als Prinz im Jahre 5 nach Christo in Germanien leitete, als die Römer und die Deutschen zu beiden Seiten der Elbe einander gegenüberstanden.

„Einer der Barbaren, ein alter Mann, kräftig gebaut und nach seinem Anzug zu urtheilen von hohem Range, sprang in einen ausgehöhlten Baumstamm (wie sie sich deren als Boote bedienen) und ruderte sein Fahrzeug bis in die Mitte des Flusses. Hier bat er um die Erlaubniss, ungefährdet auf unsere Seite kommen und den Prinzen sehen zu dürfen, und erhielt dieselbe. Nachdem er an das Ufer gestiegen, betrachtete er erst lange Zeit stillschweigend den Prinzen und brach schliesslich in diese Worte aus: »Wahnsinnig in der That sind unsere jungen Männer. Denn wenn Ihr ferne seid, so verehren sie Euch als Götter, und wenn Ihr Euch nähert, so fürchten sie vielmehr Euere Waffen, als dass sie Euch Verehrung erwiesen. Ich aber habe durch Deine gütige Erlaubniss, o Prinz, heute die Götter gesehen, von denen ich zuvor gehört hatte.«“

Dass auch unsere eigenen Vorfahren zum Theil die Götter einfach als hochstehende Menschen betrachteten, ist nicht minder klar. Wenn der Normanne „sich unfreundlich behandelt glaubte, sogar von seinen Göttern, so stellte er dieselben öffentlich zur Rede und vernachlässigte ihren Dienst“; und wir glauben fast einen heutigen Wilden zu hören, wenn wir von einem normannischen Krieger lesen: „Er wünschte sehnlichst, wenn er nur Odin antreffen könnte, um ihn anzugreifen.“

Da also für das primitive Denken Göttlichkeit offenbar gleichbedeutend ist mit höherer Stellung und da ein Gott ursprünglich ebensowohl eine mächtige lebende Person (gewöhnlich einem erobernden Volke angehörend) als auch ein Verstorbener sein kann, der als Geist übernatürliche Macht erlangt hat, so können halbgöttliche Wesen auf zweierlei Weise entstehen: die einen durch Verbindung zwischen der erobernden göttlichen Race

und dem unterjochten Volke, dem der einfache Name Mensch verblieb, die anderen durch vermeintlichen Verkehr zwischen lebenden Personen und Geistern. Wir haben schon gesehen, dass das Traumleben im allgemeinen ursprünglich vom wachen Leben gar nicht scharf getrennt wird. Und wenn man schon die scheinbaren Vorfälle in gewöhnlichen Träumen für wirklich hält, so ist leicht zu begreifen, dass Begleiterscheinungen der Träume von irgendwie merkwürdiger Art einen ganz besonders starken Glauben an ihre Wirklichkeit hervorrufen. Hat sich dieser Glaube an ihre Wirklichkeit einmal im Geiste des Volkes festgesetzt, so wird derselbe bei jeder gegebenen Gelegenheit verwerthet. Auf Hamóa (Schiffer-Inseln) „haben sie einen Glauben, der für den guten Ruf ihrer Frauen sehr bequem ist, dass nämlich manche dieser *hotooa pow* [bösen Geister] sie im Schlafe belästigen, in Folge dessen es dann dort gar viele Fälle von übernatürlicher Empfängniss gibt“. Bei den Dajaks ist es ebenso. Sowohl BROOKE als ST. JOHN erzählen uns von Kindern, die von gewissen Geistern erzeugt worden sein sollen. Gleicher Art und Natur war die Lehre der Babylonier von männlichen und weiblichen Geistern und ihrer Nachkommenschaft. Und in Europa hat sich ja der Glaube an *Incubi* und *Succubi* bis in verhältnissmässig späte Zeiten noch erhalten und gelegentlich zu merkwürdigen Geschichten Anlass gegeben, wie zu der von Robert dem Teufel. Natürlich können die Angaben über das Wesen des übernatürlichen Erzeugers sehr verschieden lauten: bald ist er ein Dämon oder Teufel, bald göttlicher Natur; und in Folge dessen entstehen dann hie und da Geschichten, wie z. B. diejenigen der Griechen über Menschen von göttlicher Abstammung.

So enthüllt uns also die vergleichende Sociologie einen gemeinsamen Ursprung für jedes wesentliche Element des religiösen Glaubens. Die Vorstellung von Geistern finden wir zusammen mit den daraus hervorgehenden, sich vermehrenden und weiter bildenden Ideen auf der ganzen Erde verbreitet — in den arktischen Gegenden sowohl wie in den Tropen, in den Wäldern Nordamerikas wie in den Wüsten Arabiens, in den Thälern des Himalaya wie in den Dschungeln Afrikas, auf den Abhängen der Anden wie auf den polynesischen Inseln. Sie treten uns in gleicher Klarheit entgegen bei Völkern von so verschiedenem Typus, dass competente Forscher glauben, dieselben müssten



sich schon von einander getrennt haben, bevor die heutige Vertheilung von Land und Meer zu stande gekommen war — bei straffhaarigen, lockenhaarigen und wollhaarigen Völkern, bei Weissen, Gelben, Kupferfarbigen und Schwarzen. Und wir finden sie sowohl bei Völkern, die noch gar keine Fortschritte in der Civilisation gemacht haben, wie bei Halbcivilisirten und Civilisirten. So besitzen wir also eine reiche Fülle von Beweisen für die natürliche Entstehung der Religionen.

## §. 586.

Um diesen Beweisen, welche ihrerseits die schon früher angeführten wiederum bekräftigen, noch eine ferner Stütze zu verleihen, möchte ich hier, statt wie bisher für jede einzelne der wichtigeren religiösen Vorstellungen nachzuweisen, wie sie bei den verschiedensten Völkern in ähnlicher Ausbildung vorkommt, vielmehr einen Überblick über die Gesamtheit derselben, wie sie bei ein und demselben Volke vorkommt, geben.

Bei den Ägyptern ging jener Glaube an die Wirklichkeit von Traumbildern und im Traume gesehenen Menschen, den sie, wie schon früher gezeigt wurde (§. 530), mit primitiven Völkern überhaupt theilen, Hand in Hand mit dem ebenso allgemein damit verknüpften Glauben, dass Schattenbilder eine gewisse Wesenheit besäßen. Der Schatten eines Menschen wurde „für einen wesentlichen Theil seiner Persönlichkeit gehalten“, und das Buch der Todten behandelt „ihn als etwas Stoffliches“. Ebenso begleitete aber auch das andere Ich eines Menschen, das sein *ka* genannt wurde, denselben während seines ganzen Lebens, und so sehen wir „den ägyptischen König gar häufig auf Bildwerken dargestellt, im Begriff, sein eigenes *ka* durch Opfer zu versöhnen“, wie es die Karenen noch heutzutage thun. „Die entkörperte Persönlichkeit“ hatte doch „eine materielle Form und Beschaffenheit. Die Seele hatte ihren eigenen Körper und konnte essen und trinken.“ Man glaubte aber auch, wie schon zum Theil aus dieser Angabe sich erschliessen lässt, dass Jedermann noch Persönlichkeiten von weniger materieller Art besitze. Nach dem Tode „war die Seele, obgleich an den Körper gebunden, doch frei genug, um das Grab zu verlassen und bei hellem Tage in jeder Form, die sie wählen mochte, dahin zurückzukehren“; und ein Papyrus erzählt uns sogar von Mumien, welche sich „in

ihren Katakomben über gewisse Umstände ihres früheren Lebens auf der Erde mit einander unterhielten“. Da das *ka* seine bestimmten Bedürfnisse hat, so muss ihm gehörige Pflege zu theil werden; und in der That, wie MASPERO sagt, „das Doppelwesen der Brode, der Getränke, des Fleisches ging in die andere Welt über und ernährte daselbst das Doppelwesen des Menschen.“ Mit diesem Glauben, dass die körperlichen Bedürfnisse und Genuisse auch im anderen Leben fort dauerten, verband sich naturgemäss die Vorstellung, dass das andere Leben auch im übrigen wesentlich gleich sei demjenigen hienieden, wie dies aus all den kunstvollen Darstellungen desselben hervorgeht, welche wir in den alten Gräbern, z. B. in dem von Ti, aufgefunden haben.

Ausser der Fürsorge für die Bedürfnisse und Gelüste des vermeintlich materiellen oder halbgeistigen Todten, welche aus solchem Glauben hervorging, bemühte man sich aber auch um die Befriedigung von Wünschen anderer Art. In der reichgeschmückten Grabkammer der Tochter des Königs Mycerinus wurde tagtäglich Weihrauch verbrannt und bei Nacht „unterhielt man eine brennende Lampe in dem Gemache“. Ganz allgemein finden öffentliche Lobpreisungen der Todten statt; und ein König, der einen werthgeschätzten Unterthanen zur Rückkehr nach Ägypten zu veranlassen sucht, verspricht demselben sogar: „Die Armen sollen ihre Klagen an der Pforte deines Grabes vorbringen. Gebete sollen an dich gerichtet werden.“ Indem solche Opfer, Lobpreisungen und Gebete von Fest zu Fest und schliesslich von Generation zu Generation fortgesetzt wurden, entwickelten sie sich allmählich zu einer feststehenden religiösen Verehrung. „Die Denkmäler aus der Zeit der Erbauung der Pyramiden erwähnen schon Priester und Propheten, welche dem Dienste des Cheops, des Chabryes und anderer Herrscher gewidmet waren und denselben Opfer darbrachten“ — Priester also, deren Nachfolger bis zur 26. Dynastie herab sich nachweisen lassen. Solche Priesterschaften wurden jedoch nicht nur zur Verehrung der königlichen, sondern auch zur Pflege anderer Todten eingesetzt. Grossgrundbesitzer pflegten, um sich Opfer für ihre Statuen zu sichern, „Verträge mit den Priestern ihrer Stadt abzuschliessen“, worin die Art der zu opfernden Speisen und Getränke vorgeschrieben war. Ja, dieses System wurde so weit ausgedünstelt, dass Hapi Tefa, der Statthalter einer Provinz,



„für alle Zeiten . . . . den Priestern feste Löhne aussetzte“, um den Opferdienst für sich selbst fort zu erhalten. Wie schon aus einigen der früheren Citate sich ergibt, musste durch Differenzirung aus der Verehrung der Todten auch eine Götzenanbetung entstehen. Das *ka*, von dem man erwartete, dass es früher oder später in die Mumie zurückkehren und dieselbe wieder beleben werde, konnte auch in eine Statue von Holz oder Stein eingehen, welche den Verstorbenen darstellte. Daraus erklären sich manche wunderbare Erscheinungen. In dem ägyptischen Grabe, das ja manchmal auch als „Haus des Doppelwesens“ bezeichnet wird, befand sich ein besonders abgegrenzter Raum mit einer kleinen Öffnung, welcher mehr oder weniger zahlreiche Bildnisse des Verstorbenen enthielt, damit, wenn etwa die Wiederbelebung der Mumie durch Zerstörung derselben unmöglich geworden sein sollte, jedes dieser Bildnisse an deren Stelle verwendet werden könnte.

Wenn somit bewiesen ist, dass die Bilderanbetung der Ägypter aus ihrer Ahnenverehrung hervorging, so fehlt es auch nicht an Beweisen, dass ihre Thierverehrung gleichen Ursprungs war. Vom Gotte Ammon Ra wird erzählt, er habe zu Thothmes III. gesagt:

„Ich habe gemacht, dass sie deine Majestät anschauten, gleich als wäre sie der Stern Seschet (der Abendstern) . . . . Ich habe gemacht, dass sie deine Majestät anschauten, als wäre sie ein Stier jung und voll Geistes . . . . Ich habe gemacht, dass sie deine Majestät anschauten, als wäre sie ein Krokodil (und ebenso geht es weiter mit einem Bären, einem Adler und einem Schakal) . . . . Ich bin es, der dich beschützt, o mein geliebter Sohn! Horus, tapferer Stier, Herrscher über die Thebaiden!“

Hier sehen wir nun in erster Linie, wie schon früher aus dem Beispiele von den Ainos, dass ein unmittelbarer Übergang von der Vergleichung zur bildlichen Redeweise stattfindet. „Deine Majestät, gleich als wäre sie ein Stier,“ wandelt sich sofort um in: „Horus, tapferer Stier.“ Dies führt naturgemäss in späteren Zeiten zur Verwechslung des Mannes mit dem Thiere und in Folge davon zur Verehrung des Thieres. Ferner aber ersehen wir daraus, dass die schmeichlerische Vergleichung eines Menschen mit mehreren Thieren, die ebenfalls durch bildliche Rede zur Identificirung führt, sehr leicht den Glauben an

ein vergöttertes Individuum hervorrufen kann, das mehrere verschiedene Formen hat. Ein anderer Fall zeigt uns, wie aus einer Bezeichnung, die bloß eine lobpreisende Anrede an einen localen Herrscher war, die Annahme eines Thierbildes für bekannte lebende Personen entstehen kann. Wir lesen so von „dem Widder, welcher der Herr der Stadt Mendes ist, dem Grossen Gotte, dem Leben des Ra, dem Erzeuger, dem Fürsten der jungen Frauen“. Wir sehen, wie der König von sich selbst spricht als „dem Bilde des göttlichen Widders, dem lebenden Abbilde von ihm . . . dem göttlichen Ausflusse des kinderreichen Widders . . . dem ältesten Sohne des Widders“. Und ferner erfahren wir, dass der König später die erste seiner Gemahlinnen vergötterte und „befahl, dass ihr Widder-Bildniss in allen Tempeln aufgestellt werde“.

Ebenso führt buchstäbliche Auffassung von rednerischen Bildern zur Verehrung himmlischer Dinge. Wie schon oben gezeigt wurde, wurde mit der Zeit der Stern Seschet mit einem einzelnen Menschen verwechselt, und dasselbe geschieht fortwährend mit der Sonne. So heisst es von einem bestimmten Könige: „Mein Herr, die Sonne, Amenhotep III., der Fürst von Theben, hat mich belohnt. Er ist der Sonnengott selber;“ und von ihm wird auch erzählt, „kein König habe Gleiches vollbracht seit den Zeiten der Herrschaft des Sonnengottes Ra, welcher das Land besass“. In ähnlicher Weise wird von dem Sarkophage, der für einen anderen König, Amenemhat, hergerichtet wurde, erzählt, dass „nimmer ein Ähnliches geschaffen worden ist seit den Zeiten des Gottes Ra“. Diese Citate beweisen, dass ein derartiges lobendes Gleichniss in so positiver Art und Weise angewendet zu werden pflegte, dass dasselbe schliesslich wie eine Wirklichkeit aufgefasst wurde und daraus der Glaube entstehen konnte, die Sonne sei thatsächlich Herrscher von Ägypten gewesen.

Geht schon aus den obigen Beispielen klar genug hervor, dass alle diese Glaubensansichten aus der Ahnenverehrung sich ableiten, so wird dies noch überzeugender, wenn wir einerseits beachten, wie der Name „Gott“ auch auf höherstehende Lebende angewendet zu werden pflegt und anderseits wie durchaus menschlich in allen ihren Eigenschaften die gewöhnlich als „Götter“ bezeichneten Wesen waren. „Möchte Se. Majestät befehlen, dass



ein Gott gesendet werde“ — so lautete die Anrede an einen König von Ägypten, wenn er nach einem Geisterbeschwörer fragte, und der Mann, der gesendet wurde, wird wiederholt als „jener Gott“ erwähnt. Wenn wir so einen lebenden Medicinmann unter göttlichem Namen angeführt finden, so kann es uns nicht wundern, wenn der König Sahura aus der fünften Dynastie genannt wird „der Gott, der du alle Nationen niederschlägst und alle Länder mit deinem Arm erreichst“, oder wenn wir ähnliche Vergötterungen anderer historischer Könige und Königinnen antreffen, wie z. B. von Mencheres und Nofert-Ari-Aähmes. Und wird endlich sogar einem lebenden König wie Ramses II. Allmacht und Allgegenwart zugeschrieben, so bleibt allerdings kaum noch eine weitere Möglichkeit der Vergötterung übrig. Umsoweniger, als mit diesen überschwenglichen Vorstellungen von einzelnen Menschen ganz niedrige Vorstellungen von den Göttern Hand in Hand gingen, wie z. B. folgende Stelle beweist:

„Es ist oft genug vom Körper der Götter ebensowohl wie von ihrer Seele die Rede, und jener wie diese hat bestimmte Theile und Leidenschaften; sie werden beschrieben als unter Hunger und Durst, hohem Alter, Krankheit und Sorge leidend. Sie vergiessen Schweiß, ihre Glieder zittern, ihr Kopf schmerzt, ihre Zähne klappern, ihre Augen weinen, ihre Nase blutet, »Gift nimmt von ihrem Fleisch Besitz« . . . . Alle grossen Götter bedürfen des Schutzes. Osiris ist hilflos gegen seine Feinde und seine Überreste werden von seinem Weibe und seiner Schwester geschützt“\*.

\* Es ist sonderbar, wie unzugänglich für klare Beweise der Geist des Menschen wird, wenn er einmal voreingenommen ist. Man sollte meinen, dass eine derartige Fülle von Beweisen, welche überdies mit den aus zahlreichen anderen Gesellschaften herstammenden Belegen durchaus übereinstimmen, Jedermann überzeugt haben müsste, dass die ägyptische Religion nur eine weiter entwickelte Ahnen-Verehrung war. Allein solche Beweise scheinen gar keine Wirkung zu haben auf den Geist der Theologen und der Mythologen. Wenn auch die altägyptische Überlieferung sagt, dass „das Land von Punt der ursprüngliche Sitz der Götter war“, von wo „die Heiligen nach dem Nilthal gewandert sind, an ihrer Spitze Amon, Horus, Hathor“; — obgleich auch eine andere Tradition uns lehrt, dass „während des ersten Zeitalters eine Dynastie von Göttern in dem Lande herrschte, auf diese das Zeitalter der Halbgötter folgte und die Dynastie der geheimnissvollen Manes die vorgeschichtliche Zeit abschloss“; — obgleich diese Überlieferungen im Einklange stehen mit jener Vergötterung der Könige, Priester, untergeordneten Häupter und in gewissem

Wenn man mit Recht zu sagen pflegt, dass die eine Hälfte der Welt nicht wisse, wie die andere Hälfte lebt, so kann man gewiss ebenso gut auch sagen, dass die eine Hälfte der Welt keine Idee davon hat, was die andere Hälfte denkt und was sie selbst vor Zeiten gedacht hat. Allgemein beobachten wir auf einer höheren geistigen Stufe ein fast völliges Vergessen desjenigen, was auf niederer geistiger Stufe jedem bekannt und vertraut war. Gewöhnlich sind dem Erwachsenen die Gedanken und Gefühle der Kindheit zum grössten Theil so vollständig verschwunden, dass er unfähig geworden ist, sich dieselben auch nur vorzustellen; und ebenso sind aus dem Bewusstsein der cultivirten Menschheit gewisse Begriffe, welche dem Bewusstsein der uncultivirten Menschheit ganz naturgemäss waren, so gänzlich verschwunden, dass es der ersteren nun beinahe unglaublich erscheint, jemals selber solche Vorstellungen gehegt zu haben. Allein ebenso gewiss, als die ungereimten Ansichten, über welche die Eltern heute lachen, wenn sie ihnen im Munde ihrer Kinder entgegentreten, einstens ihre eignen waren, ebenso gewiss hatten fortgeschrittene Völker, denen die Vorstellungen der primitiven Menschen lächerlich erscheinen, seinerzeit Vorfahren, welche eben diese primitiven Vorstellungen hegten und vertheidigten. Ihre

Sinne jedes gewöhnlichen Menschen, von der uns die ägyptische Geschichte überall erzählt, so wird doch all' dieses Beweismaterial unbeachtet bei Seite geschoben, weil man den Wunsch hegt, den Ägyptern einen ursprünglichen Monotheismus oder eine primitive Naturverehrung zuzuschreiben. Die einzigen Autoritäten hiefür sind gewisse Angaben, welche die ägyptischen Priester der späteren Zeiten machten oder welche auf einzelnen Inschriften zu finden sind — schriftliche oder mündliche Angaben, denen doch nothwendigerweise eine lange Zeit vorausgehen musste, während welcher die Kunst der Aufzeichnung von Urkunden noch nicht erfunden war und eine fernere lange Zeit der wirklichen Cultur — Angaben also, die natürlich nur verhältnissmässig weit vorgeschrittene Vorstellungen wiedergeben können. Es wäre ungefähr ebenso vernünftig, leugnen zu wollen, dass der ursprüngliche jüdische Gottesdienst der im Leviticus (III. Buch Mose) vorgeschriebene war, weil dieser Gottesdienst von Amos und Hosea verurtheilt wird. Es wäre ebenso vernünftig, die Vorstellung von Zeus, welche SOKRATES entwickelt, als Widerlegung des groben Anthropomorphismus der alten Griechen hinstellen zu wollen. Oder es wäre ebenso vernünftig, irgend eine verfeinerte Schattirung des Christenthums aus der neuesten Zeit herauszugreifen, wie z. B. die von MAURICE [Haupt der „christlich Socialen“ und der Broad Church-Partei in England, gestorben 1872], um zeigen zu wollen, was die Christen des Mittelalters geglaubt haben.



eigene Theorie von den Dingen ist durch langsame Abänderung aus jener ursprünglichen Theorie von den Dingen hervorgegangen, welche, von der vermeintlichen Wirklichkeit der Träume ausgehend, in der vermeintlichen Wirklichkeit der Geister gipfelte, woraus sich dann weiter jede Art von vermeintlichen übernatürlichen Wesen entwickelt hat.

## §. 587.

Gibt es nun vielleicht doch irgend eine Ausnahme von dieser Verallgemeinerung? Müssen wir annehmen, dass inmitten der zahlreichen in Form und Entwicklungszustand so sehr von einander abweichenden Religionen, welche aber alle diesen gemeinsamen Ursprung haben, eine einzige existire, die aus ganz anderer Quelle entstamme? Sind wir genöthigt, zuzugeben, dass, während alle übrigen Religionen natürlich sind, allein die Religion der alten Juden, welche mit einigen Abänderungen auf uns gekommen ist, übernatürlich sei?

Wenn wir auf diese Fragen eine Antwort suchen und diese angeblich eine Ausnahme bildende Religion mit den übrigen vergleichen, so zeigt sich bald, dass sie nicht so sehr von ihnen abweicht, um auf eine verschiedene Entstehung schliessen zu lassen. Im Gegentheil finden wir, dass sie durchweg sehr auffällige Ähnlichkeiten mit jenen aufweist. Wir wollen diese gruppenweise betrachten.

In erster Linie war sicherlich der Grundstock abergläubischer Vorstellungen, aus welchem die Religion der alten Juden sich hervorentwickelte, von gleicher Natur wie der, welcher überall sonst anzutreffen ist. Wenn auch während des früheren nomadischen Zustandes des Volkes der Glaube an eine dauernd fortlebende Seele noch nicht entwickelt war, so zeigte sich doch ein Glaube an die Wirklichkeit der Träume und der in den Träumen gesehenen Wesen. In einem späteren Stadium finden wir die Meinung verbreitet, dass die Todten hören und manchmal auch antworten könnten. Man versuchte die Todten zu versöhnen, indem man sich den Körper zerfleischte und das Haar abschnitt; man spendete den Todten Speisen aller Art; von den Geistern der Todten glaubte man, sie hausten in der Umgebung der Begräbnissplätze; und die in Menschen eindringenden Dämonen verursachten bei ihnen Krankheiten und sündhaftes Thun.

Die Juden waren ganz ebenso wie heutige Wilde fest überzeugt von der Wirksamkeit der Amulette, der Zauberei und der Geisterbeschwörung u. s. w. und hatten denn auch bestimmte Leute, welche den Medicinmännern entsprachen — Leute, die im Besitz von „Familiengeistern“, von „Hexengeistern“ u. s. w. waren (Jesaias VIII, 19), und noch andere, die ursprünglich Seher und Wahrsager, später aber Propheten genannt wurden (1. Samuel. IX, 9), denen sie zum Dank für die gewährten Aufschlüsse, selbst wenn es sich z. B. um die Aufsuchung verlorener Esel handelte, Geschenke gaben. Und Samuel, der den Himmel um Donner und Regen anfleht, spielt dabei ganz die Rolle eines Wetterdoctors oder Regenmakers, einer Persönlichkeit also, die wir in verschiedenen Theilen der Welt noch heute antreffen.

Auch mancherlei Überlieferungen theilten sie mit anderen Völkern. Ihre Sage von der Sündfluth ist nicht nur mit derjenigen der Akkadier, sondern auch mit derjenigen der Hindus nahe verwandt, denn bei letzteren erzählt der Sathapatha-Brahmana, wie Menu von Wischnu belehrt worden sei, eine Arche zu bauen, um der kommenden Fluth zu entgehen, und diese sei, wie vorausgesagt, eingetreten und „habe alle lebenden Geschöpfe dahingerafft; Menu allein blieb am Leben“. Der Geschichte von der Geburt Moses' entspricht eine assyrische Sage, welche berichtet: „Ich bin Sargina, der grosse König . . . Meine Mutter . . . an einem verborgenen Orte brachte sie mich zur Welt; sie legte mich in ein Körbchen von Binsengras . . . sie warf mich in den Fluss . . .“ u. s. w. Nicht anders ist es mit dem Kalender und den damit zusammenhängenden Gebräuchen. „Die assyrischen Monate waren Mondmonate . . . und der siebente, vierzehnte, einundzwanzigste und achtundzwanzigste Tag waren die Sabbathe. An diesen Sabbathtagen war jede aussergewöhnliche Arbeit, selbst Thaten der Barmherzigkeit verboten . . . Die Vorschriften waren im Ganzen sehr ähnlich denjenigen des jüdischen Gesetzes.“

So verhält es sich denn auch mit ihrer Theologie. Unter dem gemeinsamen Namen *Elohim* wurden ausgezeichnete lebende Personen, gewöhnliche Geister und höhere Geister oder Götter zusammengefasst. Mit anderen Worten: bei den Juden sowohl wie bei den Ägyptern und zahlreichen anderen Völkern bedeutete ein Gott einfach ein mächtiges Wesen, mochte dasselbe in sichtbarer



oder unsichtbarer Gestalt existiren. Ebenso wie das ägyptische Wort für Gott, *Nutar*, vielfach auch gebraucht wurde, um Kraft zu bezeichnen, so auch das Wort *Il* oder *El* bei den alten Juden, welche es auf Heroen anwenden und nicht minder „auf die Götter der Heiden“. Aus diesen Vorstellungen wuchs dann hier wie in anderen Fällen die Versöhnung oder Verehrung verschiedener übernatürlicher Götter empor — ein wahrer Polytheismus. Abraham war ein Halbgott, an welchen Gebete gerichtet wurden. „Sie opferten den Feldteufeln, nicht ihrem Gott; sie opferten den Göttern, welche sie nicht kannten, den neuen Göttern, die zuvor nicht gewesen sind, die euere Väter nicht geehret haben“ (5. Moses XXXII). Dass der Glaube an andere Götter ausser Jahveh noch lange sich forterhalten hat, beweisen uns Salomo's Opfer für dieselben und nicht minder die unaufhörlichen Klagen der Propheten darüber. Überdies blieb ja, selbst nachdem Jahveh der allgemein anerkannte oberste Gott geworden war, doch die allgemeine Auffassung der Sache im Wesentlichen polytheistisch. Denn gerade wie in der Ilias (5. Buch, 1000—1120) die Götter und Göttinnen dargestellt sind, wie sie mit Schwert und Lanze die Kämpfe der Sterblichen ausfechten, für deren Streit sie sich erhitzen haben, so heisst es auch von den Engeln und Erzengeln des jüdischen Pantheons, sie fochten im Himmel, wenn die jeweils von ihnen beschützten Völker auf der Erde mit einander kämpften: — eine Vorstellungsweise, welche genau derjenigen mancher heutigen Wilden parallel geht.

Sehen wir also, dass Jahveh ursprünglich nur ein Gott unter vielen war — der Gott, welcher der höchste unter ihnen wurde, so haben wir nun zu prüfen, welches sein Wesen sein sollte nach dem Wortlaut der vorhandenen Urkunden. Wir wollen nicht weiter bei der Geschichte von dem Garten Eden verweilen (die wahrscheinlich von den Akkadiern herübergenommen wurde), wo Gott in durchaus menschlicher Gestalt wandelte und sprach; wir wollen auch nur eben der Zeit gedenken, wo „der Herr hernieder kam, um die Stadt und den Thurm zu sehen, welche die Menschenkinder gebaut hatten“, und wollen vielmehr auf solche Vorkommnisse verweisen wie das, wo der Herr mit Jakob rang oder wo der „Herr von Angesicht zu Angesicht mit Moses sprach, wie ein Mann mit seinem Freunde spricht“. Diese und viele

ähnliche Fälle beweisen, dass für die Juden der älteren Zeit Jahveh, „der Kraftvolle“, „ein Herr des Krieges“, nachdem er ursprünglich ein kleiner Machthaber gewesen war (gleich denen, die heutzutage noch von den Beduinen Götter genannt werden), in etwas späterer Zeit als der mächtigste unter den zahlreichen von ihnen verehrten Geistern erschien; und demgemäss waren denn auch die Stätten, wo ihm Opfer dargebracht wurden, ursprünglich hochliegende Orte (2. Könige XII, 3), wie sie gewöhnlich als Begräbnisstätten für höherstehende Personen gewählt wurden und wie sie heutzutage noch in diesen Gegenden üblich sind. So sagt BURKHARDT von den Beduinen: — „die Gräber der Heiligen liegen gewöhnlich auf den Spitzen der Berge,“ und: — „an ihn (einen Heiligen) richten alle umwohnenden Araber ihre Gelübde“. Hierin erkennen wir auch eine grosse Ähnlichkeit mit den älteren religiösen Ideen der Griechen, Skandinavier und anderer Völker, bei welchen allen die Götter, ihrem Aussehen nach von Menschen nicht unterscheidbar, gar oft in Kämpfe mit solchen eintreten, die sie keineswegs immer siegreich ausfechten.

Ausserdem war dieser „Gott der Schlachten“, welcher die schwersten Strafen, mit denen er gar nicht sparsam umging, wegen Ungehorsams gegen seine Gebote verhängte, offenbar ein Localgott — der „Gott Israels“. Das Gebot: „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben,“ bedeutete nicht etwa, dass es keine anderen gebe, sondern vielmehr, dass die Israeliten deren Autorität nicht anerkennen dürften. Das Eingeständniss, dass der jüdische Gott nicht der einzige Gott war, liegt ja auch stillschweigend in dem Ausdrucke: „unser“ Gott, wie ihn die Juden brauchten, um Jahveh von anderen Göttern zu unterscheiden. Und wenn mit diesem Zugeständniss, dass Jahveh nur ein Gott unter vielen war, sich vielfach die Behauptung von der Universalität seiner Herrschaft verbindet, so findet auch dieses seines Gleichen in den Behauptungen der Ägypter über einige ihrer Götter. ja sogar über einen lebenden Pharaon, von welchem es heisst: „kein Ort ist ohne deine Güte. Deine Worte sind das Gesetz eines jeden Landes . . . . Du hast Millionen Ohren . . . . Was immer im Geheimen gethan wird, dein Auge sieht es.“

Diesen räumlichen Einschränkungen von Jahves Autorität



entsprechen ähnliche Einschränkungen in Bezug auf den Grad derselben. Ein Anspruch auf Allmacht wurde ihm keineswegs zugeschrieben. Wir erinnern nur an die Erzählung von dem Misslingen seines Versuchs, Moses persönlich zu erschlagen, und verweisen weiter besonders auf die Niederlagen der Israeliten, wenn sie auf seine Anweisung hin in den Kampf zogen, wie z. B. in zwei Schlachten gegen die Benjaminiter, oder in einer Schlacht gegen die Philister, „als die Lade Gottes geraubt wurde“ (1. Samuelis IV, 3—10). Und ausserdem haben wir ja die ausdrückliche Angabe, dass der Herr, als er „mit Juda war“, „die Bewohner des Thales nicht hinaustreiben konnte, darum, dass sie eiserne Wagen hatten“ (Richter I, 19). Er hat also Mängel und Unvollkommenheiten ganz entsprechend denen, welche andere Völker ihren Göttern zuschrieben.

Ähnlich steht es mit seinem Verstande und seinem sittlichen Charakter. Jahveh lässt sich Berichte zutragen; er geht selbst hin, um zu sehen, ob solche Nachrichten wahr sind; er bereut, was er gethan hat — was alles nichts weniger als Allwissenheit voraussetzt. Gleich den ägyptischen und assyrischen Königen lobt er fortwährend sich selbst, und während er das eine Mal sagt: „Ich werde meine Ehre keinem Andern lassen“ (Jesaias XLVIII, 11), schildert er andere Male sich selbst als eifersüchtig und rachgierig und als ein unbarmherziger Vernichter seiner Feinde. Er sendet einen Lügegeist, um einen König irre zu führen, gerade wie Zeus es mit Agamemnon thut (2. Chron. XVIII, 20—22); seinen Worten zufolge will er einen Propheten täuschen, damit derselbe falsch prophezeihe, womit er ihn dann zu Grunde richten will (Ezech. XIV, 9); er verhärtet die Herzen der Menschen, um ihnen dann Unheil über den Hals schicken zu können für das, was sie in Folge dessen thun; ja er stiftet Jemand zu einer vermeintlichen Sünde an, um nachher diejenigen zu strafen, welche an derselben gar nicht betheiligt waren, wie es mit David geschah, den er veranlasste, eine Zählung in Israel zu veranstalten. Kurz, er handelt ganz so wie die griechischen Götter, von denen auch Jedermann glaubte, dass sie zum Schlechten anstifteten, und die in ihrer Rache ebenso wenig wählerisch waren.

Gleiche Übereinstimmung zeigen uns die Formen der Verehrung. Wenn man auch von den beabsichtigten oder wirklich ausgeführten Menschenopfern absehen wollte (obgleich Micha,

indem er das Opfer eines Sohnes unmittelbar mit den Opfern von Widern und Kälbern zusammenstellt, als Versöhnungsmittel, welche zu verwerfen seien, deutlich genug erkennen lässt [Cap. VI, 6—9], dass beide im Geiste der Juden auf das innigste verbunden waren), so genügt es doch, darauf hinzuweisen, dass die vorgeschriebenen Ceremonien in den Tempeln den überall gebräuchlichen Charakter besaßen. Die Opfergaben, welche man an manchen Orten „das Brod Gottes“ nannte, umfassten gleich denen für die ägyptischen Götter und Mumien sowohl Brod als Fleisch, Fett, Öl, Blut, Getränke, Früchte u. s. w., und wie bei anderen Völkern wurde auch hier ein beständiges Feuer unterhalten und Weihrauch verbrannt: zweimal täglich bei den Juden, viermal täglich bei den Mexicanern. Es wurde angenommen, dass Jahveh sich des süßen Duftes der verbrannten Opfergaben freue, gleich den in Götzenbildern wohnenden Göttern der Neger (§. 161). Entsprechend dem Glauben, dass „das Blut das Leben ist“, wurde dieses, mochte es nun je nach den Umständen auf dem Boden oder auf dem Altar vergossen werden, für Jahveh reservirt, ganz wie es für die alten mexicanischen oder central-amerikanischen Götter geschah, denen man fortwährend das Blut von geopfertem Menschen wie von Thieren darbrachte und bald das Bild des Gottes selbst, bald nur die Schwelle am Eingange in den Tempel damit beschmierte. Wie die Ägypter und die Griechen, so opferten auch die Juden Hekatomben von Ochsen und Schafen für ihren Gott, manchmal in der Zahl von vielen Tausenden (1. Könige VIII, 62—64). Bei den Juden war es streng geboten, dass nur unbefleckte Thiere zum Opfer dargebracht wurden, und ganz so bestimmte bei den Griechen „ein Gesetz, dass das beste unter allem Vieh den Göttern geopfert werde“, während bei den Peruanern es nicht minder streng geboten war, dass „Alles ohne Flecken oder Tadel sei“. Es gibt noch eine merkwürdigere Ähnlichkeit dieser Art. Jene im Leviticus (III. B. Mosis) niedergelegten Vorschriften, denen zufolge gewisse Theile der Thiere dem Jahveh zu übergeben seien, während andere Theile den Priestern blieben, erinnern uns an die Stiftungsgaben, durch die ägyptische Grundbesitzer dafür zu sorgen suchten, dass ihren Geistern bestimmte Theile der geopfertem Thiere zugetheilt würden, während das Übrige dann den *ka*-Priestern überlassen blieb.



Ferner: gerade wie wir gesehen haben, dass die Götter der Wayao, welche Geister von grossen Häuptlingen früherer Zeit waren, auf den bewölkten Gipfeln bestimmter Berge der Umgebung wohnten, und gerade wie die Residenz des „Herrschers im Donnergewölk, Zeus“, die Spitze des Olympos war, wo sich die Gewitterwolken sammelten, so ist auch der Juden „Gott in der Wolke herabgestiegen“ auf den Gipfel des Berges Sinai, manchmal begleitet von Donner und Blitz. Überdies entspricht die Angabe, dass Moses von dort die Gesetzestafeln heruntergebracht habe, welche ihm angeblich von Jahveh selbst eingehändigt worden seien, ganz der Sage, dass vom Berge Ida auf der Insel Kreta aus der Höhle, in welcher den Berichten nach Zeus aufgezogen worden war (oder von dem damit zusammenhängenden Berge Juktas, der in alten Zeiten im Rufe stand, die Begräbnisstätte von Zeus zu enthalten), Rhadamanthus zuerst die Gebote des Zeus heruntergebracht habe und Minos nochmals dorthin gegangen sei, um eine Wiederbestätigung der Autorität für seine Gesetze zu erlangen\*.

In Kürze seien noch einige andere Übereinstimmungen angeführt. Mit dem Bericht von der Rathsversammlung, die Jahveh abhielt, als er Ahab's Vernichtung beschloss, können wir die Schilderung des Rathes der ägyptischen Götter vergleichen, die

---

\* Es ist für unsere Zwecke ganz gleichgültig, ob dies der olympische Zeus selber war oder nicht. Es genügt, dass er ein König war, dessen auf Bergen wohnender Geist zu einem Gott wurde, der bestimmte Befehle gab. Dass jedoch die beiden Persönlichkeiten ursprünglich doch eine einzige waren, ist eine durchaus haltbare Annahme. Wenn ein wanderndes Volk den Glauben an einen Gott besass, welcher einen benachbarten Berg bewohnte, auf dem die Wolken sich zu sammeln pflegten, so musste dasselbe nach seiner Niederlassung an einem anderen Ort in der Nähe eines Berges, der sich gleichfalls als Ausgangsstätte von Gewitterstürmen auszeichnete, ganz naturgemäss auf den Gedanken kommen, dass sein Gott mit ihm hergewandert sei. Ein vor kurzem erschienenenes Werk „Africana“ liefert mir mehrfache Beweise, welche diese Annahme unterstützen, insoweit wenigstens, als die Wayaos als höchste Gottheiten bestimmte Götter ansehen, welche ursprünglich in einer von ihnen jetzt verlassenen Landschaft localisirt waren, die aber gegenwärtig doch in gewissem Sinne bei ihnen sein müssen, wenn sie als ihre obersten Götter betrachtet werden können. Auch die verschiedenen Genealogien des olympischen Zeus haben wenig zu bedeuten in Anbetracht der zahlreichen Abweichungen, welche in den Genealogien historischer Persönlichkeiten bei den Griechen vorkommen.

versammelt waren, um dem Ra ihren Rath zu ertheilen, als er die Vernichtung der ganzen Welt plante, und ebenso die Schilderung der von Zeus abgehaltenen Versammlungen der griechischen Götter. Die verschiedensten Völker haben Abbilder ihrer Götter, in welchen diese selbst wohnen sollten, in die Schlacht mitgenommen, gerade wie es die Juden mit der Bundeslade thaten, die als Wohnstätte Jahvehs galt. Wie es bei vielen Wilden (die selbst bei ihren Lebzeiten es sehr ungern haben, wenn ihr Name bekannt oder genannt wird) streng verboten ist, einen Todten bei seinem wirklichen Namen zu rufen, besonders wenn derselbe höheren Ranges war, und wie es auch bei den alten Römern ein „tief eingewurzelter Glaube war, dass der Name des eigentlichen Schutzgeistes des Gemeinwesens auf immer unausgesprochen bleiben sollte“, so auch bei den Juden in alten Zeiten: ihr Gott hatte keinen Namen. Der Tanz war eine Form der Verehrung bei den Juden so gut wie bei den Griechen und vielen wilden Völkern, so z. B. den Irokesen. Fasten und Bussübungen gleich denen der Juden finden oder fanden sich an vielen Orten, besonders im alten Mexico, in Central-Amerika und Peru, wo sie ganz besonders streng gehalten wurden. Dem Eintreffen von Prophezeihungen, dessen sich die Juden rühmten, stehen ebenso bestimmt behauptete Erfüllungen von Prophezeihungen bei den Griechen gegenüber, und diese waren nicht minder davon überzeugt, dass dies ein Beweis für die Wahrheit ihrer Religion sei. Ja, dasselbe wird uns sogar von den Sandwich-Insulanern erzählt, welche erklärten, dass der Tod von Capitän Cook „die Prophezeihungen ihrer Priester erfüllt habe, welche diese traurige Katastrophe vorausgesagt hätten“. Die Ausübung von Wunderthaten, welche dem jüdischen Gott zugesprochen werden, als wären sie etwas ihm ganz ausschliesslich Eigenes, wird ja ganz regelmässig von den Göttern aller Völker in der ganzen Welt behauptet. Die Himmelfahrt des lebendigen Elisa erinnert uns an die chaldäische Sage von dem „zum Himmel gefahrenen Verfahren des Isdubar, dem Hasisadra oder Xisuthrus“; und in den Mythologien der neuen Welt kommen Fälle vor, wie der von Hiawatha, welcher lebend in den Himmel versetzt wurde in seinem zauberhaften Kahne, oder von dem National-Helden der Arawáks, Arawanili. Wie bei den Juden Jahveh geschildert wird, als wäre er wohl in den ältesten Zeiten, nicht aber später



den Menschen in menschlicher Gestalt erschienen, so ist auch bei den Griechen die Theophanie, das Erscheinen der Götter, in der Ilias noch ein häufiges Vorkommniß, sie wird aber sehr spärlich in den Überlieferungen aus späterer Zeit. Ja, das Gleiche findet sich auch bei den alten Central-Amerikanern. So sagte ein Indianer in Erwiderung auf eine Frage des Bruders Bobadilla: „Seit langer Zeit sind unsere Götter nicht zu ihnen [ihren Verehrern] gekommen, noch haben sie mit ihnen gesprochen. Aber früher pflegten sie dies zu thun, wie unsere Vorfahren uns erzählt haben.“

Auch wenn wir uns nun zu der höher entwickelten Form der jüdischen Religion wenden, fehlt es nicht an interessanten Übereinstimmungen. Dass bei den Christen in der Regel von einem Menschen göttlicher Abstammung die Rede ist, als ob dies eine ihrer Religion ausschliesslich zukommende Erscheinung wäre, ist sehr sonderbar, angesichts ihrer Kenntniss der Geschichten von Personen göttlicher Abstammung bei den Griechen, wie z. B. Äsculap, Pythagoras und Plato. Allein nicht die griechische Religion nur liefert uns solche Parallelen. Der assyrische König Nebukadnezar behauptete, er sei von Gott erzeugt. Es gibt eine Überlieferung bei den Mongolen, dass Alung Goa, welche selbst „einen Geist zum Vater hatte“, drei Söhne von einem Geist erzeugt geboren habe. Wenn im alten Peru unter den der Sonne geweihten Jungfrauen eine „sich als schwanger erwies, so sagte sie, es sei von der Sonne gekommen, und dies wurde geglaubt, sofern nicht ein bestimmter Beweis vom Gegentheil vorlag“. Und unter den heutigen Einwohnern von Mangaia herrscht die Überlieferung, dass „die liebliche Ina-ani-vai zwei Söhne von dem grossen Gott Tangaroa hatte“. Auch die Stellung als Mittler, welche der Sohn Gottes einnimmt, kommt ähnlichen Gestalten anderwärts ebenso zu. Unter den Fidschianischen Göttern „scheinen Tokairambe und Tui Lakemba Randinandina dem Ndengei zunächst zu stehen, da sie seine Söhne sind und als Mittler dienen, um die Gebete der Hilfeflehenden ihrem Vater zu übermitteln“.

Endlich finden wir auch an verschiedenen Orten Gebräuche, welche unserem Abendmahle entsprechen. Alle solchen Gebräuche entspringen ja aus dem ursprünglichen Glauben, dass das Wesen eines Menschen, da es allen seinen Theilen innewohne, auch alle

dem anhängt, was in denselben aufgenommen wird, so dass also zwischen solchen, die von derselben Speise essen, ein gewisses Band geknüpft werde. Um nun unter vielen Beispielen nur eines herauszugreifen, nenne ich die Padam, welche „jedes Bündniss, das durch Austausch von Fleisch als Nahrung befestigt worden ist, für unverletzlich halten“. Da man glaubt, dass auch die Geister der Todten ihre bisherigen Bedürfnisse und Gelüste beibehielten und daher entweder von den ihnen dargebotenen materiellen Speisen oder von dem Geist derselben sich nährten, so wird auch diese Vorstellung auf sie ausgedehnt. Daraus erklären sich die fast bei allen Völkern vorkommenden Festmahle, bei welchen, wie man glaubt, die Todten sich mit den Lebendigen zusammenthun und auf diese Weise die Beziehungen der Unterordnung auf der einen und der gütigen Herablassung auf der anderen Seite erneuern. Und dieses Essen mit dem Geiste oder dem Gotte, welches bei den Mexicanern umgewandelt wurde in das „den Gott Essen“ (als Symbol diente ihnen dabei ein mit dem Blut eines Schlachtopfers bereiteter Kuchen), verknüpfte sich mit der Vorstellung von einem Knechtschaftsverhältniss gegenüber dem Gotte für eine bestimmte Zeit.

Um endlich noch manche nebensächliche Ähnlichkeiten kurz zusammenzufassen, so sei erwähnt, dass die christlichen Kreuzzüge, um vom heiligen Grabe Besitz zu ergreifen, ihr Vorbild schon längst in dem heiligen Krieg der Griechen hatten, durch den sie sich den Zugang nach Delphi wieder verschafften; dass ebenso wie bei den Christen ein Theil der Gottesverehrung im Hersagen der Thaten des jüdischen Gottes, der Propheten und der Könige besteht, so auch in der Gottesverehrung der Griechen die Gesänge von den Grossthaten der homerischen Götter und Helden einen wichtigen Theil ausmachten; dass die griechischen Tempel grosse Reichthümer ansammelten durch die kostbaren Gaben der Könige und wohlhabenden Leute, vermittelt deren sie die Gunst oder die Verzeihung der Götter zu erlangen suchten, gerade wie es mit christlichen Kathedralen geschehen ist; dass die Peterskirche zu Rom aufgebaut worden ist aus Mitteln, die aus den verschiedenen katholischen Ländern aufgebracht wurden, gerade wie der Tempel zu Delphi wieder aufgebaut wurde durch Contributionen der einzelnen griechischen Staaten; dass ferner die Lehre von der besonderen Fürsorge der Götter



für einzelne Menschen, wie sie über die ganze Welt verbreitet ist, so auch bei den Griechen nicht minder herrschte als bei den Christen, derart dass, wie GROTE sich ausdrückt, „die Lebensbeschreibungen der Heiligen uns beinahe bis in die einfache und fortwährend eingreifende Theologie des homerischen Zeitalters zurückversetzen“; und endlich, dass so viele andere Religionen in der neuen wie in der alten Welt gleich dem Christenthum Taufe, Beichte, Heiligsprechung, Cölibat, das Hersagen einer Segensformel und noch manche andere Gebräuche aufweisen.

## §. 588.

Was ist nun aus allen diesen Beweisen zu schliessen? Was hat diese innere Einheit des Wesens, welche die Religionen überhaupt aufweisen, zu bedeuten? Und dann insbesondere, was sollen wir von der grossen Familienähnlichkeit sagen, welche zwischen dem Glaubensbekenntniss der Christenheit und anderen Bekenntnissen besteht? Überschaun wir noch einmal kurz die Thatsachen.

Dem Geiste derjenigen unter den Civilisirten, welche in Folge gewisser Mängel ihrer Sinne von der Belehrung durch Andere abgeschnitten waren, ebenso wie dem Geiste verschiedener primitiver Völker fehlen religiöse Vorstellungen gänzlich. Wo immer jedoch die ersten Anfänge derselben vorkommen, da finden sie sich stets in der Form eines Glaubens an die Doppelwesen der Todten und der ihnen dargebrachten Opfer. Die Geistertheorie mit der daraus entspringenden Versöhnung gewöhnlicher Geister lebt in der Regel noch lange fort, während daneben der Glaube an übernatürliche Wesen von mächtigerer Art und die Versuche zur Versöhnung derselben sich entwickelt haben — an Wesen, die anfänglich noch mit demselben Gattungsnamen bezeichnet werden wie gewöhnliche Geister und sich nur Schritt für Schritt von diesen differenziren. Und die Verehrung der vermeintlichen übernatürlichen Wesen bis hinauf zum höchsten ist überall von wesentlich gleicher Art und unterscheidet sich nur im Grade ihrer Ausbildung. Worauf beruht dieser innere Zusammenhang? Beweist derselbe nicht klar genug, dass ebenso wie andere Erscheinungen, welche die zu gesellschaftlichen Gruppen vereinigten menschlichen Wesen darbieten, so auch die Religionen sämmtlich eine natürliche Entstehung gehabt haben?

Sollen wir nun eine Ausnahme hievon machen mit der bei uns herrschenden Religion? Wer zu behaupten wagt, dass ihre zahlreichen Übereinstimmungen mit allen übrigen nur die Hülle für eine transcendente Grundverschiedenheit seien, der muss auch verschiedene Folgerungen daraus anerkennen. Eine derselben wäre die, dass die Ursache, für die wir weder in Zeit noch Raum irgendwelche Grenzen angeben können und von der unser gesamtes Sonnensystem ein verhältnissmässig unendlich kleines Erzeugniss ist, einstens die Maske eines Mannes angenommen habe, um mit einem Hirtenhäuptling in Syrien ein Bündniss abzuschliessen. Eine andere Folgerung wäre die, dass diese Energie, die sich unablässig und überall in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft offenbart, sich selbst in dieser menschlichen Gestalt nicht allein die beschränkte Kenntniss und die beschränkten Kräfte zuschrieb, welche nach dem Zeugniss so vieler Bibelstellen Jahveh gehabt haben soll, sondern zugleich moralische Eigenschaften, die wir heute bei einem menschlichen Wesen für höchst entehrend halten würden. Und drittens wäre man gezwungen, eine Absicht vorauszusetzen, die unserem sittlichen Gefühl noch mehr zuwider ist. Denn wenn diese zahlreichen Übereinstimmungen zwischen der christlichen und anderen Religionen nicht die Gleichheit ihres Ursprungs und ihrer Entwicklung beweisen, so folgt daraus, dass das Übernatürliche absichtlich den Schein einer genauen Nachahmung des Natürlichen angenommen hat, um diejenigen zu täuschen, welche kritisch prüfen, was sie gelehrt worden sind. Es wären hienach allerlei Trugbilder ausgedacht worden, um aufrichtige Forscher irre zu führen, damit man sie dann später für ihr Suchen nach Wahrheit der ewigen Verdammniss überliefern könne.

Wer diese letztere Alternative annimmt, auf den wird kein Beweis irgendwelche Wirkung ausüben. Hier nehmen wir von solchen Leuten endgültig Abschied und schliessen uns der ersteren Alternative an, die uns denn auch zeigen wird, dass durch sie die kirchlichen Einrichtungen in ihrer Entstehung und ihrem Fortschritt ohne Weiteres verständlich werden.



## II. Capitel.

### Medicinmann und Priester.

#### §. 589.

Eine zufriedenstellende Unterscheidung zwischen Priester und Medicinmann ist schwer aufzustellen. Beide haben es mit übernatürlichen Dingen zu thun, welche in ihrer ursprünglichen Form Geister sind; und die Art ihrer Behandlung solcher übernatürlicher Wesen vermischt sich so mannigfaltig, dass in den Anfängen wenigstens keine bestimmte Abgrenzung zwischen ihnen möglich ist.

Bei den Patagoniern leisten dieselben Männer Dienste in der „dreifachen Rolle des Priesters, des Magiers und des Arztes“; und bei den nordamerikanischen Indianern sind allgemein die Functionen des „Zauberers, Propheten, Arztes, Geisterbeschwörers, Priesters und Regenmakers“ mit einander vereinigt. Die Pe-i-männer von Guiana „dienen als Beschwörer, Wahrsager, Ärzte, Richter und Priester“. Ebenso berichtet ELLIS von den Sandwichs-Inseln, dass die Doctoren allgemein auch Priester und Zauberer sind. In anderen Fällen sehen wir die Anfänge einer Trennung beider, so z. B. bei den Neuseeländern, welche ausser den Priestern zum mindesten noch in jedem Stamme Einen hatten, der ein Zauberer von anerkanntem Rufe war. Und mit dem Fortschritt der socialen Organisation kommt es gewöhnlich zu einer dauernden Trennung.

In der Zeit hat der Medicinmann den Vortritt. Die Schilderungen von den heruntergekommenen Feuerländern sprechen nur von Hexenmeistern, und selbst von den verhältnissmässig höher stehenden Mapuchés auf dem benachbarten Continent lesen wir, dass sie keine Priester haben, obgleich bei ihnen Wahrsager und Zauberer vorkommen. In Australien sind die Einzigen, welche sich mit dem Übernatürlichen zu beschäftigen haben, die *Boyalá*-Männer oder Doctoren, und das Gleiche berichtet BONWICK von den Tasmaniern. Überdies pflegen in vielen anderen Fällen diejenigen, die nun einmal bei uncivilisirten

Völkern als Priester bezeichnet werden, doch kaum etwas anderes zu thun, als Zauberei in der einen oder anderen Form auszuüben. Der *pajé* oder Priester der Mundurucús „setzt die Zeit fest, die zum Angreifen des Feindes am günstigsten erscheint, er treibt böse Geister aus und übernimmt es, die Kranken zu heilen“; und das Gleiche gilt von den Uaupés. Bei verschiedenen Stämmen Nordamerikas, wie z. B. den Clallums, den Chipewäern und den Crees, sind die gesammten Handlungen des Priesters einfach solche eines Geisterbeschwörers.

Wie ist diese Verschmelzung der beiderlei Functionen und das ursprüngliche Vorwiegen jener Zauberkthätigkeit zu verstehen, die später so sehr in den Hintergrund tritt?

#### §. 590.

Wenn wir uns erinnern, dass für das primitive Denken die andere Welt eine blosser Wiederholung dieser Welt ist, in dem Maasse sogar, dass ihre geisterhaften Bewohner dasselbe Leben führen, in denselben gesellschaftlichen Beziehungen zu einander stehen und durch dieselben Leidenschaften bewegt werden wie die Menschen in dieser Welt, so erkennen wir leicht, dass die mannigfaltigen Mittel, welche Medicinmänner und Priester anwenden, um mit Geistern in Verkehr zu treten, ganz ähnlich sind den Mitteln, welche gewöhnliche Menschen im Verkehr unter einander anwenden, und dass in beiden Fällen diese je nach den Umständen gleichsinnig wechseln.

Bedenken wir einmal, in welchem Verhältnisse jedes einzelne Glied eines Stammes von Wilden zu anderen Wilden steht. Zunächst kommen hier die Angehörigen benachbarter Stämme, die mit ihm fast fortwährend im Streite liegen und stets auf der Lauer sind, um ihn und seine Genossen zu schädigen. Unter denen seines eigenen Stammes hat er seine Eltern und nahen Verwandten, von welchen er in den meisten Fällen wenigstens Wohlthaten und Hilfe erwarten kann und gegen welche denn auch sein Benehmen der Hauptsache nach ein freundliches, wenn auch nicht selten ein gegnerisches ist. Unter den Übrigen sind die einen niedriger gestellt als er, über welche er also gewöhnlich eine Art Herrschaft ausübt; Andere haben ihm durch die Erfahrung bewiesen, dass sie stärker und schlauer sind; vor diesen hat er gewöhnlich Furcht und sein Benehmen gegen sie



ist auf die Begütigung derselben gerichtet. Endlich sind noch Andere, deren Unterordnung oder Überlegenheit insofern unentschieden ist, als er dieselben bald in der einen, bald in der anderen Weise behandelt, wie es die Gelegenheit mit sich bringt — oft von hochmüthiger Herausforderung überspringend zur Unterwürfigkeit oder umgekehrt, je nachdem er eine Erwiderung in dem einen oder anderen Sinne findet. So passt er denn jeweils dem Verhalten der um ihn herum Lebenden seine eigenen Handlungen an — bald um sie zu besänftigen, bald um ihnen Widerstand zu leisten, bald um sie zu schädigen, je nachdem, wie er seine Zwecke am besten zu erreichen glaubt.

Da nun die Geister der Menschen ursprünglich in allen Dingen als ihren Urbildern ähnlich vorgestellt werden, so ist klar, dass jeder Einzelne gewöhnlich auch von jener grossen Schaar derselben, die sich aus den verstorbenen Angehörigen des eigenen Stammes und benachbarter Stämme zusammensetzt, die Vorstellung hat, als stünde er zu ihr in gleichen Beziehungen wie zu seinen lebenden Freunden und Feinden. Wie buchstäblich dies zutrifft, zeigt uns deutlich eine Stelle aus Bischof CALLAWAY's Bericht von den Zulus, in welcher der von ihm Befragte sein Verhältniss zum Geiste seines Bruders beschreibt:

„Du kommst zu mir, und kommst mit der Absicht, mich zu tödten. Es ist klar, dass du ein schlechter Kerl warst, als du ein Mensch warst; bist du denn immer noch ein schlechter Kerl unter dem Boden?“

Wenn also Geister und aus den Geistern entwickelte Götter stets so vorgestellt werden, dass sie in ihren Eigenschaften und ihrer Handlungsweise die lebenden Menschen widerspiegeln, so kommt es natürlich dazu, dass auch die Art, sie zu behandeln, dementsprechend angepasst wird: wir finden ähnliche Bemühungen, bald ihnen zu gefallen, bald sie zu täuschen, bald endlich sie mit Gewalt zu zwingen. STEWART erzählt uns von den Nagas, dass sie einen ihrer Götter, welcher blind ist, zu betrügen pflegen, indem sie ihm vorsagen, dass ein kleines Opfer ein sehr grosses sei. Unter den Bouriats wird der böse Geist, welchem sie jede Krankheit zuschreiben, durch ein Bildniss getäuscht: — sie glauben, „er werde das Bildniss für die kranke Person halten,“ und wenn das Bildniss zerstört ist, so werde er meinen, den Sieg davon getragen zu haben. In Kibokwé sah CAMERON einen

„Scheintöfel“, dessen „Aufgabe es war, die Teufel, welche in den Wäldern hausten, zu erschrecken und wegzutreiben“. Da die Kamtschadalen an Geister glauben, welche sie rings umgeben sollen, so „beteten sie dieselben an, wenn ihre Wünsche erfüllt waren, und beschimpften sie, wenn es mit ihren Geschäften schief ging.“ Über einem kranken Neuseeländer wurden Beschwörungsgesänge angestimmt „in der sicheren Erwartung, entweder die erboste Gottheit zu versöhnen oder dann sie fortzutreiben,“ zu welch' letzterem Ende auch Drohungen, „sie zu töten und aufzufressen“ oder sie zu verbrennen, nicht gespart wurden. Als man die Wáralis, welche Wághiá verehren, frug: „Habt ihr jemals Wághiá gescholten?“ — antworteten sie: „Sicherlich thun wir das. Wir sagen: du Kerl, wir haben dir ein Hühnchen, eine Ziege gebracht und doch schlägst du uns! Was willst du denn noch mehr?“ Neben solchen und ähnlichen Fällen aber, wo das Verhalten gegen bestimmte Geister und die aus Geistern hervorgegangenen Götter ganz oder grösstentheils ein feindseliges ist, müssen auch die überall in reichem Maasse vorkommenden Fälle beachtet werden, wo man jene Geister, von denen man glaubt, sie stünden in freundschaftlichen Beziehungen zu den Lebenden, durch Gaben, durch Lobpreisungen und Be-theurungen der Unterwürfigkeit zu besänftigen versucht, in der Absicht freilich, ihrer guten Dienste sich zu versichern — Geister, die dann noch besondere Versöhnungsgaben empfangen, wenn man glaubt, sie seien erzürnt worden und daher geneigt, Übles zu thun.

Daraus ergibt sich denn ein allgemeiner Gegensatz zwischen dem Verhalten und dem ganzen Charakter derjenigen, welche die übernatürlichen Wesen in feindseligem Sinne, und denen, welche sie in freundschaftlichem Sinne behandeln. Hieráuf beruht der Unterschied zwischen Medicinmann und Priester und hieraus erklärt sich auch das Vorwiegen des Medicinmannes in der ersten Zeit.

#### §. 591.

Denn in primitiven Gesellschaften treten Beziehungen der Feindschaft sowohl ausserhalb als innerhalb des Stammes viel allgemeiner hervor und sind viel schroffer ausgeprägt als Beziehungen der Freundschaft, und deswegen werden die Doppel-



wesen der Todten viel häufiger als Feinde denn als Freunde vorgestellt.

Wie bereits ausführlich in §§ 118—119 gezeigt wurde, ist es eine der ersten Folgerungen aus unserer Geistertheorie, dass die Geister allerhand Missgeschick verursachen. Überall in der Nachbarschaft treiben sich, wie man glaubt, zahlreiche Doppelwesen von Todten herum, die zum Theil Feinde des Stammes waren. Von den übrigen besteht die grössere Anzahl aus solchen, denen gegenüber der Betreffende vorzugsweise Widerwillen oder Eifersucht empfunden hat. Auch die Geister von Freunden und sogar von nahen Verwandten können doch leicht beleidigt werden und sich zu rächen versuchen. So kommt es, dass jeder unangenehme Zufall, jedes Missgeschick, Krankheit und Tod fortwährend die Vermuthung wach rufen, es möchten böswillige Geister im Spiele gewesen sein, die nun irgendwie bekämpft werden müssen. Es werden allerhand Mittel zur Vertreibung derselben erdacht, und derjenige, welcher sich den Ruhm erfolgreicher Anwendung solcher Mittel erwirbt, wird zu einer sehr wichtigen Persönlichkeit. Geleitet von der primitiven Vorstellung von Geistern, dass dieselben in ihren Empfindungen, Erregungen und Gedanken ihren Urbildern durchaus gleich seien, versucht er dieselben durch Drohungen, durch Gesichtsverzerrungen und greuliche Laute zu erschrecken oder ihnen durch Gestank und allerhand Dinge, die ihnen widerwärtig sind, den Aufenthalt zu verleiden, oder im Falle von Krankheit den ergriffenen Körper zu einem für sie unangenehmen Aufenthaltsort zu machen, indem er diesen unerträglicher Hitze oder gewaltsamer Misshandlung aussetzt. Und da der Medicinmann sowohl sich selbst als auch Andere in den Glauben hineintäuscht, dass er wirklich Geister ausgetrieben habe, so kommt es bald dahin, dass man ihm die Fähigkeit zuschreibt, eine gewisse Gewalt über sie auszuüben und auf diese Weise selbst übernatürliche Hilfe zu erlangen. Als Beispiel sei nur erwähnt der *pagé* der Uaupés, von dem sie „glauben, er habe das Vermögen, Feinde zu tödten, Regen herbeizuführen oder fortzutreiben, Hunde oder Wild zu tödten, die Fische aus einem Flusse zu verjagen und die Menschen mit mancherlei Krankheit heimzusuchen“.

Das anfangliche Übergewicht des Medicinmannes zum Unterschied von dem Priester hat noch eine andere Ursache. Ur-

sprünglich sind die einzigen Geister, die man für freundschaftlich hält, solche von Verwandten und ganz besonders die der eigenen Eltern. Die Folge davon ist, dass versöhnende Handlungen, da sie zumeist von den unmittelbaren Nachkommen ausgeübt werden, verhältnissmässig private Acte bleiben. Die Thätigkeiten des Medicinmannes aber sind hinsichtlich ihres Bereiches nicht so beschränkt. Als Austreiber böser Geister wird er bald von dieser, bald von jener Familie um Hilfe angerufen und gelangt so von selbst zu der Stellung eines öffentlichen Werkzeuges, dessen Obliegenheiten gleichen Umfanges sind mit dem ganzen Stamme. Soweit er gelegentlich auch durch die Anwendung von versöhnlichen Maassregeln eine Art priesterlichen Charakters annimmt, beeinträchtigt dies doch nur wenig seine ursprüngliche Eigenthümlichkeit. Er bleibt dem Wesen nach ein Geisterbeschwörer.

Wir müssen noch beifügen, dass auch der eigentliche Medicinmann eine gewisse Fähigkeit der höheren Entwicklung zu einem socialen Factor hat, obgleich er sich in dieser Hinsicht mit dem Priester nicht vergleichen kann. Schon in §. 474 wurden Beispiele zum Beweise dafür angeführt, dass der Ruf als Zauberer manchmal einen Mann staatliche Gewalt erlangen und im Besitz derselben bleiben lässt, und hier möge noch ein anderes Beispiel folgen.

„Der König von Gross Cassan [Gambia], Magro . . . mit Namen, war wohl erfahren in nekromantischen Künsten . . . . Eines Tages verursachte er, um seine Kunst zu zeigen, dass ein starker Wind sich erhob . . . . zu einer anderen Zeit, da er wünschte, über irgend eine besondere Frage Aufklärung zu erhalten, erhob sich nach seinen Zaubereien Rauch und Flamme aus der Erde, aus denen er dann die Antwort auf seine Frage erhielt.“

Auch in §. 198 haben wir schon gesehen, dass der Medicinmann, da er mit Furcht betrachtet wird, gelegentlich sogar zum Gott werden kann.

#### §. 592.

Auf späteren Entwicklungsstufen, wenn sich eine bestimmte Rangordnung vom obersten Herrscher an bis herab zum Sklaven ausgebildet hat und wenn auch eine Mythologie mit Abstufungen ihrer übernatürlichen Wesen entstanden ist — wenn gleichzeitig



eine Priesterschaft emporgekommen ist, welche die Pflege derjenigen höherstehenden übernatürlichen Wesen übernimmt, die nicht bezwungen werden können, sondern mit Versöhnungsversuchen behandelt werden müssen — kommt es oft zu einer abermaligen Verschmelzung der Functionen des Medicinmannes und des Priesters. Böswillige Geister können, statt unmittelbar durch eigene Gewalt des Zauberers ausgetrieben zu werden, auch mit Hilfe irgend eines höheren oder stärkeren Geistes bezwungen werden. So kommt der Priester dazu, die Rolle eines Geisterbeschwörers zu spielen, indem er das übernatürliche Wesen herbeiruft, mit welchem er freundschaftliche Beziehungen unterhält, damit es irgend ein niederes übernatürliches Wesen, das Unheil stiftet, vertreibe.

Diese theilweise Anmaassung der Functionen des Medicinmannes durch den Priester lässt sich sowohl in den ersten Anfängen als auf den höchsten Stufen der Civilisation verfolgen. An dem einen Extrem finden wir die Thatsache, dass die Ägypter „glaubten . . . an das unablässige Eingreifen der Götter, und ihre ganze Zauber-Literatur gründet sich auf die Vorstellung, dass der eine Gott durch den Schrecken vor einer noch mächtigeren Gottheit vertrieben werden könne“. Am anderen Extrem aber finden wir die Thatsache, dass in alten Ausgaben unsres eigenen „Allgemeinen Gebetbuches“ unreinen Geistern befohlen wird, sich von dannen zu heben „im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“.

Dem kann noch als Beleg beigelegt werden, dass, wie in alten Urkunden zu lesen ist, die zur Vertreibung der niederen Geister angerufenen höheren übernatürlichen Wesen selbst ihrer Zeit Medicinmänner gewesen sein können. So sagt SMITH, indem er eine Übersicht über den Inhalt einer von ihm übersetzten Tafel gibt:

„Es wird darin angenommen, dass ein Mann unter den Folgen eines Fluches litt und dass Merodach, einer der Götter, da er ihn sah, zu dem Gotte Hea, seinem Vater ging und diesen frag, wie er ihn heilen könne. Hea, der Gott der Weisheit, lehrte ihn als Antwort die Ceremonien und heiligen Gesänge, welche nothwendig sind, um seine Heilung zu bewerkstelligen, und diese sind auf der Tafel verzeichnet zum Nutzen der Gläubigen in späteren Zeiten.“

## §. 593.

Wir haben also im Früheren gesehen, dass dem primitiven Glauben zufolge die Doppelwesen der Todten, in allen Dingen ihren Urbildern gleich, auch in ähnlicher Weise behandelt und daher veranlasst werden können, Wohlthaten zu erweisen oder von der Zufügung von Unheil abzustehen, indem man sie besticht, lobpreist, um ihre Vergebung anfleht, indem man sie täuscht und ihnen schmeichelt, oder auch indem man sie bedroht, erschreckt und mit Gewalt bezwingt. Und nun ergibt sich uns aus dem Vorstehenden, dass die beiden Hauptarten der Behandlung solcher Geister, die sich im allgemeinen als feindselig oder freundlich bezeichnen lassen, den Anlass geben zu der Unterscheidung zwischen Medicinmann und Priester.

Es wäre überflüssig, hier die weiteren verhältnissmässig unwichtigen Formen zu verfolgen, zu welchen sich der ursprüngliche Medicinmann entwickeln kann. Indem nur noch einmal daran erinnert sein mag, dass er gelegentlich zu politischer Macht gelangt und zuweilen sogar nach seinem Tode Gegenstand eines Cultus wird, dürfte es genügen, weiter zu bemerken, dass er auch noch in civilisirten Gesellschaften mancherlei Abarten von freilich immer unbedeutender werdenden Nachkommen hinterlässt, die unter dem einen oder anderen Namen diese oder jene Methode hauptsächlich verwenden und denen immerhin einige übernatürliche Macht oder Kenntniss zugeschrieben wird. Die letzten vereinzelt Beispiele hievon leben selbst bei uns auf dem Lande unter der Gestalt von weisen Frauen und ähnlichen Wesen noch fort.

Die andere Classe derjenigen aber, welche sich mit dem Übernatürlichen abgeben, wird dafür um so bedeutsamer und mächtiger und gelangt, während die Gesellschaft sich weiter entwickelt, zu einer oft sehr ausgebildeten Organisation und einer oft überwuchernden Herrschaft, so dass wir sie jedenfalls ausführlicher behandeln müssen.



### III. Capitel.

#### Priesterliche Obliegenheiten der Nachkommen.

§. 594.

Wie wir schon früher sahen (§. 87), herrscht an vielen Orten die Sitte, den todtten Körper zu zerstören, in der Absicht, das Wiederaufleben desselben und etwaige unangenehme Behelligungen durch ihn zu verhindern. Und in anderen Fällen, wo derartige Vorsichtsmaassregeln nicht ergriffen werden, fürchtet man überhaupt die Todten, ohne zwischen Angehörigen und Fernstehenden einen Unterschied zu machen, als Verursacher von Unglück und Krankheiten. Belege für diesen Glauben, wie sie von den verschiedensten Wilden hergenommen werden können, wurden im ersten Theile, Capitel XVI und XVII gegeben. Hier mag noch einer aus Neu-Britannien folgen.

Die Matukanaputa-Eingebornen „begraben ihre Todten unter der Hütte, die bis zuletzt von dem Verstorbenen bewohnt war, worauf die Angehörigen eine lange Reise im Boote antreten, auf der sie mehrere Monate wegbleiben . . . . Sie sagen . . . . der Geist des Verstorbenen verweile noch einige Zeit nach seinem Tode in seiner letzten Behausung, und wenn er schliesslich Niemand finde, den er quälen könne, so gehe er gutwillig weg; dann kehren die überlebenden Angehörigen zurück und bleiben daselbst wie zuvor.“

Selbst wo man den Geistern zutraut, dass sie im allgemeinen ihre Abkömmlinge mit freundlichen Augen betrachten, hält man sie doch für geneigt, sich beleidigt zu fühlen und Sühne zu verlangen. Wir lesen von den Santāls, dass aus der düsteren Stille des umliegenden Waldes — „die abgeschiedenen Geschlechter ihre Kinder und Kindeskinde, welche nunmehr ihre eigene Rolle im Leben übernommen haben, mit nicht durchaus feindseligen Augen überwachen. Immerhin jedoch sind die geisterhaften Bewohner des Waldes scharfe Kritiker und theilen ihren Nachkommen verkrüppelte Glieder, Krämpfe und Aussatz aus, sobald sie nicht gehörig verehrt und versöhnt werden.“

Allein wenn auch anzuerkennen ist, dass die Geister im allgemeinen gewöhnlich für mehr oder weniger böswillige Wesen gehalten werden, so zeigt sich doch, wie zu erwarten war, dass man den geringsten Grad von Feindseligkeit und den höchsten Grad von freundschaftlicher Zuneigung jedenfalls den Geistern der eigenen Verwandten zutraut. Ja, einige Völker betrachten solche Geister als durchaus wohlwollende Wesen, so z. B. die Karenen, welche glauben, ihre wohlverdienten Vorfahren „übten eine allgemeine fürsorgliche Überwachung über ihre Kinder auf Erden aus.“

Obgleich nun bei den verschiedensten Völkern im wesentlichen nur eine Versöhnung böser Geister stattfindet, während man die guten Geister einfach vernachlässigt, da sie doch wahrscheinlich kein Unheil anrichten, so finden wir doch überall da, wo die Ahnenverehrung ihre ursprünglichen Eigenthümlichkeiten beibehält, dass den Geistern der nächsten Verwandtschaft am meisten Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die Opfergaben auf den Gräbern sind ja ursprünglich durch die Zuneigung zu den Verstorbenen veranlasst, ebenso wie die Lobpreisungen hervorgerufen werden durch die wirkliche Trauer um den Verlust der Abgeschiedenen. Und so erscheint es ganz natürlich, wenn solche gütliche Maassregeln eher von eigenen Verwandten als von Anderen vorgenommen werden.

#### §. 595.

Daraus erklärt sich die überall zu beobachtende Thatsache, dass diejenigen, welche die Obliegenheiten des primitiven Cultus übernehmen, im Anfang stets die eigenen Kinder oder andere Glieder der Familie sind. So begreifen wir also den Umstand, dass auf Samoa — „Gebete am Grabe eines der Eltern, eines Bruders oder eines Häuptlings allgemein verbreitet waren. Manche pflegten z. B. in Fällen von Krankheit um Heilung zu bitten, und konnten in Folge dessen genesen oder auch nicht.“

So begreifen wir die Thatsache, dass die Leute auf der Banks' Insel, wenn sie sich auf eine Seereise begeben, zu sagen pflegen: — „Onkel! Vater! eine Menge von Schweinen ist da für dich, eine Fülle Geld, Kava zum Trinken für dich, zwanzig Säcke voll Speise zum Essen für dich im Canoe. Ich bitte dich,



siehe auf mich, lass mich wohlbehalten auf die See hinausfahren.“

Und so erklärt sich auch die Thatsache, dass die Blantyre-Neger — „wenn sie um einen erfolgreichen Jagdzug gebeten haben und mit Wildpret oder Elfenbein beladen nach Hause zurückkehren, wohl wissen, dass es ihr alter Verwandter gewesen ist, der dies gethan hat, und ihm ihr Dankopfer darbringen. Wenn aber die Jagdgesellschaft nichts nach Hause bringt, so sagen sie oft: »Der Geist ist mit uns böse gewesen« . . . und verweigern ihm das Dankopfer.“

Unzweifelhaft erkennen wir in diesen Fällen, die nur zur Bestätigung von so vielen früher angeführten dienen sollen, die Anfänge einer Familienreligion. In Verbindung mit jener Furcht vor einem übernatürlichen Wesen, welche den Ausgangspunkt für jede Religion bildet, finden wir hier Opfer und Gebete, Dankbarkeit und Hoffnung ebensowohl wie die Erwartung, Wohlthaten zu empfangen in demselben Maasse, wie freundliche Gaben dargebracht worden sind.

#### §. 596.

Damit ist also die Erklärung dafür gegeben, dass in unentwickelten Gesellschaften die Functionen des Priesters fast gleichmässig auf alle Mitglieder vertheilt erscheinen.

Wir treffen dieses Verhältniss auch heute noch unter den Uncivilisirten an; so bei den Neu-Caledoniern, wo „fast jede Familie ihren eigenen Priester hat“; so auf Madagascar, wo andere Verehrungsformen aufgekommen sind „erst lange Zeit nachdem die Verehrung von Hausgöttern herrschend gewesen war“; und so bei den Ureingebornen von Indien, welche, obgleich sie ihre Ahnen zu begütigen suchen, doch „im allgemeinen nicht eine regelmässige und wohlgeordnete Priesterschaft“ besitzen. Das Gleiche galt auch von dem Volke, welches die frühesten Fortschritte in der Civilisation gemacht hat, von den Ägyptern. Jede Familie verrichtete die Opfer für ihre eigenen Todten, während die grösseren Gottheiten eine halb private Verehrung genossen, welche durch wirkliche oder nominelle Abkömmlinge besorgt wurde. Gleiches gilt aber auch von den Griechen und Römern, welche neben den ihren öffentlichen Göttern vorzugsweise durch eigene Priester dargebrachten Opfern noch an-

dere Opfer hatten, die von Privatleuten ihren eigenen Hausgöttern, welche nichts anderes waren als todte Verwandte, dargebracht wurden. Und Ähnliches finden wir heutzutage noch in China, wo die der Verehrung allgemeiner Götter geweihte Priesterschaft keineswegs die ursprüngliche Verehrung der abgesehenen Erzeuger durch ihre eigenen Nachkommen zu verdrängen vermocht hat.

Haben wir so eingesehen, dass auf der frühesten Stufe die Versöhnung des Doppelwesens eines verstorbenen Mannes durch Opfergaben, Lobpreisungen u. s. w. von seinen überlebenden Verwandten fortgeführt wird, so haben wir nun im Weiteren zu verfolgen, wie dieser Familiencultus dadurch eine bestimmte Form annimmt, dass seine Functionen auf ein einziges Glied der Familie übertragen werden.

---

#### IV. Capitel.

### Älteste männliche Nachkommen als Quasi-Priester.

#### §. 597.

Wenn auch in frühesten Zeiten die Opfer für den Geist des Verstorbenen durch seine Nachkommen überhaupt dargebracht werden, so bildet sich doch entsprechend dem Gesetz von der Unbeständigkeit des Gleichartigen auch hierin bald eine Ungleichheit heraus: die Aufgabe, den Todten zu versöhnen, fällt ganz in die Hände eines Gliedes der Gruppe. Von den Samoanern lesen wir, dass „der Vater der Familie ihr Hoherpriester war“. Das Gleiche wird von den Tahitiern berichtet: „in der Familie . . . galt der Vater als Priester.“ Von Madagascar erzählt DRURY: „Jeder Mann ist hier . . . ein Priester für sich selbst und seine Familie.“ Ebenso in Asien. Bei den Ostjaken „war der Vater einer Familie ihr einziger Priester, Zauberer und Gottmacher“. Und bei den Gonds werden religiöse Gebräuche „zum grössten Theil einfach von einem betagten Verwandten ausgeübt“. Nicht anders aber steht es auch bei



höheren Völkern der Gegenwart oder Vergangenheit. Bei den heutigen Hindus wird die tägliche Opfergabe für die Vorfahren vom Haupte der Familie dargebracht. Während „jeder gute Chinese regelmässig, Tag für Tag, vor der dem Gedächtniss seines Vaters geweihten Tafel Weihrauch verbrennt“, werden die nöthigen Gebräuche bei wichtigen Gelegenheiten durch das Oberhaupt der ganzen Bruderschaft ausgeführt. Dass die Stellung des Familien-Oberhauptes auch bei den Griechen und Römern gleiche Verpflichtungen in betreff der Verehrung der Ahnen mit sich brachte, braucht nicht bewiesen zu werden. Von den alten Bewohnern von Sabaea berichtet PALGRAVE: „der Vorsitz bei der Verehrung war, wie es scheint, das ausschliessliche Privilegium des höheren Alters oder des Familien-Oberhauptes;“ und selbst bei den Juden, denen doch die Versöhnung der Todten verboten worden war, erhielt sich noch lange ein Gebrauch, der hieraus entsprungen ist. KUENEN bemerkt, dass, obgleich bis auf David's Zeit herab „die Befugniss jedes Israeliten, Opfer darzubringen, gar nicht in Zweifel gezogen wurde“, es doch „die Könige und die Oberhäupter der Stämme und Familien insbesondere waren, welche von diesem Privilegium wirklich Gebrauch machten“.

Im weiteren Verlauf der Entwicklung streben Differenzirungen aller Art immer bestimmter und ausgeprägter zu werden, und die oben angedeutete Differenzirung bildet keine Ausnahme davon. Zuletzt erstarrt der hergebrachte Brauch so sehr, dass die Ausübung von Opferhandlungen für die Vorfahren auf ganz bestimmte Nachkommen beschränkt wird. Von den alten Ariern berichtet Sir HENRY MAINE: „Nicht nur muss der verehrte Alme ein männlicher Vorfahre sein, sondern auch der die Verehrung Darbringende darf kein Anderer sein als der eigene Sohn oder ein anderer directer männlicher Nachkomme.“

## §. 598.

Hieraus ergeben sich gewisse Folgerungen, die wir berücksichtigen müssen, um die Einrichtungen ordentlich zu verstehen, welche sich mit der Zeit ausgebildet haben. Im alten Ägypten „war es für jeden Mann von höchster Wichtigkeit, einen Sohn zu haben, der nach ihm in seinem Wohnsitz sich niederliess, damit er die gebührenden Gebräuche [des Opfers für sein *ka* oder Doppelwesen] ausführen und darauf sehen konnte, dass sie

auch von Anderen beobachtet wurden“. Noch lebhafter empfanden dieses Bedürfniss die alten Arier. So sagt DUNCKER: — „nach dem Gesetz [der Brahmanen] musste jeder Mann heirathen; er musste einen Sohn haben, der seinerzeit für ihn die Trankopfer zum Besten des Todten ausgiessen konnte.“ Und an einer anderen Stelle lesen wir hierüber:

— „Der hauptsächlichste Grund aber [für die Gestattung der Vielweiberei] war der, dass jedem Vater nothwendig ein Sohn geboren werden musste, um die dem Todten gewidmeten Trankopfer für ihn darzubringen. Wenn die legitime Frau unfruchtbar war oder nur Töchter gebär, so musste dieser Mangel durch eine zweite Frau ausgeglichen werden. Selbst heutzutage sind Hindufrauen in einem solchen Falle eifrig bemüht, ihren Männern ein zweites Weib beizugesellen, damit sie nicht ohne männliche Nachkommenschaft sterben möchten. Wie lebhaft diese Nothwendigkeit in älteren Zeiten empfunden wurde, ergibt sich aus einer Andeutung des Rig Veda, wo die kinderlose Wittwe ihren Schwager auffordert, ihr Bett zu besteigen, und aus der Erzählung in dem Epos von den Wittwen des Königs, welcher ohne einen Sohn starb, für den aber durch einen Verwandten Kinder erzeugt wurden, und diese Kinder galten als die Nachkommenschaft des todten Königs (Seite 85, 101). Das Gesetz beweist, dass eine solche Sitte wirklich bestanden hat und nicht etwa bloß eine dichterische Erfindung war. Es gestattet nämlich, dass ein Sohn durch den Bruder des Gatten oder den nächsten Verwandten nach ihm erzeugt werde, jedenfalls aber durch einen Mann von derselben Sippe (*gotra*), und dies konnte sogar bei Lebzeiten des Mannes geschehen, wenn er einwilligte.“

Auch bei den Juden erhielt sich, obwohl ihr Gesetz ihnen untersagte, den Todten wirkliche Opfer darzubringen, doch das Bedürfniss fort, einen Sohn zu besitzen, damit dieser die Opfergebete spreche.

„Zum Theil liegt dieser dringende Wunsch nach Söhnen in der Thatsache begründet, dass nur Männer wirklich beten können, dass nur Männer das Kaddisch wiederholen dürfen, ein Gebet, welches beinahe zum Eckstein des Judenthums geworden ist, denn man glaubt, dass demselben eine wunderbare Macht inne- wohne. Es herrscht die Meinung, dass, wenn dieses Gebet von Kindern über den Gräbern ihrer Eltern gesprochen werde, es



ihre Seelen aus dem Fegefeuer erlöse, dass es im stande sei, bis in die Gräber hineinzudringen und den todten Eltern zu sagen, wie ihre Kinder sich ihrer erinnern.“

So steht es auch in China, wo ja die Hauptsorge während des Lebens dahin geht, Fürsorge für die nöthigen Opfer nach dem Tode zu treffen. Das Unvermögen eines ersten Weibes, ein männliches Kind zu gebären, welches diese Opfer bringen kann, gilt als berechtigter Grund, um ein zweites Weib zu nehmen; und auf Corea, wo die Begräbniss-Ceremonien soweit gehen, dass die Wehklagenden sogar besondere Stichworte haben, nach denen sie zur rechten Zeit mit dem Weinen beginnen und aufhören, zeigt sich uns deutlich die quasi-priesterliche Function des Sohnes, und wir erhalten zugleich einen Hinweis auf die Herkunft dieser Function. Nach jedem Todesfalle „muss sofort ein Mann zum *Shangjoo* oder obersten männlichen Trauernden ernannt werden. Der älteste Sohn, wenn er lebt, oder sofern ein solcher nicht vorhanden ist, eher dessen Sohn als sein Bruder, ist der richtige *Shangjoo* . . . . Wenn diese Freunde ankommen, so wehklagen sie alle zusammen mit dem *Shangjoo* an der Spitze.“ Und zu den Obliegenheiten des *Shangjoo* gehört es auch, Speise in den Mund des Verstorbenen zu legen, wobei er zu gleicher Zeit die ehrfurchtsvollen Verbeugungen ausführt und seine linke Schulter entblösst.

## §. 599.

Der ursprüngliche und noch lange sich forterhaltende Glaube an ein anderes Leben, dessen Bedürfnisse durchaus die gleichen wären wie im ersten Leben — ein Glaube, der, wie wir sehen, die sonderbarsten Maassregeln zur Erlangung eines wirklichen oder nominellen Sohnes, welcher für dieses Bedürfniss zu sorgen verpflichtet war, hervorgerufen hat — dieser Glaube hat in anderen Fällen zu einer Einrichtung geführt, die, wenn sie auch bei uns nur selten vorkommt, doch in anderen weniger vom ursprünglichen Typus abweichenden Gesellschaften sehr häufig war und noch ist, so häufig, dass wir dies kaum begreifen können, bis wir ihre Herkunft erfahren. So sagt SATOW: „Die Sitte der Adoption, welche dem Kinderlosen einen Erben verschafft, ist über den ganzen Osten verbreitet. In Japan aber gilt als Rechtfertigung dafür die Nothwendigkeit, die Opfer für die

Ahnen aufrecht zu erhalten.“ Die Berichte von den alten Griechen und Römern zeigen uns, dass die gleiche Sitte bei ihnen eine ganz entsprechende Ursache hatte. Wenn auch, wie in §§ 319 und 452 angedeutet wurde, die Sitte der Adoption bei diesen Völkern sich noch von den Zeiten her erhalten hatte, wo ihr wesentlicher Zweck darin bestand, die patriarchalische Gruppe zu vermehren und zu kräftigen, so ist doch klar, dass die eigentliche Form der Adoption, die daraus hervorging, einen anderen Zweck hatte. Eine Ceremonie wie diejenige einer Scheingeburt, wobei man einen angeblichen Sohn so vollständig als möglich die Rolle eines wirklichen Sohnes spielen liess, kann unmöglich einen staatlichen Ursprung gehabt haben, sondern muss häuslichen Ursprungs sein, und dieser Ursprung ist der oben angedeutete. Wie von Professor HUNTER erwähnt wird, spricht GAIUS von „dem lebhaften Bestreben der Alten, die erledigte Stelle eines Erben auszufüllen, damit Jemand da sei, welcher die heiligen Gebräuche ausführe, die ganz besonders zur Zeit des Todes erforderlich waren“. Und da auch die übrige Darstellung zeigt, dass dies in der That der hauptsächlichste Beweggrund für die leichte Legalisirung des Erbberechtigten war, so ergibt sich deutlich, dass es keineswegs im Interesse des Sohnes oder des untergeschobenen Sohnes oder des adoptirten Sohnes war, wenn man die Erbberechtigung so bald als möglich festzustellen suchte, sondern vielmehr im Interesse des Abgeschiedenen. Gerade wie im alten Ägypten die Leute Vermächtnisse aussetzten und bestimmte Priester anstellten, damit dieselben in den für sie errichteten Privattempelchen fortgesetzt Opfer darbrächten, so pflegten sich auch die Väter in Rom streng verpflichtete Erben zu sichern, auf künstlichem Wege, wenn es auf natürlichem nicht möglich war, damit dieselben aus dem ihnen zufallenden Vermögen ihren Geistern die nöthige Pflege angedeihen liessen.

Weitere bedeutsame Zeugnisse liefert uns die Thatsache, dass die Erbberechtigung stets mit der Verpflichtung zu opfern verbunden war. So jedenfalls bei den östlichen Ariern. Sir HENRY MAINE schildert uns die „kunstreich ausgearbeitete Liturgie und das Ceremoniell“ für die Ahnenverehrung bei den Hindus, und sagt: „für den priesterlichen Gesetzeskundigen der alten Hindus hängt das ganze Gesetz der Erbfolge ab von seiner genauen Beobachtung.“ Oder wie Professor HUNTER von diesem



Volke bemerkt: „Die ältesten Begriffe von dem Anrecht auf Beerbung von Verstorbenen hängen viel mehr mit Verpflichtungen als mit Rechten, viel mehr mit Opfern als mit dem hinterlassenen Vermögen zusammen.“ Und nicht anders stand es bei den westlichen Ariern. Sir HENRY MAINE citirt den Ausruf eines griechischen Redners bei Gelegenheit eines gerichtlichen Streitfalles: „Entscheidet zwischen uns, welcher von uns die Erbfolge haben und die Opfer am Grabe verrichten soll.“ Und er weist darauf hin, dass „die Anzahl, Kostbarkeit und Umständlichkeit der [für den Todten] darzubringenden Opfer und Ceremonien bei den Römern“ so bedeutend war, dass selbst dann, als man sie schon weniger streng beobachtete, „die Ausgaben hiefür noch eine schwere Belastung der Erbschaften bildeten“. Ja sogar im Christenthum des Mittelalters erhielt sich dieselbe allgemeine Vorstellung noch in etwas abgeänderter Form. Persönliches Eigenthum galt „in erster Linie als ein Fond für die Veranstaltung von Messen, um die Seele des einstigen Besitzers aus dem Fegefeuer zu erlösen“. Dass diese Verpflichtungen gegenüber den Todten einen religiösen Charakter besaßen, ergibt sich schon aus der Thatfache, dass, wo sie bis auf unsere Tage sich erhalten haben, dieselben den Vorrang vor allen übrigen Verpflichtungen genossen. In Indien „kann einem Manne verziehen werden, auch wenn er alle seine socialen Pflichten vernachlässigt, aber er ist für immer verdammt, wenn er die Begräbnissfeierlichkeiten für seine Eltern nicht richtig ausführt und es auch später unterlässt, ihnen die gebührenden Opfer darzubringen“.

#### §. 600.

Um die ältesten Vorstellungen über die Ansprüche, welche das Doppelwesen des Todten auf sein Eigenthum und seinen Erbnachfolger erheben soll, noch verständlicher zu machen, wird es am Platze sein, aus alter Zeit einige Beispiele dafür zu geben, in welcher Weise ein Sohn oder Jemand, der nachträglich in die Stellung eines Sohnes eingerückt ist, von seinem wirklichen oder angenommenen verstorbenen Vater spricht oder ihn anredet.

In Ägypten findet sich zu Beni-Hassan eine Inschrift von Chnumhotep, welche also lautet: „Ich machte den Namen meines Vaters blühend und ich baute die Capellen für sein *ka*. Ich liess meine Statuen in die heilige Wohnung bringen und ver-

theilte ihnen ihre Opfer in reinen Gaben. Ich setzte den dienstthuenden Priester ein, welchem ich Vergabungen in Ländereien und Bauern machte.“ Ähnlich spricht zu Abydos Ramses II. über die Verehrung seines Vaters Seti I.:

— „Ich habe Dir die Länder des Südens geschenkt zum Dienste Deines Tempels und die Länder des Nordens; sie bringen Dir Gaben vor Dein schönes Angesicht . . . . Ich setzte für Dich die Zahl der Felder fest . . . . gross ist ihre Anzahl, entsprechend ihrer Werthschätzung in Morgen fruchtbaren Landes. Ich versorgte Dich mit Landmessern und Bauern, um das Korn für Deine Einkünfte zu liefern.“

In beiden Stellen tritt uns also der Nachfolger in gewisser Weise als ein Fürsorger für den Verstorbenen entgegen, der allen seinen Bedürfnissen abhilft.

Ähnliches findet sich auch in einem benachbarten Reiche. Die „ersten Herrscher Assyriens hiessen Patesi oder »Vice-Könige« des Assur“, und eine Inschrift von Tiglath-Pileser sagt:

— „Ashur [und] die grossen Götter, die Wächter meines Königreichs, welche die Oberherrschaft und die Gesetze über meine Besitzungen inne haben und eine erweiterte Grenze für ihr Gebiet forderten, haben [meiner] Hand ihre tapferen und kriegerischen Diener überliefert, und ich habe die Länder und die Völker und die festen Plätze unterworfen und die Könige, welche Ashur feindlich waren.“

Wenn wir nun bedenken, dass man in Ägypten erwartete, das *ka* oder das Doppelwesen des Todten werde selbst nach längerer Zeit noch zurückkehren, um seine Mumie zu beleben und sein ursprüngliches Leben wieder fortzusetzen — wenn wir uns erinnern, dass auch die Peruaner in ähnlicher Weise mit grösster Sorgfalt für die Wohlfahrt der abgeschiedenen Angehörigen bemüht waren und ebenso glaubten, dass dieselben zuletzt wiederkehren würden — wenn wir uns dergestalt bis zu der ursprünglichen Vorstellung zurückgeführt sehen, dass der Tod nichts weiter sei als eine weit hinausgeschobene Wiederbelebung — so erscheint es wohl gerechtfertigt, als älteste Auffassung die anzunehmen, dass der Mensch, wenn er wieder lebendig wird, auch alles das für sich zurückfordern werde, was er ursprünglich besessen, und dass daher jeder, der sein Eigenthum an sich genommen, dasselbe nur unter Anerkennung der älteren Ansprüche



des ersteren inne habe, es gewissermaassen nur als Lehnsmann besitze, der durch den Eigenthümer aus dem Besitz wieder verjagt werden könne und dessen heiligste Pflicht es in der Zwischenzeit sei, denselben in erster Linie zum Nutzen des wahren Eigenthümers zu verwenden.

## §. 601.

Mag dem jedoch sein, wie ihm wolle, jedenfalls machen uns die oben angeführten Thatsachen begreiflich, wie bei den Vorfahren der civilisirten Völker der alten Welt ebenso wie bei Völkern, welche heute noch die einfachsten Einrichtungen beibehalten haben, jene Eigenthümlichkeiten des Familiencultus zu stande gekommen sind, die früher oder jetzt noch vorgefunden werden.

Was dagegen eingetreten ist, wo die Erbfolge in der weiblichen Linie vorwiegt, ist nicht ganz klar. Ich habe keine deutlichen Beweise dafür gefunden, dass in den durch diese Sitte ausgezeichneten Gesellschaften die Verpflichtung, für das Doppelwesen des todtten Mannes zu sorgen, vorzugsweise auf eines seiner Kinder übertragen worden wäre. Allein die vorstehenden Thatsachen zeigen jedenfalls, dass, wo das System, die Verwandtschaft in männlicher Linie zu verfolgen, sich festgesetzt hat, auch die Erbfolge der priesterlichen Function demselben Gesetz unterliegt wie die Erbfolge des Besitzthums, und andere Thatsachen beweisen dies in noch unmittelbarer Weise.

Heutzutage noch erkennt man den Zusammenhang zwischen den beiden Erscheinungen deutlich genug in China, wo es „für unerlässlich erachtet wird, dass Jemand da sei, um Weihrauch für die Manen der Todten zu verbrennen, vom ältesten Sohne an durch die Reihe seiner Nachfolger herab in der directen Linie immer wieder des ältesten Sohnes oder wenigstens eines andern eigenen oder eines adoptirten Kindes,“ wobei stets der älteste Sohn, welcher denn auch mehr erbt als die übrigen Söhne, die Kosten der Opfergabe zu tragen hat. Ebenso verhält es sich in Corea, wo, wie schon angedeutet, der *Shangjoo* oder Oberste unter den Trauernden entweder der älteste Sohn oder der älteste Sohn des Ältesten ist. Wenn der Leichnam begraben ist, so „opfert, sofern an der betreffenden Stelle bereits Gräber von Vorfahren sich befinden, der *Shangjoo* auch vor

diesen, indem er dieselben von der Ankunft des neuen Bewohners benachrichtigt“.

Diese Thatsachen in Verbindung mit den früher gegebenen beweisen, dass die Übertragung der priesterlichen Verpflichtungen unmittelbar die Übertragung des Eigenthums begleitet, weil eben das Besitzthum die Kosten der Opfer zu tragen hat. Wir sehen, dass in Gesellschaften, die sich durch scharf ausgeprägte patriarchalische Organisationsform auszeichnen, der Sohn, der allein zur Erbfolge berechtigt war, auch allein nur die nöthigen Mittel haben konnte, um für den Verstorbenen gebührend zu sorgen, und daher auch allein nur Priester sein konnte. Hieraus ergab sich offenbar das dringende Bedürfniss, einen männlichen Nachkommen zu haben, wie aus dem Obigen hervorgeht.

Zu gleicher Zeit aber wird einleuchtend, wie unter der Herrschaft des patriarchalischen Gesellschaftstypus auf den ersten Stufen wenigstens die häuslichen, die staatlichen und die kirchlichen Verhältnisse und Obliegenheiten noch nicht von einander gesondert sind. Die zu Gunsten des abgeschiedenen Oberhauptes einer Familiengruppe dargebrachten Opfer gehören in erster Linie dem Hause an. Wenn sich aber die Familiengruppe zu einer zusammengesetzten Sippe entwickelt, so erlangt der an ihrer Spitze stehende Patriarch einen halbstaatlichen Charakter, und die nach seinem Tode ihm dargebrachten Opfer bekommen die Natur eines Tributes, einer Abgabe, während die Erfüllung der von ihm hinterlassenen Gebote, deren Nichtbefolgung, wenn er wieder zurückkehrt, schwere Strafen nach sich ziehen könnte, bürgerliche Unterordnung voraussetzt. Insofern aber zu gleicher Zeit diese Handlungen auch ausgeführt werden, um ein Wesen zub egütigen, das als übernatürlicher Geist von allen sonstigen unterschieden wird, erlangen auch diejenigen, welche diese Opfer besorgen können, halbpriesterlichen Charakter.



## V. Capitel.

### Der Herrscher als Priester.

#### §. 602.

Im vierzehnten und fünfzehnten Capitel des ersten Theiles sahen wir, dass entsprechend der primitiven Theorie von den Dingen dieses Leben und diese Welt in der innigsten Beziehung zum anderen Leben und zur anderen Welt stehen. Und so ist denn auch am Ende des vorigen Capitels unter den mancherlei Ergebnissen auch dieses deutlich geworden, dass auf den frühesten Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung die weltlichen und die kirchlichen Verhältnisse nur erst wenig von einander unterschieden sind.

In einer Besprechung der Religion und Staatsverwaltung bemerkt Huc, dass „in den Ländern des östlichen Asiens dieselben früher eins und dasselbe waren, wenn wir nach der Überlieferung urtheilen dürfen . . . . Der Name Himmel wurde dem ganzen Reiche verliehen und der Herrscher nannte sich selbst Gott.“ Wie innig man sich die Angelegenheiten der körperlichen und der geistigen Welt bei den alten Äthiopiern vermischt dachte, erhellt besonders aus MASPERO's Übersetzung einer Tafel, welche die Wahl eines Königs bei ihnen schildert:

„Darauf sagte ein Jeder unter ihnen [von der versammelten Menge] zu seinem Genossen: »Es ist wahr! seit den Zeiten, dass der Himmel besteht, seit die königliche Krone herrscht . . . . hat Ra bestimmt, dass dieselbe seinem Sohne gegeben werde, den er liebt, so dass der König ein Bild des Ra unter den Lebenden sei. Und hat nicht Ra sich selbst in dieses Land gesetzt, damit dieses Land im Frieden sei?« Darauf sagte ein Jeder unter ihnen zu seinem Genossen: »Allein Ra, ist er nicht von dannen zum Himmel empor gestiegen und ist nicht sein Sitz leer ohne einen König . . . .?« So trauerte diese ganze Versammlung und sprach: »Da ist ein Herr, der unter uns steht, ohne dass wir ihn kennen!« [Schliesslich kommt die Versammlung dahin überein, zu Amen-Ra zu gehen, „welcher ist der Gott

von Kusch“, und ihn zu bitten, er möge ihnen ihren „Herrn geben, um sie lebendig zu machen“. Amen-Ra wählt einen von den königlichen Brüdern aus. Der neue König macht dem Amen-Ra seine ehrfurchtsvolle Verbeugung, „und sog sehr stark, ja sehr stark den Geruch der Erde ein und sprach: »Komm zu mir, Amen-Ra, Herr der Wohnsitze beider Welten.«“]

Von den alten Peruanern sodann lesen wir:

„Wenn die Besitzthümer des Königs nicht hinreichend waren, um die bedeutenden Kosten eines Krieges aufzubringen, so wurden diejenigen der Sonne mit herangezogen, welche der Inca als ebenfalls ihm gehörig betrachtete, da er ja das legitime Kind und der Erbe der Gottheit sei.“

Wenn also aus dem primitiven Glauben, dass das Doppelwesen des Verstorbenen über kurz oder lang wiederkehren und sein Leben fortsetzen werde, die Vorstellung hervorgeht, dass der Sohn, welcher sein Eigenthum in Besitz nimmt und aus den Erträgen desselben für ihn zu sorgen hat, gewissermaassen nur sein Stellvertreter sei, so erscheint diese Verwechslung und Verschmelzung der heiligen Pflichten mit den weltlichen als einfache Folgerung daraus. Wenn wir von den Neu-Caledoniern lesen, dass in Tokelau, wo „der König, Tui Tokelau, ebenso gut auch Hoherpriester ist“, „ihr grosser Gott den Namen Tui Tokelau oder König von Tokelau trägt“, so haben wir darin nur ein typisches Beispiel von der Einheit und Verschmelzung, welche aus dieser vermeintlichen Stellvertretung oder Statthalterschaft hervorgeht.

#### §. 603.

Während die Entwicklung der Familie zu einer Familiengruppe und endlich bis zur Bildung einer Dorfgemeinde, welche oft noch von aussen aufgenommene Fremde mit umschliesst, unter Anderem zur Folge hat, dass der Patriarch nicht länger den dreifältigen Charakter eines häuslichen, staatlichen und kirchlichen Oberhauptes beibehalten kann, so bleibt ihm doch in der Regel noch eine doppelte Würde: er behält gewöhnlich wie in dem zuletzt erwähnten Falle die Stellung und die Obliegenheiten des Herrschers und des Priesters. Diese Vereinigung von Pflichten finden wir überall auf den früheren Stufen der socialen Entwicklung und wir können sie auch noch auf späteren Stufen deutlich verfolgen.



In Tanna „fungirt der Häuptling auch als Hoherpriester“, und das Gleiche gilt von anderen Inseln dieser Gruppe. Die Könige von Mangaia „waren »te ara pia o Rongo«, das ist »die Mundstücke oder Priester des Rongo«. Bei den Neuseeländern „waren die Obliegenheiten des Häuptlings und des Priesters allgemein vereinigt und erblich“. „Der König von Madagascar . . . ist Hoherpriester des ganzen Königreiches.“ Auf den Sandwichs-Inseln „ertheilte der König die Antworten des Orakels selber aus seinem Versteck, einem Gerüst von Flechtwerk, hervor“. Von der Humphrey's Insel lesen wir, dass der König „ebensogut auch Hoherpriester war“. Nicht anders steht es bei rohen Völkern in Amerika. „Die Pueblo-Häuptlinge scheinen zu gleicher Zeit Priester zu sein,“ sagt BANCROFT; und wir erfahren Gleiches von Ross in betreff der Chinooks und von HUTCHISON betreffs der Indianer von Bolivia. Von verschiedenen halb civilisirten Völkern der Vergangenheit und Gegenwart kommt uns ähnliche Kunde zu. Die sagenhaften „Begründer der Maya-Civilisation vereinigten in ihrer Person die Eigenschaften des Hohenpriesters und des Königs“. Im alten Peru war der Inca auch Hoherpriester: „als Stellvertreter der Sonne stand er an der Spitze der Priesterschaft und leitete die wichtigsten unter den religiösen Festlichkeiten.“ Aus Siam schreibt THOMSON: „Der König selbst ist Hoherpriester.“ Von CRAWFORD erfahren wir, dass der König auf Java zugleich „der erste Diener der Religion ist“. In China verleihen die heiligen Gesetze dem Kaiser-Hohenpriester „das ausschliessliche Vorrecht, das Höchste Wesen zu verehren, und verbieten jedem Unterthanen, die grossen Opfer darzubringen“. Und in Japan war der Mikado „das Oberhaupt der Nationalreligion“.

Die ältesten Urkunden von Völkern der alten Welt zeigen uns denselben Zusammenhang. Der ägyptische König, zugleich das Oberhaupt der Priesterschaft, wurde auf ihren Denkmälern überall dargestellt, wie er einem Gotte opfert. In ähnlicher Weise wurde der assyrische König abgebildet; und die Inschriften zeigen, dass Tiglath-Pileser „Hoherpriester von Babylon“ war. Ebenso lesen wir in den altjüdischen Überlieferungen, dass David als Hoherpriester Opfer brachte. Aber auch die arischen Völker verhielten sich in früheren Zeiten nicht anders. Bei den Griechen, wie sie HOMER schildert, wurden Acte der öffentlichen

Verehrung „überall durch die Häuptlinge ausgeübt, ohne Dazwischenkunft eines Priesters.“ Die spartanischen Könige waren Priester des Zeus, und sie bezogen auch die den Priestern zukommenden Einkünfte. Ebenso „umfasste zu Athen der Archon-König . . . unter seinen Aufgaben auch alle diejenigen, welche zur Staatsreligion gehörten. Er war ein wirklicher *rex sacrorum*“. Und dass das Gleiche unter den Römern galt, „entnehmen wir der Thatsache, dass nach Abschaffung des Königthums der »*rex sacrificulus*« eingesetzt wurde, damit er den ganzen Opferdienst übernehme, der eben nur durch einen König ausgeübt werden konnte“. Auch die Arier, welche weiter nordwärts sich ausbreiteten, liefern Beispiele hiefür. Bei den ältesten Scandinaviern war der Hauptmann „zugleich Priester und bürgerliches Oberhaupt“; in den ältesten Zeiten „erbaute jeder Häuptling, sobald er sich niederliess, seinen eigenen Hof oder Tempel und übernahm selbst die Functionen des Priesters“.

Dieser Zusammenhang erhielt sich in etwas abgeänderter Form noch lange im mittelalterlichen Europa fort. König Guntram war „gleich einem Priester unter Priestern“. Ebenso hatte Karl der Grosse eine Art von hohepriesterlichem Charakter: bei feierlichen Gelegenheiten trug er Reliquien auf seinen Schultern und tanzte vor den Reliquien einher. Ja selbst heute ist dieser Zusammenhang noch nicht vollständig aufgehoben\*.

\* Die Thatsache, dass die meisten Menschen, wenn sie lesen, dass Melchisedek Priester und König zugleich war, von dieser Vereinigung als einer abnormen Erscheinung betroffen sind, bezeichnet sehr deutlich den Werth der hergebrachten Erziehung. Wenn, wie ich vor Kurzem hörte, ein Geistlicher, der junge Mädchen bei ihrer Confirmation prüft, diese Vereinigung von Charakteren als merkwürdig hervorhebt, während sie doch die regelmässige Combination ist, so dürfen wir daraus wohl entnehmen, wie weit verbreitet die völlige Unkenntniss der wichtigsten Wahrheiten in der Geschichte der Gesellschaften ist — eine Unkenntniss, welche Hand in Hand geht mit der Kenntniss von unzähligen Kleinigkeiten, aus denen die Leitfäden der Geschichte sich zusammensetzen und die in Prüfungsaufsätzen eine so grosse Rolle spielen. Allein unser vielköpfiger staatlicher Papst, der sich ebensogut dazu eignet, ein Erziehungssystem vorzuschreiben, wie der kirchliche Papst befähigt war, GALILEI über den Bau des Sonnensystems zu belehren, ist nun einmal der Meinung, dass die Kinder durchaus lernen müssten (selbst wenn die betreffenden Unterrichtsstunden die die Gesundheit so schädigende Überbürdung noch verschlimmern), welches Weib dieser oder jener König heirathete, wer bei dieser oder jener Schlacht den Oberbefehl hatte, welche Strafe diesen Anführer



## §. 604.

Indem wir diese primitive Einheit von Herrscher und Priester beleuchteten und den lange sich erhaltenden Zusammenhang zwischen beiden verfolgten, wurden wir unvermeidlich etwas von der Betrachtung dieser doppelten Function abgelenkt, wie sie im ersten Anfange sich darbietet. Um aber die Entstehung des Priesterthums im eigentlichen Sinne richtig zu verstehen, müssen wir für einen Augenblick wieder zu den früheren Stadien zurückkehren.

Anfänglich unterscheiden sich die priesterlichen Handlungen des Häuptlings in Nichts von den priesterlichen Handlungen anderer Familien-Oberhäupter. Die Ältesten oder Vorstände der einzelnen Familien, welche den Stamm zusammensetzen, opfern ein Jeder für seine eigenen abgeschiedenen Vorfahren und der Häuptling thut dasselbe für die Vorfahren seines eigenen Geschlechts. Auf welche Weise prägt sich nun sein priesterlicher Charakter schärfer aus als derjenige der Übrigen?

An einer anderen Stelle habe ich bereits darauf hingewiesen, dass die Angehörigen eines primitiven Gemeinwesens ausser der Versöhnung der Geister ihrer eigenen todten Verwandten es natürlich in manchen Fällen für klug und geboten erachten werden, auch den Geist eines todten Häuptlings durch Opfergaben zu begütigen, da er für mächtiger gehalten wird als andere Geister, so dass er sehr wohl Unheil stiften könnte, wenn man nicht durch gelegentliche Opfergaben freundliche Beziehungen zu ihm unterhielte. Ich hatte jedoch, als ich diese Vermuthung äusserte, keine Beweise dafür zur Hand. Solche sind nun aber seither durch das Buch *Africana* des Reverend DUFF MAC DONALD geliefert worden. Die folgenden drei Stellen hieraus zeigen den Übergang von den priesterlichen Thätigkeiten mit Privatcharakter zu solchen mit öffentlichem Charakter bei den Negern von Blantyre.

„Hinsichtlich der Dorfgötter gehen die Meinungen aus einander. Die einen sagen, dass Jedermann im Dorfe, mag er ein Verwandter des Häuptlings sein oder nicht, die Vorfäter des Häuptlings verehren müsse. Andere sagen, dass Jemand, der

oder jenen Verschwörer traf u. s. w., während man sie ruhig in der grössten Unwissenheit lässt hinsichtlich der früheren Entwicklungsstufen auch der wichtigsten Einrichtungen, unter denen wir selbst leben.

mit dem Häuptling nicht verwandt ist, seine eigenen Vorfahren anbeten müsse, weil sonst ihre Geister Unheil über ihn bringen würden. Um diese Autoritäten mit einander zu versöhnen, können wir anführen, dass eben beinahe Jedermann im Dorfe mit seinem Häuptling verwandt ist oder, wenn dies nicht zutrifft, aus Höflichkeit doch zu seinen Verwandten gerechnet wird. Jeder, der mit dem Dorfhäuptling nicht näher verwandt ist, pflegt doch höflich genug zu sein, bei allen öffentlichen Gelegenheiten den Dorfgott anzuerkennen; bei Gelegenheit von privaten Gebeten jedoch . . . pflegt er sich an die Geister seiner eigenen Vorfahren zu wenden.“

„Der Häuptling eines Dorfes hat noch einen anderen Rechtsanspruch auf die Priesterschaft. Es sind stets seine Verwandten, welche als Dorfgötter gelten.“

„Abgesehen von Träumen und einigen wenigen ebenso privaten Angelegenheiten ist es nicht üblich, dass irgend Jemand ausser dem Häuptling des Dorfes sich den Göttern nahe. Er ist der anerkannte Hohepriester, welcher im Namen aller, die in seinem Dorfe leben, jenen Gebete und Opfer darbringt.“

Hier also erkennen wir nun auf's Deutlichste den ersten Schritt in der Differenzirung des Häuptlings zu einem eigentlichen Priester — zu dem Mame, welcher mit dem übernatürlichen Wesen in Verkehr tritt, nicht allein zu seinen eigenen Gunsten und nicht blos im Namen der Angehörigen seiner Familie, sondern auch im Namen von mit ihm nicht verwandten Personen. Dies ist allerdings noch ein Zustand, auf welchem, wie ja die Nichtübereinstimmung der Leute selber deutlich zeigt, die Differenzirung noch unvollkommen geblieben ist. An einer anderen Stelle von Afrika finden wir dieselbe schon schärfer ausgeprägt. In Onitsha am Niger „verehrt das Volk ihn [den König] als den Mittler zwischen den Göttern und ihnen selber, und sie begrüßen ihn mit dem Titel *Igue*, was in der Ebo-Sprache Höchstes Wesen bedeutet.“ Ein ähnlicher Zustand der Dinge zeigt sich bei weit entfernten Völkern von anderem Typus. Auf Samoa, wo die Häuptlinge Priester waren, „hatte jedes Dorf seinen eigenen Gott, und Jeder, der in dem betreffenden Dorfe geboren war, wurde als Eigenthum jenes Gottes angesehen“. Und bei den alten Peruanern, wenn sie auch im übrigen in ihrer socialen Organisation weiter vorgeschritten waren, liessen sich doch noch



einige ähnlich ursprüngliche Einrichtungen verfolgen. Die *huacas* wurden vom ganzen Dorfe angebetet, die *canopas* dagegen von einzelnen Familien, und nur die Priester sprachen mit den *huacas* und brachten denselben Opfer dar.

Während diese wenigen unter zahlreichen ähnlichen Belegen hinlänglich die ersten Anfänge der Trennung geistlicher von weltlichen Functionen beleuchten, sind sie zugleich ein Beweis für die Wahrheit, welche uns überall entgegentritt, dass die staatlichen und die religiösen Pflichten ursprünglich beide nur aus einer Art Lehnverhältniss entspringende Verpflichtungen waren, die sich wenig von einander unterscheiden: denn das eine ist ein Lehnverhältniss gegenüber dem lebenden Häuptling, das andere ein Lehnverhältniss gegenüber dem Geiste des todtten Häuptlings.

Um Missverständnisse zu vermeiden, muss hier eine Bemerkung eingeschoben werden. Dieses Hervortreten einer Unterscheidung zwischen der öffentlichen Verehrung, welche ein Häuptling seinem Vorfahren widmet, und der privaten Verehrung, welche die Einzelnen ihren Ahnen zollen, wodurch eben der priesterliche Charakter des Häuptlings verhältnissmässig scharf zum Ausdruck kommt, kann natürlich je nach Umständen leicht abgeändert werden. Wo die Unterordnung unter den Geist eines abgeschiedenen Patriarchen oder Stammvaters sich so festgesetzt hat, dass er im Laufe von Generationen den Charakter eines Gottes annahm, und wo durch Kriege oder Wanderungen die allmählich heranwachsende Gesellschaft so zerstreut wurde, dass ihre Angehörigen räumlich mehr oder weniger von ihrem Priester und Häuptling getrennt sind, da ist es ganz selbstverständlich, dass diese zerstreuten Angehörigen der Gesellschaft fortfahren, den Geistern ihrer todtten Verwandten Opfer zu bringen, zugleich aber auf eigene Faust dem überlieferten Gott die übliche Verehrung zu bezeugen beginnen. Unter den alten Scandinaviern „war jeder Vater einer Familie zugleich Priester in seinem eigenen Hause“, wo er dem Odin opferte. Ähnlich war es bei den homerischen Griechen. Während den Göttern öffentliche Opfer durch die Häuptlinge dargebracht wurden, empfangen sie nicht minder Opfer und Gebete von seiten von Privatpersonen, abgesehen von den Opfern, welche diese ihren eigenen Vorfahren darbrachten. Gleiches fand sich auch bei den Römern. Und selbst bei den alten Juden, denen doch die Verehrung ihrer Ahnen verboten war,

vermochte das Vorhandensein von öffentlich angestellten Dienern zur Versöhnung des Jahveh nicht „die Berechtigung jedes Israeliten“ zur Ausübung von Versöhnungsgebräuchen auszuschliessen: die nomadische Lebensweise verhinderte eben eine Concentration der priesterlichen Thätigkeit.

Erscheinungen dieser Art gehören jedoch offenbar schon einem weiter vorgeschrittenen Entwicklungsstadium an und nicht jenem ersten, wo, wie wir sahen, die Entstehung des Gottes und des Priesters gleichzeitig vor sich geht.

§. 605.

Somit erklärt uns also die Geistertheorie nicht allein die mannigfaltigen Erscheinungen der Religion im allgemeinen, sondern auch die Entstehung der priesterlichen Functionen und ihren ursprünglichen Zusammenhang mit der Stellung des weltlichen Herrschers.

Die Versuche zur Versöhnung der Doppelwesen von Verstorbenen, die zunächst von allen ihren Verwandten und später hauptsächlich von den Oberhäuptern der Familien ausgeübt werden, erlangen eine gewisse Auszeichnung, wenn sie vorzugsweise in die Hände des Oberhauptes der mächtigsten Familie gelegt werden. Wenn dann diese mächtige Familie ein immer grösseres Übergewicht erlangt und der Geist ihres verstorbenen Oberhauptes höher gestellt wird als alle übrigen Geister, so entspringt daraus zunächst bei Wenigen, dann bei Mehreren und endlich bei Allen der Wunsch, ihn durch gütliche Mittel zu versöhnen. Und aus diesem Wunsche entspringt endlich die Sitte, durch Vermittelung seines Nachkommen, des Herrschers, ihm Opfer und Gebete darzubringen, wodurch der priesterliche Charakter des letzteren immer schärfer hervortritt.

Wir haben nun zu beachten, wie es kommt, dass mit dem Fortschritte der socialen Entwicklung auch die priesterlichen Obliegenheiten, obgleich lange noch vom Staatsoberhaupte festgehalten und gelegentlich ausgeübt, doch endlich mehr und mehr von einem besonderen Stellvertreter übernommen werden.



## VI. Capitel.

### Das Emporkommen einer Priesterschaft.

#### §. 606.

In den §§. 480 und 504 habe ich schon auf die eigentlich selbstverständliche und mehrfach belegte Thatsache hingewiesen, dass mit der Erweiterung des Gebietes eines Häuptlings sich auch seine Geschäfte beständig vermehren, bis er allerhand Gehilfen zu verwenden genöthigt wird; woraus die Gewohnheit entsteht, immer häufiger und schliesslich auf die Dauer eine oder mehrere seiner Functionen, wie z. B. als Feldherr, als oberster Richter u. s. w., auf Andere zu übertragen. Unter den dergestalt von ihm mehr oder weniger häufig abgegebenen Functionen findet sich auch diejenige des Priesters.

Dass eine solche Übertragung zunächst unter dem Drucke bürgerlicher oder kriegesischer Obliegenheiten eintritt, sehen wir am deutlichsten bei den Römern. Da die Könige nicht immer bei den Opfern zugegen sein konnten, weil sie häufig in den Krieg ziehen mussten, so setzte Numa (welcher nach dem Bericht von LIVIUS die priesterlichen Pflichten zum grössten Theil noch selbst erfüllte) „*flamines* ein, damit diese den König verträten, wenn derselbe abwesend sei“; und wie COULANGES beifügt, war „somit die römische Priesterschaft nur eine Emanation aus dem ursprünglichen Königthum“. Wie Ursachen dieser Art in einfachen Gesellschaften wirksam sein können, beweist uns ein Satz in Rev. MAC DONALD'S Bericht von den Blantyre-Negern. Er sagt: „Wenn der Häuptling nicht zu Hause ist, so pflegt sein Weib [als Priester] thätig zu sein, und wenn beide abwesend sind, so thut dies sein jüngerer Bruder.“ Da wir es hier mit einer noch unentwickelten Gesellschaft zu thun haben, wo die Blutsverwandtschaft des Häuptlings mit dem Gotte noch vollkommen anerkannt wird, so zeigt dieser Fall besser noch als derjenige der Römer, wie eine Priesterschaft auf normale Weise entsteht.

Dieses stellvertretende Priesterthum des jüngeren Bruders,

das hier nur zeitweilig hervortritt, wird in anderen Fällen zur dauernden Einrichtung. Von den Neuseeländern, welche in vielen Fällen Häuptlinge hatten, die zugleich Priester waren, lesen wir, dass in anderen Fällen der Bruder des Häuptlings als Priester diente. Im mexicanischen Reiche „war der Hohepriester im Königreich von Acolhuacan [und auch in dem von Tlacupan] nach dem Bericht einiger Geschichtsschreiber stets der zweite Sohn des Königs“. Ebenso hatten sie im alten Peru „einen Hohenpriester, der entweder ein Onkel oder ein Bruder des Königs oder zum mindesten ein legitimes Glied der königlichen Familie war“. Wie dieses letzte Beispiel zeigt, pflegt zwar der Herrschende, wenn er bei ganz besonderen Gelegenheiten immer noch seine priesterlichen Functionen ausübt, nicht unabänderlich seinen jüngeren Bruder zum Stellvertreter für gewöhnlichere Gelegenheiten zu ernennen, aber die Obliegenheiten des Hohenpriesters fallen dann wenigstens in der Regel irgend einem Blutsverwandten zu. So lesen wir von den Khonds, dass „die wichtigsten bürgerlichen und priesterlichen Ämter ursprünglich vereinigt zu sein schienen oder wenigstens stets von Gliedern der obersten Patriarchenfamilie bekleidet wurden“. In Tahiti, wo der König häufig als Personification des Gottes galt und wo er denn auch die in den Tempel gebrachten Opfergaben und die Gebete der zu ihm Flehenden entgegennahm und manchmal als Priester der ganzen Nation fungirte, „lag die höchste priesterliche Würde oft in den Händen irgend eines Gliedes der regierenden Familie“. DUPUIS erzählt uns, dass einer der Priester in Aschanti zu der „eigenen Familie des Königs“ gehörte. Bei den Maya-Völkern von Amerika „waren die Hohenpriester Angehörige der königlichen Familien“. Und ein gleicher Zusammenhang bestand im alten Ägypten. Da der König selber Hohepriester war, so erschien es nur natürlich, dass zur Priesterschaft auch einige seiner nächsten Verwandten gehörten; und BRUGSCH sagt, wo er von den Hohenpriestern des Ptah spricht: „Wir finden unter ihrer Anzahl Prinzen von königlichem Geblüt. Als Beispiel sei der Prinz Khamus genannt, ein Lieblingssohn von Ramses II.“

In anderen Fällen werden die priesterlichen Functionen des Staatsoberhauptes sogar von einem weiblichen Verwandten übernommen. Bei den Damaras ist die Tochter des Häuptlings



Priesterin, und „es ist ihre Pflicht, ausser für die Opfer zu sorgen, auch das »heilige Feuer« im Brande zu erhalten“. Bei feststehenden Gelegenheiten werden bei den Dahomeanern Opfer vor das Grab (wahrscheinlich eines Königs) gebracht, und „vor diesem Grabe opfert eine Tansi-no-Priesterin von königlichem Geblüt dem Geiste ein Gebet“. Ebenso war im alten Peru die oberste Priesterin, die zu den Jungfrauen des Sonnengottes gehörte und als sein bevorzugtes Weib galt, „entweder die Schwester oder die Tochter des Herrschers“. Wenn wir lesen, dass bei den Chibchas „die Erbfolge unter den Priestern wie unter den Caziken stets auf den Sohn der Schwester überging“, so darf wohl vermuthet werden, dass eine Sitte solcher Art mit der Erbfolge in weiblicher Linie zusammenhing. Bei den Damaras ist dieses Gesetz der Erbfolge noch heute in Kraft; es galt offenbar seiner Zeit als Gesetz bei den Peruanern, und die hohe staatliche Stellung der Frauen bei den Dahomeanern legt die Vermuthung nahe, dass es auch bei ihnen einst gesetzlich war. Weitere Gründe zur Annahme dieser Ursache liefert der Umstand, dass in Dahome und Peru die priesterlichen Ämter im allgemeinen vorzugsweise mit Frauen besetzt sind und dass es auch in Madagascar, wo ebenfalls die Abstammung in weiblicher Linie gerechnet wird, weibliche Priester gibt. Offenbar muss der Übergang von der Sitte, die Abstammung in weiblicher Linie zu rechnen, zu der männlichen Erbfolge oder gar die Vermischung von Völkern, welche so verschiedenartigen Erbfolgegesetzen huldigen, allerhand Unregelmässigkeiten zur Folge haben. Ein Beispiel hievon mögen wohl die Karenen darbieten, deren Dorfpriester Männer sind, bei denen aber „als Erforderniss gilt, dass der dienstthuende Priester bei der Verehrung ihrer Familien ahnen eine Frau sei und zwar die älteste in der Familie“.

Diese Übertragung der priesterlichen Functionen auf die Angehörigen einer herrschenden Familie, wie sie in den ältesten Stadien üblich ist, darf wohl als die normale Differenzirung betrachtet werden, denn da ja der Gott nichts weiter ist als der vergötterte Vorfahre, so erscheinen auch die ihm dargebrachten Opfer nach wie vor als Versöhnungsgaben, die ihm von seinen Nachkommen gewidmet werden. Selbst wo es sich nicht um wirkliche Abstammung von einem Gotte handelt oder wo man nicht mehr an eine solche glaubt, hält man doch zum Schein

noch daran fest, wie z. B. in Ägypten, wo der König in der Regel Verwandtschaft mit einem Gotte für sich in Anspruch nahm und wo in Folge dessen die Glieder seiner Familie als Menschen von göttlicher Abkunft bezeichnet wurden.

#### §. 607.

Wenn dies aber auch die gewöhnliche Entstehungsweise einer Priesterschaft ist, so gibt es doch auch andere Formen derselben. In einem früheren Capitel sahen wir bereits, dass im Anfange noch kein klarer Unterschied zwischen dem Medicinmann und dem Priester besteht. Obgleich der eine vielmehr Geister austreibt, als dass er sie zu versöhnen suchte, während der andere sie mehr mit freundlichen als mit feindseligen Mitteln bearbeitet, so greift doch jeder gelegentlich auf das Verfahren des anderen über. Der Priester spielt manchmal die Rolle eines Geisterbeschwörers und der Medicinmann versucht die Geister gütlich zu beschwichtigen, wie es uns z. B. der in §. 584 erwähnte australische Medicinmann zeigt. Bei den Ostjaken sind die Schamanen, welche als ihre Medicinmänner fungiren, zugleich „Vermittler zwischen dem Volke und seinen Göttern“. Das Geschäft eines Medicinmannes der Gonds besteht darin, „böse Geister auszutreiben, die Wünsche des Fetischs zu erklären, Regen herbeizurufen u. s. w.“. Und dieselben Männer, welche bei den Kukis einen Gott, der erzürnt ist und Krankheit verursacht hat, wieder beruhigen müssen, sollen nach dem Glauben der Eingebornen „den Einfluss, den sie auf übernatürliche Wesen besitzen“, nicht selten zu anderen Zwecken missbrauchen. Offenbar ist hierin eine andere Entstehungsweise der Priesterschaft angedeutet.

Ganz besonders in Fällen, wo der Glaube herrscht, dass der Medicinmann zu Gunsten des Stammes gewisse Vortheile erlangen könne, indem er durch die Wirksamkeit übernatürlicher Wesen auf das Wetter Einfluss gewinne, nimmt er am priesterlichen Charakter Antheil. Erinnern wir uns der Erzählung von Samuel, der als Richter über Israel zugleich in seiner Eigenschaft als Priester dem Jahveh opferte und auch vermöge seines Einflusses auf Jahveh das Wetter änderte (also die Obliegenheiten eines Herrschers, Priesters und Regenmachers in sich vereinigte), so wird uns begreiflich, wie auch in anderen Fällen



auf ähnliche Weise eine derartige Vereinigung von verschiedenen Functionen statthaben kann. So ist auch bei den Obbo der Häuptling zugleich Regenmacher, und Setschele, der König der Betschuanen, übt eifrig den „Regenzauber“: beides verstärkt nicht bloß den in §. 474 erbrachten Beweis, dass die vermeintliche Macht über die übernatürlichen Wesen auch die Gewalt eines Staatsoberhauptes erhöhe, sondern beweist zugleich, dass solche Staatshäupter, da sie auch die Aufgabe haben, von den übernatürlichen Wesen Vortheile für die ganze Gesellschaft zu erlangen, insofern zugleich die priesterliche Würde bekleiden.

In anderen Fällen entstehen innerhalb des Stammes Culte für vergötterte Personen, die mit dem vergötterten Häuptling nicht in naher Verwandtschaft standen, die jedoch aus dem einen oder anderen Grunde in ehrfurchtgebietendem Rufe gestanden haben.

HISLOP erzählt uns von einem Gond, welcher sich wunderbarer Kräfte rühmte und „für die Manen seines Vaters, der ebensolche Gaben besessen habe, einen heiligen Grabhügel errichtet hat; und er verwerthete die Ehrfurcht, die sich an diesen Ort knüpfte, als ein Mittel, um der betrogenen Königin Geld abzuschwindeln“ — Geld, das theilweise freilich zu Opfern für „seinen vergötterten Vorfahren“ verwendet wird, während er das Übrige selbst behält. Und Sir ALFRED LYALL beleuchtet in seinen „Asiatischen Studien“ ebenfalls gelegentlich diese gewissermaassen sporadische Entstehung neuer Gottheiten, die jedesmal auch zum Emporkommen einer besonderen Priesterschaft führen kann.

Es lässt sich daraus wohl entnehmen, dass auf den frühesten Entwicklungsstufen hie und da Männer auftreten, welche, ohne von den Vorfahren des Häuptlings abzustammen, doch halbpriesterliche Würde erlangen und sogar im Stande sein können, Priester von normaler Herkunft zu verdrängen. Eine derartige Usurpation dürfte besonders leicht da eintreten, wo durch Wanderungen oder durch Kriege einzelne Bruchstücke von einer Gesellschaft sich abgelöst haben, welche Keinen der Angehörigen des überlieferten Gottes umschliessen.

#### §. 608.

Solange ein Gemeinwesen unzertrennt bleibt, dessen verstorbener Begründer zum Gotte des Dorfes geworden ist und

von dem nächsten Blutsverwandten als dem Vertreter seiner übrigen Nachkommen Versöhnungsgaben empfängt, so dass dieser also zugleich als Vermittler für die anderen Familienoberhäupter dient, welche ihrerseits ihre eigenen Ahnen verehren — so lange kann ein Fortschritt in der Entwicklung der Priesterschaft kaum eintreten. Sobald aber durch Vermehrung der Volkszahl eine Trennung in einzelne Theile nothwendig wird, kommt es zu einer weiteren Differenzirung. Wie dieses geschieht, zeigt uns deutlich eine Mittheilung von ANDERSSON über die Damaras: — „Ein Theil dieses Feuers [des heiligen Feuers] wird auch dem Hauptmanne jedes Kraals mitgegeben, wenn er im Begriffe ist, sich von demjenigen des Häuptlings zu entfernen. Die Pflichten einer Vestalin werden dann der Tochter des Auswanderers auferlegt.“ Wo aber bereits ein todter Herrscher oder ein anderes wichtiges Glied des Stammes zum überlieferten Gotte geworden und zu solchem Ansehen gelangt ist, dass die Versöhnung desselben als streng geboten gilt, da werden offenbar auswandernde Theile eines solchen Stammes ihren Cultus auch fernerhin mit sich nehmen und das Bedürfniss empfinden, Jemand zu haben, der in ihrem Namen die vorgeschriebenen Gebräuche vollziehe. Stets wird die Wahrscheinlichkeit dafür sprechen, dass die abgelöste Gruppe nahe Verwandte des Häuptlings des Mutterstammes und damit also auch directe oder entferntere Nachkommen des verehrten Gottes enthält; und auf einen von diesen dürfte dann zumeist kraft seines höheren Alters oder der Nähe seiner Verwandtschaft die priesterliche Function übergehen. Und da die Gründe, welche diese Wahl bestimmen, auch für die erbliche Übertragung dieser Function sprechen, so wird die Entstehung einer Priesterkaste vollends begreiflich. Weiteres Licht wirft auf diesen Gegenstand die Angabe von HISLOP, dass, obgleich die Gonds keine eigentlichen Priester haben, es doch unter ihnen „einige Männer gibt, von denen man glaubt, dass sie wegen vermeintlich höherer Fähigkeiten oder zufolge ihres erblichen Zusammenhanges mit irgend einem heiligen Ort den Anspruch darauf hätten, die Führerschaft bei der Verehrung zu übernehmen“. Welche Wege solche Veränderungen in manchen Fällen einschlagen, zeigen uns die Santals. HUNTER sagt von ihnen:

„Zwei unter den Stämmen haben sich ganz besonders der Religion gewidmet und liefern die grosse Mehrzahl ihrer Priester.



Der eine derselben vertritt gewissermaassen die Staatsreligion, welche sich auf die Grundlage der Familie stützt und von den Nachkommen des fünften Sohnes, der ursprünglich Familienpriester war, bedient wird . . . . An manchen Orten, besonders im nördlichen Theile, glaubt man, die Nachkommen des zweiten Sohnes . . . . gäben bessere Priester ab als diejenigen des fünften Sohnes . . . . Jene sind zum grössten Theil Propheten, Wahrsager und dienende Leviten von Wald- und anderen Heiligthümern, welche also Dämonenverehrung vertreten, und nur an wenigen Orten haben sie die Stellung des fünften Stammes eingenommen.“

Nicht nur durch die Ausbreitung eines an Zahl zunehmenden Stammes in neue Wohngebiete entstehen derartige Verhältnisse, welche das Emporkommen einer Priesterschaft begünstigen, sondern ähnliche Zustände kommen auch durch die Ausbreitung eines erobernden Stammes und durch die Einsetzung seiner Glieder als Herrscher über unterworfenen Stämme zu stande. Denn hier müssen nicht blos örtliche Regierungen eingesetzt, sondern es muss auch für die Pflege des mitgebrachten Cultus an jedem wichtigeren Ort gebührend gesorgt werden. Als Typus hiefür seien die Peruaner erwähnt. Das Volk der Incas, welches die eingebornen Völker überwältigte, aber ihre Religionen unangetastet liess, pflanzte einfach seine eigene Religion oben darauf. Daraus ergab sich das Bedürfniss, überall vertheilte Vertreter derselben zu haben. „Der oberste Priester (oder Bischof) in jeder Provinz war ein Inca, welcher dafür Sorge trug, dass die Opfer und Ceremonien in Übereinstimmung mit denen des Oberpriesters in der Hauptstadt erhalten wurden.“ Da nun die Inca-Religion in der Verehrung der Sonne bestand, die als Stammvater betrachtet wurde, und da ihr vermeintlicher unmittelbarer Nachkomme, der König selbst, bei den wichtigeren Gelegenheiten als Hoherpriester fungirte, während die übrigen Hohenpriester „alle Incas von königlichem Blute“ waren, so ist klar, dass diese Einsetzung einer örtlichen Priesterschaft von Inca-Blut ein deutliches Beispiel liefert für die Entwicklung einer Priesterkaste aus den ahnenverehrenden Gliedern einer Eroberer-Familie.

## §. 609.

Zur Bestätigung der vorstehenden Folgerungen liesse sich noch mancher Beweis dafür anführen, dass in solchen Stämmen, welche ein im ganzen friedfertiges Leben führen und in welchen doch schon erhebliche Fortschritte gemacht worden sind, ohne gleichzeitige Einrichtung einer kräftigen persönlichen Regierung und daher auch ohne das Emporkommen von vergötterten Häuptlingen, welche nun als Dorfgötter gelten, stets nur eine schwache Ausprägung der Priesterkaste stattgefunden hat. Bei den Bodo und Dhimals z. B. ist das priesterliche Amt nicht erblich und wird theilweise von den Ältesten des Volkes mit verwaltet.

Es ist jedoch kaum ausführbar und würde nicht viel Nutzen haben, dieses Emporkommen der Priesterschaft weiter zu verfolgen. Einflüsse verschiedener Art streben überall auf die eine oder andere Weise den ursprünglichen Verlauf der Entwicklung zu compliciren. Wohl sehen wir, dass die Verehrung des Geistes eines verstorbenen Häuptlings, anfänglich von seinem unmittelbaren Erben besorgt, in der Abwesenheit desselben einem jüngeren Bruder übertragen wird — wohl sehen wir, dass die zeitweilige Übernahme dieser Function durch einen Bruder oder ein anderes Mitglied der Familie leicht dazu führen kann, dass eine solche Einrichtung dauernd wird, namentlich wenn die Geschäfte des Häuptlings zunehmen — und wohl sehen wir, dass wandernde Theile eines Stammes gewöhnlich begleitet oder angeführt werden von einigen der unmittelbaren oder entfernteren Abkömmlinge der Dorfgötter, welche denn auch den Cultus derselben unter sich weiter fortpflanzen und die nöthigen Gebräuche ausführen, sowie dass, wo die Unterwerfung benachbarter Gemeinwesen zu einer Ausdehnung der staatlichen und kirchlichen Herrschaft führt, die Glieder der herrschenden Familie zu örtlichen Priestern werden; allein wir finden auch stets eine grosse Zahl von Ursachen thätig, welche diesen Process auf die mannigfaltigste Weise stören. Neben dem Einflusse, welchen der Häuptling oder sein priesterlicher Verwandter auf mächtige übernatürliche Wesen haben soll, tritt mehr oder weniger bedeutend auch der Einfluss hervor, welcher dem Zauberer oder dem Regenschmager zugeschrieben wird. Gelegentlich schliesst sich auch dem Stamme ein von aussen eingewanderter Fremder an, der



vermöge seiner höheren Kenntnisse oder Kunstfertigkeiten eine gewisse Ehrfurcht einflösst, und so kann, sei es durch seine Lehren, sei es in Folge seiner späteren Vergötterung, ein neuer Cultus entstehen. Endlich hat der Anführer eines wandernden Theiles des Stammes, sofern er sich nur irgendwie besonders auszeichnet, grosse Aussicht, nach seinem Tode selbst zum Gegenstand einer Verehrung zu werden, welche mit der überlieferten Verehrung in Wettbewerb tritt und vielleicht wiederum den Keim zu einer neuen Priesterschaft legt. So sind denn die hin- und herfluthenden äusseren Umstände selbst in den frühesten Stadien wohl geeignet, mannigfaltige Abänderungen der einfachen kirchlichen Organisation hervorzurufen.

Jedoch bleiben die so entstandenen Verwickelungen immer noch klein, verglichen mit anderen, als deren Vorläufer sie erscheinen und denen wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben.

## VII. Capitel.

### Polytheistische und monotheistische Priesterschaften.

#### §. 610.

Schon in den vorhergehenden Capiteln wurden die ersten Anfänge einer polytheistischen Priesterschaft mit wenigen Zügen gezeichnet. Denn überall, wo neben der Verehrung eines vergötterten Begründers des Stammes in den einzelnen Familien der Horde noch die Verehrung der jeweiligen Vorfahren sich erhalten hat, da besteht ja schon ein noch unentwickelter Polytheismus und der Anfang einer demselben dienenden Priesterschaft. Im Geiste des Volkes gibt es keinen Gegensatz dem Wesen nach zwischen den gewöhnlichen Geistern und den hervorragenden Geistern, es besteht nur eine Verschiedenheit in ihrer Macht. Auf den ersten ebenso wie auf den späteren und höheren Stufen finden wir ein grösseres übernatürliches Wesen inmitten einer Anzahl geringerer übernatürlicher Wesen, welche sämmtlich durch ähnliche Dienste und Gebräuche versöhnt werden.

Die Entstehung dessen, was man gewöhnlich und im eigentlichen Sinne Polytheismus nennt, scheint auf verschiedene Weise stattfinden zu können. Wir wollen hier als besonders wichtig nur zwei hervorheben.

Die erste Form ist eine Begleiterscheinung der Theilung und Ausbreitung von Stämmen, welche sich stärker vermehrt haben, als ihre Unterhaltsmittel eigentlich gestatten. Innerhalb jedes sich so ablösenden Stammtheiles kommt mit der Zeit irgend ein hervorragender Häuptling oder Medicinmann empor, dessen Geist grosse Furcht erregt und daher nicht nur von seinen eigenen Nachkommen, sondern auch von anderen Gliedern des Stammtheiles verehrt und versöhnt wird und die Bedeutung eines neuen Localgottes erlangt; wo aber der Cultus, den ein solcher Stammtheil mitbrachte, längere Zeit fortlebt, da pflegt natürlich neben der Verehrung des älteren, der Gesammtheit der sich ausbreitenden Stammtheile gemeinsamen Gottes in jedem Theile noch die Verehrung eines neueren ihm eigenthümlichen Gottes sich auszubilden. Spuren dieses Vorganges finden wir an manchen Orten. Was wir von den Malagassen lesen, mag als bezeichnendes Beispiel hervorgehoben werden. Sie haben Götter, welche „jeweils verschiedenen Stämmen oder Abtheilungen der Eingebornen angehören und ihrem Glauben nach die Wächter und Wohlthäter oder die Titulargötter dieser einzelnen Horden oder Stämme sein sollen. Viele von denselben jedoch werden für mächtiger gehalten als alle übrigen“ — es sind dies die öffentlichen oder Nationalgötter. Und ELLIS fügt hinzu, dass die Götter der einen Provinz nur wenig Ansehen oder Autorität bei den Leuten einer anderen Provinz geniessen. Als ein Beispiel aus weit entlegener Zeit mag dasjenige der alten Ägypter genannt werden. Die *nomes* oder ursprünglichen Bezirke, aus denen sich Ägypten zusammensetzte, waren „vom höchsten Alter“: ihre Grenzen sind schon auf Inschriften, die man an den ältesten Baudenkmalern findet, sehr genau angegeben. „Jeder Bezirk hat seinen Hauptort, wo der [erbliche] Regent seinen Sitz hatte, und jeder erfreute sich des Schutzes und des Cultes einer besonderen Gottheit, deren Heiligthum den Mittelpunkt der religiösen Verehrung des ganzen Bezirks bildete.“ Dass ganz ähnliche Belege aus den Berichten von anderen Völkern des Alterthums sich herbeiziehen liessen, braucht nicht bewiesen zu werden. Natürlich



geht aber mit diesem Process Hand in Hand das Emporkommen von Priesterschaften, welche zum Theil den localen, zum Theil den allgemeinen Culten geweiht sind, mit entsprechenden Abstufungen in ihrer Würde. So lesen wir von den ägyptischen Priestern: „Einige, welche dem Dienste bestimmter Gottheiten sich widmeten, nahmen auch einen weit höheren Rang ein als die übrigen; und die Priester der grossen Götter wurden mit viel höherer Achtung betrachtet als diejenigen der niederen Gottheiten. In vielen Provinzen und Städten genossen die, welche ganz besonderen Tempeln angehörten, wiederum eines höheren Rufes als die übrigen.“

Eine andere Art der Entstehung des Polytheismus und polytheistischer Priesterschaften, die ebenso wichtig, vielleicht sogar noch bedeutsamer ist als die eben besprochene, sich aber wie gerade im letzteren Falle häufig nur schwer von ihr unterscheiden lässt, findet sich in Begleitung von Eroberungen. Die Überwältigung eines Stammes durch einen anderen, einer Nation durch eine andere, wie sie überall und zu jeder Zeit vorgekommen ist, hat natürlich stets wesentlich dazu beigetragen, dass ein Cultus auf einen anderen aufgepfropft wurde; ja nicht selten war jeder von diesen durch frühere Vorgänge ähnlicher Art schon zu einer zusammengesetzten Erscheinung geworden. Ohne die Verehrungsformen der Besiegten aufzuheben oder zu stören, bringen die Sieger ihre eigene Verehrung mit, indem sie dieselbe entweder nur unter sich pflegen oder die Besiegten zwingen, daran Theil zu nehmen. In jedem Falle aber steigert sich dadurch die Mannigfaltigkeit der Priester. Das Fortleben des Cultus, der pelasgischen Ursprungs war, inmitten der Culte der eigentlichen Griechen bietet ein Beispiel aus der frühesten europäischen Geschichte, und spätere Vorkommnisse liefern uns die Römer. „Als erobernder Staat hatte Rom fortwährend Gelegenheit, die Religionen der von ihm unterjochten Stämme in sich aufzusaugen. Bei der Belagerung einer Stadt pflegten die Römer feierlich die in derselben wohnenden Gottheiten zu beschwören.“ Derselbe Vorgang kehrte auch in den altamerikanischen Gesellschaften wieder. „Die Hohenpriester von Mexico galten nur den Mexicanern als Oberhäupter ihrer eigenen Religion und hatten keine Bedeutung für die übrigen von ihnen unterjochten Nationen: diese . . . behielten ihre Priesterschaften

unabhängig davon bei.“ Ebenso in Peru. „Die Incas beraubten die Häuptlinge der einzelnen Stämme nicht ihrer Herrschaft, aber ihre Abgesandten lebten in dem Thale, und den Eingebornen wurde befohlen, die Sonne zu verehren. So wurde dann ein Tempel gebaut und viele Jungfrauen und Priester wohnten darin, um die Festlichkeiten zu feiern. Allein obschon dieser Tempel der Sonne mit so grossem Gepränge eingerichtet wurde, hörten doch die Eingebornen nicht auf, in ihrem alten Tempel von Chinchaycama ihre Verehrung fortzusetzen.“

Von ferneren, jedoch weniger wichtigen Ursachen der Complication seien noch drei genannt. Eine derselben ist der sich ausbreitende Ruf von localen Gottheiten und als Folge davon die Errichtung von Tempeln für dieselben an Orten, denen sie eigentlich nicht zugehören. Ein gutes Beispiel hiefür ist Äsculap, dessen Verehrung als örtlicher Stammvater und Medicinmann in Pergamon seinen ursprünglichen Sitz hatte, sich jedoch mit seiner Entwicklung zu einer Gottheit nach Osten und Westen hin ausbreitete und schliesslich sogar in Rom sich festsetzte. Eine weitere Ursache, die im alten Ägypten sehr deutlich hervortritt, ist die Vergötterung von mächtigen Personen, welche selbst eine eigene Priesterschaft eingesetzt haben, die den Opferdienst für ihren Geist zu übernehmen hat. Und eine dritte Ursache ist die gelegentliche Vergötterung solcher, die aus der einen oder anderen Ursache der Einbildungskraft des Volkes besonders merkwürdig erscheinen. Dieser Vorgang ist heute noch in Indien thätig. Sir ALFRED LYALL hat denselben in seinen „*Asiatic Studies*“ anschaulich geschildert.

#### §. 611.

Die häufige Entstehung neuer Culte und die gleichzeitige Fortdauer von zahlreichen schon vorhanden gewesenen Verehrungen, jede mit ihrer besonderen Priesterschaft, erscheint Vielen als etwas höchst Wunderbares, so gesetzmässig auch, wie wir gesehen haben, diese Erscheinung ist. Viele Schriftsteller, indem sie unsere modernen Vorstellungen auf die Erklärung alter Gebräuche anwenden, verbreiten sich über die „Toleranz“, welche die Römer gezeigt hätten, indem sie die Religionen der von ihnen besieigten Völker unangetastet liessen. Betrachten wir die Sache aber von ihrem statt von unserem Standpunkte aus, so



erscheint diese Behandlung der Localgötter und ihrer Priester ganz natürlich. Wenn überall auf Grund der Ahnenverehrung Culte von ursprünglich wohlbekannten Begründern einzelner Stämme und traditionellen Stammvätern ganzer Völker zur Ausbildung kommen, so ergibt sich von selbst, dass die Sieger ohne jedes Bedenken die locale Verehrungsform der Besiegten anerkennen werden, während sie ihre eigene mit sich bringen. Eine Folge dieses allgemein herrschenden Glaubens ist es, dass die Götter der Unterjochten für genau so wirklich gehalten werden wie diejenigen der Sieger.

Dies lehrt uns manche eigenartige Erscheinung verstehen. Ganz regelmässig finden wir, dass in der antiken Welt Sieger und Ansiedler in neuen Gebieten bestimmte Maassregeln treffen, um die Localgötter zu versöhnen. Alles, was sie von ihnen gehört hatten, konnte sie nur in dem Glauben bestärken, dass sie jeder an seinem Orte mächtig wären und wohl Unheil anrichten könnten, wenn man nicht zu ihnen betete oder ihnen dankte. Darauf beruhte es wahrscheinlich, wenn der Ägypterkönig Necho dem Apollo opferte bei Gelegenheit seines Sieges über Josiah, den König von Juda. Ebenso ist auch, um aus einem weit entlegenen Lande ein Beispiel zu nehmen, die Thatsache zu erklären, dass die peruanischen Incas, die selbst Sonnenanbeter waren, nichtsdestoweniger Opfer stifteten für die verschiedenen *huacas* der von ihnen überwältigten Völker, „weil sie fürchteten, dass, wenn irgend einer derselben übergangen würde, sie in Zorn gerathen und den Inca strafen könnten“.

Das Nebeneinanderbestehen verschiedener Culte stützt sich in einigen Fällen auf den Glauben, dass die Lehnstreue jedes Einzelnen gegenüber seinem besonderen Gotte oder seinen Gottheiten eine strenge Verpflichtung darstelle und es ihm daher nicht vorgeschrieben oder nicht einmal erlaubt sei, die Gottheiten zu verehren, welche den Mitbürgern von fremdem Ursprung angehören. So war in Griechenland in den frühesten Zeiten „durch die Combination verschiedener Formen religiöser Verehrung Athen zur Hauptstadt und Attica zu einem vereinigten Ganzen geworden. Allein . . . Apollo blieb immer noch ein Gott des Adels und seine Religion erhob sich wie ein trennender Wall inmitten des Volkes . . . Nach dem Plane von SOLOX sollte dies geändert werden . . . Jedem freien Athener kam von nun an das Recht und die Pflicht zu, dem Apollo zu opfern.“

Alle diese Thatsachen zeigen uns deutlich, dass nicht nur die Entstehung des Polytheismus, sondern auch das lange Fortleben desselben und die dadurch bedingte Fortdauer von Priesterschaften, welche ganz verschiedenen Göttern geweiht waren, einfache Folgeerscheinungen der ursprünglichen Ahnenverehrung sind.

§. 612.

Wenn nun auch auf den frühesten Stufen des Polytheismus offenkundige Anstrengungen zur Unterjochung des einen Cultus durch den anderen nicht hervortreten, so macht sich doch gewöhnlich schon ein gewisser Wettbewerb geltend, der zugleich den ersten Anfang einer Unterjochung bildet.

Ein ähnliches Gefühl, wie man es gelegentlich bei unseren Jungen trifft, welche sich ein jeder der besonderen Kraft oder des Ansehens ihrer Väter rühmen, treibt die Menschen auf früheren Stufen dazu an, die Macht und Vortrefflichkeit ihrer Vorfahren im Vergleich mit den Eigenschaften, welche die Vorfahren Anderer zeigten, bedeutend zu übertreiben. Und es ist fast unvermeidlich, dass sich über die relative Grösse der vergötterten Ahnherren verschiedener Stämme mancherlei Streit erhebt. Dieser Zustand der Dinge wurde in Fidschi beobachtet, als die Missionare die ersten Beschreibungen davon lieferten: „Jeder einzelne Bezirk kämpfte für die Überlegenheit seiner eigenen Gottheit.“ Offenbar gehörte es bei den alten Juden mit zu ihrem Glauben, im Gegensatz zu der Ansicht der benachbarten Völker zu behaupten: — unser Gott ist grösser als euer Gott. Ohne damit etwa die Existenz anderer Götter ausser dem ihrigen ableugnen zu wollen, wurde die Überlegenheit ihres eigenen eifrig verfochten. Auch in Griechenland führte die religiöse Eifersucht zwischen den einzelnen Städten und der Wunsch, den Neid anderer zu erregen durch die Zahl derjenigen, welche herbeikamen, um der jeweiligen Gottheit Opfer zu bringen, zu einem Kampf zwischen den verschiedenen Culten — ein Wettstreit, der bald Ungleichheit hervorrief. Einflüsse ähnlicher Art, wie sie z. B. die höhere Bedeutung der olympischen Festspiele gegenüber anderen solchen Festlichkeiten zur Geltung brachten, waren bei den Griechen fortwährend thätig, um gewissen Göttern und ihren Opferpriestern eine höhere Stellung zu verschaffen als anderen.



Die Religion ist ja in ihrem ursprünglichsten Zustande nur der Ausdruck eines Lehns- oder Unterthanenverhältnisses — eines Verhältnisses, das zunächst gegenüber dem lebenden Patriarchen oder siegenden Helden und später gegenüber seinem Geiste zum Ausdruck kommt; und so ist nicht anders zu erwarten, als dass Ursachen, welche den Grad und die Ausdehnung des Unterthanenverhältnisses gegenüber dem Oberhaupte, so lange es am Leben war, beeinflussten, ebenso nach dessen Tode diesem Verhältniss gegenüber seinem Geiste günstig oder ungünstig sein werden. Wie innig diese beiden Arten von Unterthanenschaft mit einander verknüpft sind, ersehen wir z. B. aus der That- sache, dass bei einer Eheschliessung unter den Santals die Braut ihren Clan und ihre Götter mit denjenigen ihres Mannes ver- tauschen muss — was uns natürlich an die Vorstellungen er- innert, welche Naemi der Ruth macht: „Siehe, deine Schwägerin ist zurückgekehrt zu ihrem Volke und zu ihren Göttern;“ worauf Ruth antwortet: „Dein Volk soll mein Volk sein und dein Gott mein Gott.“

Betrachten wir die Dinge von diesem Standpunkt aus, so sehen wir, wie natürlich es dazu kommen muss, dass, ebenso wie die Unterthanen eines lebenden Häuptlings, aus der einen oder anderen Ursache mit seiner Herrschaft unzufrieden, den- selben theilweise verlassen und sich einem benachbarten Häupt- ling anschliessen (§. 452), so auch bei einem polytheistischen Volke dieser oder jener Beweggrund eine Vermehrung in der Zahl der Verehrer beim Tempel des einen Gottes und ent- sprechende Abnahme derselben bei dem Tempel eines anderen hervorrufen kann. Ähnlich wie eine beliebige Enttäuschung den Wilden dazu bringt, dass er sein Götzenbild prügelt, wenn es zum Lohn für dargebrachte Opfer nicht das gespendet hat, was er erwartete, so werden auch weiter vorgeschrittene Völker durch Enttäuschungen aller Art sich einer Gottheit entfremden lassen, welche sich widerspenstig zeigte, während sie dafür eine andere Gottheit zu versöhnen suchen, von der sie hoffen, sie werde mehr Gunst gewähren. Selbst heutzutage noch zeigen uns die Ströme der Wallfahrer nach Lourdes, wie die Ausbreitung des Glaubens an irgend ein vermeintliches Wunder den Grund zu einer neuen Verehrung oder zur Verstärkung einer alten legen kann. Es ist mit den Heiligen ebenso wie mit den Göttern:

es kommen alle möglichen Abstufungen vor. Auch staatliche Einflüsse führen gelegentlich zu der Erhebung des einen Cultus über andere. Von den Griechen bemerkt CURTIUS:

„Eine andere religiöse Verehrung, welche die Tyrannen zu neuer Bedeutung erhoben, war diejenige des Dionysos: dieser Gott der Bauernschaft steht überall den Göttern der ritterlichen Häuser gegenüber und wurde daher von allen den Herrschern begünstigt, welche die Macht der Aristokratie zu brechen strebten.“

Hauptsächlich aber beruhen alle die Ungleichheiten zwischen den den Göttern zugeschriebenen Kräften, wo viele derselben neben einander vorkommen, auf vorausgegangenen Eroberungen. Die vorwiegend kriegerische Thätigkeit, welche Rangabstufungen unter den Lebenden erzeugt, bringt auch ähnliche Rangstufen zwischen den angebeteten Todten hervor. In der Regel erzählen uns ja die Mythologien von allerlei Siegen, welche die Götter errungen haben; in der Regel beschreiben sie Kämpfe zwischen den Göttern selber, und meistens steht der oberste Gott als derjenige da, welcher durch seine Kraft oder Macht die höchste Stellung errungen hat. Dies sind aber durchaus die Merkmale eines Göttersystems, wie es aus der Vergötterung von siegreichen Eindringlingen und aus der öfter vorgekommenen Usurpation der Herrschaft von seiten einzelner Führer entstehen musste. Und offenbar muss die Unterjochung des einen Volkes durch ein anderes und die damit verbundene Erhebung des einen Pantheons über das andere eine wesentliche Ursache der Unterschiede sein, welche zwischen der Macht der höheren und der geringeren Gottheiten bestehen, und des Gegensatzes in der Bedeutung, welche den einzelnen Culten und ihren Priesterschaften zukommt.

#### §. 613.

Am Ende aber macht sich unter günstigen Verhältnissen doch eine gewisse Hinneigung zum Monotheismus geltend. Allerdings kann im Geiste eines polytheistischen Volkes lange Zeit hindurch ein hin- und herwogender Widerstreit fortbestehen zwischen den Ansichten über die relativen Kräfte ihrer Götter. Von den alten Ariern schreibt Professor MAX MÜLLER: „Es wäre leicht, in den zahlreichen Gesängen des Veda Stellen zu finden, in welchen beinahe jeder einzelne Gott als der oberste und ab-



solute Gott dargestellt wird . . . . . Agni wird der Herrscher des Weltalls genannt; . . . . . Indra wird gefeiert als der stärkste Gott, . . . . . und der wiederkehrende Schlussvers eines der Gesänge . . . . . lautet stets . . . : Indra ist grösser als Alle. Von Soma heisst es, dass . . . . . er jeden besiegt.“ Eine ähnliche Thatsache ist hinsichtlich der ägyptischen Götter festgestellt. Die überschwengliche Sprache ihrer Verehrer schreibt eben bald diesem, bald jenem unter den Göttern und manchmal auch einem lebenden König eine so sehr Alles überragende Grösse zu, dass nicht nur alle anderen Dinge, sondern alle übrigen Götter durch ihn allein zu existiren scheinen.

Zuletzt jedoch gelangt im Geiste der Gläubigen eine bestimmte Persönlichkeit zu der Stellung eines „Vaters der Götter und Menschen“; und wenn später diese Stellung von einem anderen eingenommen wird, so vermindert eine derartige Usurpation keineswegs die Neigung zum Monotheismus, sondern steigert sie nur, weil eben daraus die Vorstellung von einer Gottheit entspringt, die noch mächtiger sei als die vorher angebetete. In welchem Grade die Anerkennung der Überlegenheit eines siegreichen Volkes und damit eingeschlossen auch seiner Götter geeignet ist, die Götter der Besiegten herabzudrücken, zeigen uns die alten Peruaner. GARCILASSO erzählt, dass berichtet worden sei, die indianischen Stämme hätten sich manchmal aus blosser Bewunderung für die höhere Cultur der Incas unterworfen; und damit war unter anderem natürlich auch die Verpflichtung verbunden, an der Verehrung der Inca-Götter theilzunehmen. Von den Incas selbst sodann sagt HERRERA:

„Als sie sahen, wie die Spanier über Wölbungsgerüsten Bogen aufbauten und jene dann wegnahmen, als die Brücke fertig war, liefen sie alle hinweg, indem sie glaubten, die Brücke würde einstürzen. Als sie aber sahen, wie dieselbe feststand und die Spanier darüber hinweggingen, sagte ein Cazike: Es ist nur recht und billig, diesen Menschen zu dienen, welche die Kinder der Sonne sind.“

Offenbar führte eine in solchen Worten sich aussprechende Geistesverfassung auch zur Annahme des Glaubens und der Verehrung der Spanier. Und derartige geistige Eroberungen mögen sich gar oft in der Entwicklung der Gesellschaften wiederholt und jedesmal dazu geführt haben, die Aufsaugung localer und

gering geachteter übernatürlicher Wesen durch höhere und allgemeinere zu begünstigen.

Ganz besonders wird eine derartige Aufsaugung gefördert, wenn derjenige, welcher als lebender Herrscher durch sein unbändiges Streben nach Unterjochung benachbarter Völker ausgezeichnet war, nach seinem Tode noch unausgeführte Eroberungsabsichten hinterlässt, und wenn dann sein Geist, nachdem die Herrschaft des Volkes sich ausgebreitet hat, eifrige Verehrung empfängt. Wie aus einer früher erwähnten Stelle hervorgeht, galt dies von dem assyrischen Gotte Assur (§. 600); und nicht anders war es auch mit dem jüdischen Gotte Jahveh, wie die Stelle im 5. B. Mosis, Capitel XX, Vers 10—18 beweist:

„Wenn du vor eine Stadt ziehest, sie zu bestreiten, so sollst du ihr den Frieden anbieten. Antwortet sie dir friedlich und thut dir auf, so soll alle das Volk, das darinnen gefunden wird, dir zinsbar und unterthan sein. Will sie aber nicht friedlich mit dir handeln, und will mit dir kriegen, so belagere sie. Und wenn sie der HErr, dein GOtt, dir in deine Hand gibt, so sollst du Alles, was männlich darinnen ist, mit des Schwertes Schärfe schlagen . . . . Aber in den Städten dieser Völker, die dir der HErr, dein GOtt, zum Erbe geben wird, sollst du nichts leben lassen, was den Odem hat; — sondern sollst sie gänzlich verbannen.“

Wir sehen ferner, wie von Anfang an die Eifersucht ein Merkmal ist, was man schon dem Doppelwesen des gewöhnlichen Todten und dann den übernatürlichen Wesen überhaupt zuschreibt. Geister, die nicht genügend Opfer empfangen haben, gelten für übel gesinnte Wesen, die sehr geneigt sind, an den Überlebenden Rache zu üben; Götter, deren Heiligthümer vernachlässigt und deren Feste nicht mit genügenden Opfern geehrt werden, sollen zornig sein und werden als die Ursachen von allerhand Unglück betrachtet; wenn aber ein solcher Gott von einem Herrscher her stammt, dessen Herrschsucht unersättlich war und dessen Geist als eifersüchtiger Gott gefürchtet wird, der keinerlei Anerkennung Anderer duldet, so wird er natürlich, sofern seine Anhänger die Übermacht gewinnen, den Anlass zur Entstehung einer Verehrung geben, welche alle anderen Verehrungen unterdrückt.

Selbstverständlich wird sich mit einem solchen Fortschritt zum Monotheismus auch eine fortschreitende Vereinheitlichung



der Priesterschaften verbinden. Die anerkannten Versöhner der anderen Gottheiten treten allmählich zurück und verschwinden zuletzt gänzlich, während die bestellten Versöhner derjenigen Gottheit, welche sich die Anerkennung als mächtigste und grösste unter vielen oder als Inhaber aller Macht errungen hat, überall sich festsetzen.

## §. 614.

Wenn schon diese Einflüsse dazu führen, aus dem Polytheismus den Monotheismus hervorzuentwickeln, so werden sie noch durch einen anderen bestärkt — durch den Einfluss der fortschreitenden Cultur und des damit verbundenen höheren Vermögens zu speculativem Denken. MOLINA erzählt, dass der Inca Jupanqui „von so klarem Verstande gewesen“ sei, dass er sich überzeugt habe, die Sonne könne nicht der Schöpfer seip, sondern es müsse „Jemand geben, welcher sie regiere“; er habe daher befohlen, dass Tempel für diesen von ihm erschlossenen Schöpfer errichtet würden. Ebenso hatte in Mexico „Nezahuatl, der Herr von Tezcuco“, weil er in seinen Gebeten an die herkömmlichen Götzen getäuscht war, den Schluss gezogen, dass es „einen unsichtbaren und unbekannten Gott geben müsse, welcher der Schöpfer des Weltalls sei“, und er baute einen neunstückigen Tempel „diesem Unbekannten Gotte, der Ursache der Ursachen“ zu Ehren. Hier finden wir also bei amerikanischen Völkern ganz ähnliche Erscheinungen, wie sie uns in Europa die Griechen zeigen. In den Platonischen Gesprächen finden wir nicht nur eine Zurückweisung der rohen, bei den Ungebildeten üblichen Vorstellungen, sondern auch mancherlei Ausdrücke, welche offenbar auf einen Fortschritt zum Monotheismus hinweisen. Und vergleichen wir die Ansichten der jüdischen Propheten mit denen der ältesten Juden und der meisten Volksgenossen ihrer Zeit, so ist klar, dass unter den Ursachen des jüdischen Monotheismus der geistige Fortschritt eine sehr wichtige Rolle spielte.

Es mag ferner noch bemerkt werden, dass dieser Fortschritt zum Monotheismus, wenn er einmal begonnen hat, bei den höchst Gebildeten eines Volkes mit zunehmender Kraft und Geschwindigkeit vor sich geht. Ist einmal die Überlegenheit eines einzigen übernatürlichen Wesens deutlich erkannt, so ergibt sich von

selbst der Gedanke daraus, dass die Macht, welche etwa andere übernatürliche Wesen noch ausüben, ihnen nur von dem höchsten überlassen, gleichsam abgetreten worden sei. Bald werden dieselben nur noch als blosse Abgesandte aufgefasst, denen eine fremde, nicht ihnen eigenthümliche Macht anvertraut wurde; und in dem Maasse, als die Ursache der Ursachen im Denken mehr in den Vordergrund tritt, verschwinden die secundären Ursachen immer mehr aus den Vorstellungen.

#### §. 615.

Um die Entwicklung des Monotheismus und der damit verknüpften kirchlichen Einrichtungen ganz zu verstehen, müssen wir aber noch mehrere Einflüsse beachten, welche dieselbe mehr oder weniger beeinträchtigen.

Die ersten Anfänge des Emporkommens einer obersten Gottheit schlagen sehr häufig fehl. Gerade wie auf den ersten Stufen der socialen Integration die Führerschaft eines einzelnen Herrschers oft nur für einige Zeit besteht und die von einem siegreichen Häuptlinge erlangte Macht häufig in den Händen seines Nachfolgers wieder zerstiebt, so hat auch die einem Gotte unter vielen Göttern zugeschriebene Oberherrschaft gar oft keine lange Dauer. Es lassen sich mehrere Ursachen hievon herausfinden.

Dem Doppelwesen eines Verstorbenen wird anfänglich ja nur eine zeitweilige Existenz zugeschrieben, und als dauernd fortlebend gilt es erst, wenn zufällige Umstände die Erinnerung an dasselbe stets erneuert haben. In ähnlicher Weise ist es zur Behauptung der höchsten Stelle unter den Geistern oder Göttern erforderlich, dass sich die Überlieferungen treu fortpflanzen und der sociale Zustand sich fest geordneten Gebräuchen günstig erweise. An vielen Orten aber sind diese Bedingungen nur sehr ungenügend erfüllt. SCHOOLCRAFT bemerkt von dem Dahinschwinden der Überlieferungen bei den Comanchen: „Ich bezweifle, ob der Name irgend eines ihrer Häuptlinge aus der vierten Generation der Vorfahren sich bei ihnen erhalten hat.“ Und als im Jahre 1770 Cook die Küste von Neuseeland an einer Stelle besuchte, welche nur fünfzehn Meilen von dem Orte entfernt war, wo TASMAN 128 Jahre vorher gelandet hatte, da fand er keinerlei Überlieferung von dem Ereignisse mehr vor. Obgleich also überall die ursprüngliche Tendenz dahin ging, den



ältesten bekannten Erzeuger zum obersten Gott werden zu lassen, so liegt doch auch, wie uns schon der Unkulunkulu der Zulus gezeigt hat, die Gefahr sehr nahe, dass diese Führerschaft unter den übernatürlichen Wesen aus dem Gedächtniss wieder entschwinde und nur noch Oberhäupter aus späterer Zeit anerkannt werden.

Eine fernere Ursache, welche gegen die Fortdauer des einmal angenommenen Göttersystems thätig ist, liegt in dem Emporkommen von Gewaltherrschern oder von einzelnen Männern, welche durch ihre Erfolge im Kriege oder durch Grossthaten dem Geiste des Volkes solchen Eindruck machen, dass dem gegenüber die aus den Überlieferungen früherer vergötterter Männer stammenden Eindrücke abgeschwächt werden. Als Beispiel mag uns die Überwältigung des Uranos durch Kronos und wiederum des Kronos durch Zeus dienen. In den Zeiten, wo die Vergötterung noch ein ganz gewöhnlicher Vorgang ist, muss offenbar die Neigung zu solchen Verdrängungen ziemlich stark sein.

Wir dürfen wohl noch eine weitere Ähnlichkeit zwischen den Schicksalen der himmlischen und denen der irdischen Oberhäupter vermuthen. Als wir die staatlichen Einrichtungen besprachen, sahen wir die Macht nicht selten aus den Händen eines obersten Herrschers in die Hände eines ersten Ministers hinübergleiten, durch welchen alle Nachrichten zum Könige gelangen und alle Befehle hinausgehen. Ebenso scheint ein untergeordnetes übernatürliches Wesen, das aber als Vermittler zwischen den Menschen und dem höchsten übernatürlichen Wesen gilt und in dieser Eigenschaft von den Gläubigen fortwährend angerufen wird, sehr wohl geeignet, allmählich die Oberhand zu gewinnen. Bei den Katholiken ist die heilige Jungfrau, an die ja fast alle Gebete gerichtet werden, augenscheinlich im Begriff, in den Vordergrund des Bewusstseins zu treten. Der Titel „Mutter Gottes“ deutet schon eine Art von höherer Stellung an, und gegenwärtig kann man im Vatican ein Gemälde bewundern, auf welchem sie auf einer höheren Himmelsstufe dargestellt wird als die Personen der Dreieinigkeit.

Eine andere Thatsache, die noch für das Verständniss der Entwicklung des Monotheismus aus dem Polytheismus von Bedeutung ist — eine Thatsache, wohl vereinbar mit der Hypothese, dass eine solche Entwicklung stattgefunden habe, aber

unvereinbar mit jeder anderen Annahme — ist die, dass derselbe nirgends zur vollkommenen Reinheit sich ausgebildet hat oder wenigstens seine Reinheit nicht ungetrübt erhält. Ich habe bereits auf den Umstand hingewiesen, der eigentlich offenkundig genug ist, aber gewöhnlich übersehen wird, dass die jüdische Religion, obschon dem Namen nach monotheistisch, doch einen bedeutenden Antheil von Polytheismus in sich behielt. Die Erzengel, welche ein jeder in seinem Gebiete die Macht ausübten und sogar gegen den Herrn sich auflehnen konnten, waren dem Wesen nach Halbgötter und entsprachen thatsächlich, wenn auch nicht nominell, den niederen Gottheiten anderer Religionsysteme. Überdies ist unter den daraus abgeleiteten Religionen gerade diejenige, welche sich als Dreieinigkeitsglaube bezeichnet, zum Theil wieder polytheistisch geworden; und in den Mysterienspielen des Mittelalters treten die Merkmale des Polytheismus noch deutlicher hervor. Ja selbst der Glaube an einen Teufel, wenn er als unabhängiges übernatürliches Wesen aufgefasst wird, beweist das Überleben des Polytheismus. Nur die Unitarier von der fortgeschritteneren Art und diejenigen, die man Theisten nennt, haben sich zu einem reinen Monotheismus bekannt.

Ferner sei darauf hingewiesen, dass, wo immer der Polytheismus in seiner ursprünglichen Form von einem mehr oder weniger vollkommenen Monotheismus unterdrückt worden ist, er doch gewöhnlich unter einer anderen Form wieder auflebt. Obgleich die Anhänger MOHAMMED'S ihr Blut und das Blut ganzer Völker vergossen haben, um überall die Anbetung eines Gottes durchzusetzen, ist doch unter ihnen selbst die Verehrung kleinerer Götter wieder emporgekommen. Nicht nur bringen die Beduinen an den Gräbern ihrer Heiligen Opfer dar, sondern selbst bei höher civilisirten Mohammedanern findet sich eine Verehrung ihrer dahingeschiedenen heiligen Männer in den für sie errichteten Heiligthümern. Ebenso bildeten im mittelalterlichen Christentume die selig gesprochenen Priester und Mönche eine neue Classe von untergeordneten Gottheiten. Ganz wie heutzutage in Fidschi „beinahe jeder Häuptling einen Gott besitzt, auf den er ganz besonderes Vertrauen setzt“, so hatte noch vor wenigen Jahrhunderten jeder Ritter seinen eigenen Schutzheiligen, den er um Beistand anflehte.

Dass auch Abänderungen der kirchlichen Einrichtungen aus



Ursachen dieser Art hervorgehen müssen, ergibt sich schon zur Genüge aus einem Umstande, der uns so vertraut ist, dass wir seine Bedeutung kaum hinlänglich beachten, dass nämlich die meisten Kirchen nach einem Heiligen benannt oder ihm geweiht sind und dass solche Kirchen, „die über dem Grabe eines Märtyrers erbaut oder nach seinem Namen genannt wurden, um die Erinnerung an ihn fortzuerhalten, gewöhnlich den auszeichnenden Titel *Martyrium* oder *Confessio* oder *Memoria* trugen, der ihnen aus diesem besonderen Grunde beigelegt wurde“. Man könnte allerdings einwenden, dieser Gebrauch sei eher ein Fortleben als eine Wiederbelebung älterer Gebräuche zu nennen, da ja, wie Mosheim sagt, schon die ersten christlichen Bischöfe denselben absichtlich befolgten, indem sie glaubten, „das Volk würde das Christenthum leichter annehmen“, wenn es „sähe, dass Christus und die Märtyrer auf ganz gleiche Weise verehrt würden wie früher seine eigenen Götter“. Allein mögen wir dies so oder so betrachten, jedenfalls zeigen diese Thatfachen, dass der Monotheismus und die ihm eigenthümlichen priesterlichen Einrichtungen nicht zur vollkommenen Reinheit ausgebildet worden sind.

## VIII. Capitel.

### Kirchliche Hierarchien.

#### §. 616.

Die sämmtlichen Einrichtungen, welche einer Gesellschaft eigenthümlich sind, zeigen gewöhnlich verwandte Züge in ihrem Aufbau. Wo die staatliche Organisation nur wenig entwickelt ist, da besteht auch nur eine geringe Ausbildung der kirchlichen Organisation, während mit einer centralisirten, auf Zwang gegründeten bürgerlichen Regierung sich zumeist auch eine nicht weniger centralisirte und zwingende religiöse Regierung verbindet. Wenn auch dieser Satz etwas einzuschränken ist, um den Veränderungen Rücksicht zu tragen, welche in jenem Falle durch Revolutionen und in diesem Falle durch die Verdrängung eines Glaubens durch einen andern verursacht werden, so kann

dies doch seine Gültigkeit nicht wesentlich beeinträchtigen. Sobald das Gleichgewicht wieder hergestellt ist, beginnt auch die Verwandtschaft zwischen beiden sich wieder geltend zu machen.

Bevor wir daher die kirchlichen Hierarchien für sich allein betrachten, wollen wir etwas näher zusehen, wie diese beiden, ursprünglich ja identischen Organisationen noch lange Zeit hindurch die aus ihrem gemeinsamen Ursprung sich herleitende Übereinstimmung ihres Wesens beibehalten.

#### §. 617.

Wie schon oben angedeutet, wird dieses Verhältniss in erster Linie beleuchtet durch diejenigen Fälle, in welchen zugleich mit noch unfertigen staatlichen Einrichtungen ebenso unbestimmte religiöse Zustände herrschen. Die Berichte, welche STEWART und BUTLER von den Nagas gegeben haben, des Inhalts, dass sie „keinerlei Art von innerer Regierung besitzen“ und augenscheinlich auch keine Priesterschaft haben, zeigen zugleich, dass diese Menschen nicht blos jede menschliche Autorität missachten, sondern auch ausserordentlich geringe Ehrfurcht vor Göttern bezeugen, soweit sie solche überhaupt nach ihrer Art anerkennen: denn sie behandeln die Wesen der Geisterwelt ebenso verächtlich wie die lebenden Menschen. Von den Comanchen ferner sagt SCHOOLCRAFT: „Die Autorität ihrer Häuptlinge besteht eigentlich nur dem Namen nach und nicht in Wirklichkeit;“ und ferner: „Ich konnte keinen Priesterstand bei ihnen wahrnehmen; . . . wenn sie überhaupt irgendwelche kirchliche Autorität anerkennen, so kommt dieselbe ihren Häuptlingen zu.“ Offenbar kann ja in Ermangelung einer feststehenden staatlichen Führerschaft für gewöhnlich auch nicht die Anerkennung eines verstorbenen staatlichen Oberhauptes sich ausprägen, und in Folge dessen ist denn auch kein Raum für officiële Versöhner desselben vorhanden.

Sowie aber der patriarchalische Organisationstypus sich ausgebildet, treten diese beiden Regierungseinrichtungen in ihrer ältesten Gestalt zu Tage. Wenn, wie es auf den frühesten Stufen geschieht, der Vater jeder Familie nicht blos Herr im eigenen Hause, sondern auch derjenige ist, welcher die Opfer für den Geist des Vorfahren darbringt — wenn das Oberhaupt des Clans



oder der Häuptling des Dorfes, während er einen gewissen staatlichen Zwang ausübt, zugleich im Namen der Übrigen ebenso gut wie in seinem eigenen Namen dem Geiste des todten Häuptlings Verehrung darbringt, so ist klar, dass der Aufbau kirchlicher und staatlicher Einrichtungen aus derselben Wurzel hervorgeht; der gleichzeitig schon vorhandene Medicinmann ist, wie bereits gezeigt wurde, nicht ein Priester im eigentlichen Sinne des Wortes. Wenn wir z. B. von den Slaven des Ostens lesen, dass es „bei ihnen Sitte war, dass das Oberhaupt der Familie oder des Stammes im Namen Aller Opfer darbrachte unter einem heiligen Baume“, so ersehen wir daraus, dass die bürgerlichen und religiösen Functionen und deren Beamte im Anfange noch nicht von einander differenzirt sind. Selbst wo schon eine Art von Priestern entstanden ist, unterscheiden sie sich doch, wenn wenigstens die staatliche Herrschaft sich noch nicht entwickelt hat, nur wenig von gewöhnlichen Menschen und besitzen keinerlei ausschliessliche Gewalten: dies zeigen z. B. die Bodo und Dhimäls, deren Dorfoberhäupter „eine allgemeine Autorität besitzen, die eher freiwilligen als erzwungenen Ursprungs ist“, und bei welchen die Ältesten „an den Vorrechten der Priesterschaft theilhaben“. Nomadische Lebensweise hindert einerseits die Entwicklung einer staatlichen Organisation, ebenso sehr aber auch diejenige einer Priesterschaft, selbst wenn die Priester schon als solche unterscheidbar sind. TIELE berichtet von den alten Arabern, dass „die Heiligthümer der verschiedenen Geister und Fetische ihre eigenen erblichen Opferdiener hatten, welche jedoch keine Priesterkaste bildeten“. Ähnlich sind auch gewisse physikalische Eigenthümlichkeiten des Wohngebietes und ein Charakter seiner Bewohner, welcher die Verschmelzung kleiner Gruppen zu grösseren Gemeinwesen verhindert, sehr geeignet, die Einfachheit im kirchlichen sowohl wie im staatlichen Aufbau fortzuerhalten. Dies beweisen die Griechen, von denen GLADSTONE bemerkt, dass der Priester „niemals eine bedeutsame Persönlichkeit in Griechenland“ war; und er fügt hinzu: — „Auch hatte kein Priester irgend eines Ortes oder einer Gottheit, so viel wir wissen, je einen organischen Zusammenhang mit dem Priester eines anderen Ortes oder Gottes, so dass, wenn es auch Priester gab, doch keine Priesterschaft bestand.“

Umgekehrt verbindet sich mit jener Ausbildung des bürger-

lichen Regiments, das die sociale Integration begleitet, gewöhnlich auch eine Ausbildung des kirchlichen Regiments. Aus Polynisien können wir als Beispiel Tahiti anführen. Hier fanden sich entsprechend den Rangabstufungen von König, Adel, Grundbesitzern und gemeinem Volke so bedeutende Unterschiede zwischen den Priestern, dass ein Jeder nur innerhalb des Ranges, welchem er selbst angehörte, seine Thätigkeit ausübte; und „die Priester der nationalen Tempel bildeten wieder eine besondere Classe“. In Dahome und Aschanti finden wir nicht nur die bekannte despotische Regierung und eine bürgerliche Organisation mit zahlreichen Graden, sondern auch eigentliche Orden von Priestern und Priesterinnen, die in mehrere Classen zerfallen. Auch die altamerikanischen Staaten zeigen eine ähnliche Verbindung solcher Merkmale. Ihre centralisirten und streng abgestuften Staatseinrichtungen waren begleitet von einem kirchlichen System, das eine ganz ähnliche Verwickeltheit und Unterordnung aufwies. Und dass selbst in weiter vorgeschrittenen Gesellschaften stets eine gewisse Annäherung an den Parallelismus in der Entwicklung der Einrichtungen für bürgerliche und religiöse Herrschaft bestand, braucht nicht im einzelnen bewiesen zu werden.

Um jedoch Missverständnisse zu vermeiden, wird es sich empfehlen, beizufügen, dass, wenn eine kirchliche Organisation getrennt von der staatlichen, aber in ihrem ganzen Aufbau mit ihr verwandt sich ausbildet, dies offenbar hauptsächlich dadurch bedingt ist, dass im Denken eine scharf ausgeprägte Unterscheidung zwischen den Angelegenheiten dieser Welt und denen einer vermeintlichen andern Welt zur Geltung gelangt. Wo die Vorstellung vorherrscht, dass die eine Welt die unmittelbare Fortsetzung der andern oder in innigster Verbindung mit derselben sei, da bleiben die für die Verwaltung der einen wie der andern dienenden Organisationen entweder identisch oder sie scheiden sich nur unvollkommen von einander. Im alten Ägypten, wo die vermeintlichen Bande zwischen Todten und Lebenden so sehr innig waren und wo die Verschmelzung bürgerlicher und religiöser Functionen in der Person des Königs eine wirkliche Vereinigung blieb, da „beherrschte ein oberster Priester, umgeben von einer zahlreichen Priesterschaft, jede einzelne Stadt“. Auch die Japaner liefern einen Beleg hiefür. In



Verbindung mit dem Glauben, dass Japan „das Land der Geisterwesen oder das Königreich der Geister“ sei, und mit der Annahme, dass der Mikado die Macht besitze, Verstorbene auch in ihrem andern Leben auf höheren Rang zu erheben (§. 347) fand sich dort die Thatsache, dass der Hof des Mikado sechs Grade in der kirchlichen Rangordnung aufwies und dass in diesem obersten Mittelpunkt der Herrschaft die geistlichen und die weltlichen Functionen ursprünglich mit einander zusammenflossen: — „Bei den alten Japanern waren Regierung und Religion eins und dasselbe.“ Ebenso in China, wo die himmlischen und die irdischen Dinge, wie Huc anführt, in den Vorstellungen der Menschen fast gar nicht getrennt sind und wo nur eine den beiden Welten gemeinsame Autorität besteht. Hier sind die Functionen der hergebrachten Religion Männern anvertraut, welche zu gleicher Zeit Verwalter von bürgerlichen Angelegenheiten sind. Nicht nur ist der Kaiser zugleich oberster Priester, sondern die vier ersten Minister „sind auch Herren in geistlichen und weltlichen Dingen“. Wenn, wie TIELE sagt, „die Chinesen merkwürdig sind durch den vollkommenen Mangel einer Priesterkaste“, so beruht dies nur darauf, dass sie neben ihrer allgemein verbreiteten und sehr eifrig betriebenen Ahnenverehrung auch noch jene Einbeziehung der Pflichten des Priesters in die Obliegenheiten des Herrschers beibehalten haben, welche die Vorfahrenverehrung schon in ihrer einfachsten Form ausgezeichnet hat.

## §. 618.

Die Ähnlichkeit zwischen der kirchlichen und der staatlichen Organisation, auch wo sie sich bereits von einander geschieden haben, beruht wesentlich auf der Gemeinsamkeit ihres Ursprungs aus dem Gefühle der Ehrfurcht. Die Bereitwilligkeit zur Unterwerfung unter einen irdischen Herrscher ist natürlicherweise begleitet von Bereitwilligkeit zur Unterwerfung unter einen vermeintlichen himmlischen Herrscher, und wo der Charakter der Menschen das Emporkommen einer Verwaltung begünstigt, welche das erstere streng durchsetzt, da begünstigt er gewiss auch eine ähnliche Erscheinung auf dem andern Gebiete.

Dieser Zusammenhang zeigte sich sehr deutlich in den alt-amerikanischen Gesellschaften. In Mexico fanden sich verbunden

mit „hässlichem Despotismus“ und ungemeiner Unterwürfigkeit des Volkes, die ja auch eine so weit verzweigte Regierungsorganisation möglich machte, dass dort für je zwanzig Familien ein besonderer Unterregent vorhanden war, eine ausserordentlich entwickelte Priesterschaft. Von TORQUEMADA'S Schätzung von vierzigtausend Tempeln meint CLAVIGERO, sie bleibe noch bedeutend hinter der Wirklichkeit zurück; und letzterer sagt dazu: „Ich glaube nicht zu viel zu sagen mit der Behauptung, dass im ganzen Reiche nicht weniger als eine Million Priester vorhanden sein konnte“; — eine Annahme, die noch glaubhafter wird durch HERRERA'S Mittheilung, dass „jeder grosse Herr seinen besonderen Priester oder Kaplan hatte“. Ähnlich in Peru, wo nicht nur uneingeschränkter Absolutismus des Inca und ein staatliches Beamtenthum von solchem Umfange bestand, dass unter je zehn Männern immer einer den Oberbefehl über die andern führte, sondern auch ein ebenso ausgebreitetes religiöses Beamtenwesen herrschte. So sagt ARRIAGA: „Wenn man alle höheren und niederen Angestellten zusammenrechnet, so kommt im allgemeinen wohl ein Priester auf zehn oder noch weniger Indianer.“ Offenbar liegt die Erklärung dieses Parallelismus in der sittlichen Anlage der Mexicaner und Peruaner. Ein staatlich so unterwürfiges Volk wie das von Montezuma beherrschte, der sich „stets auf den Schultern von Edelleuten umhertragen liess“ und das Gesetz erlassen hatte, dass „kein gemeiner Mann ihm ins Angesicht sehen durfte, und wenn er es that, er dafür sterben musste“ — ein solches Volk war natürlich auch damit zufrieden, die zahllosen Schlachtopfer zu liefern, welche alljährlich seinen Göttern geopfert wurden, und bereit, selbst fortwährend zur Versöhnung der Götter sein Blut zu vergiessen. Und selbstverständlich konnten sich denn auch bei diesem Volke die socialen Einrichtungen zur Aufrechterhaltung der irdischen wie der himmlischen Unterordnung ohne viel Widerstand in entsprechendem Grade entwickeln; wie dies auch in Abessinien geschehen ist. Nach Mittheilung von BRUCE „stehen die Könige von Abessinien über allen Gesetzen“; und anderswo sagt er: „Es gibt kein Land in der Welt, in welchem so viele Kirchen sind wie in Abessinien.“

Mit Beweisen für das entgegengesetzte Wechselverhältniss brauchen wir uns nicht aufzuhalten. Es wird genügen, auf den



Gegensatz in staatlicher sowohl wie kirchlicher Hinsicht zu verweisen, den die griechische Gesellschaft gegenüber den gleichzeitig anderwärts blühenden darbot, um deutlich zu machen, dass ein socialer Charakter, welcher der Ausbildung einer grossen und festgefugten Regierungsorganisation für staatliche Dinge ungünstig ist, auch wenig geeignet erscheint, eine umfassende und festgeordnete Regierungsorganisation für kirchliche Dinge entstehen zu lassen.

## §. 619.

Während eine Priesterschaft an Zahl und Umfang zunimmt, bildet sich in ihr gewöhnlich auch jene Rangordnung aus, die das Wesen einer Hierarchie ausmacht. Die Integration wird begleitet von der Differenzirung.

Beachten wir zunächst, wie der gleichzeitige Fortschritt beider schon durch die Thatsache belegt wird, dass, solange die kirchliche Organisation vorerst noch viel weniger scharf von der staatlichen abgegrenzt ist, als dies später geschieht, auch ihre eigenen Bestandtheile sich noch wenig deutlich von einander unterscheiden. So sagt TIELE:

„Dass die ägyptische Religion gleich der chinesischen ursprünglich nichts anderes war als eine organisirte Seelenverehrung, wird durch die Cultuseinrichtungen bewiesen. Auch hier gab es keine ausschliessliche Priesterkaste. Die Nachkommen opferten ihren Vorfahren, die Staatsbeamten den besonderen Localgottheiten, der König den Gottheiten des ganzen Landes. Erst viel später kam der Stand der Schreiber und eine regelmässige Priesterschaft auf, und selbst diese waren in der Regel nicht erblich.“

Ähnliches lesen wir von den alten Römern:

„Die Priester bildeten nicht einen besonderen, von den übrigen Bürgern unterschiedenen Stand. Die Römer kannten überhaupt nicht derartig geregelte Verhältnisse in Hinsicht auf öffentliche Verwaltung, wie sie bei uns herrschen. Bei ihnen konnte eine und dieselbe Person die Geschäfte einer Stadt leiten, den Obliegenheiten des ganzen Reiches vorstehen, Gesetze in Vorschlag bringen, als Richter oder Priester thätig sein und ein Heer befehligen.“

Und wenn es auch bei einer von aussen aufgenommenen Religion in vieler Hinsicht etwas anders ist, so sehen wir doch,

dass in der Ausbildung einer Verwaltungsorganisation derselbe Grundsatz sich geltend macht. Guizot schreibt hierüber:

„In den allerersten Zeiten stellt sich uns die christliche Gesellschaft als eine einfache Verbindung von Leuten mit gemeinsamem Glauben und ähnlichen Gefühlen dar . . . . Wir finden bei ihnen [den ersten Christen] kein System von bestimmten Lehren, keinerlei Gesetze noch Kirchenzucht und keine amtliche Körperschaft . . . . In dem Maasse jedoch, als sie fortschritt . . . . begann eine Summe von Lehren, von Gesetzen, von Vorschriften und von Beamten zum Vorschein zu kommen. Die eine Art von Vorstehern hiess *πρεσβύτεροι* oder Älteste, welche bald die Stellung von eigentlichen Priestern erlangten. Eine andere Art waren die *ἐπίσκοποι*, Inspectoren oder Aufseher, welche Bischöfe wurden, eine dritte die *διάκονοι* oder Helfer, welche mit der Sorge für die Armen und der Vertheilung der Almosen betraut waren . . . . Noch stand die Gesamtheit der Gläubigen im Vordergrund, sowohl was die Wahl von Beamten als was die Annahme einer bestimmten Zucht und selbst der Glaubenslehren betraf. Das kirchliche Regiment und das christliche Volk waren noch nicht von einander getrennt.“

Aus diesen letzteren Sätzen ersehen wir nicht nur, wie allmählich eine kirchliche Herrschaft sich ausbildete, sondern auch wie in der Kirche so gut wie im Staate gleichzeitig die Trennung des kleineren herrschenden Theils von der grossen beherrschten Masse vor sich ging und die letztere immer mehr ihre Freiheit und Selbständigkeit einbüsste.

Im Organismus der Kirche sowohl wie des Staates tragen verschiedene Ursachen, die bald für sich allein, bald zusammenwirken, dazu bei, die Ausbildung von wohl abgestuften Autoritäten zu stande zu bringen. Schon in einer Gruppe von kleinen Gesellschaften, die nur durch Blutsverwandtschaft zusammengehalten werden, treten leicht, wo überhaupt Priester existiren, Unterschiede im Grade ihres Einflusses hervor, was dann bald zu einer gewissen Unterordnung führt, wenn sie gemeinsam zu wirken haben. So lesen wir von den Priestern bei den Bodo und Dhimals, dass „einem kleinen Kreise von Dörfern je ein Dhámi vorsteht, der auch eine unbestimmt begrenzte, aber allgemein anerkannte Oberaufsicht über die Déóshis seines Bezirks hat.“ Wenn vollends kleine Gesellschaften sich bereits durch



Kriege zu einer grösseren verschmolzen haben, so erscheint die staatliche Oberherrschaft des siegreichen Häuptlings gewöhnlich noch entschiedener begleitet von kirchlicher Oberherrschaft des höchsten Priesters der siegreichen Gesellschaft. Die Neigung hiezu tritt sogar da hervor, wo der Cultus einer jeden der mit einander verschmolzenen Gesellschaften unangetastet bleibt. So erfahren wir, dass „die Hohenpriester von Mexico nur für die Mexicaner als Oberhäupter ihrer Religion galten und keine Bedeutung hatten für die andern besiegten Nationen“; aber wir erfahren zugleich, dass die Priesterschaft des Huitzilopochtli diejenige des herrschenden Stammes war und dementsprechend grossen staatlichen Einfluss hatte. Dem Mexicatlteohuatzin kam eine grosse Autorität nicht bloss über seine eigene, sondern auch über andere Priesterschaften zu. Im alten Peru aber, wo die Unterjochung der vereinigten Völker unter eine siegreiche Nation vollständig durchgeführt war, stand noch entschiedener eine wohl abgestufte Priesterschaft von der Religion der Sieger über den Priesterschaften der Religionen, zu welchen sich die Besiegten bekannten. Am Schlusse einer Beschreibung der Priesterschaft der Sonne in Cuzco lesen wir:

„In den übrigen Provinzen, wo es Tempel der Sonne gab, die sehr zahlreich waren, dienten die Eingebornen als Priester, zumeist Verwandte der Ortshäuptlinge. Der oberste Priester oder Bischof jedoch in jeder Provinz war ein Inca, welcher darauf sah, dass die Opfer und Ceremonien in Übereinstimmung mit denjenigen der Hauptstadt ausgeführt wurden.“

Von einem andern Schriftsteller erfahren wir, dass in dem grossen Tempel von Cuzco „die Incas die Götter aller Provinzen, welche sie erobert hatten, aufstellten, so dass jedes Götzenbild seinen besonderen Altar hatte, an welchem die Angehörigen der Provinz, zu der es gehörte, sehr kostbare Opfer darbrachten; denn die Incas dachten, sie hätten jene Provinzen sicherer in ihrer Hand, wenn sie ihre Götter als Geisseln bei sich behielten“.

Kurz also, die altperuanische Priesterschaft bestand aus einer höchsten Hierarchie, welcher wiederum zahlreiche niedere Hierarchien unterstellt waren.

Allein ausser dieser Unterordnung der einen Priesterschaft unter die andere, welche durch Eroberung zu stande kam, finden wir auch, wie schon aus den letzterwähnten Fällen hervorgeht,

eine Unterordnung, die innerhalb der Organisation jedes einzelnen Cultes sich ausbildet. Derartige Unterschiede im Rang und in der Function bestanden z. B. in Ägypten. Ausser den Hohenpriestern waren da *prophetae*, *justophori*, *stolistes*, *hierogrammateis* und noch mehrere andere. Ähnlich bei den Akkadiern. „Man zählte in Babylon,“ sagt MAURY, „verschiedene Rangstufen von Priestern oder heiligen Zeichendeutern: die *hakimim* oder Weisen, vielleicht die Ärzte; dann die *khartumim* oder Magier, die *asaphim* oder Gottesgelehrten und endlich die *kasdim* und die *gazrim*, d. h. die Chaldäer oder die Astrologen im engeren Sinne.“ Auch Rom „hatte eine sehr reiche und verwickelte religiöse Verwaltung“: erstens den Pontifex und die Auguren u. s. w.; zweitens den *Rex Sacrificulus*, die Opferpriester und die vestalischen Jungfrauen; drittens die *Salii* und *Fetiales*; viertens die *Curiones* und fünftens Bruderschaften. Und ebenso stand es mit den mexicanischen Priestern. „Die einen waren Opferdiener, andere Wahrsager; einige hatten die heiligen Gesänge zu dichten, andere dieselben zu singen . . . . Manche Priester waren verpflichtet, den Tempel rein zu halten, manche wiederum sorgten für die Ausschmückung der Altäre; noch andern lag der Unterricht der Jugend ob oder die Correctur des Kalenders, die Ordnung der Festlichkeiten und die Fürsorge für mythologische Gemälde.“

Wenn es sich, statt um neben einander bestehende Religionen mit ihren Priesterschaften, wie wir sie in den meisten zusammengesetzten Gesellschaften auf früheren Entwicklungsstufen durch Kriege zu stande kommen sehen, um eine von aussen eingedrungene Religion handelt, die wenigstens der Theorie nach monotheistisch ist und daher andere Religionen nicht anerkennen oder dulden kann, so kommt doch auch hier wieder, je weiter sie sich ausbreitet, eine Organisation zum Vorschein, welche der eben betrachteten in Hinsicht auf Centralisirung und Umgestaltung im einzelnen sehr ähnlich ist. Guizot schildert uns die Entwicklung des Kirchenregiments in Europa mit folgenden Worten:

„Der Bischof war ursprünglich der Oberaufseher, das Haupt der religiösen Gemeinschaft in jeder Stadt . . . . Als sich das Christenthum auch auf die Landbezirke ausbreitete, genügte der städtische Bischof nicht mehr. Es traten da die Chorepiscopi oder die Landbischöfe auf . . . . Als die ländlichen Gebiete schon



christlich geworden waren, genügten auch die Chorepiscopi ihrerseits nicht mehr . . . . Jede christliche Gruppe von einigem Umfange bildete eine Kirchengemeinde und hatte als religiöses Oberhaupt einen Priester . . . . ursprünglich waren die Gemeindepriester absolut nur als Vertreter oder Abgeordnete des Bischofs thätig und nicht kraft ihres eigenen Rechts. Die Gesammtheit aller der rings um eine Stadt liegenden Kirchengemeinden, in einer lange Zeit unbestimmt und wechselnd bleibenden Umgrenzung, bildete die Diöcese. Nach einiger Zeit bildeten sie, um mehr Regelmässigkeit und Geschlossenheit in die Verhältnisse des Diöcesanclerus zu bringen, eine kleinere Gruppe aus zahlreichen Gemeinden unter dem Namen eines Landcapitels . . . . In einer späteren Periode wurden viele Landcapitel vereinigt . . . . unter dem Namen eines Districts, der jeweils von einem Archidiaconus geleitet wurde . . . . Nimmehr war die Diöcesanorganisation vollständig . . . . Sämmtliche Diöcesen in der staatlichen Provinz bildeten die kirchliche Provinz unter der Oberleitung des Metropoliten oder Erzbischofs.“

Um aber diese Entwicklung der kirchlichen Organisation ganz zu verstehen, müssen wir auch noch den Process ins Auge fassen, durch welchen sie bewirkt wurde, und beachten, inwiefern die zunehmende Differenzirung eine nothwendige Folge der zunehmenden Integration war.

„Während des grösseren Theils dieses Jahrhunderts [des zweiten] waren die christlichen Kirchen von einander unabhängig und nicht einmal durch Vereinigung, Bundesgenossenschaft oder irgendwelche andere Bande mit einander verknüpft, ausser dem der christlichen Liebe . . . . Im Laufe der Zeiten aber wurden alle christlichen Kirchen einer Provinz zu einer grossen kirchlichen Körperschaft vereinigt, welche ebenso wie ein Staatenbund zu gewissen Zeiten Versammlungen abhielt, um über die gemeinsamen Angelegenheiten des Ganzen zu berathen . . . . Diese Concilien . . . . gaben der ganzen Kirche ein anderes Ansehen und eine neue Form, denn durch sie wurden die alten Vorrechte des Volkes bedeutend verringert und die Macht und die Autorität der Bischöfe erheblich vermehrt. Allerdings verhinderte diese frommen Prälaten ihre Demuth und Klugheit noch daran, auf einmal alle die Macht an sich zu reißen, mit der sie später bekleidet wurden . . . . Aber bald änderten sie diesen

demüthigen Ton, breiteten unmerkbar die Grenzen ihrer Autorität aus, verwandelten ihren sittlichen Einfluss in Herrschaft, ihre Rathschläge in Gesetze . . . . Eine andere Folge dieser Concilien war das allmähliche Verschwinden jener vollkommenen Gleichheit, welche in den ersten Zeiten zwischen allen Bischöfen bestanden hatte. Denn schon die Ordnung und das äussere Ansehen dieser Versammlungen erforderte, dass unter den zum Concil vereinigten Provinzialbischöfen einer mit einem höheren Grade von Macht und Autorität ausgestattet wurde; und von da leitet sich der Ursprung der Vorrechte von Metropolitanbischöfen her . . . . Die gesammte Kirche hatte nun die Gestalt einer grossen Republik, welche durch Vereinigung einer erheblichen Anzahl von kleineren Staaten gebildet worden ist. Dies veranlasste die Schaffung eines neuen Standes von Geistlichen, welche in verschiedenen Theilen der Welt als Oberhäupter der Kirche eingesetzt wurden . . . . Dies war das Wesen und das Amt der Patriarchen, unter denen schliesslich, als der Ehrgeiz seine unverschämteste Höhe erreichte, eine neue Würde emporkam, welche den Bischof von Rom und dessen Nachfolger mit dem Titel und der Autorität eines Fürsten der Patriarchen bekleidete.“

Der Vollständigkeit wegen sei nur noch hinzugefügt, dass, während diese Centralisirung der höheren Stellen vor sich ging, auch eine Differenzirung geringerer Art unter dem niederen Clerus sich vollzog. So sagt LINGARD, wo er den angelsächsischen Clerus schildert:

„Diese Diener der Religion waren anfänglich auf die drei Rangstufen des Bischofs, der Priester und der Diakone beschränkt; allein in dem Maasse, wie die Zahl der Bekehrten wuchs, bedurfte es der Dienste von immer neuen, aber untergeordneten Würdenträgern; und bald finden wir in den berühmteren Kirchen bereits Subdiakonen, Lectoren oder Cantoren, Exorcisten, Acolythisten und Ostiarier oder Thürhüter . . . . alle diese wurden unter passenden Formalitäten vom Bischof in ihre Ämter eingesetzt.“

§. 620.

Zu den wesentlichen Zügen in der Entwicklung der kirchlichen Einrichtungen gehört vor allem auch das Emporkommen und die Ausbildung des Klosterwesens.



Was die ersten Anfänge von asketischen Gebräuchen betrifft, so müssen wir noch einmal auf die Geistertheorie und auf gewisse daraus entspringende Vorstellungen und Handlungen zurückgreifen, die den uncivilisirten Völkern gemeinsam sind (§§. 103 und 140). Wir finden da die Verstümmelung und das Blutvergiessen bei Begräbnissen; wir finden Fasten in Folge von Aufopferung von Thieren und Speise am Grabe, und in manchen Fällen tritt sogar ein Mangel an Kleidung ein, weil die Kleider (stets die besten) für den Verstorbenen dahingegeben worden sind. Veranstaltungen, um den Todten zu erfreuen, sind daher im Denken unvermeidlich verknüpft mit Schmerzen und Unge- mach, welche die Lebenden zu tragen haben. Diese Ideenver- bindung tritt insbesondere da am schärfsten hervor, wo der zu versöhnende Geist einem Herrscher angehörte, der durch seine Habgier, seine Freude am Blutvergiessen und in vielen Fällen sogar durch seine Gier nach Menschenfleisch ausgezeichnet war. Hat ein solcher Herrscher durch Siege noch weitere Macht er- langt und ist er deshalb nach seinem Tode zu einem weithin gefürchteten Gott geworden, so werden ihm Versöhnungsopfer dargebracht, die bedeutende Leiden mit sich bringen. Daraus erklärt sich, dass, wo cannibalische Gottheiten herrschten, denen eine Unzahl von Menschenopfern hingeschlachtet werden musste, wie z. B. im alten Mexico, meist auch bei den Priestern und andern Gläubigen Selbstverstümmelungen schwerster Art, häufige Selbstgeisselungen, langdauerndes Fasten u. s. w. zu finden sind. Die eigentlich nebensächlichen, aber am meisten augenfälligen Merkmale solchen Thuns treten dann im Geiste der Menschen an die Stelle des wichtigsten, aber weniger auffälligen Merk- mals. Da Schmerzen aller Art die Begleiterscheinungen der für Geister und Götter dargebrachten Opfer waren, so verbreitete sich die Vorstellung, dass es an sich den Geistern und Göttern Freude bereite, wenn man sich diesen begleitenden Schmerzen unterziehe, und zuletzt sogar, dass das Ertragen von freiwillig gewählten Leiden für sie eine Freude sei. Auf der ganzen Erde sind aus dieser Quelle asketische Gebräuche entstanden.

Dies ist jedoch nicht der einzige Ursprung von asketischen Übungen. Sie sind bei allen Völkern in Aufnahme gekommen, um jene abnormen Geisteszustände hervorzurufen, von denen man glaubt, dass sie entweder Besessenheit durch Geister oder

eine gewisse Gemeinschaft mit den Geistern andeuteten. Viele Wilde fasten, um lebhaft zu träumen und der übernatürlichen Leitung theilhaftig zu werden, welche sie in den Träumen zu bekommen hoffen, und insbesondere finden wir bei Medicinmännern und solchen, die sich auf diesen Beruf vorbereiten, Enthaltbarkeit und Unterwerfung unter mannigfache Entbehrungen in der Absicht, die halb wahnsinnige Erregung zu erzeugen, welche sie selbst und ihre ganze Umgebung irrthümlich für Inspiration halten. So entsteht der Glaube, dass man durch fortgesetzte Selbstquälerei einen im eigenen Innern wohnenden göttlichen Geist erlangen könne, und in Folge dessen wird der Asketiker als ein heiliger Mann betrachtet\*.

So wird also der Asketiker zu seiner eigenthümlichen Lebensführung durch den doppelten Glauben veranlasst, dass freiwillige Unterwerfung unter Leiden aller Art Gott wohlgefällig sei und dass Peinigung des Fleisches Inspiration verursache. Solche Asketiker kommen überall unter den Anhängern jeder Religion zum Vorschein, die eine irgend erhebliche Entwicklung erreicht hat. Wenn auch aus den altamerikanischen Gesellschaften wenig über wirkliche Anachoreten oder Einsiedler berichtet wird, so erfahren wir doch von zeitweiliger religiöser Abschliessung; so aus Guatemala, wo der Hohepriester, der in manchen Fällen zugleich König war, „vier oder sogar acht Monate lang in strenger Abgeschiedenheit“ fastete, und aus Peru, wo die Incas zu gewissen Zeiten in der Einsamkeit lebten und fasteten. Unter den Religionen der alten Welt haben sowohl Buddhismus als Judenthum, Christenthum und Mohammedanismus sämmtlich reichliche Beispiele davon geliefert. Die biblische Geschichte lehrt, dass „in den Zeiten vor dem Evangelium Propheten und Märtyrer »in Schafsfellen und Ziegenfellen« über die Berge und durch die Wüste wanderten und in Höhlen wohnten“. Diese strenge Zucht der Abgeschlossenheit und Enthaltung, die schon

---

\* Es ist von Interesse, zu beachten, wie diese uranfängliche Idee noch immer ihren Boden behauptet. In BLUNT's „Kirchlichem Wörterbuche“ finden wir eine lobende Schilderung des Propheten Daniel, weil er unter Andern „seine asketischen Übungen als ein besonderes Mittel angewendet habe, um göttliches Licht zu erlangen“: wobei der Verfasser sich dessen augenscheinlich gar nicht bewusst ist, dass die Medicinmänner auf der ganzen Erde stets mit derselben Absicht eben diese Übungen vorgenommen haben.



in den Tagen des Moses durch das „Gelübde eines Nazariten“ angedeutet wird und deren Vorkommen auch in späteren Zeiten durch die Essener bewiesen wird, trat dann abermals in den Kasteiungen der christlichen Eremiten hervor, welche ja die ersten Mönche oder Einsiedler waren: diese beiden Worte sind ursprünglich gleichbedeutend. Die Zahl derselben vermehrte sich besonders während der Verfolgungen des dritten Jahrhunderts, als ihre Wohnstätten wichtige Zufluchtsorte wurden.

„Von dieser Zeit an bis zur Regierung CONSTANTIN'S beschränkte sich das Mönchthum auf die Eremiten oder Anachoreten, welche in besonderen Zellen in der Wildniss lebten. Nachdem aber PACHOMIUS in Ägypten eigentliche Klöster errichtet hatte, folgten bald auch andere Länder diesem Beispiele, und so erhob sich das mönchische Leben in der Kirche zu seiner vollen Blüte.“

Oder hören wir, wie LINGARD diesen Vorgang beschreibt: „Wo immer irgend ein Mönch [ein Einsiedler] wohnte, der im Rufe besonderer höherer Heiligkeit stand, da veranlasste der Wunsch, von seiner Lehre und seinem Beispiele Nutzen zu ziehen, auch Andere, ihre Wohnung in seiner Nachbarschaft aufzuschlagen. Er wurde ihr *Abbas* oder geistlicher Vater, sie seine freiwilligen Unterthanen, und die Gruppe von einzelnen Zellen, welche sich so rings um ihn gebildet hatte, wurde von den übrigen als sein Kloster bezeichnet.“

Was so wie gewöhnlich in zerstreuter unorganisirter Gestalt begonnen und sich zu kleinen Gruppen weiter entwickelt hatte, wie z. B. diejenigen der Coenobiten in Ägypten, die jeweils nur von einem Oberen mit einem Diener geleitet wurden, das erlangte als Klostergemeinschaft gleichzeitig mit seiner weiteren Ausbreitung auch eine immer bestimmtere Organisation; und nach und nach wurde wie bei den Benedictinern eine gemeinsame Regel oder eine feste Regierung und Lebensweise eingeführt. Obgleich die Mönche in früheren Zeiten als Leute betrachtet wurden, die noch heiliger seien als der Clerus, so übten sie doch keine kirchlichen Functionen aus. Im fünften und sechsten Jahrhundert aber übernahmen sie einige derselben und wurden durch Ausübung solcher den Bischöfen unterthan. Das Ergebniss war jedoch ein langer Streit, indem man auf der einen Seite seine Unabhängigkeit zu erhalten, auf der andern Seite das Über-

gewicht der kirchlichen Autorität durchzusetzen suchte, bis endlich eine thatsächliche Einverleibung in die Kirche erfolgt war.

Natürlich kam es dabei zu einer weiteren Complication der kirchlichen Hierarchie, die wir jedoch hier nicht weiter zu schildern, sondern nur eben anzudeuten brauchen.

§. 621.

Für unsere vorliegenden Zwecke bedarf es überhaupt keiner weiteren Darstellung der kirchlichen Hierarchien. Es handelt sich hier nur um die allgemeine Seite ihrer Entwicklung.

Die vorstehende Übersicht zeigte uns einen Zusammenhang zwischen der kirchlichen und der staatlichen Regierung hinsichtlich des Grades ihrer beiderseitigen Ausbildung. Wo von der einen nur erst wenig zu merken ist, da ist auch die andere noch unentwickelt, während in Gesellschaften, die eine mit strengem Zwang gepaarte weltliche Regierung ausgebildet haben, gewöhnlich auch eine festgefügte religiöse Regierung besteht.

Es wurde aber gezeigt, dass die staatliche und die kirchliche Organisation, wie sie aus gemeinsamen Wurzeln entspringen und ihre Gebilde sich in den einfachen Gesellschaften nur erst sehr wenig von einander differenziren, so auch später beide noch lange fortfahren, sehr unvollkommen unterscheidbar zu sein.

Diese innige Verwandtschaft zwischen den beiden Formen der Regelung des Lebens, sowohl was die von ihnen verwandten Mittel als ihren Umfang betrifft, ist moralischen Ursprungs. Eine durchaus unterwürfige Natur begünstigt die weitgehendste Ausbildung der staatlichen ebenso wie der kirchlichen Zwangsmittel. Im Gegensatz dazu wird die Ausbildung der solchen Zwang bewirkenden Werkzeuge im Schach gehalten durch regen Sinn für Unabhängigkeit, der nicht blos dem Despotismus eines lebenden Herrschers sich entgegensetzt, sondern auch der ausserordentlichen Selbsterniedrigung bei der Versöhnung der Gottheiten wenig günstig ist.

Während die Körperschaft, welche die vorgeschriebenen Gebräuche eines Cultus pflegt und forterhält, an Masse zunimmt, wächst sie auch in ihrem inneren Aufbau; und mag nun dieser Cultus ein einheimischer oder ein von aussen angenommener sein, stets entwickelt sich daraus eine Hierarchie von priesterlichen Beamten, welche in den allgemeinen Grundzügen ihrer Organi-



sation durchaus dem System bestimmter Rangclassen bei staatlichen Beamten entsprechen. Im einen wie im andern Falle beginnt die Differenzirung mit einem Zustand, wo die Gewalt noch annähernd gleichförmig auf alle vertheilt ist, und schreitet fort zu einem Zustand, wo die grosse Masse vollkommen unterworfen ist, während die herrschende Körperschaft unter ihren eigenen Gliedern eine Unterordnung der grösseren Zahl unter Wenige und endlich unter einen Einzigen erkennen lässt.

---

## IX. Capitel.

### Das kirchliche System als sociales Band.

#### §. 622.

Noch einmal müssen wir zu den religiösen Ideen und Gefühlen in ihrer einfachsten Form zurückkehren, um uns verständlich zu machen, welche Rolle die kirchlichen Systeme in der socialen Entwicklung gespielt haben.

Wenn auch die Ahnenverehrung bei uns aufgehört hat, so leben doch noch gewisse mit ihr in Zusammenhang stehende Vorstellungen und Gefühle fort und es werden manche davon abgeleitete Gebräuche beobachtet, die uns ermöglichen, ihre ursprünglichen Wirkungen und die Bedeutung der Cultusformen, welche unmittelbar daraus hervorgegangen sind, zu verstehen. Ich habe hier insbesondere das Verhalten der nächsten Nachkommen nach dem Tode eines Vaters oder Grossvaters im Auge. Drei Eigenthümlichkeiten, deren Bedeutung wir sofort einsehen werden, sind hier besonders bemerkenswerth.

Wenn ein Begräbniss stattfindet, so gebieten sowohl die natürliche Zuneigung als der dieselbe unterstützende Brauch, dass die ganze Familie oder Sippe sich dazu versammelt, ganz besonders die Kinder, dann aber auch die übrigen Verwandten in erheblicher Anzahl und ausserdem seine näheren Freunde. Alle vereinigen sich, indem sie an der Feierlichkeit theilnehmen, zu jenem Ausdruck der Ehrfurcht, welcher schon der ursprünglichen Verehrung zu Grunde lag und immer noch als abgeänderte

Verehrungsform betrachtet werden kann. Das Begräbniß eines Stammvaters wird in Folge dessen zu einem Anlass, bei welchem mehr als zu irgend einer anderen Zeit eine Wiederbelebung der an die Verwandtschaft sich knüpfenden Gedanken und Gefühle und eine Verstärkung der Bande zwischen sämmtlichen Verwandten stattfindet.

Eine nebensächliche Folge, die aber noch deutlicher hervortritt, lässt sich ausserdem nicht selten beobachten. Wenn irgendwelche Gegensätze zwischen den Familiengliedern bestehen, so lässt man dieselben jetzt wenigstens nicht zu Tage treten. Da alle von einem gemeinsamen Gefühle gegenüber dem Todten be-seelt und insoweit zum Mitgefühl mit einander gestimmt sind, so werden auch die Feindseligkeiten zwischen solchen, die bis dahin im Unfrieden mit einander lebten, in gewissem Grade gemildert, und nicht selten kommt es zu einer wirklichen Versöhnung. So ergibt sich also nicht bloß eine Stärkung der Familiengruppe durch die einfache Versammlung ihrer Angehörigen, sondern auch eine Kräftigung derselben dadurch, dass etwa vorhandene Risse wieder geheilt werden.

Endlich kommt noch ein mitwirkender Einfluss in Betracht. Es werden bei solchen Gelegenheiten die Anordnungen des Verstorbenen bekannt gemacht, und wenn diese auf Familienstreitigkeiten Bezug haben, so fördert der Gehorsam gegen dieselben die allgemeine Eintracht. Wenn auch einzuräumen ist, dass Verfügungen in Betreff der Vermögensvertheilung gar oft zu neuen Zänkereien Anlass geben, so behält doch in Hinsicht auf frühere Streitigkeiten der bekannt werdende Wunsch des Verstorbenen, dass dieselben beigelegt werden möchten, seinen heilsamen Einfluss auf die zu stande kommende Verständigung und gegenseitige Verzeihung; und wenn von seiner Seite der Wunsch ausgesprochen worden war, dass nach seinem Tode ein bestimmtes Verfahren oder eine besondere Haltung beobachtet werden möchte, so ist dieser Wunsch, selbst wenn er nur mündlich überliefert wurde, doch sehr geeignet, für seine nächsten Nachkommen ein wirkliches Gesetz zu werden und so eine gewisse Einheitlichkeit des Handelns unter ihnen allen herzustellen.

Wenn derartige Einflüsse selbst in unseren Tagen noch eine bedeutende Gewalt ausüben, so müssen sie noch viel wirksamer gewesen sein in jenen Zeiten, wo noch die lebhaftere Vorstellung



von den Geistern der Vorfahren herrschte, die gar zu leicht erzürnt werden könnten durch Missachtung ihrer Wünsche und wohl im stande wären, den Ungehorsamen zu züchtigen. Offenbar muss der Familiencultus in den ältesten Zeiten bedeutend dazu beigetragen haben, die Familienbande aufrecht zu erhalten, indem er einmal wiederkehrende Versammlungen zum Zwecke gemeinsamer Opfer veranlasste, dann etwaige Misshelligkeiten unterdrückte und endlich gemeinsame Unterordnung unter dieselben Gebote bewirkte.

Wenn wir nun von dem Vater einer gewöhnlichen Familie übergehen zu dem an der Spitze zahlreicher Familien stehenden Patriarchen, dessen Geist zu versöhnen ein strenges Gebot für alle seine Untergebenen ist, und endlich zu dem Oberhaupte von unter sich verwandten Sippen oder Clans, das sie bei Lebzeiten gar oft zum Siege geführt hat und das nach seinem Tode zum obersten Localgotte wird, der vor allen anderen gefürchtet und geehrt wird, so dürfen wir wohl erwarten, in den überall aus der Ahnenverehrung hervorgegangenen Culten denselben Einfluss wirksam wiederzufinden, den die Ahnenverehrung in ihrer einfachen ursprünglichen Form uns schon gezeigt hat. Wir werden auch in dieser Erwartung nicht getäuscht. Selbst von so rohen Völkern wie den Ostjaken z. B. finden wir die Bemerkung, dass „die Verehrung desselben heiligen Ortes oder der Gebrauch desselben Priesters ebenfalls ein Einigungsband für sie ist“; und höherstehende Völker liefern noch deutlichere Beweise. Überblicken wir dieselben unter den oben angedeuteten Gesichtspunkten.

#### §. 623.

Die ursprünglichen Stämme der Ägypter bewohnten jeder sein besonderes Gebiet, die später als sogenannte *nomes* abgegrenzt wurden, und waren jeweils durch die Verehrung besonderer Gottheiten zusammengehalten. In jedem Stamme war der Centralpunkt „stets und in erster Linie ein Tempel, um welchen herum sich eine Stadt bildete“. Und da „gewisse Thiere, die in der einen Provinz heilig gehalten waren, in einer andern verabscheut wurden“ — da eben, wie wir gesehen haben, die Thiernamen von vorälterlichen Häuptlingen, welche jeweils in ihrem Stamme verehrt, aber ausserhalb desselben gehasst wurden, natürlicherweise zu solchen Sitten Anlass gegeben hatten — so

sind wir wohl zu dem Schlusse berechtigt, dass für jeden solchen Stamm das örtliche Einigungsband eben in der Verehrung eines ursprünglichen Ahnengottes bestand.

In der ältesten griechischen Civilisation finden wir ähnliche Einflüsse thätig, und die geschriebenen Urkunden ermöglichen uns hier, dieselben bis zu einem höheren Entwicklungszustand zu verfolgen. GROTE schreibt hierüber:

„Die Gefühle der brüderlichen Zusammengehörigkeit zweier Stämme oder Dörfer gaben sich zunächst darin kund, dass sie eine heilige Gesandtschaft oder *Theoria* entsandten, um bei den Festlichkeiten des andern Stammes Opfer darzubringen und an den daran sich knüpfenden Vergnügungen theilzunehmen.“ ... „Gelegentlich gewann diese Neigung zu religiöser Verbrüderung eine bestimmtere Form, welche man Amphiktyonie nannte, zum Unterschiede von den gewöhnlichen Festlichkeiten. Eine gewisse Anzahl von Städten trat zu einem ausschliesslichen religiösen Bunde zusammen, um die wiederkehrenden Opferfeste für den Gott eines besonderen Tempels zu feiern, von dem sie glaubten, er sei ihr gemeinsames Eigenthum und stehe unter dem gemeinsamen Schutze aller.“

Über den wichtigsten dieser Bünde lesen wir dann ferner bei CURTIUS:

„Alle gemeinsamen Nationalnamen der Griechen heften sich an besondere Heiligthümer an: diese sind stets die Mittelpunkte der Vereinigung und die Ausgangspunkte der Geschichte . . . . Im Hinblick darauf kann man wohl sagen, dass Apollo als der Gott der thessalischen Amphiktyonie in der That der Begründer der gemeinsamen Nationalität der Hellenen und damit der Urheber der hellenischen Geschichte sei.“

Wenn man damit die fernere bedeutsame Thatsache zusammenhält, dass „die Dorier . . . . sogar Dorus, den Stammvater ihres Volkes, einen Sohn Apollos nannten und in der Ausbreitung der Verehrung des letzteren ihre eigentliche Mission in der Geschichte erblickten“, so erscheint der unmittelbare Zusammenhang dieser religiösen Entwicklung mit der Ahnenverehrung einleuchtend genug. Und da wiederkehrende Versammlungen zum Zwecke gemeinsamer Opfer den Anlass zum Amphiktyonenbunde gaben, dessen Satzungen „ihren Ursprung in der apollinischen Religion hatten“ und von den einzelnen griechi-



schen Staaten „in jeder Angelegenheit, welche auf die allen gemeinsamen Rechte Bezug hatte“, mit Ehrfurcht betrachtet wurden, so dürfte klar bewiesen sein, dass das die Bundesgenossenschaft zusammenhaltende Band aus einer gemeinsamen Gottesverehrung hervorging.

Gleiches fand in Italien statt. Von den Etruskern sagt MOMMSEN: „Jeder dieser Bünde bestand aus zwölf Gemeinwesen, welche eine Hauptstadt, namentlich für Zwecke der Verehrung, und ein Bundesoberhaupt oder vielmehr einen Hohenpriester über sich anerkannten.“ Nicht anders stand es bei den Latinern. Alba war der Hauptort des latinischen Bundes und zugleich die Stelle, wo die den Bund bildenden Stämme sich zu gemeinsamen religiösen Festlichkeiten versammelten: die Vereinigung also, die unter ihnen bestand, wurde eben durch einen Cultus, an dem alle theilnahmen, geheiligt. Eine entsprechende Thatsache wird dann vom alten Rom berichtet. „Die älteste Verfassung Roms ist durchaus religiös,“ sagt SEELEY. „Von der blossen Nützlichkeit hergeleitete Einrichtungen treten erst später auf, und diejenigen, welche durch sie thatsächlich verdrängt wurden, werden doch nicht ganz abgeschafft, sondern formell noch beibehalten um ihres religiösen Charakters willen“.

Obschon in solchen Fällen das Bedürfniss nach gemeinsamer Abwehr äusserer Feinde ganz allgemein der wichtigste Beweggrund zur Schliessung eines Bundes ist, so wird doch in jedem einzelnen Falle das Zustandekommen des Bundes bestimmt durch jene Gemeinsamkeit heiliger Gebräuche, welche von Zeit zu Zeit die zerstreuten Zweige desselben Grundstocks wieder zusammenführt und in ihnen das Bewusstsein eines gemeinsamen Ursprungs sowohl als die daraus entspringenden Gefühle lebendig erhält.

Wenn auch das Christenthum nicht in irgend erheblichem Grade eine ähnlich vereinigende Wirkung ausgeübt hat — wenn auch sein Cultus, da er von aussen angenommen war, nicht jenes Band bilden konnte, das da, wo es sich um die Verehrung eines grossen Begründers des Stammes oder eines überlieferten Gottes des ganzen Volkes handelt, Alle umschlingt, so lässt sich doch kaum bezweifeln, dass die Einheit des Glaubens und der Cultushandlungen bis zu einem gewissen Maasse als einigendes Princip wirksam gewesen ist. Allerdings ist von christlicher Bruder-

liebe zwischen den christlichen Völkern nicht allzuviel zum Vorschein gekommen, aber sie ist doch nicht überall ein blosser Name geblieben. Es ist in der That unleugbar, dass, weil eben Ähnlichkeit im Denken und Übereinstimmung in den Gefühlen die Eintracht fördern müssen, indem sie die Ursachen von Zwistigkeiten vermindern, jede Übereinstimmung und Gemeinsamkeit in der Religion nothwendigerweise auch staatliche Einigung begünstigt.

#### §. 624.

Noch klarer zeigt sich ein Parallelismus zwischen dem Aufhören von Familienstreitigkeiten bei einem gemeinsamen Begräbniss und zeitweiliger Einstellung der Feindseligkeiten zwischen ganzen Stämmen bei Gelegenheit von gemeinsamen religiösen Feierlichkeiten.

Schon in §. 144 habe ich darauf hingewiesen, dass bei manchen uncivilisirten Völkern die Begräbnissplätze der Häuptlinge in solchem Grade geheiligt erscheinen, dass Kämpfe in ihrer nächsten Umgebung verboten werden, was denn unter anderm zur Entstehung von Heiligthümern mit Asylrecht führt. Natürlich ist das Verbot von Streitigkeiten bei Begräbnissplätzen oder an heiligen Orten, wo Opfer dargebracht zu werden pflegen, wohl geeignet, sich zu einem Verbot von Streitigkeiten überhaupt zwischen denen, die hier ihre Opfer darbringen, zu erweitern. Die Tahitier pflegten einen Feind nicht zu belästigen, wenn er zu ihrem Nationalgötterbilde kam, um demselben Opfer darzubringen; und bei den Chibchas waren die Wallfahrer nach Iraca (Sogamoso) durch den religiösen Charakter des Landes sogar in Kriegszeiten geschützt. Diese Fälle erinnern uns lebhaft an ähnliche Beispiele aus der alten Geschichte Europas. Von den Stämmen, welche die Anfänge des römischen Staates bildeten, lesen wir: „Es liegen jedoch Anzeichen dafür vor, dass während der latinischen Feste [Opferfeste für Jupiter], ebenso wie es während der Festlichkeiten der hellenischen Bundesgenossenschaften der Fall war, ein »Gottesfrieden« in ganz Latium beobachtet wurde.“ Ganz besonders lehrreich ist aber das Beispiel, welches MOMMSEN hier zum Vergleich heranzieht, weil es noch genauer bekannt ist. Der Amphiktyonenbund, welcher zunächst dazu diente, die Verehrung einer Allen gemeinsamen Gottheit



zu regeln und einen zeitweiligen Frieden unter den Verehrern selbst aufrecht zu erhalten, gewährte zugleich eine Bürgschaft für „wohlbehaltenen und unverletzten Durchzug selbst durch feindselige hellenische Staaten“ nach dem Orte der Opferfeste und der Spiele, welche sich mit diesen verknüpften. Und hier entsprangen denn auch aus der zeitweiligen Unterdrückung der Feindseligkeiten noch weitere Folgen, die zur Einigung führten:

„Die Festlichkeiten der in solcher Weise gemeinsam verehrten Götter waren Nationalfeste. Vom System dieser Feste war nur ein Schritt zu einem gemeinsamen Kalender. Ferner war ein gemeinsames Vermögen nöthig zur Erhaltung der Gebäude, in welchen die Verehrung ausgeübt wurde, und zur Lieferung der vorgeschriebenen Opfer, und dies wiederum machte eine gemeinsame Münze nothwendig. Das gemeinsame Vermögen und die Tempelschätze erforderten bestimmte Verwalter, zu deren Wahl es nöthig war, sich zu versammeln, und deren Amtsführung durch eine Vertreterschaft der verbündeten Stämme beaufsichtigt werden musste. Im Falle eines Streites zwischen den Amphiktyonen bedurfte es einer richterlichen Autorität, um den gemeinsamen Frieden zu wahren oder seine Verletzung im Namen des Gottes zu bestrafen. So kam es, dass der unscheinbare Anfang von gemeinsamen, alljährlich wiederkehrenden Festlichkeiten allmählich das gesammte öffentliche Leben umzugestalten vermochte. Das beständige Tragen von Waffen wurde aufgegeben, der Verkehr war gesichert und die Heiligkeit der Tempel und Altäre anerkannt. Das wichtigste Ergebniss von allen aber war, dass die Mitglieder des Amphiktyonenbundes einander als eine geschlossene Körperschaft im Gegensatz zu den ausserhalb derselben Stehenden betrachten lernten. Aus einer beliebigen Zahl von Stämmen entstand so eine Nation, die einen gemeinsamen Namen haben musste, um sich selbst sowie ihr staatliches und Religions-system von allen übrigen Stämmen zu unterscheiden.“

Dass aber, so gering auch der thatsächliche Einfluss war, die Annahme eines gemeinsamen Glaubens ebenso einigermaassen zur inneren Verschmelzung der europäischen Völker beitrug, ersehen wir sowohl aus der allwöchentlichen Einstellung von feudalen Kämpfen unter dem Einflusse des Christenthums als auch aus der längeren Unterdrückung grösserer Kämpfe auf Grund bestimmter Versprechen dem Papste gegenüber während der

Kreuzzüge und aus der daraus sich ergebenden gemeinsamen Thätigkeit von Königen, die zu andern Zeiten bittere Feinde gewesen waren; wie sich besonders darin zeigt, dass Philipp August und Richard I. unter demselben Banner fochten.

Ausser diesen mannigfaltigen Einflüssen, welche mittelbar zur Verschmelzung führen, kommen aber noch die unmittelbaren Einflüsse von Urtheilssprüchen in Betracht, welche der fromme Glaube durch eine inspirirte Person von Gott selber herleitet, mag diese ein delphisches Orakel oder ein katholischer Hohepriester sein. „Als Männer von privilegirter geistiger Begabung“ waren die Priester von Delphi „mit der Fähigkeit und der Aufgabe betraut, im Namen ihres Gottes die Lehrer und Berather der Kinder ihres Landes in allen Angelegenheiten zu werden“, und offenbar trugen sie dazu bei, Kriege unter ihnen zu verhüten, soweit wenigstens ihre Urtheilssprüche in betreff von Streitigkeiten zwischen den Stämmen respectirt wurden. Ähnlich ist auch der Glaube an den Papst als an eine Mittelsperson, durch welche der göttliche Wille dem Menschen mitgetheilt wird, wohl geeignet, bei den Gläubigen die Unterordnung unter seine Schiedssprüche in betreff internationaler Streitigkeiten zu bewirken und insoweit die auflösenden Folgen fortwährender Kämpfe zu mildern: man denke nur daran, dass Philipp August und Richard I. in Folge von Androhung schwerer Kirchenstrafen seinem Schiedsspruche sich unterwarfen; man denke an die Erhaltung des Friedens zwischen den Königen von Castilien und Portugal durch Innocenz III. bei Strafe der Excommunication; man denke an ELEANOR's Ausruf: „Hat euch nicht Gott die Macht gegeben, die Völker zu regieren;“ oder man erinnere sich der bestimmt ausgesprochenen Lehre, dass der Papst oberster Richter in Streitigkeiten zwischen fürstlichen Personen sei.

#### §. 625.

Nicht minder rechtfertigen die Thatsachen endlich auch die oben erwähnte Analogie zwischen der anerkannten Pflicht, die Wünsche eines verstorbenen Vaters zu erfüllen, und der strengen Verpflichtung, ein von Gott erlassenes Gesetz gemeinsam zu beobachten.

Zweimal innerhalb sechs Monaten hatte ich selbst in meinem kleinen Freundeskreise Gelegenheit, die Unterordnung des eigenen



Handelns unter das vermeintliche Verbot einer verstorbenen Person zu beobachten: in dem einen Falle entschloss sich Jemand nach längerem Zaudern dazu, das von seinem Vater erbaute Haus zu ändern, jedoch nur in dem Umfange, wie er glaubte, dass sein Vater es gebilligt haben würde; im andern Falle betraf es einen Mann, der, obwohl selbst nicht abgeneigt, am Sonntag ein Spiel mitzumachen, doch davon abstand, weil er dachte, seine verstorbene Frau würde es nicht gern gesehen haben. Wenn in solchen Fällen vermeintliche Wünsche der Todten sich zu Regeln des Handelns gestalten, so werden bestimmt ausgesprochene Gebote noch viel mehr dazu geeignet sein. Und da die Erhaltung der Familienbande eines der Ziele ist, welche derartige mündliche Gebote stets am ehesten im Auge haben werden — da die Vorschriften des sterbenden Patriarchen oder siegreichen Häuptlings natürlich vor allem auf das Wohlergehen des von ihm regierten Clans oder Stammes abzielen — so werden die Regeln oder Gesetze, zu denen die Ahnenverehrung Anlass gibt, gewöhnlich von der Art sein, dass sie zwar an sich schon den socialen Zusammenhang befördern, aber auch insofern ihm günstig sind, als sie die Idee von einer Allen gemeinsamen Verpflichtung hervorrufen.

In §§. 529—530 habe ich bereits darauf hingewiesen, dass bei primitiven Menschen die herkömmlichen Sitten, welche hier die Stelle der Gesetze einnehmen, nichts weiter sind als eine Verkörperung oder Verdichtung der Ideen und Gefühle vergangener Geschlechter und, da sie mit religiöser Scheu beobachtet werden, thatsächlich eine Herrschaft der Todten über die Lebenden darstellen. Aus den Sitten der Veddahs, der Scandinavier und der alten Juden entnahm ich dort die Beweise dafür, dass man sich in vielen Fällen an die Geister der Todten wandte, um ihre Führung in besonderen Nothfällen zu erlangen, und ich zeigte auch, dass ganz allgemein vergötterte Menschen oder Götter um ihren Rath gebeten werden: Beispiele wurden angeführt aus Berichten über die Ägypter, Peruaner, Tahitier, Tonganer, Samoaner, Juden und mehrere arische Völker. Ferner wurde dargethan, dass sich von besonderen Geboten, welche man als Antworten auf bestimmte Anrufungen auffasste, ein Übergang zu allgemeinen Geboten erkennen lässt, die endlich zu bleibenden Gesetzen werden, so dass also in den der-

gestalt entstandenen Gesetzessammlungen ein buntes Gemisch von Regeln aller Art — von geistlichem und weltlichem, öffentlichem, häuslichem und persönlichem Ursprung — vorliegt. Hier mögen zur Bestätigung des Gesagten noch einige Beispiele folgen.

„Der Ackerbau wurde als heilige Pflicht den Anhängern des ZOROASTER auferlegt, und sie wurden belehrt, dass Allen, welche Ahuramasda verehren, vorgeschrieben sei, ein sesshaftes Leben zu führen . . . . Alles, was dem Nomaden zu vermeiden geboten war, wurde in solcher Weise als religiöse Pflicht den Anhängern ZOROASTER'S eingeschärft . . . . Die Grundsätze ZOROASTER'S und ähnlicher Lehrer führten zur Entstehung von Bundesgenossenschaften zwischen sesshaften Stämmen, aus welchen die mächtigen Reiche des Alterthums hervorgingen.“

Offenbar tragen die auf dem angedeuteten Wege entstandenen Gesetzbücher, welche in dem Ansehen stehen, dass sie auf übernatürlichem Wege von dem überlieferten Gotte des Volkes gegeben worden seien, nicht wenig dazu bei, die antisocialen Handlungen Einzelner gegen einander zurückzudrängen, gemeinsame Thätigkeit im Verhalten der ganzen Gesellschaft gegenüber andern Gesellschaften zu befördern und auf beiderlei Weise den socialen Zusammenhang zu stärken.

#### §. 626.

Der allgemeine Einfluss der kirchlichen Einrichtungen ist demgemäss in doppeltem Sinne ein conservativer. Auf mancherlei Weise erhalten und stärken sie die socialen Bande und verbürgen dadurch die Fortdauer des socialen Aggregats; und in besonders hohem Maasse geschieht dies dadurch, dass sie bestimmte Glaubensansichten, Gefühle, Sitten und Gebräuche lebendig forterhalten, welche sich auf früheren Stufen der Gesellschaft entwickelt hatten und durch ihr Fortleben beweisen, dass sie den jeweiligen Erfordernissen annähernd angepasst waren, ja in bedeutendem Umfange noch immer denselben entsprechen. An einem andern Orte („Einleitung in das Studium der Sociologie“, V. Capitel) habe ich zu andern Zwecken Beispiele für die ausserordentliche Widerstandsfähigkeit gegen Veränderungen angeführt, welche kirchliche Einrichtungen besitzen, und zwar insbesondere mit Rücksicht auf Alles, was die kirchliche



Organisation selbst angeht. Hier möchte ich noch eine weitere Reihe von Belegen mittheilen.

Die alten Mexicaner hatten „Feuersteinmesser in Gebrauch bei ihren Opfern“. In San Salvador hatte der Opferdiener „ein Messer von Feuerstein, mit welchem er die Brust des Schlachtopfers öffnete“. Bei den Chibchas sodann, wenn ein Knabe geopfert wurde, „tödteten sie ihn mit einem Messer aus Schilfrohr“; und heutzutage noch wird bei den Karenen das Opferschwein, welches sie den vergötterten Vorfahren darbringen, „nicht mit einem Messer oder Speer getödtet, sondern sie stossen ihm einen zugespitzten Bambusstab in den Leib“. In vielen andern Fällen sind die für heilige Zwecke verwendeten Werkzeuge entweder noch aus der Vergangenheit ererbte Geräthe von alterthümlichster Gestalt oder wenigstens solche von verhältnissmässig älterem Typus, so z. B. im heidnischen Rom, wo „bis herab in die letzten Zeiten ausschliesslich Kupfer verwendet werden durfte, z. B. für den heiligen Pflug und für das Scheermesser der Priester“, und wo auch während der religiösen Ceremonien ein alterthümliches Kleid getragen wurde.

Bei den Nagas wird das Feuer zum Rösten eines Opferthieres „immer von neuem entzündet, indem man zwei trockene Holzstücke gegen einander reibt“; und aus gleichem Anlass wird bei den Todas, „obgleich sie sich leicht bei den benachbarten Mand Feuer verschaffen können, doch stets ein heiliges Feuer erzeugt durch das Reiben von Holzstücken“. Die Damaras unterhalten fortwährend ein heiliges Feuer in Brand, und falls dieses zufällig verlöscht, so „wird das Feuer auf die ursprüngliche Weise, nämlich durch Reibung wieder angezündet“. Selbst in Europa erhielt sich lange ein ähnlicher Zusammenhang der Ideen und Gebräuche. So sagt PESCHEL, wo er vom Feuerbohrer spricht: „Diese Art, Feuer anzuzünden, erhielt sich bis vor kurzem in Deutschland noch fort, denn der Volksaberglaube schrieb einem auf diesem alterthümlichen Wege erzeugten Feuer wunderbare Kräfte zu;“ und auf den westlichen Inseln von Schottland machten sie noch gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Fällen von Seuchen und Mord durch Reibung von Holzstücken zu Opferzwecken Feuer an.

Ebenso verhält es sich mit den Redeformen. Nicht nur haben bekanntlich die Juden und die römischen Katholiken in

ihrem Gottesdienste eine todte Sprache in Gebrauch, während bei den Kopten eine alte Sprache als heilige Sprache beibehalten wird und ebenso die ägyptischen Priester sich einer archaischen Schriftform bedienen, sondern auch die uncivilisirten Völker liefern Beispiele hiefür. SCHOOLCRAFT sagt von den Creek-Indianern, dass ihre alte Sprache (das Seminolische) „von den Frauen ihren Kindern als eine Art von religiöser Pflicht gelehrt wird“. Auch in Dahome „hält der Priester seine Ansprachen in der unverständlichen hierarchischen Sprache“. Und die Herkunft des japanischen Buddhismus „verrätth sich bis auf diesen Tag darin, dass viele Gebete in einer unbekannten Sprache wiederholt und immer noch ein indisches Alphabet und Schriftsystem, das Sanskrit oder Devanagari, in allen religiösen Werken Japans beibehalten werden.“

Dieselbe Neigung spricht sich mehrfach bei den alten Juden aus, wie wir sehen können aus der Vorschrift, dass zum Altar unbehauene Steine genommen werden mussten (2. Buch Moses, XX, 25—26), aus der Verwendung ungesäuerten Brodes zum Opfer (Richter, VI, 19—21) und aus dem Verbote, einen Tempel an der Stelle des ursprünglichen Zeltes und der Stiftshütte zu bauen, welche der Überlieferung nach in früheren Zeiten die Wohnstätte Gottes gewesen sein sollte (2. Samuel, VII, 4—6). Und eine ähnliche Fortdauer solcher Dinge findet sich in Griechenland. Die religiösen Einrichtungen, sagt GROTE, „blieben oft inmitten alles staatlichen Wechsels unverändert“.

Natürlich haben die kirchlichen Würdenträger, während sie dergestalt gegen jede Änderung von Gebräuchen sich stemmten, auch mit gleicher oder noch grösserer Zähigkeit einer Abänderung der Glaubensansichten sich widersetzt, da eben jede Umwälzung der ererbten Summe von Glaubenssätzen in gewissem Grade dazu beiträgt, alle Theile des Systems zu erschüttern, indem die allgemeine Autorität der Lehren der Vergangenheit dadurch herabgemindert wird. Diese allbekannte Seite des kirchlichen Conservatismus, die ja auch mit den oben erläuterten Eigenthümlichkeiten durchaus im Einklang steht, brauchen wir gewiss nicht näher zu beleuchten.

#### §. 627.

Auch hier also liefert uns die Geistertheorie wieder den nöthigen Schlüssel. Wie wir im Früheren fanden, dass alle



religiösen Gebräuche sich auf Begräbnissgebräuche zurückführen lassen, so finden wir hier die ersten Keime der von kirchlichen Einrichtungen ausgehenden Einflüsse in den Wirkungen, welche die von den Todten verursachten Gefühle hervorrufen. Das Begräbniss eines verstorbenen Vaters ist ein Anlass, bei welchem die Glieder der Familie sich versammeln und durch das erneute Gefühl der Blutsverwandschaft verbunden werden, bei welchem etwaige Misshelligkeiten zwischen ihnen zeitweilig oder dauernd beigelegt werden und bei welchem sie ferner noch dadurch in näheren Verband kommen, dass sie gemeinsam sich den Wünschen des Verstorbenen unterwerfen und somit zu übereinstimmendem Handeln gebracht werden. Das Gefühl der kindlichen Pietät, welches sich auf solche Weise kundgibt, wirkt in weiterem Umfange, wenn der Verstorbene ein Patriarch oder der Begründer eines ganzen Stammes oder der Nationalheld eines Volkes ist. Mag es sich aber um die Verehrung eines Gottes oder nur um das Begräbniss eines Familienvaters handeln, stets sehen wir dieselben drei Einflüsse wirksam: Verstärkung des einigenden Bandes, Beilegung der Feindseligkeiten und abermalige Bekräftigung der überlieferten Gebote. Im einen wie im andern Falle wird der Process der Integration auf mehrfache Weise gefördert.

Wir dürfen daher auf Grund dieser allgemeinen Betrachtung wohl sagen, dass die Kirche überhaupt für den Grundsatz der socialen Fortdauer einsteht. Unter allen Mitteln ist sie weit aus das wichtigste, welches einen innigeren Zusammenhang herstellt nicht allein zwischen den gleichzeitig vorhandenen Theilen einer Nation, sondern auch zwischen ihrem gegenwärtigen Geschlecht und vergangenen Generationen. Auf beiderlei Weise trägt sie dazu bei, die geschlossene Einheit der Gesellschaft zu erhalten. Oder nehmen wir einen etwas andern Standpunkt ein, so können wir sagen, dass das Kircenthum, welches in seiner primitiven Form die Herrschaft der Todten über die Lebenden verkörpert und in seinen fortgeschritteneren Formen die Autorität der Vergangenheit über die Gegenwart heiligt, vor allem die Aufgabe hat, das organisirte Ergebniss früherer Erfahrungen in Kraft zu erhalten gegenüber abändernden Wirkungen neuerer Erfahrungen. Offenbar entbehrt auch dieses organisirte Ergebniss vergangener Erfahrungen nicht einer ausreichenden Begründung. Das Leben der Gesellschaft hat sich bis zur Gegen-



wart herab unter seiner Herrschaft abgespielt und daraus entspringt schon ein fortdauernder Beweggrund zum Widerstand gegen jede Abweichung davon. Wenn wir bedenken, dass in der Regel der Häuptling oder Herrscher, dessen Geist verehrt wurde und dadurch zur Entstehung eines localen Cultus den Anlass gab, seine Stellung vermöge gewisser Erfolge der einen oder andern Art erworben hatte, so ist selbstverständlich, dass der Gehorsam gegen die von ihm herstammenden Gebote und die Beibehaltung der durch ihn eingeführten Gebräuche im Durchschnitt, solange wenigstens die sonstigen Bedingungen unverändert bleiben, der socialen Wohlfahrt förderlich sein wird, und dass daher dieses zähe Festhalten an den kirchlichen Einrichtungen nicht ohne Berechtigung ist.

Selbst abgesehen von der jeweils den Verhältnissen entsprechenden Anpassung des ererbten Cultus an die überkommenen socialen Umstände liegt ein gewisser Vorthail in der Annahme von überlieferten Glaubensansichten und der daraus entspringenden Unterordnung unter die damit zusammenhängenden Gebräuche und Gesetze, wenn nicht gar beides geradezu eine Nothwendigkeit ist. Denn bevor sich eine beliebige Gruppe von Menschen organisiren kann, müssen diese Menschen irgendwie zusammengehalten und stets unter dem Einflusse der Bedingungen erhalten werden, denen sie sich anpassen sollen; und damit dies geschehen kann, muss eben der zwingende Einfluss ihres überlieferten Glaubens sehr kräftig sein. So bedeutend sind die Hindernisse, welche die antisocialen Eigenschaften des Wilden (vergl. §§. 33—38) jenem socialen Zusammenhang entgegenstellen, der doch die erste Vorbedingung für jeden socialen Fortschritt ist, dass er innerhalb der nöthigen Schranken nur erhalten werden kann durch ein übermächtiges Gefühl, das absolute Unterwerfung zur Folge hat — eine Unterwerfung zunächst unter weltliche Herrschaft, die aber verstärkt wird durch jene geheiligte Herrschaft, welche im ersten Anfange mit ihr zusammenfällt. Und so begreifen wir denn, wie ich schon früher zu zeigen versuchte, die Wahrheit, dass die sociale Entwicklung, wo immer sie stattgefunden haben mag — in Ägypten, Assyrien, Peru, Mexico oder China — in allen ihren früheren Stadien stets begleitet gewesen ist nicht bloß von vollständiger Unterordnung unter lebende Herrscher, sondern auch von weitgehender Verehrung der Gottheiten, die aus verstorbenen Herrschern hervorgegangen sind.



## X. Capitel.

### Die kriegerischen Functionen der Priester.

#### §. 628.

Unter den mannigfaltigen Irrthümern, welche daraus entspringen, dass man so gerne die Ideen und Gefühle eines fortgeschrittenen Zeitalters auf die Erklärung primitiver Einrichtungen anwendet, ist wohl der grösste der, die priesterlichen Functionen mit Handlungen in Zusammenhang zu bringen, denen man eine hohe sittliche Stufe anweist, und sie dagegen von roher und wilder Thätigkeit in Gedanken völlig zu trennen. Wenn nicht die Vorurtheile der Menschen sie für schlagende Beweise unzugänglich machten, so müsste eigentlich schon das Lesen in der Bibel bei ihnen Zweifel daran erwecken, und umfassendere Kenntnisse würden sie belehren, dass in der Menschheit überhaupt die Priester keineswegs die höheren, sondern viel eher die niederen Leidenschaften der Menschen zur Schau getragen und gepflegt haben.

Wir erkennen auch sofort, dass dem so sein muss, wenn wir bedenken, dass die meisten Völker nicht etwa Götter verehrt haben, welche sie sich als im Besitz jeder möglichen sittlichen und geistigen Vollkommenheit dachten, sondern dass sie ihren Gottheiten stets ein höchst ungebändigtes und grausames Wesen zuschrieben, das sich gar oft kaum von dem eines wahren Teufels unterscheidet. So lesen wir von den alten Mexicanern, dass ihre „Fürsten einander gegenseitig Botschaft schickten, sie sollten sich zum Kriege rüsten, weil ihre Götter etwas zu essen verlangten“, und dass ihre Heere „tapfer kämpften, einzig in dem Bestreben, Gefangene zu machen, damit sie Menschen genug hätten, um jene Götter zu speisen“. Nach JACKSON erzählten die Priester der Fidschi-Insulaner ihrer Umgebung, „dass Blutvergiessen und Krieg und Alles, was damit zusammenhängt, ihren Göttern wohlgefällig sei“. Obgleich PINDAR die Sagen von Cannibalismus der griechischen Götter zurückweist, so werden dieselben doch bestätigt durch die Erzählung des PAUSANIAS,

dass selbst in seinen Zeiten noch dem Zeus gelegentlich Menschenopfer dargebracht wurden, und die Ilias schreibt ja auch den griechischen Göttern als selbstverständlich einen Charakter zu, der viel niedriger steht als der eines gewöhnlichen Menschen: Lüge, Verrath, Blutdurst, Ehebruch u. s. w. werden ohne irgendwelche Beschönigung von ihnen erzählt. Der Umstand, dass sie an den Schlachten der Menschen theilnehmen, für oder gegen welche sie sich als Partei erklärt hatten, erinnert uns an die Assyrier, bei welchen man auch auf unmittelbare göttliche Hilfe im Kampfe hoffte. So sagt eine Inschrift von Asarhaddon:

„Ishtar, die Königin des Krieges und der Schlachten, welche meine Frömmigkeit liebt, stand an meiner Seite. Sie zerbrach die Bogen der Feinde. Ihre Schlachtlinie zerstörte sie in ihrer Wuth. Zu ihrem Heere sprach sie also: »Eine erbarmungslose Gottheit bin ich.«“

Und ganz ähnliche Züge werden ausdrücklich oder stillschweigend dem altjüdischen Gotte zugeschrieben. Ich habe dabei nicht bloß die Hinschlachtung von Menschenopfern oder solche Ausdrücke im Sinne wie etwa: „Der Herr ist ein Mann des Krieges“, oder „Gott selbst ist mit uns als unser Hauptmann“ (2. Chronik, XIII, 12), sondern ich verweise namentlich auf die unterschiedslose Niedermetzlung, von der es heisst, sie sei von Gott befohlen worden, und auf den Umstand, dass als ganz natürlich angenommen wird, ein Religionskrieg müsse ein besonders blutiger Krieg sein, wie die Angabe in 1. Chronik, V, 22 zeigt: „Da fielen viele Verwundete, denn der Krieg war von Gott.“ Alle diese göttlichen Eigenschaften, welche von althistorischen Völkern sowohl als von heutigen Wilden den Göttern zugeschrieben werden, sind sofort erklärlich, wenn man bedenkt, dass ja die mythologischen Geschichten, in denen so oft von Schlachten zwischen den Göttern um die Oberherrschaft die Rede ist, nichts Anderes sind als mannigfach übertriebene und abgeänderte Berichte von Kämpfen zwischen primitiven Herrschern, in welchen gewöhnlich der Stärkere, der Blutdürstigere und der Gewissenlosere den Sieg davontrug.

Um jedoch den ursprünglichen Zusammenhang zwischen kriegerischen Thaten und religiösen Pflichten vollkommen zu verstehen, müssen wir uns erinnern, dass, wenn man auch die Götter nicht mehr als active Theilnehmer an den von ihnen befohlenen



oder unterstützten Kämpfen ansieht, der fromme Glaube sie doch als in bestimmten Götzenbildern oder gewissen Ersatzstücken für diese Götzenbilder gegenwärtig voraussetzt. Überall finden wir ähnliche Erscheinungen, wie sie Cook von den Sandwich-Insulanern berichtet, dass sie ihre Kriegsgötter mit in die Schlacht nahmen. Bei den alten Mexicanern galt die Regel, wenn sie auf einen Feind stiessen, dass „die Priester mit ihren Götzen in der vordersten Reihe marschirten“. Auf Yucatan hatten Viele „Götzenbilder, welche sie als Schlachtengötter anbeteten . . . Sie führten dieselben mit sich, als sie gegen die Chinamitas, ihre Nachbarn und Todfeinde, ins Feld zogen“. Von den Chibchas sagt HERRERA, nachdem er ihre Hausgötzen beschrieben hat: „So gross war ihre Ehrerbietung, dass, wo immer sie hingingen, der Götze mitgeführt wurde, und dass sie ihn sogar in ihren Schlachten mit dem einen Arm festhielten und mit dem andern kämpften.“ Auch in der alten Welt stand es damit nicht anders. Der Bericht in 2. Samuelis, V, 21 zeigt, dass die Philister ihre Götterbilder mit sich führten, als sie kämpften; und auch die Bundeslade der Juden, welche von ihnen als Wohnstätte von Jahveh betrachtet wurde, ist nicht selten mit in den Krieg genommen worden (2. Samuelis, XI). Ja in 1. Samuelis, IV lesen wir, dass die Juden, nachdem sie von den Philistern geschlagen waren, nach der Bundeslade sandten, damit diese sie retten möchte; „und als die Lade des Bundes des Herrn in das Lager kam, jauchzte das ganze Israel mit einem grossen Jauchzen, dass die Erde erschallete . . . . Und die Philister fürchteten sich und sprachen: Gott ist in ihr Lager gekommen“. Wenn wir überdies an die Opfer denken, welche gewöhnlich bei uncivilisirten und halbcivilisirten Völkern vor und nach, manchmal sogar während der Schlachten dargebracht werden, so erkennen wir noch deutlicher, wie innig der Zusammenhang gewesen ist zwischen dem Tödten der Feinde und dem Bestreben, die Gottheit damit zu erfreuen.

Da nun die Priester mit dem Amte betraut sind, die Gottheiten zu versöhnen, so ergibt sich hieraus von selbst eine weitere Folgerung. Wenn sie auch gar oft Kriege zwischen Menschen gleichen Blutes verhindert haben, so sind sie doch anderseits ursprünglich geradezu Anstifter von Kriegen mit Menschen anderer Abstammung, welche andere Gottheiten verehren. So lesen wir

von den oben schon erwähnten Mexicanern, welche zu Felde zogen, um ihre Götter mit Schlachtopfern zu versorgen, dass, „so oft die Priester es für angezeigt hielten, sie zu den Königen gingen und ihnen sagten, sie möchten der Götterbilder gedenken, welche vor Hunger darbt“en. Die assyrischen Priester hatten noch andere Beweggründe. „Sie lebten von den Einkünften der Tempel . . . und waren unmittelbar am Kriege interessirt, da ein Theil der Kriegsbeute den Tempeln überwiesen wurde“. Allein auch ohne weitere Beispiele wird es genügen, daran zu erinnern, dass selbst bei den alten Juden, wenn auch der König und das Volk in manchen Fällen geneigt waren, Gnade zu üben, die Priester auf dem *cherem* bestanden — auf dem unbarmherzigen, unterschiedslosen Niedermetzeln der Ungläubigen: und Samuel „schrie zum Herrn die ganze Nacht“, weil Saul, obschon er die Amalekiter „völlig mit der Schärfe des Schwertes geschlagen“, doch ihren König und all ihr Vieh verschont hatte; was uns an den Fidschi-Insulaner erinnert, welcher, da er nicht das Äusserste im Menschenschlachten geleistet hatte, sich in eine Art „religiösen Wahnsinn“ versetzte und fortwährend ausrief: „Der Gott ist zornig auf mich.“

Diese vorläufige kurze Übersicht wird uns darauf vorbereitet haben, überall auf den früheren Stufen der socialen Entwicklung die Wahrheit zu erkennen, dass die priesterlichen Functionen in innigstem Zusammenhange mit den kriegerischen stehen. Untersuchen wir dies Verhältniss in Bezug auf die wichtigsten Punkte.

#### §. 629.

Die Thatsache, dass in normalen Entwicklungszuständen der Häuptling, der ursprünglich stets der tapferste Krieger ist, zugleich die Stellung des primitiven Priesters einnimmt, bedingt an sich schon die Vereinigung kriegerischer und priesterlicher Functionen in ein und derselben Person. Im Anfang ist der Führende unter den Streitern auch der leitende Versöhner der Götter. Die Wandgemälde und Inschriften der Ägypter und Assyrier, welche den König stets zugleich als Führer im Krieg und Führer in der Götterverehrung darstellen, erläutern deutlich genug diesen Zusammenhang, den man fast überall antrifft.

Derselbe ist sogar noch inniger, als es auf den ersten Blick



erscheint, denn zu den wichtigsten von seiten der Könige den Göttern dargebrachten Opfern gehören die, welche vor Beginn einer Schlacht, um die Gunst der Götter zu erwerben, oder nach dem Sieg als Zeichen des Dankes vollzogen werden. Mit anderen Worten, der König erfüllt seine Aufgabe als religiöser Versöhner in der auffälligsten Weise zu der Zeit, wo auch seine kriegerische Führerschaft in der auffälligsten Weise hervortritt.

Mit nur geringer Abänderung zeigt sich dieser Zusammenhang der beiderlei Functionen gelegentlich auch da, wo die Führerschaft im Kriege nicht durch den Herrscher oder eine herrschende Kaste, sondern durch einen besonders ernannten Feldherrn ausgeübt wird, denn auch in solchen Fällen übernimmt der Feldherr meist priesterliche Functionen. Die Mexicaner bieten ein Beispiel hiefür. Das Amt des Hohenpriesters „schloss beinahe immer auch die Obliegenheiten des Tlacochcalcatl oder des Oberbefehlshabers der Armee in sich“. So verhielt es sich auch bei den alten civilisirten Völkern Europas. Bevor man in Rom „zu einem Feldzuge aufbrach, hatte der Feldherr, wenn das Heer versammelt war, Gebete zu sprechen und ein Opfer darzubringen. Eine gleiche Sitte herrschte in Athen und in Sparta.“ Dem können wir noch beifügen, dass bei den Römern „das Heer im Felde nur das Abbild der Stadt war und daher auch ihre Religion ihm folgte“: der heilige Heerd wurde beständig im Brande erhalten, es waren Auguren und Wahrsager vorhanden und der König oder der Befehlshaber opferte vor und nach der Schlacht. Ja die priesterlichen Aufgaben des römischen Befehlshabers waren so wichtig, dass er in manchen Fällen den Opfern grössere Aufmerksamkeit widmete als dem Kampfe.

Auch damit ist die Gemeinsamkeit beider Functionen noch nicht erschöpft. Ausser dieser Vereinigung der kriegerischen mit der priesterlichen Thätigkeit in der Person eines Heerführers finden wir bei uncivilisirten Völkern oft genug, dass die Priester auch thätigen Antheil am Kampfe nehmen. Von den Tahitiern, deren „Häuptlinge und Priester oft zu den berühmtesten Boxern und Ringkämpfern zählten“, sagt ELLIS, dass „die Priester nicht vom Dienst in der Schlacht befreit waren; sie trugen Waffen und marschirten mit den Kriegern in den Kampf“. Wir werden gleich noch zu bemerken haben, dass entsprechende Vorkommnisse zu finden sind, wo man sie am wenigsten hätte erwarten sollen.

## §. 630.

Nachdem wir so erkannt haben, dass im ersten Anfange die kirchliche Führerschaft nothwendig vereinigt ist mit activer kriegerischer Führerschaft und dass auch auf späteren Stufen noch diese beiderlei Functionen wenigstens dem Namen nach mit der Führung des Staates verbunden bleiben, so haben wir nun die weitere Erscheinung zu beachten, dass die Priester gewöhnlich sehr bald nicht mehr unmittelbar am Kriege theilnehmen und nur noch eine mittelbare Rolle dabei spielen.

In den Zeiten, wo die auszeichnenden Eigenschaften des Medicinmannes und Priesters nur erst unvollkommen vertreten sind in der Person desjenigen, von dem man glaubt, er habe Gewalt über die übernatürlichen Wesen oder könne sie irgendwie beeinflussen, sehen wir schon die ersten Anfänge der berathenden und verwaltenden Function der Priester im Kriege. Die Dakotahs zeigen diese Art der Thätigkeit in ihrer rohesten Form: „Die Kriegshäuptlinge bestimmen häufig einen der Priester oder Zauberer, den Krieg für sie zu führen. Thatsächlich kann sogar jeder der Zauberer einen Kriegszug unternehmen, wenn es ihm beliebt.“

Bei den Abiponen sodann belehrt sie der Medicinmann „über den Ort, die Zeit und die Art, wie sie am besten wilde Thiere oder den Feind anzugreifen hätten. Wenn der Kampf bevorsteht, so reitet er rings um ihre Reihen, schlägt die Luft mit einem Palmwedel, und mit wildem Gesichtsausdruck, drohenden Augen und leidenschaftlichen Geberden beschwört er alles Üble auf ihre Feinde herab.“

Und von den Khonds erfahren wir, dass bei ihnen „der Priester, der in keinem Falle selbst Waffen trägt, doch nach dem letzten Opfer das Zeichen zum Beginn des Kampfes gibt, indem er eine Axt in die Luft schleudert und mit ermuthigendem lautem Rufen zum Streite auffordert“.

Den Muth der Krieger durch Hoffnung auf die Hilfe der Götter zu wecken und zu heben, war nicht minder eine Aufgabe des Priesters bei den Spartanern: —

„Jedem Kriegszug und jedem Kriegsrathe ging ein Opfer voraus. Ein Priester, welcher der Feuerträger (*πυρφόρος*) genannt wurde, trug vor dem Heere einen Feuerbrand daher, der



stets in Flammen erhalten wurde und von dem Altar in Sparta genommen war, auf welchem der König dem Zeus Agetor ein Opfer dargebracht hatte.“

Und ebenso bedienten sich die alten Juden der Vermittelung der Priester, um sich übernatürliche Hilfe versprechen zu lassen, wie u. A. die Stelle im 5. Buch Moses XX, 2—4 bezeugt:

„Wenn ihr nun hinzu kommt zum Streit, so soll der Priester herzu treten und mit dem Volke reden, Und mit ihnen sprechen: Israel höre zu! Ihr gehet heute in den Streit wider eure Feinde; euer Herz verzage nicht, fürchtet euch nicht und erschrecket nicht, und lasset euch nicht grauen vor ihnen: Denn der HErr, euer GOtt, gehet mit euch, dass er für euch streite mit euren Feinden, euch zu helfen.“

In manchen Berichten, aus denen ich mir noch Auszüge gemacht habe, werden die Functionen der Priester, welche die Heere begleiten, nicht genauer angegeben. An der Goldküste, wo „niemals ein Krieg von seiten der Könige oder Staaten unternommen wird, ohne die Nationalgottheiten zu befragen“, „begleiteten die Fetischmänner die Krieger ins Feld“. Und HERRERA sagt von den Heeren der Yucatanesen, sie beständen „aus zwei Flügeln und einem Centrum, wo der Oberherr und der Hohepriester sich befanden“. In vielen Fällen aber sind die kriegerischen Functionen der Priester während des eigentlichen Kampfes etwas anderer Art. Bei den alten Deutschen — „war die Aufrechterhaltung der Heereszucht im Felde wie im Rathe zum grössten Theil den Priestern überlassen; sie beobachteten die heiligen Wahrzeichen und gaben das Signal zum Aufbruch; sie allein hatten die Befugniss, gesetzliche Strafen zu verhängen, zu binden oder zu schlagen“.

In anderen Fällen wiederum sind die vom Priester ausgeübten Thätigkeiten etwas ausschliesslicher von eigentlich religiöser Art. Die Samoaner nahmen einen Priester „in die Schlacht mit, dass er für sein Volk bete und den Feind verfluche“. Auf Neu-Caledonien „gehen die Priester mit zur Schlacht, bleiben aber in einiger Entfernung sitzen, fasten und beten um Sieg“. Bei den Comanches wurde diese Aufgabe des Betens vor dem Auszug in den Krieg abgemacht. „Die Priesterschaft,“ sagt SCHOOLCRAFT, „scheint für gewöhnlich keinen Einfluss auf ihre Regierung auszuüben; ist aber einmal der Krieg erklärt, so be-

mühen sie sich, die Gottheit zu beeinflussen.“ Und in dieser Auffassung ihres Amtes scheinen ja auch die christlichen Priester mit denen der Comanches ganz übereinzustimmen, wie dies z. B. das folgende Gebet bezeugt, welches der Erzbischof von Canterbury beim Beginn des letzten Krieges in Ägypten auf den Kanzeln verlesen liess:

„O Allmächtiger Gott, dessen Gewalt kein Geschöpf zu widerstehen vermag, beschütze, wir flehen Dich an, unsere Krieger und Seeleute, die nun ausgezogen sind in den Krieg, dass sie, mit Deinem Schutz und Schirm bewaffnet, fürderhin bewahrt bleiben mögen vor aller Gefahr, zu Deinem Ruhme, der Du bist der einzige Geber alles Sieges durch die Verdienste Deines eingeborenen Sohnes Jesu Christi, unseres Herrn. Amen.“

Ein bemerkenswerther Unterschied besteht nur darin, dass, während der Priester der Heiden im allgemeinen damit beginnt, nach irgend einem Zeichen der göttlichen Zustimmung auszuspähen, der christliche Priester von vornherein annimmt, er sei dieser Zustimmung gewiss, selbst wenn die Sache so steht, dass man ein Volk angreifen will, welches versucht hatte, eine unerträgliche Tyrannei von sich abzuschütteln.

Wenn die Priester vielfach unmittelbare oder mittelbare Hilfe im Kampfe zu leisten haben, so anvertraut man ihnen in andern Fällen die kriegerischen Vorbereitungen oder bittet sie um ihren guten Rath. In Afrika bekleidet bei den Eggarahs ein Priester „zugleich das Amt eines Kriegsministers“. Von den alten Mexicanern lesen wir: „Die Hohenpriester waren die Orakel, welche die Könige in allen wichtigeren Staatsangelegenheiten befragten, und namentlich wurde nie ein Krieg unternommen ohne ihre Zustimmung.“ PRESCOTT erzählt von den peruanischen Priestern, wie sie ihren Rath in Angelegenheiten des Kriegs gaben, und TORQUEMADA sagt, dass in Guatemala die Priester die endgültige Entscheidung in Fragen des Krieges zu fällen hatten. In San Salvador hatten ebenfalls der Hohepriester und seine Untergebenen, nachdem sie übernatürliche Kunde zu erwerben gesucht, „den Caziken und den Kriegshäuptling herbeizurufen und sie von der Annäherung ihrer Feinde zu benachrichtigen und anzugeben, ob sie ihnen entgegengehen sollten“. Und Gleiches fand bei den alten Juden statt. 1. Könige XXII wird uns von Berathungen mit den Propheten über die Eröffnung des Krieges berichtet, und insbesondere von einem derselben:



„Und da er (Micha) zum Könige kam, sprach der König zu ihm: Micha, sollen wir gen Ramoth in Gilead ziehen, zu streiten, oder sollen wir es lassen anstehen? Er sprach zu ihm: Ja, ziehe hinauf, und fahre glücklich; denn der HErr wird es in die Hand des Königs geben.“

## §. 631.

Wer etwa in aller Unschuld annehmen möchte, dass das Glaubensbekenntniss der Menschen die Art ihres Handelns bestimme, der dürfte wohl daraus folgern, dass die Völker, welche das Christenthum angenommen haben, wenn sie sich auch durch ihren nominell angenommenen Glauben nicht vom Kriege abschrecken liessen, doch jedenfalls die Thätigkeiten ihrer Priester auf solche religiöser Art oder zum allerwenigsten auf solche von nicht kriegerischer Art beschränkt haben würden. Dies wäre jedoch ein grober Irrthum.

Jedermann weiss, dass das christliche Europa während vieler Jahrhunderte die Priester ebenso lebhaft am Kriege theilnehmen sah, wie es die Priester bei vielen heutigen Wilden thun. Im siebenten Jahrhundert zogen die Bischöfe in Frankreich mit in die Schlacht, und „um die Mitte des achten Jahrhunderts war der regelmässige Kriegsdienst von seiten des Clerus schon vollständig ausgebildet“; „unter Karl Martell war es etwas Gewöhnliches, Bischöfe und Geistliche Waffen tragen zu sehen“. Über den Zustand der Kirche in dieser Zeit sagt GUIZOT: Die Bischöfe „nahmen theil an den nationalen Fehden; ja noch mehr, sie unternahmen von Zeit zu Zeit auf eigene Faust gewaltthätige und räuberische Expeditionen gegen ihre nächsten Nachbarn.“ Und in den folgenden Jahrhunderten waren Deutschland wie Frankreich Zeugen der Vereinigung von kriegerischer und kirchlicher Führerschaft. In Deutschland war das geistliche Oberhaupt „nun zu einem Feudallehnsherrn geworden; er war der anerkannte Führer der Streitkräfte in seiner Diöcese“. In seinen Berichten über die Ereignisse in Frankreich beschreibt ORDERICH, wie die Priester ihre Gemeindeglieder und die Äbte ihre Lehnslente im Jahre 1094 und wiederum 1108 in den Kampf führten, während 1119 die Bischöfe die Priester sammt deren Gemeindegliedern zum Heeresdienst aufboten. Selbst noch nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hielt der Cardinal von Balue eine Truppen-

schau in Paris ab, und „der Bischof, die Spitzen der Universität, die Äbte, Priore und andere Männer der Kirche“ — „erschieden daselbst mit einer grossen Anzahl von Dienstleuten“. Erst kurz vor der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurde eine Verordnung erlassen, welche den Clerus vom persönlichen Dienst im Heere befreite. Selbst heute noch entbehrt die Christenheit nicht eines Beispiels, wo die Functionen, Menschen zu tödten und Seelen zu retten, in einer Person vereinigt sind. Es wird berichtet, dass die Montenegriner „das einzige Gemeinwesen in Europa bilden, welches gegenwärtig noch von einem kriegerischen Bischof geleitet wird“; und der Reverend W. DENTON sagt: „Die Priester tragen Waffen und sind im allgemeinen tapfere Helden“, die ersten beim Aufgebot, die Führer ihrer Schafe im Kriege.“

Zu dieser unmittelbaren Theilnahme am Kriege, die in activem Kriegsdienst besteht, kommt noch vielfach eine mittelbare Theilnahme, welche sich darin äussert, dass die Priesterschaft die Verwaltungscontrole über das Heereswesen ausübt. Cardinal RICHELIEU war oberster Leiter sowohl der Marine als des Landheeres. Überdies bedeutete seine Politik „die Eröffnung einer neuen Aera für Frankreich, einer Aera umfassender und systematisch geführter Kriege“; und „in seinem politischen Testamente erinnert er sich mit Stolz der Mannszucht, welche er im Heere von Italien und unter den Truppen, welche La Rochelle belagerten, hergestellt hatte. „Sie gehorchten gleich Mönchen unter den Waffen.“

Heutzutage haben sich die Menschen eines solchen Zusammenhanges entwöhnt und vergessen leicht, dass derselbe überhaupt jemals bestand. Die kriegerischen Obliegenheiten der Priester sind bei uns so weit zusammengeschrumpft, dass sie nur noch Fahnen einsegnen, dass die Feldprediger den Menschen, welche zu einem Rachezug aufbrechen, im voraus die Vergebung aller Sünden zusichern und dazu gelegentlich Gebete an den Gott der Liebe richten, er möge einen solchen begründeten oder unbegründeten Angriff segnen.

#### §. 632.

So wird denn bei näherer Prüfung der Thatsachen, die aus allen Ländern und aus allen Zeiten uns zuströmen, jene Ideen-



association, welche die uns unmittelbar umgebenden Thatsachen hervorgerufen haben, geradezu umgestürzt. Nachdem wir die Wahrheit erkannt, dass die Götter der wilden oder theilweise civilisirten Völker ursprünglich nichts Anderes waren als grausame Häuptlinge und Könige, deren Geister man zu versöhnen glaubte, indem man ihre blutdürstigen und rachsüchtigen Pläne ausführte, zeigte sich uns unmittelbar, dass auch ihre officiellen Versöhner, weit entfernt, schon von Anfang an durch ihre Lehre und ihre Thaten irgendwie mit den höheren Eigenschaften der menschlichen Natur in Verbindung zu stehen, vielmehr in beiderlei Hinsicht an die niedersten Leidenschaften anknüpfen. Dies erklärt uns ganz natürlich, wie es kommt, dass kriegerisches Wesen sie auf den frühesten Stufen auszeichnet.

In greifbarer Form erkennen wir diese Vereinigung des priesterlichen und kriegerischen Wesens in der Thatsache, dass bei regelmässigem Verlauf der socialen Entwicklung das staatliche Oberhaupt zugleich auch Anführer im Kriege und Anführer in der Götterverehrung ist. Daraus ergibt sich deutlich genug, dass diese beiden anfänglich vereinigten Functionen nur ganz allmählich sich auf besondere Werkzeuge vertheilen können und dass diese letzteren noch lange Zeit hindurch eine gewisse Gemeinsamkeit des Charakters aufweisen müssen — eine Wahrheit, welche denn auch dadurch bestätigt wird, dass das staatliche Oberhaupt in vielen Fällen noch eine nominelle Oberleitung der Kirche und des Heeres beibehält, wenn auch die wirkliche Leitung längst aufgehört hat.

Dass ausser dem obersten Priester, der zugleich Oberhaupt im Kriege ist, auch andere Priester unmittelbar am Kriege theilnehmen werden, ist daher von vornherein zu erwarten. Wir wundern uns deshalb nicht, zu finden, dass sie bei vielen barbarischen Gesellschaften an der Schlacht mitbetheiligt sind, manchmal als gewöhnliche Krieger, zu andern Zeiten als anfeuernde Treiber, endlich wiederum als Rathgeber, denen eine göttliche Erleuchtung zugeschrieben wird, während sie in noch andern Fällen als Kriegsminister thätig sind.

Diese ursprünglichen Beziehungen verwischen sich auch, wie wir gesehen haben, gar nicht so leicht. Die Geschichte des mittelalterlichen Europa beweist unwiderleglich, dass Bedingungen, welche ein starkes Wiederaufleben des kriegerischen

Geistes veranlasst haben, auch die ursprüngliche Vereinigung von Krieger und Priester wiederherzustellen vermochten, ungeachtet eines Cultus, der eigentlich Blutvergiessen untersagt — ja diese Vereinigung genau so vollständig wiederherstellten, als ob der Cultus von der blutdürstigsten Art wäre. Erst wenn die Kriege weniger häufig und andauernd werden und die civilisirenden Einflüsse des Friedens zu überwiegen beginnen, verliert auch der Priester seinen halbkriegerischen Charakter.

Endlich sei noch hervorgehoben, dass die Differenzirung dieser beiden Functionen, gegen die Feinde zu kämpfen und die Gottheit zu versöhnen, die ursprünglich mit der Führerschaft im Staate verbunden waren, in jenen religiösen Gemeinschaften am weitesten gediehen ist, welche sich ganz vom Staate abgelöst haben. Im Gegensatz zu den Dienern der herrschenden Kirche, welche gewöhnlich Familien angehören, die im übrigen dem Heere und der Marine ihre Offiziere liefern, und welche, obgleich nicht selbst im Kriege thätig, doch ihre kriegerischen Sympathien gelegentlich durch die Abstimmung der Bischöfe im Oberhause deutlich verräthen, sind die Geistlichen der verschiedenen Secten, weil sie aus Bevölkerungsklassen hervorgehen, die sich der einen oder andern Form von industrieller Thätigkeit gewidmet haben, entschieden die unkriegerischsten unter allen Dienern der Religion.

## XI. Capitel.

### Die bürgerlichen Functionen der Priester.

#### §. 633.

Wo noch das Oberhaupt des Staates selbst als Abkömmling der Götter betrachtet wird und die Rolle des Priesters spielt, indem es die Götter seiner Vorfahren versöhnt und zugleich vermöge seiner unbegrenzten Autorität in alle Lebensgebiete hineinregiert, da besteht natürlich eine vollständige Vereinigung der bürgerlichen und priesterlichen Functionen. Ein gutes Beispiel dieses Zustandes auf einer früheren Stufe socialer Entwicklung liefern uns die Polynesier:



„Dieses System der bürgerlichen Verwaltung, so zusammenhangslos und so wenig geeignet es auch sein mochte, irgend einem wichtigeren Zwecke zu dienen, war eben innig verbunden mit ihrem System blutdürstiger Götzendienerei und wurde durch die Autorität der Götter geheiligt. Der König war nicht allein an die Spitze dieser Regierung gestellt, sondern wurde auch als eine Art von Statthalter jener übernatürlichen Mächte angesehen, welche die unsichtbare Welt regieren. Bei seiner Einsetzung wurden Menschenopfer dargebracht, und wenn etwa Jemand unter dem ersten Eindrucke des Verlustes, den er durch Beraubung oder anderes Unrecht erlitten, in unehrerbietiger Weise von seiner Person und Verwaltung gesprochen hatte, so war nicht nur sein eigenes Leben in Gefahr, sondern es mussten auch Menschenopfer hingeschlachtet werden, um nur das Land von der Befleckung zu reinigen, die es damit erlitten haben sollte.“

Verschiedene ausgestorbene Gesellschaften zeigten eine ähnliche Verschmelzung der Führerschaft in bürgerlichen und priesterlichen Dingen. In Assyrien, wo man den König „entweder mit göttlichen Attributen bekleidet glaubte oder ihn als einen Typus der obersten Gottheit ansah“, und wo „alle seine Handlungen im Kriege sowohl wie im Frieden mit der nationalen Religion verknüpft gewesen zu sein scheinen und so betrachtet wurden, als wären sie unter dem besonderen Schutze und der Oberaufsicht der Gottheit geschehen“, wird er auf den Bildwerken nicht nur als bürgerliches Oberhaupt des Staates, sondern zugleich als erster Opferbringer für die Götter dargestellt. Der gleiche Zusammenhang bestand im alten Ägypten, im alten Mexico und im alten Peru, und bis vor kurzem hatte er sich in nomineller Form, wenn auch nicht mehr thatsächlich in Japan erhalten.

Dies ist offenbar der gesetzmässige Zusammenhang in jenen Gesellschaften, die zwar noch den ursprünglichen Aufbau bewahrt haben, wo aber neben allgemein verbreiteter Ahnenverehrung bereits eine besondere Verehrung des Begründers des siegreichen Stammes zur Geltung gekommen ist, dessen Nachkomme zu gleicher Zeit oberster Versöhner des Stammvaters und Erbe seiner bürgerlichen sowohl wie kriegerischen Führerschaft ist.

## §. 634.

Diese Vereinigung, obwohl am auffälligsten da, wo die göttliche Natur oder göttliche Abstammung des Königs noch einen eigentlichen Glaubensartikel bildet, erhält sich doch auch dann noch, wenn man ihm nur noch göttliche Sanction zuschreibt. Denn auch in solchen Fällen ist er meistens entweder dem Namen oder selbst der Thatsache nach Oberhaupt der kirchlichen Organisation, und obgleich für gewöhnlich mit bürgerlichen Angelegenheiten beschäftigt, übernimmt er doch bei wichtigeren Vorkommnissen die priesterlichen Functionen.

Wo eine eingeborne Religion herrscht, da ist ein solches Fortbestehen dieses Zusammenhangs naturgemäss zu erwarten; allein wir haben auch Zeugnisse dafür, dass selbst wo eine Religion von aussen eingedrungen ist und die einheimische unterdrückt hat, doch sehr leicht derselbe Zusammenhang sich wiederherstellt. Dies zeigt sich uns in dem Heranwachsen der kirchlichen Organisation in ganz Europa. Anfänglich ohne Zusammenhang und an einzelne Orte gebunden, entwickelte sie sich weiter bis zu einer centralisirten Verbindung von religiöser und bürgerlicher Autorität. Nach BEDOLLIÈRE wurden während des vierten und fünften Jahrhunderts in Frankreich Senatoren, Statthalter von Provinzen, Grossgrundbesitzer und kaiserliche Beamte zu Bischöfen erwählt; und GUIZOT schreibt, dass im fünften Jahrhundert „die Bischöfe und die Priester die obersten städtischen Ämter bekleideten“. In den Gesetzbüchern des THEODOSIUS und des JUSTINIAN finden sich zahlreiche Vorschriften, welche städtische Angelegenheiten dem Clerus und den Bischöfen zuweisen. Die richterliche Befugnis eines Bischofs in Deutschland, die sich anfangs nur auf seinen eigenen Clerus beschränkt hatte, wurde durch das Herkommen allmählich „auch auf das übrige Volk ausgedehnt in den Fällen, wo es sich um die Pflichten der Religion, um die Rechte oder die Zucht der Kirche handelte, und die Ausführung seiner Urtheile wurde der Obsorge der örtlichen Gerichtshöfe anvertraut“. Als im zehnten Jahrhundert durch die Entwicklung des Feudalsystems die Bischöfe sogar „selbst zu zeitweiligen Lehnsherren geworden und gleich jedem Laien zum Kriegsdienste, zur *jurisdictio herilis* und zu den übrigen Verpflichtungen ihrer Würde berechtigt waren“, gelangten



sie auch gleich weltlichen Adeligen in die Stellung von höchsten Justizbeamten, nur mit dem Unterschiede, dass sie kein Todesurtheil aussprechen oder vollstrecken lassen konnten. Ebenso im zwölften Jahrhundert in England: — „Die Prälaten und Äbte . . . waren durchaus feudale Adelige. Sie schwuren dem Könige oder einem andern Oberherrn den Lehnseid für ihre Länder, empfingen von seiten ihrer Untergebenen den ehrerbietigen Gruss, genossen dieselben Entlastungen, übten dieselbe richterliche Befugniß aus und beanspruchten überhaupt dieselbe Autorität wie die weltlichen Herren, inmitten deren sie wohnten.“

Zu alledem müssen wir noch die Thatsache fügen, dass mit dieser Übernahme der örtlichen bürgerlichen Autorität durch örtliche Geistliche auch die Anmaassung einer centralen Staatsautorität durch den Obersten der Kirche einherging. Die öffentlichen und privaten Handlungen der Könige wurden in gewissem Maasse der Controle des Papstes unterworfen, so dass man im dreizehnten Jahrhundert wohl sagen konnte, es habe eine „Umwandlung der Königreiche in geistliche Lehnsherrschaften“ stattgefunden.

## §. 635.

Ein kleiner, in vielen Fällen sogar kaum nennenswerther Schritt führt uns von den bürgerlichen Functionen des Priesters als obersten oder örtlichen Herrschers zu einer bürgerlichen Stellung desselben über, in der er nur noch Richter ist — ein Richter, der seine Stellung neben dem Staatsoberhaupt einnimmt, aber durchaus von ihm getrennt ist.

Jene Übertragung der richterlichen Functionen auf die Priesterschaft, die so oft auf früheren Stufen der socialen Entwicklung stattfindet, entspringt aus der Auffassung, dass die Unterordnung unter den verstorbenen Herrscher, welcher zum Gott geworden ist, eine höher stehende Verpflichtung sei als die Unterordnung unter den lebenden Herrscher und dass diejenigen, die als Priester in lebhaftem Verkehr mit dem Geiste des verstorbenen Herrschers stehen, dadurch auch die Canäle für seine Befehle und Entscheidungen bilden und deshalb von rechts wegen die wahren Richter seien. Dies erklärt uns mancherlei Thatsachen, welche man bei halbcivilisirten und uncivilisirten Völkern findet. Von den Küstennegern lesen wir, dass „in Badagry die Fetisch-

priester die einzigen Richter des Volkes sind“. Im alten Yucatan „waren die Priester der Götter so hoch verehrt, dass sie die Stellung von obersten Herren einnahmen, welche Strafen verhängten und Belohnungen austheilten“. Schon in §. 525 habe ich, wo vom Gerichtswesen die Rede war, auf die richterlichen Functionen der Priester bei den Galliern und Scandinaviern hingewiesen. Dasselbe Verhältniss bestand bei noch älteren Völkern aus dem gleichen Grunde. Von den Ägyptern wird uns berichtet, dass — „die Priester ausser ihren religiösen Verpflichtungen noch das wichtige Amt der Richter [AELIAN, Hist. Var. lib. XIV, c. 34] und Gesetzgeber ausfüllten, wie sie auch zugleich Rathgeber des Monarchen waren; und da die Gesetze wie bei so vielen andern Nationen des Ostens (den Juden, Mohammedanern und andern) einen Bestandtheil der heiligen Bücher bildeten, so konnten sie natürlich nur von Angehörigen ihres Ordens verwaltet werden“.

Wenn auch in der Christenheit ursprünglich das Verhältniss zwischen dem Priester und dem Herrscher ein anderes war, so machte sich doch, sobald später der christliche Priester ebenso wie die Priester von eingebornen Religionen als ein göttlich inspirirtes Wesen betrachtet wurde, die Neigung geltend, seine richterliche Autörität anzuerkennen. In der altenglischen Zeit hatte der Bischof „der Rechtsprechung zwischen Mann und Mann beizuwohnen, Meineide zu verhüten und die Vollstreckung der Gottesurtheile zu überwachen“. Ja diese frühere Theilnahme der Priester an richterlichen Functionen neben dem Laienelement steigerte sich später beinahe bis zur völligen Usurpation. Im Anfange nur Tribunale, welche die strenge Zucht der Höhergestellten über den niederen Clerus aufrecht erhielten, dehnten die geistlichen Gerichtshöfe bei uns sowohl wie anderwärts ihren Geschäftsbereich auch auf Fälle aus, wo Geistliche und Laien gleichzeitig vorgefordert wurden, und machten zuletzt sogar die Verhandlungen zwischen Laien von ihren Entscheidungen abhängig. Nachdem sie ursprünglich nur von solchen Vergehen Kenntniss genommen hatten, die man als geistliche unterschied, breiteten diese Gerichtshöfe die Definition solcher Fälle immer weiter aus, bis endlich an manchen Orten — „alle Streitfragen über Testamentsverfügungen und Eheschliessungen — alle auf Bankhalter, Wucherer, Juden und Lombarden bezüglichen Angelegenheiten, alle



Fälle, wo es sich um Verträge und Verpflichtungen kraft eidlischer Versicherung handelte — alle aus den Kreuzzügen herstammenden Streitfälle — die Verwaltung der Hospitäler und anderer wohlthätiger Einrichtungen — alle Anklagen wegen Schändung von Heilighümern, wegen Meineid, Völlerei“ u. s. w. unter das „Schiedsgericht der Kirche“ fielen. Und gleichzeitig hatte sich dann auch ein canonisches Gesetzbuch ausgebildet, das aus den Urtheilssprüchen der Päpste bestand. Diese Übergriffe der kirchlichen Rechtsprechung auf das Gebiet der bürgerlichen Gerichtsbarkeit führten schliesslich zu erbitterten Kämpfen um die Oberherrschaft, bis endlich im dreizehnten Jahrhundert die geistliche Gerichtsbarkeit eingeschränkt zu werden anfang und seither auf einen verhältnissmässig geringen Umfang zurückgeführt worden ist.

•

§. 636.

Abgesehen von dem bedeutenden Antheil an der Verwaltung der Rechtspflege, welcher den Priestern in jenen Ländern oder in jenen Zeiten zukommt, wo der Glaube herrscht, dass sie von göttlicher Weisheit inspirirt oder die Verkündiger göttlicher Gebote seien, haben die Priester an solchen Orten und in solchen Zeiten auch einen bedeutenden Antheil an der Führung der Staatsgeschäfte als Minister oder königliche Rathgeber erlangt.

In vielen Fällen sucht das Staatsoberhaupt ihre Hilfe nicht deswegen zu erlangen, weil es etwa glaubte, sie besässen eine übernatürliche Weisheit, sondern einfach weil sie nützliche Werkzeuge zur Oberaufsicht darstellen. So sagt CRUIKSHANK: „Viele, auch unter den höheren und verständigeren Classen der Eingebornen [an der Goldküste], die nur noch einen schwachen Glauben an den Fetisch [oder den Fetischmann] haben, anerkennen seinen Werth als ein Hilfsmittel der Staatsregierung.“ Die Häuptlinge auf den Fidschi-Inseln gaben zu, „dass sie nur geringe Achtung vor der Macht der Priester hätten und sie blos benutzten, um das Volk zu beherrschen“. Oder wie WILLIAMS sagt: „Es besteht ein gutes Einvernehmen zwischen dem Häuptling und den Priestern, und die letzteren sorgen schon dafür, dass die Äusserungen der Götter mit den Wünschen des ersteren hinlänglich übereinstimmen.“ Wahrscheinlich besteht ein ähnliches Verhältniss in Abessinien, wo der König von Schoa sein Volk „hauptsächlich mit Hilfe der Kirche“ regiert.

In andern und zahlreicheren Fällen jedoch entspringt die Macht des Priesters oder des Medicinmannes (oder desjenigen, welcher beide Eigenschaften mit einander vereinigt) als staatlicher Rathgeber in der That aus dem Glauben an sein übernatürliches Wissen. So berichtet HOLUB in seiner Darstellung der Marutse, dass in König Sepopo's Gefolge „zwei alte, ganz verschrumpft aussehende Magier oder Doctoren waren . . . die eine beinah übermächtige Oberaufsicht über alle Staatsangelegenheiten ausübten“. Ebenso schreibt BOYLE von den Dajaks, dass „Thür an Thür neben dem Tuah [Häuptling] der »Manang« oder Medicinmann wohnte“. Und dies erinnert uns wieder an eine Bemerkung von HUC über den Kaiser der Tartaren, Mangou-Khan, welcher sich „einer Unzahl abergläubischer Gebräuche hingegeben hatte und wo der oberste Wahrsager seinem Zelte gerade gegenüber wohnte . . . indem er die Wagen unter seiner Obhut hatte, welche die Götzenbilder trugen“. Nicht anders da, wo der priesterliche Charakter sich schon schärfer ausgebildet hat. Wir sahen bereits, dass in Mexico „die Hohenpriester die Orakel waren, welche von den Königen in allen wichtigeren Angelegenheiten des Staates um Rath gefragt wurden“. Ebenso stand es bei andern altamerikanischen Völkern, wie z. B. ursprünglich in Michoacan, wo die Priester „den grössten Einfluss in weltlichen sowohl als kirchlichen Dingen besaßen“. Ungefähr dasselbe finden wir im alten Ägypten. „Unmittelbar nach dem Könige nahmen die Priester den obersten Rang ein, und aus ihnen wurden seine vertrautesten und verantwortlichsten Rathgeber gewählt.“ Und ebenso ist das Verhältniss noch in Birma, wo nach SANGERMANO's Bericht „Alles nach dem Rathe der Brahminen geordnet wird, so dass nicht einmal der König es wagen darf, einen Schritt ohne ihre Zustimmung zu thun“.

Dass diese Function als Rathgeber in bürgerlichen Angelegenheiten sich in denjenigen Gesellschaften, wo ein Cultus aus der Verehrung verstorbener Herrscher entstanden ist, mit der priesterlichen Function verbinden würde, liess sich von vornherein erwarten. Wir finden jedoch, dass sogar die Priester einer erobernden Religion auch in dieser wie in andern Hinsichten dem Wesen nach dieselbe Stellung erlangen können wie die Priester einer ureinheimischen Religion. Die Geschichte des mittelalterlichen Europa zeigt uns, wie Prälaten zu obersten



Werkzeugen der Staatsherrschaft werden können, sowohl als Minister wie als Gesandte an fremden Höfen oder als Mitglieder des obersten Rathes, der die Staatsgeschäfte zu leiten hat.

## §. 637.

Allein was von den kriegerischen Functionen der Priester galt, das gilt auch von ihren bürgerlichen Functionen: die sociale Entwicklung, die von stets weitergehender Specialisirung begleitet ist, strebt dieselben mehr und mehr einzuschränken.

Am einen Extrem finden wir bei dem König der Urzeit eine vollkommene Verschmelzung der beiderlei Functionen, während wir in der Regierung vorgeschrittener Gesellschaften eine Annäherung an das andere Extrem beobachten, wo die Priester nicht einmal mehr irgendwelche wichtigere Rolle in den bürgerlichen Angelegenheiten spielen, sondern von diesen fast vollständig ausgeschlossen sind. Bei uns sind die richterlichen und vollziehenden Gewalten, an denen die höheren Geistlichen einst einen bedeutenden Antheil hatten, bereits gänzlich ihren Händen entfallen, ausser in den wenigen Fällen, wo geistliche Ortsbehörden bestehen, und selbst jener Überrest der gesetzgebenden Gewalt, welcher von den Bischöfen noch ausgeübt wird, dürfte kaum noch lange beibehalten werden. Zu gleicher Zeit hat diese Differenzirung in der öffentlichen Meinung so festen Boden gefasst, dass man es gewöhnlich nicht einmal mehr für ganz angemessen hält, wenn ein Geistlicher sich activ in die Politik einmischt.

Wir haben allen Grund, diese Veränderung oder zum mindesten die letzten abschliessenden Stadien derselben mit der Ausbildung des industriellen Gesellschaftstypus in unmittelbare Verbindung zu bringen. Der Widerstand gegen das unverantwortliche Regiment der Priester lässt sich ebenso wie der Widerstand gegen jede andere unverantwortliche Herrschaft in letzter Linie zurückführen auf jene zunehmende Geltendmachung der persönlichen Freiheit sowie des damit verbundenen Anrechts auf selbstständiges Urtheil, welche durch das industrielle Leben vor allem gefördert werden, indem dieses jeden einzelnen Bürger daran gewöhnt, seine eigenen Ansprüche aufrecht zu erhalten, während er zugleich diejenigen der Andern gebührend beachtet. Dieser Zusammenhang wird sich jedoch noch deutlicher herausstellen, wenn wir zum Gegenstande des nächsten Capitels übergehen.

## XII. Capitel.

### Kirche und Staat.

#### §. 638.

Auf verschiedenen Wegen ist bereits der Nachweis geführt worden, dass Kirche und Staat ursprünglich nicht von einander getrennt waren. Ich erinnere zum Beweise dessen nicht blos an die Thatsache, dass in China und Japan die Vorstellungen von dieser und von der andern Welt sich so innig mit einander vermischt haben, dass beide Welten einen gemeinsamen lebenden Herrscher hatten. Auch will ich nicht vornehmlich nur an die Thatsache erinnern, dass der ursprüngliche Herrscher als Statthalter seines verstorbenen Vorfahren, den er ja auch nicht nur durch Opfer, sondern auch durch genaue Ausführung seiner Gebote zu versöhnen und günstig zu stimmen sucht, auf diese Weise zu einer Persönlichkeit wird, in welcher die Herrschaft der Todten und die Herrschaft der Lebenden vollkommen in Eins zusammenfallen. Ich hebe vielmehr vor allem die weitere Thatsache hervor, dass überall da, wo die normale Ordnung nicht unterbrochen worden ist, die Organisation für die geistliche und die weltliche Herrschaft in Wirklichkeit ungetrennt bleibt, weil die letztere in hohem Maasse nur als Hilfsmittel und Werkzeug für die erstere gilt. Dieses Verhältniss tritt uns in einfacher Form sehr hübsch in Mangaia entgegen, wo „die Könige . . . die Mundstücke oder die Priester von Rongo“ waren. Da Rongo die Schutzgottheit und die Quelle aller Autorität ist, so waren sie mit ungeheurer Macht ausgestattet — denn der weltliche Herrscher hatte ihnen ebenso zu gehorchen wie die grosse Menge, aus Furcht vor Rongo's Zorn.“

Dieser theokratische Regierungstypus hat sich an vielen Orten zu voller Blüthe entwickelt. Viel schärfer als bei den alten Juden war er bei einem Theile der Ägypter ausgebildet:

„Der Einfluss der Priester von Meroë, welcher auf dem Glauben beruhte, dass sie die Gebote der Gottheit verkündigten, ergibt sich noch deutlicher aus den Berichten von STRABO und



DIODORUS, welche sagen, es sei bei ihnen Sitte gewesen, gelegentlich eine Botschaft an den König zu schicken, wenn es ihnen beliebte, und ihm zu befehlen, selbst Hand an sich zu legen, womit er den Willen eines ihnen offenbarten Orakels zu erfüllen hatte, und es sei ihnen in solchem Grade gelungen, den Verstand dieser Fürsten durch abergläubische Furcht in Ketten zu schlagen, dass sie ihnen ohne Widerspruch zu gehorchen pflegten.“

Andere Fälle der Unterwerfung der zeitlichen Macht unter die geistliche Gewalt gehen vielleicht nicht so weit, zeigen uns aber das Verhältniss immer noch deutlich genug: — „Die Regierung von Bhutan ebenso wie die von Tibet und von Japan ist eine Theokratie, welche dem geistlichen Oberhaupte den ersten Platz anweist. Da dieses Oberhaupt von Beruf ein Einsiedler ist, so werden die wirklichen Obliegenheiten gewöhnlich durch einen Statthalter desselben erfüllt.“

In diesen Fällen aber oder wenigstens in einigen davon ist die Übermacht des geistlichen Oberhauptes in Wirklichkeit schon auf das weltliche Oberhaupt übergegangen: — eine Differenzirung der beiden Herrschaftsformen, welche unter ähnlichen Bedingungen auch in Polynesien eingetreten ist.

Wo Kirche und Staat nicht so vollständig mit einander verschmolzen sind, dass der irdische Herrscher dadurch zum blossen Statthalter des himmlischen Herrschers herabgedrückt wird, da besteht doch immerhin noch eine Vermischung der beiderlei Gewalten fort, wenn wenigstens die ursprünglichen Glaubensansichten in voller Stärke noch fortleben und in Folge dessen die Vermittler zwischen Göttern und Menschen, da sie noch immer allmächtig sind, bürgerliche und geistliche Angelegenheiten durch einander zu mengen vermögen. In Ägypten z. B. — „nahm die Priesterschaft einen hervorragenden Antheil an allen Dingen . . . . Nichts lag ausserhalb ihrer Gerichtsbarkeit: der König selbst war den Gesetzen unterworfen, welche sie für sein Verhalten, ja sogar für seine tägliche Lebensweise aufgestellt hatten.“ Wo immer der religiöse Glaube ebenso lebhaft entwickelt war wie in Ägypten, da ging auch eine gleiche Einheit von Kirche und Staat damit Hand in Hand; so namentlich in den altamerikanischen Gesellschaften. Die Peruaner zeigen eine vollkommene Einheitlichkeit der geistlichen und der staatlichen Herrschaft; in Yucatan kam die Autorität der Priester der-

jenigen des Königs gleich; und entsprechend der Überlieferung der alten Mexicaner, dass die Priester sie bei ihrer Einwanderung geführt hätten, bestand bei ihnen ein so inniger Zusammenhang der priesterlichen mit der bürgerlichen Regierung, dass dadurch beide im wesentlichen zu einer verschmolzen.

Dass sich jedoch diese Vermischung von Kirche und Staat nicht auf Gesellschaften beschränkt, in welchen die Götter nichts Anderes sind als vergötterte Herrscher aus mehr oder weniger entfernter Vergangenheit, sondern dass sie auch in solchen Gesellschaften vorkommt, wo ein Cultus besteht, der nicht ureinheimisch ist, ja dass sie überhaupt so lange sich forterhalten kann, als religiöse Glaubenssätze ohne weitere Prüfung übernommen werden, das beweist uns die ganze Geschichte des mittelalterlichen Europa.

Allein auch in diesen ebenso wie in allen andern Fällen wirken mit der Zeit doch verschiedene Ursachen zusammen, um eine Differenzirung und zunehmende Trennung herbeizuführen. Obgleich sie anfänglich aufs beste zusammenarbeiten, da sie ja zum grössten Theil dieselben Interessen gemeinsam haben, beginnen doch die Organe der himmlischen und diejenigen der irdischen Herrschaft endlich mit einander um die Oberherrschaft in Wettbewerb zu gerathen, und diese Rivalität vereinigt sich mit der grösser werdenden Ungleichheit ihrer Functionen und ihres inneren Aufbaues, um die beiderlei Organisationen immer schärfer und schärfer von einander zu scheiden.

#### §. 639.

Um den Kampf um die Oberherrschaft, der schliesslich entbrennt und die kirchlichen Einrichtungen mehr und mehr von den staatlichen Einrichtungen abzugrenzen strebt, richtig verstehen zu können, müssen wir noch einmal auf den Ursprung der priesterlichen Gewalt zurückgehen.

Zu allererst besteht der Anspruch des Priesters, dass er als Vertreter der Gottheit auch dem staatlichen Herrscher die Weihe für seine Autorität zu geben habe. Noch heutzutage finden wir bei manchen uncivilisirten Völkern, wie z. B. den Zulus, diesen Anspruch anerkannt.

„Was die Sitten eines Obersten in dem ursprünglichen Stamme der Könige bei den Schwarzen betrifft, so ruft er be-



rühmte Wahrsager in seine Nähe, damit sie ihn in seine Häuptlingswürde einsetzen möchten und er dadurch wirklich zum Häuptling werde.“

Im alten Ägypten konnte der König, der ganz in den Händen der Priester war, nur gekrönt werden, nachdem er in deren Reihen aufgenommen worden war. Und bei den alten Juden stossen wir auf den bekannten Fall von Saul, welchen Samuel im Namen Gottes salbte. Ohne weitere Beispiele können wir von da überspringen auf die angemaasste Gewalt der Päpste, die so gross wurde, dass Könige aus ihren Händen die Krone in Empfang nahmen und ihnen Gehorsam schwuren. All das beweist uns, dass die göttliche Weihe eines Herrschers, die sich der Form nach bis auf unsere Tage erhalten hat, in jenen Zeiten, wo sie noch eine Wirklichkeit war, ein wesentliches Element der priesterlichen Gewalt darstellte.

In zweiter Linie mag die vermeintliche Macht der Priester über die übernatürlichen Wesen hervorgehoben werden. Wo immer der Glaube noch ungetrübt geblieben ist, da verleiht ihnen die Furcht vor den Übeln, welche durch ihre Beschwörungen herbeigerufen werden könnten, oder das Vertrauen auf ihre Fähigkeit, wunderbare Hilfe zu erlangen, einen ausserordentlichen Vortheil. Selbst wo noch jeder Einzelne Opfer darbringen konnte, hatten doch die berufsmässigen Priester vermöge der ihnen zugeschriebenen besonderen Kenntnisse eine bevorzugte Stellung. So beispielsweise in Rom, wo ihre Macht durch diese Umstände erhöht wurde.

„Jeder, der eine Bitte vorzutragen oder eine Untersuchung anzustellen hatte, wendete sich unmittelbar selbst an die Gottheit — das ganze Gemeinwesen that dies natürlich durch den König als durch seinen Vertreter, gerade so wie die *Curia* durch den *Curio* und die *Equites* durch ihre Obersten . . . . Allein . . . . der Gott hatte seine eigene Art, zu sprechen . . . . Derjenige, welcher diese richtig verstand, wusste nicht nur, wie er den Willen des Gottes feststellen, sondern auch, wie er ihn ausführen sollte, ja vermochte im Falle der Noth sogar ihn zu überlisten oder zu bezwingen. Es war daher ganz natürlich, dass der Anbeter der Götter ziemlich regelmässig solche geschickte Männer um Rath zu fragen und ihren Anweisungen Folge zu leisten pflegte.“

Wenn vollends die Versöhnung der Gottheit ausschliesslich

nur durch Vermittelung der Priester geschehen konnte — wenn, wie es bei den Chibchas der Fall war, „kein öffentliches oder privates Opfer oder keine Darbringung erfolgen konnte ausser durch die Hand des Priesters“ — da erlangte natürlich die kirchliche Organisation eine bedeutende Stärke.

Zu diesem Einfluss, den die Priester als Vermittler gewinnen, gesellen sich verwandte Einflüsse, die ebenfalls in den anerkannten abergläubischen Ansichten wurzeln. Der eine ist die von ihnen angemaasste Gewalt, Vergebung der Sünden zu gewähren oder zu verweigern. Ferner die vermeintliche Nothwendigkeit, einen Pass zum Eintritt in die andere Welt zu erlangen, wie man aus gewissen Gebräuchen in Alt-Mexico, in Japan und Russland ansehen kann. Endlich kommt dazu noch die gefürchtete Excommunication, welche von der christlichen Kirche ebensowohl wie von der Priesterschaft der Druiden ganz besonders über solche verhängt wurde, die sich einer Missachtung der kirchlichen Autorität schuldig gemacht hatten.

Ausser der Gewalt, welche die Priester in Folge ihrer vermeintlichen Beziehungen zu den Göttern erlangen, kommen aber noch Momente anderer Art in Betracht. In alten Gesellschaften sind sie deren einziger gebildeter Stand. Selbst der Medicinmann eines wilden Volkes ist gewöhnlich derjenige, der einiges Wissen besitzt, was die Andern nicht haben. Und die entwickelten Priesterschaften von cultivirten Völkern, wie z. B. diejenigen der Ägypter und der Chaldäer, zeigen uns klar genug, in welch bedeutendem Grade die Kenntniss der umgebenden Naturerscheinungen, die von Alters her angesammelt und überliefert worden ist und durch die sie in den Stand gesetzt sind, gewisse astronomische Erscheinungen vorauszusagen und andere erstaunliche Dinge zu thun, sie in den Augen der Nichteingeweihten erhebt. Mit dem ferneren Einfluss, den sie hiedurch gewinnen, vereinigt sich noch der Nimbus, welcher ihnen durch die Kenntniss der Kunst des Schreibens zukommt. Nicht nur erregt ihre Fähigkeit, allerhand Gedanken durch Hieroglyphen, Bilderschrift u. s. w. mitzutheilen, bei dem gemeinen Volke grosses Staunen, sondern dieselbe ist auch ein ganz bedeutendes Hilfsmittel für geeignetes Zusammenwirken einer ganzen kirchlichen Hierarchie, indem sie darin ein ausschliessliches Mittel zur Mittheilung von Nachrichten besitzt; und die Geschichte des mittel-



alterlichen Europa zeigt uns denn auch, wie sehr die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben, welche in der Regel nur die Priester, höchst selten noch Andere besaßen, ihre Beihilfe bei den verschiedensten bürgerlichen Verhandlungen unentbehrlich machte und der Kirche die grössten Vortheile sicherte. Auch dürfen wir nicht vergessen, dass eine entsprechende Erhöhung ihres Einflusses aus der Stellung der Prälaten hervorging, die sie als Lehrer der Staatsherrscher einnahmen. Im mittelalterlichen Europa waren Bischöfe „die gewöhnlichen Hofmeister der Fürsten“; und in Mandalay wird heutzutage noch der höchste kirchliche Würdenträger, dessen Autorität derjenigen des Königs am nächsten kommt, „in der Regel zum Patriarchen gemacht, weil er während der Jugendzeit des Königs dessen Lehrer gewesen ist“.

Endlich sei noch die Macht angeführt, welche ihnen aus der Anhäufung von weltlichen Besitzthümern zuwächst. Dieselbe beginnt mit der Bezahlung, welche ein Geisterbeschwörer und Wahrsager bei den Wilden empfängt; sie steigert sich zu allenthalben Abgaben an den opfernden Priester und wächst nach und nach zu Vergabungen und Opferspenden heran, welche für gewisse Tempel und deren Verwalter gemacht werden; und so strebt der Reichthum überall nach der geistlichen Organisation zusammenzufließen. Vom alten Mexico berichtet uns ZURITA, dass „abgesehen von vielen Städten auch eine grosse Zahl der schönsten Landgüter für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Verehrung reservirt war“. Bei den Peruanern erreichte der Antheil aus dem jährlichen Ertrag, der für den Dienst der Gottheiten bei Seite gelegt wurde, „ein Drittel bis ein Viertel des Ganzen“. Im alten Ägypten „lebten die Priester in Überfluss und Luxus. Der Theil des Bodens, welcher ihnen zugetheilt war, der grösste unter den drei Theilen, in die man das Land überhaupt zerlegt hatte, war [zu einer gewissen Zeit wenigstens] keiner Steuer unterworfen.“ Ebenso in Rom: „Der öffentliche Dienst für die Götter wurde nicht allein immer lästiger, sondern vor allem mehr und mehr kostspielig . . . Die Sitte, Vergabungen zu machen und insbesondere dauernde Zahlungsverpflichtungen zu religiösen Zwecken auf sich zu nehmen, herrschte bei den alten Römern in gleicher Weise vor, wie sie heutzutage in römischkatholischen Ländern noch zu finden ist.“ Und der hier gezogene Vergleich erinnert uns unmittelbar an die bekannten

Zustände Europas während des Mittelalters, wo die Kirche, abgesehen von allerhand Spenden, Zehntenabgaben u. s. w., seinerzeit nicht weniger als ein Dritttheil des gesammten Grundbesitzes an sich gebracht hatte.

§. 640.

Da die kirchliche Organisation so grosse und mannigfaltige natürliche und übernatürliche Gewalten in ihren Händen vereinigt, so scheint sie beinahe unwiderstehlich zu sein; und sie hat sich auch thatsächlich an vielen Orten und zu manchen Zeiten als unwiderstehlich erwiesen. Wo jedoch die ursprüngliche Verschmelzung der Kirche mit dem Staate durch eine wenn auch noch unbestimmte Scheidung verdrängt worden ist, die unvermeidlich aus der theilweisen Specialisirung ihrer Functionen hervorgeht, wie sie von selbst jede sociale Entwicklung begleitet, da müssen sicherlich Verschiedenheiten der Ziele zwischen den beiden Organisationen hervortreten: — und damit erhebt sich denn auch die Frage, ob der lebende Herrscher mit seiner gesammten Organisation von bürgerlichen und militärischen Unterthanen hinter der Organisation derjenigen, welche die Stellvertretung der todten Herrscher übernommen haben und ihre Gebote zu verkündigen behaupten, zurückzutreten habe oder nicht. Und wenn in der ganzen Gesellschaft noch ein ungetrübter Glaube und das alte grenzenlose Entsetzen vor dem Übernatürlichen herrscht, so wird zweifellos die weltliche Gewalt der geistlichen Gewalt unterthan.

Diese Kämpfe können wir bis auf die frühesten Stufen zurückverfolgen. Über die Wetterdoctoren bei den Zulus und die volksthümliche Werthschätzung derselben im Vergleich mit den Häuptlingen erfahren wir Folgendes:

„Der Hagel sodann hat seine Doctoren an allen Orten; und wenn auch in jedem einzelnen Volke ein Häuptling herrscht, so sagen die Leute doch nicht etwa: »Wir haben Korn zu essen vermöge der Macht des Häuptlings,« sondern sie sagen: »Wir haben Korn zu essen durch Vermittelung des Sohnes von dem und dem; denn wenn der Himmel die Wolken zusammenballt, und wir wissen nicht, ob sie wieder anderswohin ziehen werden, so vermag er mit allem Fleiss zu arbeiten und zu thun Alles, was nöthig ist, und wir haben dann keine Furcht mehr.«“



Hiezu ist noch zu erwähnen, dass der Häuptling bei den Zulus in der Regel auf den Medicinmann eifersüchtig ist und ihn in manchen Fällen eigenhändig tödtet. In einer andern Form tritt uns ein Beispiel dieses Gegensatzes auf Samoa entgegen. Bei einem Kriegsrath, den die Samoaner abhielten, um Rache-maassregeln gegenüber den Tonga-Insulanern zu verabreden, trat der Hohepriester auf, „ein kühner, gewalthätiger, gewissenloser Mann, der in seiner Person das dreifache Amt eines Kriegers, Propheten und Priesters vereinigte,“ und verlangte, dass die Tonganischen Gefangenen sofort abgeschlachtet werden sollten. Der König widersetzte sich diesem Vorschlage, und daraus entsprang ein Streit zwischen dem Priester und dem König, der zu einem Bürgerkrieg, zur Absetzung und Verbannung des Königs und zur Usurpation seines Thrones durch den Priester führte. Obgleich dieser Kampf zwischen einem barmherzigen Könige und einem unbarmherzigen Priester nicht in allen Einzelheiten jenem Streite zwischen Saul und Samuel entspricht, indem ja Samuel, statt selbst sich der Königswürde zu bemächtigen, einfach den David zum König salbte, so liefern uns doch diese beiden Fälle gleich gute Beispiele eines Kampfes um die Autorität, welcher in der Regel zwischen dem staatlichen Oberhaupte und dem vermeintlichen Verkündiger göttlicher Gebote entbrennt. Ähnliches findet sich bei den Griechen. CURTIUS sagt, wo er die Frage nach der Entstehung der Iliade bespricht: — „Die Priester, insbesondere die Wahrsager, widersetzten sich ebenfalls der königlichen Gewalt, und sie selbst stellen eine andere Autorität vermöge der Gnade des Gottes dar, die entsprechend hartnäckiger und gefährlicher ist.“

Und Spuren einer ähnlichen Auflehnung gegen die bürgerliche Gewalt finden wir selbst bei den Römern. „Die Priester beanspruchten auch in Zeiten der grössten Bedrängniss das Recht, von öffentlichen Lasten frei zu bleiben, und erst nach sehr mühseligen Kämpfen unterwarfen sie sich der Anforderung, die rückständig gebliebenen Steuern zu bezahlen.“

In den mannigfaltigsten Formen treten uns diese Gegensätze bei verschiedenen andern Völkern entgegen. Von den japanischen Priestern des sechzehnten Jahrhunderts berichtet DICKSON: — „Durch ihren Reichthum und mit Hilfe ihrer Lehnslleute waren sie im stande, ein ganz ansehnliches Heer aufzustellen;

und dieses bestand nicht allein aus ihren Lehnsmännern: die Priester selbst traten in die Reihen ein.“ — Unter den Nahuavölkern des alten Amerika „besaßen die Priester grosse weltliche sowohl wie priesterliche Gewalt. Yopaa, eine ihrer wichtigsten Städte, wurde in absoluter Form von einem Papste regiert, in welchem die Zapotekischen Monarchen einen mächtigen Nebenbuhler hatten“. Und wenn uns die hier angedeutete Beziehung zwischen geistlichen und weltlichen Herrschern ein ähnliches Verhältniss zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt in der Christenheit ins Gedächtniss zurückruft, so denken wir auch unwillkürlich an die langen Kämpfe um die Oberherrschaft, welche in Europa sich abspielten zwischen den staatlichen Oberhäuptern, die natürliche Kräfte ins Feld führten, und dem geistlichen Oberhaupte, das übernatürliche Herkunft und Autorität für sich in Anspruch nahm.

#### §. 641.

Mancherlei Gründe sprechen dafür, dass der Übergang von dem anfänglichen Vorwalten der geistlichen über die weltliche Gewalt zu der endlichen Unterjochung der ersteren ganz vorzugsweise derselben Ursache zuzuschreiben ist, deren wirksamen Einfluss wir auch in andern Fällen als hauptsächlich dahin wirkend erkannt haben, die höheren Typen der socialen Organisation hervorzubringen — nämlich der Ausbildung des Industrialismus.

Schon im §. 618 wurde hervorgehoben, dass die Völker des alten Amerika in Folge ihrer ausserordentlich unterwürfigen Natur fast ohne Widerstand sich einem schrankenlosen staatlichen Despotismus hingegeben haben, wie er dem kriegerischen Gesellschaftstypus eigen ist, und dass dieselbe Eigenschaft sie auch ohne weiteres zur Unterwerfung unter die maasslos entwickelten Priesterschaften ihrer blutigen Gottheiten veranlasste; und wir haben gesehen, dass ein ähnlicher Zusammenhang der Eigenschaften bei verschiedenen Völkern der alten Welt in früheren Zeiten zu finden war. Der Gegensatz, den die Griechen andern alten Völkern gegenüber darboten, indem sie, wie schon früher gezeigt wurde (§§. 484—5, 498), durch begünstigende Umstände in den Stand gesetzt wurden, der Vereinigung unter einem Despoten sich zu widersetzen, während zu gleicher Zeit, insbesondere



in Athen, der Industrialismus und die ihm angemessenen Einrichtungen bedeutende Fortschritte machten, muss hier nun noch mit der Thatsache in Verbindung gebracht werden, dass bei den Griechen auch keine priesterliche Hierarchie sich ausgebildet hat. Und derselbe Zusammenhang zwischen verhältnissmässig freieren Einrichtungen, wie sie dem Industrialismus eigenthümlich sind, und einer geringeren Ausbildung der priesterlichen Organisation, für den wir hier in den klassischen Zeiten ein Beispiel vor uns haben, wird auch von der ganzen späteren europäischen Geschichte aus den verschiedensten Ländern und Zeiten bestätigt.

Die gemeinsame Ursache dieser gleichzeitigen Veränderungen ist, wie schon aus dem Obigen hervorgeht, die Veränderung der menschlichen Natur, welche durch den Übergang von einem unter der Herrschaft zwangsweisen Zusammenwirkens geführten Leben zu einem auf freiwilliges Zusammenwirken begründeten Leben bewirkt wird — durch den Übergang von einem gesellschaftlichen Zustande, in welchem der Gehorsam gegen die Autorität als oberste Tugend gilt, zu einem Zustande, wo es jedem als Tugend angerechnet wird, der Autorität Widerstand zu leisten, sobald dieselbe die ihr genau vorgezeichneten Grenzen überschreitet. Diese Veränderung der menschlichen Natur entspringt aus der täglichen Gewohnheit, eigene Ansprüche geltend zu machen, während ebenso die Rechte Anderer respectirt werden, was durch das System gegenseitiger Verträge bedingt wird. Die durch solche Zucht entwickelte geistige Haltung begünstigt nie und nimmer die schrankenlose Unterwerfung sei es unter ein politisches Oberhaupt und seine Gesetze, sei es unter ein geistiges Oberhaupt mit seinen Dogmen. Während sie stets darauf hin arbeitet, den zwingenden Einfluss des bürgerlichen Herrschers zu beschränken, ist sie auch immer bereit, gegen die Autorität des Priesters sich aufzulehnen; und hat die Gewohnheit, Alles auf seine Berechtigung hin zu prüfen, einmal sich festgesetzt, so wird bald auch die priesterliche Inspiration angezweifelt, und die aus dem Glauben hieran entspringende Macht beginnt völlig zu verschwinden.

Mit dieser Veränderung des sittlichen Zustandes verbindet sich eine Änderung der geistigen Haltung, die gleichfalls wenigstens mittelbar aus der höheren Ausbildung des industriellen

Lebens entspringt. Jene sich ausbreitende Kenntniss der natürlichen Verursachung, welche dem Glauben an übernatürliche Verursachung widerspricht und denselben allmählich ins Wanken bringt, ist selbst ja nur eine Folge der Entwicklung von industriellen Künsten. Dadurch erlangen die Menschen eine immer weitergehende Erfahrung von den Gleichförmigkeiten der Beziehung zwischen den Naturerscheinungen, und dies ermöglicht dann auch den Fortschritt der Wissenschaft. Zweifellos ist in den frühesten Zeiten diejenige Kenntniss, welche mit den Lehren der Priester in directem Widerspruche steht, ausschliesslich von den Priestern selbst gesammelt worden; allein wie wir aus der Astronomie der Chaldäer ersehen, wird die natürliche Ordnung der Dinge anfangs nicht für unvereinbar mit übernatürlichen Einwirkungen gehalten, und überdies kann ja die Kenntniss der natürlichen Ordnung, so lange sie das ausschliessliche Besitztum der Priester ist, nicht dazu verwerthet werden, ihre Anmaassungen zu widerlegen. Erst in dem Maasse, als die Kenntniss der natürlichen Ordnung der Dinge tief genug eindringt und sich hinlänglich allgemein verbreitet, um die Denkgewohnheiten der Menschen ganz unmerklich zu verändern, wird durch sie auch die Autorität und Macht der Priester mehr und mehr geschwächt; eine immer allgemeinere Verbreitung solcher Kenntnisse aber ist, wie wir gesehen haben, eine nothwendige Begleiterscheinung des Industrialismus.

### XIII. Capitel.

#### Sectenwesen.

##### §. 642.

Eine Erscheinung wie das heutige Sectenwesen ist in Gesellschaften von einfachem Typus noch nirgends nachzuweisen. Dem Wilden fehlen ja die Kenntnisse und das geistige Streben, die zur Kritik und zur Skepsis führen, und so nimmt er unbedenklich Alles hin, was seine Ältesten behaupten. Alles Hergebrachte, in der Form des überlieferten Glaubens sowohl wie in der Form von feststehenden Gebräuchen, ist ihm heilig; Ab-



weichung davon wäre etwas Unerhörtes. Und zu den Folgeerscheinungen dieser Geistesverfassung gehört auch das Festhalten an der überlieferten Religion, das in der That die ganze langdauernde erste Entwicklungsperiode der Gesellschaft charakterisirt. Allerdings kommen auf dieser Stufe zahlreiche verschiedene Culte unmittelbar neben einander vor; allein diese sind doch alle nur Ausbildungsformen der vorherrschenden Ahnenverehrung, und der daraus sich entwickelnde Polytheismus ist etwas ganz Anderes, als was wir heute unter Sectirerei verstehen, denn die Anhänger der verschiedenen Cultstätten oder Götter denken gar nicht daran, die Götter der Andern ganz abzuleugnen, oder die herrschenden Vorstellungen über dieselben grundsätzlich in Zweifel zu ziehen. Nur in wenigen Fällen, wie z. B. bei SOKRATES, welcher eine von der volksthümlichen Ansicht von übernatürlichen Dingen und Erscheinungen weit abweichende Auffassung verkündete, begegnen wir schon in älteren Gesellschaften einem Anfange der eigentlichen Sectenbildung.

Was wir hier unter diesem Namen zu behandeln haben, kommt vorzugsweise nur in solchen Gesellschaften vor, die sich dem Wesen, wenn auch nicht immer dem Buchstaben nach, zum Monotheismus bekennen und in denen nominell, wenn auch nicht in Wirklichkeit, ein ziemlich allgemein gültiger, von einer festgefügtten Hierarchie verwalteter Glaube herrscht.

Selbst in dieser Einschränkung jedoch umfasst der Name Sectenwesen noch Erscheinungen von sehr verschiedener Art, und wir müssen daher, um zum richtigen Verständniss zu gelangen, noch mancherlei davon ausschliessen, was nur durch äussere Form und Umstände damit verbunden erscheint. In den meisten Fällen zwar legt eine neue Secte das Hauptgewicht auf irgend eine nicht allgemein anerkannte Abart des herrschenden Glaubens, und die Besonderheit dieser von ihr bevorzugten Abart ist manchmal nicht ohne Bedeutung. Vor allem aber kommt es auf die Stellung an, welche die Vertreter einer solchen Abart den kirchlichen Gewalten gegenüber einnehmen. Obgleich dabei immer einigermaassen das selbständige Urtheil Einzelner zur Geltung kommt, so zeigt sich dies doch auf früheren Stufen gewöhnlich bloß daran, dass irgend eine neue Autorität höher gestellt wird als die bisherige. Erst auf späteren Entwicklungsstufen reift das Urtheil des Einzelnen so weit zur Selbst-

ständigkeit heran, dass es jede kirchliche Autorität überhaupt zurückzuweisen wagt.

Das allmählich immer entschiedenere Hervortreten des letzteren Verhaltens werden wir beobachten können, wenn wir die Reihe der durchlaufenen Zustände kurz überblicken.

#### §. 643.

Die älteren Formen des Sectenwesens verfechten gewöhnlich die höhere Autorität der Vergangenheit gegenüber der Gegenwart, und da die Überlieferung aus roheren Zeitaltern in der Regel von roheren Formen der Versöhnung zu berichten hat, so bestehen die früheren Sectenbildungen meistens in einer Wiederbelebung von mehr asketischen Gebräuchen, als wie sie in der herrschenden Religion üblich sind. In §. 620 wurde bereits gezeigt, dass das ursprüngliche Mönchthum auf solche Weise entstanden ist, und da das Christenthum mit den höheren sittlichen Vorschriften, die es verkündigte, auch Geringschätzung des weltlichen Lebens und seiner Ziele verband (die es von den Essenern überkommen haben soll), so trat auch später immer wieder die Neigung hervor, Secten zu bilden, die sich insgesamt durch harte Zucht und Abwendung von der Welt auszeichneten.

Eine andere Art von Abweichungen, die sich sowohl von dieser als von den neueren Sectenformen unterscheidet, herrschte in jenen Zeiten vor, wo die noch junge Kirche anfang, sich auszubreiten und eine festere Gliederung zu gewinnen. Denn so lange die kirchlichen Gewalten noch nicht genau festgestellt waren und geheiligten Charakter erlangt hatten, führte der Widerstand gegen jeden neuen Übergriff von dieser Seite natürlich zu immer wiederholten Spaltungen. In dem langen Zeitraum von den ersten Anfängen an, wo die gesammte Autorität noch in der Hand der christlichen Gemeinden ruhte, bis dahin, wo alle Befugnisse im Papst vereinigt waren, vollzog sich nothwendigerweise eine Reihe von stets weiter greifenden Anmassungen der Autorität, deren jede zu lautem Widerspruch Anlass gab. So entstanden vom dritten bis in das siebente Jahrhundert hinein die zahlreichen Secten, wie z. B. die Noëtianer, Novatianer, Meletianer, Aërianer, Donatisten, Joannisten, Haesitanten, Timotheaner und Athinganer.

Überschauen wir jene Zeiten, in welchen die Macht der



Kirche in ganz Europa ihren Höhepunkt erreichte, so kommen wir im zwölften Jahrhundert zu Secten von weiter vorgeschrittenem Typus, die sich mit oder ohne Abweichungen der Lehre sämmtlich gegen die damaligen kirchlichen Gewalten auflehnten. Als Beispiele mögen die Arnoldisten in Italien, die Petrobrusianer, Caputiaten und Waldenser in Frankreich und etwas später die Stedinger in Deutschland und die Apostolischen in Italien angeführt werden, welche alle in erster Linie die Freiheit des Einzelnen im Urtheilen wie im Handeln für sich in Anspruch nahmen. Secten dieser Art, die meistens für ketzerisch erklärte Lehren zu ihrem Gesetz erhoben, deren Verkündigung an sich schon eine stillschweigende Verneinung der kirchlichen Autorität bedeutete (wenn auch eine Verneinung, die gewöhnlich auf der Unterwerfung unter eine andere vermeintlich höhere Autorität fusste), vermehrten sich noch während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. So traten in England die Lollarden auf, in Italien die Fraticelli, in Böhmen die Taboriten, die Hussiten, die Böhmisches und Mährischen Brüder: alle widersetzten sich der Zucht und Macht der Kirche. Und die gewaltige Bewegung der Reformation sodann, die in Deutschland durch die Lutheraner, in der Schweiz durch die Zwinglianer und Calvinisten, in Frankreich durch die Hugenotten, in England durch die Wiedertäufer und Presbyterianer durchgeführt wurde, war, abgesehen von dem Widerstand gegen mancherlei herkömmliche Lehren, Ceremonien und Gebräuche, doch hauptsächlich durch ihre schroffe Auflehnung gegen die Priesterherrschaft charakterisirt. War das gemeinsame Kennzeichen aller dieser Secten ihr Widerstand gegen bischöfliche Anmaassung, gleichviel ob dieselbe von protestantischer oder katholischer Seite kam, so gingen einige von ihnen vor allem dadurch, dass sie die Leitung der Gemeinde Kirchenältesten anvertrauten, einen bedeutsamen Schritt weiter auf der Bahn zur Befreiung des Denkens und Handelns in religiösen Dingen, womit zugleich die Verneinung der priesterlichen Inspiration gegeben war. In dem späteren Auftreten der Independenten sodann, die als obersten Grundsatz das Recht jeder einzelnen Gemeinde, sich selbständig zu regieren, aufstellten, erkennen wir einen weiteren Fortschritt in dieser antipriesterlichen Bewegung, die im darauffolgenden Jahrhundert mit den Quäkern ihr Extrem erreichte; denn diese gingen unmittelbar

bis auf den Urquell des Glaubens zurück, verwirklichten weit consequenter, als es bisher je geschehen war, das anerkannte Recht jedes Einzelnen auf freies Urtheil und schüttelten zugleich den gesammten Hocuspocus des Kirchenthums von sich ab.

Es muss eingestanden werden, dass in allen diesen Sectenbildungen, selbst die „Gesellschaft der Freunde“ nicht ausgenommen, sehr bald wieder eine zwangsweise Herrschaft sich geltend machte, die gar oft mit derjenigen, welche so eifrig bekämpft worden war, grosse Ähnlichkeit zeigte. Von religiösen ebensogut wie von staatlichen Revolutionen gilt eben der Satz, dass, wo keine grösseren Unterschiede des Charakters und der Gesittung vorliegen, als wie sie in einer und derselben Gesellschaft zur selben Zeit zu erwarten sind, bald wieder eine Regierungsform von selbst sich ausbildet, die nur in geringem Maasse besser ist als die kürzlich verworfene. CALVIN mit seiner Anmaassung der Unfehlbarkeit und seinen gewaltsamen Maassregeln zur Herstellung der Glaubenseinheit war ein Papst so gut wie irgend einer von jenen, die vom Vatican aus ihre Bannbulen schleuderten. Die Kirchenzucht der schottischen Presbyterianer war nicht weniger despotisch, eingreifend und rücksichtslos als die von der katholischen Kirche geübte. Und die Puritaner von Neu-England hielten nicht minder starr an ihren Dogmen fest und waren nicht minder streng und unbarmherzig in ihren Verfolgungen als irgend ein Geistlicher der Kirche, welcher sie den Rücken gekehrt hatten. Ja einige dieser Secten, wie z. B. die Wesleyaner, haben eine Organisation ausgebildet, die kaum weniger priesterlich ist und in gewisser Hinsicht sogar einen noch strengeren Zwang ausübt als die der bischöflichen Kirche, aus welcher sie ausgeschieden sind. Selbst unter den Quäkern ist ungeachtet der in ihrer Theorie ausgesprochenen Selbständigkeit des Individuums ein bestimmtes Glaubensbekenntniss und eine mit der Oberaufsicht betraute Körperschaft zur Ausbildung gekommen.

#### §. 644.

In neuerer Zeit hat das Sectenwesen in England noch viel deutlicher seine wesentliche Besonderheit, die antipriesterliche Tendenz, erkennen lassen. Diese äusserte sich mehrfach in kleinen wie in grösseren Dingen.



Zunächst in der Vermehrung der Secten überhaupt, welche uns nicht selten von ausländischen Schriftstellern zum Vorwurf gemacht wird, welche aber vom philosophischen Gesichtspunkt betrachtet ein Merkmal der höheren Entwicklungsstufe Englands ist. Denn die Entstehung jeder neuen Secte ist ein neuer Fall der Erkämpfung und Vertheidigung des Rechtes freier Meinungsäusserung und stellt sich also zugleich als nothwendiger Ausfluss jener Wesenseigenschaften dar, auf denen die Möglichkeit freier Staatseinrichtungen beruht.

Noch bedeutsamer erscheint uns diese Vermehrung der Secten, wenn wir die jeweiligen Gründe der Spaltungen ins Auge fassen. Nehmen wir beispielsweise die Wesleyaner. 1797 organisirte sich die Partei der neuen Methodisten [*New Connexion*] nach dem Grundsatz der Antheilnahme von Laien am Kirchenregiment. 1810 spalteten sich von der grossen Secte die ursprünglichen Methodisten [*Primitive Methodists* oder *Ranters*, „Lärmer“] ab, abermals im Widerspruch mit der allgewaltigen Conferenz, in der sie Laienvertreter haben wollten. Eine neue Absonderung, veranlasst durch Auflehnung gegen priesterliche Macht, bildete 1834 die „*Wesleyan Methodist Association*“, deren Mitglieder für das Laienelement einen grösseren Einfluss in Anspruch nahmen und der Einmischung der Conferenz in die Ordnung der einzelnen Gemeinden sich widersetzten. Endlich fand 1849 wiederum eine Ablösung von der eigentlichen Methodistensecte statt, die gleichfalls auf dem Widerstand gegen die Autorität der Priester beruhte.

Natürlich haben andere Secten, die weniger streng organisirt waren, auch nicht so viele Gelegenheiten zum Abfall wegen Widerstandes gegen priesterliche Übermacht dargeboten; allein es fehlt nirgends, selbst nicht unter den kleinen und sehr freien Körperschaften der Unitarier, an Beispielen dieser Neigung zur Abspaltung in Folge des Strebens nach freiem Urtheil des Einzelnen. Übrigens findet sich auch unter denen, welche angeblich demselben Glaubensbekenntniss angehören, selbst wo die Meinungsverschiedenheiten nicht gross genug sind, um zu einer wirklichen Spaltung zu führen, doch überall eine Fülle von ausgesprochenen Nichtübereinstimmungen in nebensächlichen Fragen. Vielleicht das merkwürdigste Beispiel hievon bietet die herrschende Staatskirche selber. Nicht nur dass sie die drei Parteien der

Hoch-, Nieder- und Breitchirchlichen umschliesst, welche alle ein Mehr oder Weniger des in ihr steckenden Sectirergeistes ver-rathen; sondern sie weist zugleich den merkwürdigen Wider-spruch auf, dass die Ritualisten [Anglokatholiken oder Puseyiten], während sie gerade auf die priesterliche Autorität das Haupt-gewicht legen, selbst Rebellen gegen die Priesterautorität sind — ihre eigenen kirchlichen Oberen missachten, indem sie bestrebt sind, der Oberherrschaft der Kirche Geltung zu verschaffen.

Wie allgemein übrigens der Anspruch auf Religionsfreiheit, der in solchen Erscheinungen sich kundgibt, bereits anerkannt ist, geht noch deutlicher aus der stets zunehmenden Bewegung hervor, welche auf Trennung der Kirche vom Staate abzielt. Diese Bewegung hebt nicht allein stillschweigend jegliche Priester-autorität auf, sondern spricht auch der bürgerlichen Regierung, selbst wenn dieselbe durch die Mehrheit der Stimmberechtigten erwählt worden ist, das Recht ab, allgemeine Vorschriften über den Glauben oder über religiöse Handlungen zu machen. Sie ist die logische Folge der protestantischen Lehre. Die Freiheit des Denkens, längst schon gefordert und mit der Zeit immer mehr zur Geltung gelangt, wird binnen kurzem so weit verwirklicht sein, dass Niemand mehr gezwungen wird, für den Glauben eines Andern irgendwelche Opfer zu bringen.

Offenbar ist mit der Erreichung dieses Zieles im Grunde nur jene sociale Differenzirung vollständig durchgeführt, welche schon begann, als der Häuptling vor Zeiten seine priesterlichen Functionen auf einen Andern übertrug.

#### §. 645.

Wie der letzte Satz andeutet, sind die oben erwähnten Ver-änderungen nothwendige Begleiterscheinungen des im vorigen Capitel besprochenen Vorganges. Der durch die Jahrhunderte sich hinziehende Streit zwischen Kirche und Staat, der ihre all-mähliche Differenzirung von einander fördert und mit der Unter-ordnung der Kirche endigt, ist stets von diesen nebenhergehen-den kleineren Streitigkeiten zwischen der Kirche selbst und einzelnen Gruppen von gegen sie sich auflehrenden Angehörigen derselben begleitet, die gewöhnlich mit völliger Ablösung von ihr endigen.

Es verdient aber noch ein fernerer Umstand beachtet zu



werden. Ebenso wie die Unterwerfung der Kirche unter den Staat ist auch die Ausbreitung des Sectenwesens eine unmittelbare Folge des zunehmenden Industrialismus. Derselbe sittliche Charakter, welcher einer auf gegenseitige Übereinkunft statt auf das Herkömmliche gegründeten Organisation der Gesellschaft eigen ist — ein Charakter, dessen Entwicklung begünstigt wird, wo das Gesellschaftsleben nicht mehr unter dem Einfluss zwangsweisen, sondern nur noch freiwilligen Zusammenwirkens steht — derselbe sittliche Charakter verhilft auch wie der politischen Freiheit so der religiösen Unabhängigkeit zum Siege. Und diese a priori einleuchtende Folgerung wird auch a posteriori mannigfach bestätigt. Wir sehen, wie das Sectenwesen, dessen Ausbreitung innig mit dem Überhandnehmen des Industrialismus zusammenhängt, gegenwärtig bei denjenigen Nationen am üppigsten gedeiht, die sich im höchsten Grade durch Ausbildung des industriellen Typus auszeichnen — in Amerika und England. Und ebenso unverkennbar beweist in England selbst der Gegensatz zwischen Stadt- und Landbevölkerung wie zwischen den Volkstheilen in den verschiedenen Provinzen des Königreiches deutlich genug, dass, wo der industrielle Typus im Leben und im Aufbau der Gesellschaft überwiegt, auch das Sectenwesen am meisten hervortritt.

---

#### XIV. Capitel.

##### Die sittlichen Einflüsse der Priesterschaft.

###### §. 646.

Wie in dem Capitel über „Die kriegerischen Functionen der Priester“ bereits bemerkt wurde, hat sich bei den meisten Menschen eine irrthümliche Association zwischen Thätigkeit im Dienste der Religion und sittlichen Grundsätzen festgesetzt. Allerdings schreiben die Lehren der Priester in der Regel ein Verhalten vor, das auf die eine oder andere Weise den Fortbestand der Gesellschaft fördert; allein diesem Fortbestand ist eben gar oft ein Verhalten förderlich, das sich weit entfernt von dem, was wir heute sittlich nennen, und so trägt denn auch der Einfluss

der Priester in sehr vielen Fällen eher dazu bei, das sittliche Niveau zu erniedrigen, als es zu erhöhen.

Wenn wir z. B. von dem Gotte Oro der Tahitier lesen: „Sobald der Krieg in seiner greulichsten Gestalt wüthete, glaubten sie ihm damit die grösste Freude zu machen“ — wenn wir lesen, dass der mexicanische König Montezuma es unterliess, die benachbarten Tlascalaner völlig zu unterjochen, „um sich stets Menschen für seine Opfer verschaffen zu können“ (dass er also gewissermaassen dieses Land als Speisekammer für seine Götter behandelte) — wenn wir ferner von den Chibchas lesen, dass „die Opfer, mit denen sie ihren Göttern vor allem wohlgefällig zu sein glaubten, diejenigen von Menschenblut waren“ — so werden wir freilich zugeben müssen, dass solche Priester, deren Beruf die Versöhnung von cannibalischen und sonstwie grausamen Gottheiten ist (und das sind fast überall die in älteren Zeiten verehrten Gottheiten), auf keinen Fall um die Einführung höherer sittlicher Anschauungen sich verdient gemacht haben. Räuberei, Mord und Todtschlag hat vielfach religiöse Billigung gefunden und geniesst solche an manchen Orten noch heute. So erzählt BURTON von den Beludschern: „Diese frommen Diebe begehen nie anders einen Raub als im Namen Allahs.“ Von einem Räuberstamme unter den Chibchas schreibt PIEDRAHITA: „Sie halten für das wohlgefälligste Opfer dasjenige, das sie den Götzenbildern von Gold, Thon und Holz, welche sie anbeten, aus dem Ertrag ihrer Räubereien darbringen können.“ Und heutzutage finden wir in Indien Freibeuter, wie die Domras, bei welchen „ein von Erfolg gekrönter Diebstahl stets durch ein Opfer gefeiert wird“ für ihren Diebsgott Gandak. Nicht allein dadurch jedoch, dass sie die Nichtachtung von Leben und Eigenthum Anderer geradezu grosszogen, haben viele Culte, und zwar natürlich durch Vermittelung ihrer Priester, die Sitten der Menschen eher verschlechtern als verbessern helfen. Wenn man hört, dass „auf den Freundschaftsinseln der Oberpriester für allzu heilig galt, um verheirathet sein zu können, aber das Recht hatte, so viele Keksweiber zu nehmen, als ihm beliebte“ — dass bei den Cariben „die Braut gezwungen war, die erste Nacht mit dem Priester zusammen zu verbringen, eine Form, die für unerlässlich galt, um die Heirath gesetzmässig zu machen“ — dass bei manchen brasilianischen Stämmen „der Pajé [Priester]



gleich dem Feudalherrn früherer Zeiten in gewissen Theilen Englands das *jus primae noctis* hatte“ — oder wenn man sich erinnert, in welchem Umfange bei orientalischen Völkern die Prostitution als religiöser Gebrauch in den Tempeln getrieben wurde — so erkennt man auch von dieser Seite, dass keineswegs ein nothwendiger Zusammenhang zwischen priesterlicher Leitung und gutem Handeln besteht, wenn das Wort gut in dem heute üblichen Sinne verstanden wird.

Nachdem wir so uns klar gemacht haben, inwieweit die hergebrachten Vorstellungen einzuschränken sind, können wir nun untersuchen, auf welche Weise kirchliche Einrichtungen das Wesen der Menschen beeinflusst haben. Wir werden finden, dass sie das hauptsächlichste Mittel gewesen sind, um gewisse höchst bedeutsame Veränderungen zu bewirken oder zu fördern.

## §. 647.

Als wir die Wirksamkeit der „Kirche als sociales Band“ betrachteten, wurde darauf hingewiesen, dass eine gemeinsame Gottesverehrung wesentlich dazu beiträgt, die an derselben theilnehmenden Einzelgruppen eines Stammes oder Volkes einander näher zu bringen, und dass in Zusammenhang damit die Priester eines solchen Cultus gewöhnlich als Friedenstifter thätig sind. Während sie gar oft zum Kriege mit andern Gesellschaften, die fremder Abstammung sind und fremde Götter verehren, erst recht aufreizen, suchen sie doch durchschnittlich Feindseligkeiten zwischen Horden und Stämmen gleichen Blutes und Anhängern derselben Götter zu verhindern. Auf diese Weise unterstützen sie sociales Zusammenwirken und überhaupt die Fortentwicklung der Gesellschaft.

Diese Function ist allerdings nur eine Nebenwirkung ihrer wesentlichsten Thätigkeit, welche die Aufrechterhaltung der Unterordnung zum Ziele hat — der Unterordnung einmal unter den vergötterten Stammvater oder den anerkannten Gott und zweitens unter seinen lebenden Nachkommen oder den von ihm eingesetzten oder bestätigten Statthalter. Man kann kaum nachdrücklich genug die Wahrheit betonen, dass von den ältesten Entwicklungsstufen an bis hinauf zu den höchsten der Gegenwart die eine und übereinstimmendste Hauptaufgabe der Priesterschaften, ungeachtet aller Unterschiede des Ortes, der Zeit und

des Glaubensbekenntnisses, stets darin bestanden hat, die Menschen zum Gehorsam zu ermahnen und zu zwingen. Damit rohe Urmenschen zur Anpassung an sociales Leben gebracht und demgemäss umgewandelt werden können, müssen sie erst zusammengehalten werden; und um sie zusammenhalten zu können, müssen sie einer Autorität unterworfen sein. Nur durch Zwangsmittel der eingreifendsten Art kann der gesetzlose aufbrausende Wilde daran gewöhnt werden, sich zu dauerndem Zusammenwirken mit seinen Genossen zu vereinigen, und unter solchen Zwangsmitteln ist das wirksamste und augenscheinlich unentbehrlichste die Furcht vor der Rache des Stammgottes, wenn die von ihm herstammenden, von seinem Nachfolger wiederholten Gebote missachtet werden. Welch' wichtige Rolle kirchliche Einrichtungen spielen können, indem sie dergestalt den staatlichen Einrichtungen erst einen sicheren Rückhalt gewähren, lehrt deutlich die folgende Schilderung, die ELLIS von den störenden Wirkungen localer Religionen in Polynesien entwirft:

„Die Opferung menschlicher Opfer vor den Götzenbildern war eines der wirksamsten Hilfsmittel in den Händen der Regierung gewesen, denn die Veranlassung dazu ging stets von dem Herrscher aus, an den sich die Priester wendeten, wenn die Götter solche Opfer verlangten. Der König sandte dann seinen Herold zu einem der Ortshäuptlinge, welcher die Schlachtopfer auswählte. Gewöhnlich wurde einer genommen, der irgendwie eine merkbare Abneigung gegen die Regierung gezeigt oder sich sonst das Missfallen des Königs und der Häuptlinge zugezogen hatte. Das Volk wusste das und leistete daher den unbedingtesten Gehorsam. Seitdem diese Götzendienerei abgeschafft ist, hat dieser Beweggrund zu wirken aufgehört; seither scheinen aber auch Viele, frei von dem ihnen bisher auferlegten Zwang, jeglichen Gehorsam gegen die Gesetze zu verweigern und allen rechtlichen Halt verloren zu haben.“ — Die Folge war denn auch, wie ELLIS weiter schildert, dass die gesellschaftliche Ordnung in erheblichem Maasse gestört wurde.

Wenn somit jedes kirchliche System wesentlich dazu beigetragen hat, die Unterordnung aufrecht zu erhalten, so ist dadurch mittelbar die Erziehung des Menschen zugleich auch in andern nicht minder wichtigen Punkten gefördert worden. Ein hochentwickeltes sociales Leben wäre niemals möglich gewesen



ohne die Fähigkeit des Menschen zu anhaltender Arbeit, und niemals hätten sich ohne lange fortwirkenden unerbittlichen Zwang träge und unvorbedachte Wilde zu fleissigen Bürgern entwickeln können. Dass die schroffsten Classenunterschiede und sogar die damit zusammenhängende Sklaverei in den älteren Gesellschaften gewöhnlich religiöse Billigung gefunden haben, muss in dem Lichte betrachtet werden, dass es die Natur der Menschen in einer der Civilisation förderlichen Weise umänderte.

Eine Zucht von ähnlicher und doch wieder anderer Art, welcher höhere sowohl wie niedere Classen durch die Macht kirchlicher Einrichtungen unterworfen worden sind, war die Zucht der Askese. Für sich betrachtet lässt sich keinerlei Askese vertheidigen. Wie schon gezeigt wurde (§§. 140 und 620), entsprang sie dem Bedürfniss, böswillige Geister und teuflische Gottheiten zu versöhnen, und selbst wo sie gegenwärtig bei uns in irgendwelcher Form zum Vorschein kommt, liegt ihr nachweislich der Glaube zu Grunde, dass Gott an freiwillig ertragener Quälerei und Mühsal sein Wohlgefallen habe, dagegen durch das Streben nach Freude betrübt werde. Sehen wir aber solchen selbstaufgelegten körperlichen oder geistigen Leiden gegenüber von dem Standpunkt der absoluten Ethik ab und betrachten wir sie vom Standpunkt der relativen Ethik, als Zuchtmittel der Erziehung, so zeigt sich, dass sie allerdings einen gewissen und vielleicht einen sehr grossen Nutzen gehabt haben. Das gemeinsame Merkmal aller asketischen Handlungen ist Unterwerfung unter ein Leiden, um einem zukünftigen grösseren Leiden zu entgehen, oder Verzicht auf eine Freude, um in Zukunft eine andere grössere Freude zu erlangen. In jedem Falle wird das Nächstliegende für ein Entferntes dahingegeben und aufgeopfert. Dies ist aber ein Opfer, das der Uncivilisirte nicht zu bringen vermag, das auch der Unentwickelte unter Civilisirten nur in geringem Umfange bringen kann und zu dem nur die Besten unter den Civilisirten in vollem Maasse befähigt sind. Wir dürfen hieraus wohl entnehmen, dass jene Zucht, die mit der Dahingabe von Speise, Kleidern u. s. w. für den Geist des Vorfahren begann und zu freiwilligem Ertragen von Hunger, Kälte und Schmerzen, um die Gottheit zu versöhnen, fortschritt, wesentlich zur Entwicklung der Fähigkeit beigetragen hat, Gegenwärtiges dem Zukünftigen hintanzusetzen. Vielleicht konnte

überhaupt nur ein so mächtiger Beweggrund wie die Furcht vor dem Übernatürlichen in hinreichendem Maasse die Gewohnheit der Selbstverleugnung stärken und ausbreiten — und wir dürfen nicht vergessen, eine wie bedeutsame Rolle diese Gewohnheit beim richtigen Verhalten gegenüber Andern sowohl als bei der vernünftigen Lebensführung zum eigenen Wohle spielt.

Abgesehen von den Besonderheiten ihrer Culte haben also die kirchlichen Einrichtungen auf diese Weise ganz wesentlich dazu mitgewirkt, die Natur der Menschen in Anpassung an den socialen Zustand umzugestalten.

#### §. 648.

Von besonderen durch sie hervorgebrachten moralischen Wirkungen mag hier zunächst eine erwähnt werden, die ebenso wie die oben erläuterten mehr zufällig als mit Absicht erreicht worden ist. Ich meine die Rücksicht auf das Eigenthumsrecht Anderer, die in fast sonderbarer Weise durch gewisse Formen der Versöhnung grossgezogen wurde. Gleichviel ob MARINER mit Recht oder mit Unrecht behauptet hat, das Wort „*tabu*“, wie es auf den Tonga-Inseln verstanden wurde, bedeute buchstäblich „geheiligt oder einem Gotte geweiht“, Thatsache bleibt jedenfalls, dass Tabu-Dinge dort wie anderwärts ursprünglich in diesem Sinne als geweiht betrachtet wurden, was zur Folge hatte, dass Missachtung des Tabu gleichbedeutend war mit Beraubung des Gottes. Darauf beruht es, dass in ganz Polynesien „die Verbote und Forderungen des Tabu streng vorgeschrieben waren und jede Verletzung derselben mit dem Tode bestraft wurde“ (und zwar opferte man den Verbrecher stets eben dem Gotte, dessen Tabu er verletzt hatte), und dass auf Neu-Seeland „Verächter des Tabu von den Göttern und auch von den Menschen bestraft wurden. Jene sandten Krankheiten und Tod, diese verurtheilten den Schuldigen zum Tode, zum Verlust seines Eigenthums oder zur Ausstossung aus der menschlichen Gesellschaft. Es war mehr noch die Furcht vor den Göttern als vor den Menschen, welche das Tabu aufrecht erhielt.“

Wenn Alles, was das bestimmte Zeichen trägt, dass es einem Gott gehöre, dadurch eine solche Heiligkeit erlangt, so kann dieses Zeichen natürlich leicht nachgemacht und zur Täu-



schung benutzt werden. Die betreffende Marke auf einem Thier oder einer Frucht soll zwar eigentlich andeuten, dass dieselbe später einem Gott zum Opfer gebracht werden wird; allein der Zeitpunkt der Opferung ist nicht festgesetzt, und das gibt die Möglichkeit, denselben beliebig weit hinauszuschieben — wodurch es allmählich in Übung kommt, eine gewisse Weihe oder Widmung auch solchen Dingen beizulegen, die niemals geopfert werden, an denen sich aber, da sie das Zeichen der Weihe tragen, dennoch Niemand zu vergreifen wagt. So lesen wir, dass auf den Neuen Hebriden „das Tabu auf allen Inseln verwendet wird, um Menschen und Dinge zu schützen und zu erhalten“, und dass auf Neu-Seeland Tabu, ursprünglich ein geheiligter oder geweihter Gegenstand, nun zu der Bedeutung eines verbotenen Dinges gekommen ist. Fidschi, Tonga und Samoa liefern ähnliche Beispiele; am letzteren Orte bedeutet Tabu die Art des Fluches, den der Eigenthümer eines Tabu-Dinges dem Diebe desselben auf den Hals wünscht. Auf Timor „verleihen einige Palmblätter, die vor einem Garten als Zeichen des »pomali« [Tabu] aufgesteckt sind, den Erzeugnissen desselben einen ebenso wirksamen Schutz vor Dieben, als es bei uns durch die drohende Warnung vor Fussangeln, Selbstschüssen oder bissigen Hunden geschehen würde“. BASTIAN erzählt, dass die Congo-Neger den Fetisch benutzen, um ihre Häuser vor Dieben sicher zu stellen, und Ähnliches berichtet er von den Negern am Gabun. Ebenso erwähnt LIVINGSTONE von den Balonda, dass sie diesen Brauch hätten, und Zeugnisse gleicher Art besitzen wir von den Malagassen und den Santals.

Da diese Weihe von Dingen für einen Gott ursprünglich durch einen Priester oder durch einen Häuptling in seiner Eigenschaft als Priester vollzogen wird, so müssen wir sie offenbar zu den kirchlichen Einrichtungen zählen, und da die Achtung vor dem Eigenthumsrecht hiedurch wesentlich gefördert wird, so muss auch dies mit unter die wohlthätigen Folgen der von kirchlichen Einrichtungen ausgeübten Zucht gerechnet werden.

## §. 649.

Was den Zusammenhang zwischen vermeintlich übernatürlichen Geboten und richtiger Lebensführung überhaupt betrifft, so lässt sich darüber schwer etwas Allgemeines sagen. Viele

der in den vorhergehenden Capiteln angeführten Thatsachen be-  
weisen übereinstimmend, dass in dieser Hinsicht Alles von dem  
Charakter abhängt, welcher dem zu versöhnenden übernatürlichen  
Wesen zugeschrieben wird. So sagt SCHOOLCRAFT von den Da-  
kotahs:

„Sie leben in grosser Scheu vor den Geistern der Todten,  
weil sie glauben, es stehe in der Macht dieser abgeschiedenen  
Geister, sie auf jede beliebige Weise zu schädigen; dieser Aber-  
glaube übt jedoch in gewissem Sinne eine heilsame Wirkung aus.  
Er wirkt auf sie ebenso kräftig wie bei uns die Strafe des  
Hängens wegen Mord und Todtschlag.“

Wenn aber, wie es freilich gar oft geschieht, ein Sterben-  
der seinem Sohn den strengen Befehl hinterlässt (wie z. B. David  
dem Salomo), Rache zu nehmen an denen, die ihn beleidigt hatten,  
so übt die Furcht vor seinem Geiste offenbar nicht einen sitt-  
lichen, sondern einen entsittlichenden Einfluss aus — wobei wir  
diese Worte natürlich im modernen Sinne verstehen. Über die  
Gottheiten der Mangaia erfahren wir, dass „der grausame Kere-  
teki, ein zwiefacher Brudermörder, und sein Bruder Utahea von  
der nächsten Generation an als Götter verehrt wurden“; und  
man wird hienach begreifen, dass göttliches Beispiel, wenn nicht  
gar göttliche Lehre und Vorschrift in manchen Fällen eher zu  
Verbrechen als zum Gegentheil antreibt. Im allgemeinen aber  
ist doch wohl mehr die entgegengesetzte Wirkung anzunehmen.  
Da sich meistens voraussetzen lässt, dass dem vergötterten  
Häuptling die Erhaltung und Ausbreitung seines Stammes am  
Herzen gelegen haben wird, so werden auch wohl manche seiner  
Befehle auf jene Aufrechterhaltung der Ordnung berechnet ge-  
wesen sein, welche vor allem den Erfolg des Stammes fördern  
konnte. Daher werden die von der Überlieferung auf ihn zurück-  
geführten Gesetze wahrscheinlich grösstentheils aus Vorschriften  
bestehen, durch welche innere Streitigkeiten verhütet werden.  
Wie grausam auch die Mexicaner und wie blutig ihre religiösen  
Gebräuche waren, so hatten sie doch nach dem Zeugnisse von  
ZURITA ein Sittengesetz, das den Vergleich mit demjenigen der  
Christen nicht zu scheuen brauchte; und jenes nahm ebenso wie  
dieses göttliche Autorität für sich in Anspruch. Was die Peruaner  
betrifft, die gleich mehreren andern dieser halbcivilisirten ameri-  
kanischen Völker Beichtväter hatten, so heisst es von ihnen:



„Die Sünden, deren sie sich selbst am ärgsten anklagten, waren, Jemand in Friedenszeiten getödtet oder beraubt, eines Andern Weib genommen, giftige Kräuter oder Zaubertränke Jemand eingegeben zu haben, um ihm zu schaden. Die grösste Sünde aber war Nachlässigkeit im Dienste der Huacas [Götter], .... Ungehorsam gegen den Inca und Missbrauch seines Namens.“

Auch in diesem Falle also wie in so vielen andern sehen wir, dass unmittelbar nach der ersten und grössten Sünde des Ungehorsams gegen die Gottheit jene Sünden kommen, die in einer Verletzung der zum socialen Frieden unentbehrlichen Gesetze des Handelns bestehen.

Unzweifelhaft hat nun dieser Glaube an den göttlichen Ursprung solcher Gesetze während langer Zeiten der individuellen wie der socialen Entwicklung entschieden wohlthätige Folgen. Die Furcht vor übernatürlichen Mächten, welche jede Verletzung der Gesetze bestrafen werden, verstärkt in sehr nützlicher Weise die Androhung von natürlichen Strafen. Und es würde sich mit zahlreichen Beispielen belegen lassen, dass das jedem höheren Stadium angemessene Sittengesetz gerade deshalb, weil es durch Vermittelung irgend eines Priesters oder sonst eines inspirirten Mannes vermeintlich göttliche Autorität erlangte, für die betreffende Zeit viel wirksamer und bedeutungsvoller wurde, als es sonst hätte sein können; man denke z. B. nur an Moses und die späteren jüdischen Propheten.

§. 650.

Nun gibt es freilich zahlreiche Abweichungen hievon — Abweichungen, die unerklärlich erscheinen, solange man sich nicht klar gemacht hat, dass überall und immer dasjenige, was an Wichtigkeit alle besonderen Vorschriften eines Cultus übertrifft, die Erhaltung dieses Cultus selber und der ihn stützenden Einrichtungen ist. Daher kommt es, dass in allen Fällen höher als die sittlichen Pflichten im eigentlichen Sinne die Pflicht des Gehorsams gegen den angeblichen göttlichen Willen steht, gleichviel was dieser fordern mag. Daher kommt es, dass die Aufrechterhaltung der Autorität einer priesterlichen Hierarchie, durch deren Vermittelung der göttliche Wille sich kundgeben soll, von ihren Angehörigen und Anhängern als eine Aufgabe betrachtet wird, die an Bedeutung kaum der Erkenntniss des göttlichen

Willens selber nachsteht. Und daher kommt es auch, dass gerade die Geschichte der kirchlichen Einrichtungen den deutlichsten Beweis dafür liefert, wie wenig die sittlichen Gesetze überhaupt beachtet werden, wenn sie dem Streben nach kirchlicher Oberherrschaft irgendwie im Wege sind.

Natürlich drängen sich hier jedem in erster Linie die von der Inquisition verübten Scheusslichkeiten und die lange Reihe der von Päpsten begangenen Verbrechen als Beispiele auf. Es gibt jedoch noch andere schlagendere Beispiele. Mit dem grimmigsten Hass, den überhaupt eine herrschende Kirche je gegen die von ihr abgefallenen Secten gezeigt hat, sind gerade diejenigen verfolgt worden, die sich durch ihr ernstes Bestreben, den Lehren des Christenthums vollständig nachzuleben, auszeichneten. Die Waldenser, welche „die Bergpredigt Christi für ihre ganze sittliche Zucht zur Richtschnur wählten“, sich aber zu gleicher Zeit gegen die Herrschaft der Kirche auflehnten, hatten drei Jahrhunderte hindurch die blutigste Verfolgung zu erdulden. Die Quäker, die allein unter allen Protestanten die Gebote des christlichen Glaubens nicht nur in einigen, sondern in allen Hinsichten treulich zu befolgen strebten, wurden dergestalt verfolgt, dass vor der Thronbesteigung Jakob II. mehr als 1500 Angehörige dieser an sich wenig zahlreichen Secte im Gefängniss schmachteten. Augenscheinlich also vermögen selbst die wichtigsten sittlichen Gebote eines Glaubensbekenntnisses nur geringen Einfluss auf dessen berufene Vertreter auszuüben, sobald ihre Autorität angetastet wird.

Die Geschichte lehrt uns aber nicht nur, dass der oberste Zweck eines kirchlichen Systems darin besteht, die formelle Unterordnung unter eine Gottheit und unter dieses System als deren Vermittler aufrechtzuerhalten, während die Ordnung des Lebens gemäss den Vorschriften der anerkannten Religion von ganz untergeordneter Bedeutung ist, sondern wir erfahren daraus zugleich, dass eine solche bessere Ordnung des Lebens selbst da fast gänzlich vernachlässigt wird, wo ihre gebührende Berücksichtigung den Herrscheransprüchen der Kirche nicht im geringsten hinderlich sein würde. Während aller dieser Jahrhunderte haben die christlichen Priester so wenig Nachdruck auf die Tugend des Vergebens gelegt, dass es stets für eine gebieterische Pflicht gegolten hat, in Kriegen wie in Zweikämpfen



vor allem Rache zu nehmen für jede Beleidigung. Nicht die Geistlichkeit war es, die entschieden für Abschaffung der Sklaverei eintrat, noch auch finden wir sie unter denen, welche die Aufhebung jener Gesetze verlangten, durch die der Preis des Brodes emporgeschraubt wurde, um höhere Grundrenten zu erzielen. Es ist den Dienern der Religion noch nie eingefallen, insgesamt als Körperschaft Klage zu erheben wegen der ungerechten Angriffe, die wir uns beständig schwächeren Gesellschaften gegenüber zu schulden kommen lassen, und ebensowenig bemühen sie sich darum, Grausamkeiten wie z. B. die des Arbeiterhandels im Stillen Ocean gebührend an den Pranger zu stellen, über welchen erst kürzlich eine königliche Commission berichtet hat (s. „Times“ vom 18. Juni 1885). Selbst da, wo sie allein das Heft in Händen haben, finden wir Gerechtigkeit und Mitleid statt auf einem höheren eher auf einem tieferen Standpunkt als im übrigen Staatswesen. In früheren Zeiten waren die unter kirchlicher Verwaltung stehenden öffentlichen Schulen der Schauplatz von Grausamkeiten, wie sie in den Schulen unter weltlichem Regiment niemals vorkamen; und fragen wir nach einem Beispiel jugendlicher Wildheit aus neuester Zeit, so finden wir es in der Schule von King's College, wo grosse feige Jungen einen kleinen Mitschüler ohne Grund, aus reiner unmenschlicher Rohheit, derartig prügeln, dass er daran starb: — und King's College ist eine von Männern der Kirche gegründete und kirchlich geleitete Anstalt, im Gegensatze zum University College, das unter nichtkirchlicher Leitung steht und lauter Weltliche als Lehrer hat.

## §. 651.

Überschauen wir noch einmal die kirchlichen Einrichtungen im allgemeinen, abgesehen von den mit ihnen verbundenen besonderen Cultusformen, so haben wir die Thatsache anzuerkennen, dass ihr Vorhandensein in allen den Gesellschaften, die erhebliche Fortschritte erreicht haben, und ihr gewaltiges Überwiegen in den Anfangsstadien bei denjenigen Gesellschaften, die sich später auf eine verhältnissmässig hohe Stufe der Civilisation emporschwangen, eine inductive Bestätigung des deductiv erschlossenen Satzes bilden, dass sie vom Anfang an bis zur Gegenwart herab unentbehrliche Bestandtheile des socialen Aufbaues

gewesen seien. In der That haben sich solche Gruppen, in denen jene nicht zur Ausbildung gelangten, niemals weiter entwickelt.

Indem eine Priesterschaft die gemeinsamen Versöhnungsgebräuche für den Geist eines verstorbenen Herrschers pflegt und aufrechterhält, verkörpert sie geradezu den Grundsatz des inneren Zusammenhalts; damit wirkt sie zugleich der Neigung zu inneren Zwistigkeiten entgegen und fördert so entschieden das Wachsthum und die weitere Ausbildung der Gesellschaft. Gleichzeitig thut sie dies auch noch in mehrfach anderer Weise: sie pflegt und begünstigt jenen Geist des Conservatismus, der die Fortdauer bestehender Gesellschaftseinrichtungen verbürgt; sie stellt ein ergänzendes Regierungssystem dar, welches zumeist mit dem staatlichen zusammenwirkt; sie verlangt unbedingten Gehorsam, zunächst gegen den Gott und in zweiter Linie auch gegen den König; sie unterstützt den Zwang, unter dessen Einfluss sich die Fähigkeit zu fleissiger Arbeit entwickelt hat, und sie fördert endlich die Gewöhnung an Selbstbeherrschung.

Ob die allmähliche Umbildung des Wesens der Menschen, welche durch diese allen Religionen gemeinsame Zucht bedingt ist, von Abänderungen höherer Art begleitet wird, hängt theils von den überlieferten Darstellungen der angebeteten Götter, theils von den gegebenen socialen Verhältnissen ab. Religiöser Gehorsam ist die erste Pflicht; dieser begünstigt aber auf früheren Stufen vielfach eine Zunahme der Wildheit und Grausamkeit. Mit dem Übergang aus dem vorwiegend kriegerischen in einen mehr industriellen Zustand kommen auch höhere ethische Anschauungen zur Geltung, deren Einfluss jedoch bald zu-, bald abnimmt, je nachdem die sociale Thätigkeit im ganzen friedfertig bleibt oder wieder mehr kriegerisch wird. So wenig auch solche verfeinerte ethische Anschauungen und Gesetze (denen bald ebenfalls göttlicher Ursprung zugeschrieben wird) während jener Zeiten zu wirken vermögen, wo der Krieg Gefühle der Feindschaft und des Hasses überhandnehmen lässt und Gefühle der Freundschaft zurückdrängt, so ist doch schon damit viel gewonnen, dass dieselben gewissermaassen bereit liegen, um wieder ans Licht zu treten, sobald die Umstände danach geworden sind.

Die Form aber, in der sie von geistlicher Seite verkündigt werden, bleibt gewöhnlich den scheinbaren Bedürfnissen der Zeit unterworfen. In der Gegenwart noch ebenso wie in der frühe-



sten Vergangenheit wird der grösste Nachdruck auf Unterordnung in geistlichen und weltlichen Dingen gelegt: — „fürchte Gott, ehre den König!“ — und wenn nur diese Unterordnung mit genügender Beflissenheit zur Schau getragen wird, so finden sittliche Verstösse leicht Entschuldigung und Vergebung.

## XV. Capitel.

### Rückblick und Vorblick.

#### §. 652.

Unter den socialen Erscheinungen sind ganz besonders diejenigen, welche sich an den kirchlichen Einrichtungen beobachten lassen, dazu geeignet, dem allgemeinen Entwicklungsgesetz zur Erläuterung zu dienen.

Die Unterwerfung unter das Familienoberhaupt während seiner Lebzeiten gibt sich auch nach seinem Tode noch darin kund, dass man seinem Doppelwesen das opfert, was er gerne hatte, und das thut, was er wünschte; und wenn sich die Familie zu einem Stamm erweitert hat, so werden die dem Häuptling überreichten, von Ergebenheitsbetheuerungen und Bittgesuchen begleiteten Geschenke nach dessen Tode fortgesetzt in der Form von Darbringungen, Lobpreisungen und Gebeten, die an seinen Geist gerichtet werden. Mit andern Worten, die häusliche, die bürgerliche und die religiöse Unterordnung entstammen einer gemeinsamen Wurzel und bethätigen sich anfangs in übereinstimmender Weise durch Vermittelung derselben Werkzeuge.

Schon früh jedoch beginnt die Differenzirung. Zuerst bildet sich ein gewisser Gegensatz aus zwischen dem jeder einzelnen Familie zukommenden Privatscultus und dem von der Familie des Häuptlings gepflegten öffentlichen Cultus, und damit vereinigt der Häuptling, indem er im Namen des Stammes sowohl wie in seinem eigenen die Versöhnungsgebräuche für seinen verstorbenen Vorfahren vollzieht, in seiner Person die Functionen des staatlichen und des geistlichen Oberhauptes. Bringt die weitere Entwicklung des Stammes eine Vermehrung der staatlichen und

kriegerischen Functionen mit sich, so ist der Häuptling mehr und mehr genöthigt, seine Function als Priester auf einen Andern, gewöhnlich einen nahen Verwandten, zu übertragen, und so wird für diese im Laufe der Zeit ein besonderes Werkzeug geschaffen.

Die durch Eroberung bewirkte Integration von Gesellschaften bedingt das Nebeneinandervorkommen verschiedener Culte in verschiedenen Schichten derselben Gesellschaft, und gleichzeitig kommen auch stellvertretende Priester auf, welche den herrschenden unter diesen Culten in den verschiedenen Theilen des Landes zu besorgen oder zu überwachen haben. Das ist der Anfang polytheistischer Priesterschaften, die unter sich wieder ungleichartig werden, wenn einige von ihnen sich mächtiger entfalten als die andern. Und in manchen Fällen nimmt schliesslich eine einzige so sehr überhand, dass sie alle übrigen beinahe oder ganz verdrängt.

Während so mit der Verschmelzung einfacher zu zusammengesetzten und dieser wiederum zu doppelt zusammengesetzten Gesellschaften ein Wachsthum der Priesterschaften an sich verbunden ist, pflegt auch jede einzelne Priesterschaft, indem sie sich von den andern schärfer unterscheidet, in sich selbst eine gewisse Differenzirung zu erfahren. Sie entwickelt sich zu einem organischen Ganzen, das einem Oberpriester unterstellt und aus zahlreichen Gliedern zusammengesetzt ist, welche sich in mehrere Rangordnungen abstufen und in jeder ihre besonderen Functionen ausüben.

Während sich eine kirchliche Hierarchie dergestalt fester zusammenschliesst und sich immer deutlicher differenzirt, verliert sie zugleich allmählich jene Gemeinsamkeit der Structur und Function mit andern Theilen des Staatskörpers, welche ihr bis dahin zukam. Noch lange freilich, nachdem der Priester seine Eigenthümlichkeiten bereits scharf ausgeprägt hat, nimmt er unmittelbar oder mittelbar noch activen Antheil am Kriege; wo aber die sociale Entwicklung eine höhere Stufe erreicht, da verschwinden doch seine bisherigen kriegerischen Merkmale und Thätigkeiten mit der Zeit beinahe oder völlig. Ebenso geht es aber auch mit seinen staatlichen Functionen. Während er auf früheren Stufen als Herrscher, Minister, königlicher Berather, Richter u. s. w. noch grosse Machtbefugnisse ausübt, büsst er



diese später immer mehr ein, bis zuletzt nur noch Spuren davon übrig bleiben.

Diese Entwicklung der kirchlichen Einrichtungen bedingt also nicht nur eine ausgesprochenere Ungleichartigkeit der Gesellschaft überhaupt, sondern führt auch zu stets zunehmender Ungleichartigkeit innerhalb der kirchlichen Organisation selber, welche endlich durch beständiges Auftreten neuer Secten noch erheblich gesteigert wird. Indem jede derselben heranwächst, sich organisirt und ausbreitet, bewirken sie insgesamt eine bedeutend erhöhte Vielgestaltigkeit der Mittel und Werkzeuge, welche kirchliche Verrichtungen besorgen und religiöse Aufsicht ausüben.

Natürlich haben die fortwährenden Kämpfe zwischen den einzelnen Gesellschaften, welche bald zu Verschmelzungen und bald zu Zerreissungen führten, hier althergebrachte Einrichtungen zertrümmernd und dort neue über einander schichtend, auch den Verlauf der Entwicklung kirchlicher Einrichtungen sehr unregelmässig gestaltet. Dennoch aber lässt sich inmitten aller dieser Störungen im wesentlichen ein Vorgang von der oben geschilderten Art verfolgen.

#### §. 653.

Neben diesen Differenzirungen des inneren Aufbaues ist hier einer functionellen Differenzirung von hoher Wichtigkeit zu gedenken. Ganz allmählich haben sich dabei zweierlei priesterliche Obliegenheiten, die anfangs durchaus zusammengehörten, von einander gesondert, und die eine, welche ursprünglich kaum erwähnenswerth war, jetzt aber in den Vordergrund getreten ist, hat sich von der andern bereits in hohem Grade unabhängig gemacht. Die ursprüngliche Obliegenheit besteht in der Pflege der Gottesverehrung, des Cultus, die abgeleitete in der Ermahnung zum Gehorsam gegen die geltenden Gesetze des Handelns.

Da die ganze Reihe von Erscheinungen von der Versöhnung des todten Vaters oder des todten Häuptlings ausgeht und die Cultushandlungen von den Wünschen des Geistes abhängig sind, dem dieselben Bedürfnisse und Begierden zugeschrieben werden, wie sie der Mann zu seinen Lebzeiten gezeigt hatte, so ist es nicht zu verwundern, dass die Verehrung in ihrer ursprünglichsten Form gar oft im wesentlichen aus grausamen und scheuss-

lichen Gebräuchen besteht, weil ja eben dadurch die Geneigtheit von Wesen erworben werden soll, die vielfach durch Grausamkeit und Blutdurst hervorragten.

Ursprünglich liegt ihr keinerlei moralisches Element zu Grunde, und dies dient mit zur Erklärung der Thatsache, dass ängstliche Beobachtung der religiösen Gebräuche vielmehr den niederen als den höheren Typen der Menschen und Gesellschaften eigen ist. RENOUF erwähnt, dass „die Ägypter zu den religiösesten unter den Völkern des Alterthums gehörten. Religion in der einen oder andern Form beherrschte jedes einzelne ihrer Lebensverhältnisse“; oder wie MAURY sich ausdrückt: „der Ägypter lebte in Wirklichkeit nur, um seinen Cultus zu pflegen.“ Dieses starke Wort erinnert uns an die alten Peruaner. Diese waren durch die Opfer für ihre Vorfahren und für die aus solchen hervorgegangenen Gottheiten so schwer belastet, dass man von ihnen mit Wahrheit sagen konnte, die Lebenden seien die Sklaven der Todten gewesen. Ähnlich wird von den blutdürstigen Mexicanern, deren ganze Civilisation ja in gewissem Sinne auf dem Cannibalismus fusste, berichtet, dass „von allen Völkern, die Gott erschaffen hat, diese Menschen am genauesten jede Vorschrift ihrer Religion befolgen“. Demselben Charakterzug begegnen wir aber auch bei arischen Völkern auf frühester Entwicklungsstufe und in stationär gebliebenen Zuständen:

„Wie die alten Indo-Arier uns in den Veden entgegen-treten, waren sie in ihrem ganzen Thun ausserordentlich religiös. Nach ihren Vorschriften musste jede Handlung des Lebens von einer oder mehreren Mantras begleitet werden, und keiner konnte sich von seinem Bett erheben, sein Gesicht waschen, seine Zähne reinigen oder auch nur eine Schale Wasser trinken, ohne dabei ein geregeltes System von Reinigungen, Begrüssungen und Gebeten abzuwickeln.“

Ähnliches erfahren wir von den Römern. „Die Religion trat dem Römer überall im öffentlichen Leben in Gestalt seiner Feste entgegen, und ein gleiches Joch legte sie seinem Privatleben auf durch ihre Forderung von Opfern, Gebeten und Wahrsagereien.“ Und von dem heutigen Hindu bemerkt der Rev. M. A. SHERRING:

„Er ist ein durchaus religiöses Geschöpf voll wunderbarer Gläubigkeit und Ausdauer. Seine Liebe zum Cultus ist eine



Leidenschaft, eine Verzückung, ein verzehrendes Feuer. Sie nimmt sein ganzes Denken gefangen und beherrscht seine Meinung über jedes Vorkommniss.“

Auch sonst finden wir überall denselben Zusammenhang, sei es bei dem alten Thracier, der mit grosser Grausamkeit seines ganzen Wesens „ekstatische und verrückt machende religiöse Gebräuche“ verband, oder bei dem heutigen Mohammedaner mit seinen mehrmals täglich wiederholten Gebeten und Waschungen. Und wenn wir dem modernen Europäer die Europäer des Mittelalters gegenüberstellen, wo Fasten und Bussübungen an der Tagesordnung waren, wo es eine Menge Einsiedler gab und Selbstpeinigungen aller Art vorkamen, wo die Menschen weite Wallfahrten unternahmen, Heiligenschreine stifteten und die Zahl ihrer Gebete am Rosenkranz abzählten, so sehen wir erst recht, wie Hand in Hand mit dem allgemeinen socialen Fortschritt eine auffällige Verminderung religiöser Gebräuche und Einrichtungen einher gegangen ist. So lehren uns denn die von den verschiedensten Völkern und aus allen Zeiten stammenden Zeugnisse, dass das versöhnende Element, das der ursprünglichste und wichtigste Bestandtheil des Cultus war, mit der Entwicklung der Civilisation allmählich zurücktritt und durch das Überwiegen des ethischen Elementes immer mehr eingeschränkt wird.

Aber auch dieses ethische Element führt wie alle übrigen Bestandtheile der Religion seinem Wesen und seinem Ursprung nach auf Versöhnung zurück. Es wurzelt in der Erfüllung der Wünsche oder Gebote des verstorbenen Vaters oder des abgeschiedenen Häuptlings oder des überlieferten Gottes. Ursprünglich umschliesst das ethische Element keinerlei andere Pflicht als die des Gehorsams. Seine Unterordnung zu beweisen, ist bei dieser wie überhaupt bei allen religiösen Handlungen das Wichtigste, dem gegenüber die Art der zu befolgenden besonderen Gebote ganz zurücktritt, denn die daraus sich ergebenden Verpflichtungen werden nicht als Pflichten an und für sich betrachtet, sondern gelten rein äusserlich als Ausfluss der dafür angenommenen Quelle. Mit der Zeit aber stellt die Erfahrung bestimmte ethische Begriffe fest und das Gefühl des Einzelnen sowie die öffentliche Meinung bilden bald gleichsam einen Wall um sie herum, ihnen eine gewisse selbständige Autorität verleihend. Insbesondere wenn eine Gesellschaft nicht mehr so

vorwiegend von kriegerischen Thätigkeiten in Anspruch genommen ist und sich ziemlich ungestört mit der Erzeugung und Vertheilung von Gütern beschäftigen kann, arbeiten sich auch jene Regeln des Handelns, die innegehalten werden müssen, um das industrielle Zusammenwirken in ruhigem Gange zu erhalten, allmählich im Bewusstsein der Gesamtheit zu voller Klarheit heraus.

Zuletzt erlangen diese Regeln sogar eine übernatürliche Autorität, indem sie mit irgend einem göttlich inspirirten Menschen in Verbindung gebracht werden, und lange Zeiten hindurch wird der Gehorsam gegen sie mit der Begründung eingeschärft, dass sie die Gebote eines Gottes seien. Allmählich jedoch beginnt die nachdrückliche Wiederholung der moralischen Gesetze und Regeln, denen man eine solche Herkunft zuschreibt, im Gottesdienste einen grösseren Raum einzunehmen. Mit Opfergaben, Lobpreisungen und Gebeten, welche den unmittelbar auf Versöhnung abzielenden Theil bilden, werden immer regelmässiger Predigten und Reden verbunden, welche einen nur mittelbar versöhnenden Theil bilden, denn sie setzen sich der Hauptsache nach aus ethischen Vorschriften und Ermahnungen zusammen. Und die veränderte Natur der Menschen, wie sie durch lang andauernde sociale Zucht geschaffen worden ist, entwickelt zuletzt die Vorstellung von einer ganz selbständigen Ethik — von einem Sittengesetz, das so sehr von allem Andern unabhängig erscheint, dass es von seiner früher angenommenen theologischen Wurzel abgelöst und mit einer ihm eigenthümlichen Begründung versehen wird. Ja noch mehr. Die Autorität des ethischen Bewusstseins steigt so hoch, dass endlich sogar theologische Glaubenssätze seinem Urtheil unterstellt und in vielen Fällen, wo es dieselben nicht mehr zu billigen vermag, auf Grund dessen verworfen werden. Unter den Griechen ist SOKRATES ein leuchtendes Beispiel dafür, auf welchem Wege ein hochentwickeltes moralisches Gefühl schliesslich bis zur völligen Ablegnung des hergebrachten Glaubens in betreff der Götter und ihrer Thaten geführt werden kann, und ebenso können wir heutzutage gar oft beobachten, wie überlieferte Glaubenslehren vor das Forum des Gewissens gestellt und als falsch verurtheilt werden, weil sie einer Gottheit, die Verehrung beansprucht, gewisse Eigenschaften zuschreiben, welche das gerade Gegentheil von verehrungs-



würdig sind. Und während dies geschieht — während wir sehen können, wie selbst im alltäglichen Leben die Urtheile, welche über das Verhalten der Menschen gefällt werden, dasselbe ohne jede Rücksicht auf vermeintliche Gebote billigen oder missbilligen, je nachdem es an sich gut oder schlecht erscheint — ist zugleich unverkennbar, dass die Predigten in der neueren Zeit mehr und mehr dazu neigen, einen rein ethischen Charakter anzunehmen. Die dogmatische Theologie mit ihren Versprechungen von ewigem Lohn und ihren Drohungen mit ewiger Verdammniss nimmt darin einen stets geringer werdenden Raum ein gegenüber den Vermahnungen zur Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Güte, Aufrichtigkeit u. s. w.

## §. 654.

Da, wie anzunehmen ist, die Entwicklung im allgemeinen dieselbe Richtung weiter verfolgen wird, so haben wir uns nun nach diesem Rückblick zu fragen: was wird die Zukunft bringen?

Obschon die kirchlichen Einrichtungen in höher entwickelten Gesellschaften eine viel weniger bedeutende Stellung einnehmen als in niederen Gesellschaften, so ist doch kaum zu vermuthen, dass sie späterhin vollständig verschwinden werden. Sofern auch in künftigen Zeiten noch gewisse Functionen zu erfüllen sein werden, die nur irgendwie den gegenwärtig von ihnen erfüllten entsprechen, so folgt daraus jedenfalls, dass auch sie selbst in der einen oder andern Form sich forterhalten werden. Die erste Frage ist also: in welcher Form?

Jene Abtrennung der kirchlichen von den staatlichen Einrichtungen, die sich schon in ganz einfachen Gesellschaften anbahnt, wenn das Staatsoberhaupt anfängt, gelegentlich seine priesterlichen Functionen einem Andern zu übertragen, und die bei höher entwickelten Gesellschaften in mancherlei Formen und mit den verschiedensten Abänderungen je nach der Art ihres Aufbaues immer schärfer hervortritt, wird höchst wahrscheinlich mit der Zeit vollständig durchgeführt werden. Heutzutage hält man ja auch in der That, ganz abgesehen von allen den oben angeführten Gründen, diese vollständige Trennung in vielen Fällen nur noch für eine Frage der Zeit, während sie in andern Fällen schon erfolgt ist. Worauf es uns jedoch hier ausschliesslich ankommt, ist der Hinweis darauf, dass die völlige Trennung den

Abschluss eines Entwicklungsvorganges bildet oder bilden wird, der sich schon theilweise vollzogen hatte in Gesellschaften von mehr kriegerischem Typus, welche durch das Vorwiegen von zur Aufrechterhaltung der Unterordnung dienenden Einrichtungen charakterisirt sind, und der in noch weiterem Umfange durchgeführt wurde in Gesellschaften von mehr industriellem Typus, deren Regierung und Verwaltung viel weniger auf Zwang gegründet sind.

Ebenso darf man von jenen fortschreitenden Veränderungen der geistigen und Gemüthszustände, welche bereits die Macht der Staatskirchen bedeutend geschwächt haben und zugleich die Ursache der Entstehung zahlreicher vom Staate unabhängiger Kirchen sind, gewiss erwarten, dass sie auch fernerhin in ähnlichem Sinne wirksam sein werden. Wir haben uns für die Zukunft auf eine noch bedeutend grössere Zahl von religiösen Körperschaften gefasst zu machen, die alle ihre unterscheidenden Eigenthümlichkeiten des Glaubens und der Cultusformen haben werden. Wenn auch die Mehrzahl der so entstehenden Secten sich dem allgemeinen geistigen Fortschritt entsprechend immer mehr der Glaubenseinheit in den wesentlichsten Punkten wenigstens nähern dürfte, so lässt sich doch aller Analogie nach vermuthen, dass die geringfügigeren Unterschiede, statt zu verschwinden, an Zahl nur noch zunehmen werden. Meinungsverschiedenheiten ähnlicher Art, wie sie vor unsern eigenen Augen innerhalb der bestehenden Kirche aufgetaucht sind und zur Sectenbildung geführt haben, werden sicherlich, wie in allen andern Religionsgemeinschaften der Gegenwart, so auch in allen später entstehenden seiner Zeit zum Vorschein kommen.

Gleichzeitig werden sich wahrscheinlich auch in gleicher Richtung wie bisher gewisse Veränderungen in der Kirchenverfassung vollziehen. Jenes stärkere Hervortreten der Individualität, das die Entwicklung des industriellen Gesellschaftstypus stets begleitet, muss auch eine Steigerung der örtlichen Unabhängigkeit in allen religiösen Genossenschaften zur Folge haben. Und während so jede einzelne Religionsgemeinschaft ihre vollkommene Selbständigkeit erlangt, wird zugleich wahrscheinlich der priesterliche Charakter derjenigen, die das Amt eines Geistlichen noch übernehmen, immer vollständiger verschwinden. Wenn schon jetzt bei vielen Secten von priesterlicher Autorität kaum



noch etwas zu finden ist, so wird diese sich später allgemein und gänzlich verflüchtigen.

Diese Folgerungen stützen sich jedoch alle auf die Annahme, dass die Entwicklung des industriellen Gesellschaftstypus in gleicher Weise fortschreiten werde, wie dies in neuerer Zeit der Fall gewesen ist; und es ist sehr wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass diese Bedingung während einer längeren Periode, an deren Anfang wir eben jetzt stehen, nicht erfüllt sein wird. Wenn das Wiederaufleben des kriegerischen Geistes so weitergeht, wie es neuerdings begonnen hat, so wird es auch die ihm entsprechenden Ideen, Gefühle und Einrichtungen wieder in unser Leben zurückführen, was natürlich eine völlige Umkehr der oben beschriebenen Veränderungen zur Folge haben muss. Oder wenn statt weiterer Fortschritte unter dem Einfluss jenes Systems freiwilligen Zusammenwirkens, welches das Wesen des Industrialismus im eigentlichen Sinne des Wortes ausmacht, das entgegengesetzte System der Gütererzeugung und -vertheilung unter staatlicher Oberaufsicht noch weiter ausgebildet werden sollte, womit also eine neue Form des zwangsweisen Zusammenwirkens geschaffen wäre, die nur zur Ausbildung eines neuen Typus von Zwangsregierung führen könnte, so würden die oben angedeuteten Veränderungen, die ja ganz und gar von der Selbständigkeit und Eigenartigkeit des Charakters der Menschen abhängen, höchst wahrscheinlich zum Stillstand kommen und durch entgegengesetzte Veränderungen abgelöst werden.

#### §. 655.

Sehen wir nun von den Einrichtungen oder Organen der Kirche ab und wenden wir uns ihren Functionen zu, so entsteht auch hier die Frage: welche von diesen Functionen werden sich wahrscheinlich forterhalten, vorausgesetzt, dass der bisherige Entwicklungsgang nicht in sein Gegentheil umschlägt? Es lässt sich erwarten, dass jede ihrer beiden oben besprochenen Hauptfunctionen in veränderter Form weiter bestehen werde.

Wenn auch mit dem Übergang vom dogmatischen Theismus zum Agnosticismus unzweifelhaft alle an die Idee einer Versöhnung anknüpfenden Gebräuche und Übungen in Vergessenheit gerathen werden, so ist doch damit noch keineswegs gesagt, dass auch alle die Gebräuche verschwinden müssen, welche ge-

eignet sind, das Bewusstsein von dem Verhältniss, in dem wir zu der Unbekannten Ursache stehen, wach zu erhalten und den aus diesem Bewusstsein entspringenden Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Nach wie vor wird sich das Bedürfniss geltend machen, jener allzu nüchternen und materiellen Lebensauffassung gegenüber, wie sie nur zu leicht aus dem völligen sich Versenken in die tägliche Arbeit sich ergibt, ein Gegengewicht zu haben, und stets werden diejenigen, die befähigt sind, in ihren Zuhörern den wahren Sinn für das grosse Geheimniss, in welchem der Ursprung und die Bedeutung des Weltalls verborgen sind, zu erschliessen und lebendig zu erhalten, eine wichtige und dankbare Aufgabe zu lösen finden. Es lässt sich auch voraussehen, dass der musikalische Ausdruck des dieses Bewusstsein begleitenden Gefühls nicht bloss beibehalten werden, sondern sogar zu noch höherer Entwicklung gelangen wird. Schon jetzt erfüllt die protestantische Kirchenmusik, die mehr als irgendwelche andere Musikgattung einen unpersönlichen Charakter gewonnen hat, in ziemlich vollkommener Weise den Zweck, solchen Gefühlen passenden Ausdruck zu verleihen, wie sie durch den Gedanken an das vergängliche Leben des Einzelnen wie des ganzen Menschengeschlechts angeregt werden — an ein Leben, das selbst nur ein unendlich kleines Product jener Höchsten Macht ist, deren Grenzen wir nirgends zu finden noch auch nur uns vorzustellen vermögen; und in Zukunft werden sich wohl noch geeigneter musikalische Formen finden, um solche Gefühle recht lebendig und wahr zum Ausdruck zu bringen.

Zu gleicher Zeit dürften wohl jene Erörterungen über die Pflichten der Menschen, die bislang schon einen immer mehr hervortretenden Bestandtheil des Gottesdienstes gebildet haben, eine noch überwiegendere Bedeutung und einen weiteren Umfang gewinnen. Während bisher nur gewisse Seiten der Lebensführung bereits den Hauptgegenstand der Predigten ausmachen, wird dieses Gebiet später wahrscheinlich in seiner ganzen Ausdehnung und in erster Linie zum Vorwurf derselben genommen werden. Die Ideen von gut und böse, die man gegenwärtig nur auf Handlungen von bestimmter Art für anwendbar hält, wird man in ihrer weiteren Geltung für jede Art des Handelns erkennen und danach behandeln. Man wird so dazu kommen, auf alle möglichen das Wohlergehen des Einzelnen und der Gesamtheit



betreffenden Dinge einzugehen, und eine der Hauptaufgaben desjenigen, der die Stelle eines heutigen Geistlichen einnimmt, wird darin bestehen, nicht so sehr bereits anerkannte Vorschriften nachdrücklich zu wiederholen, als das Urtheil und die Gefühle der Menschen hinsichtlich jener schwierigen Fragen des Handelns, wie sie aus den stets verwickelter werdenden Verhältnissen des socialen Lebens sich ergeben, aufzuklären und zu schärfen.

Mit einem Worte also können wir sagen: da unsere Beziehungen zum Unsichtbaren ebenso wie unsere Beziehungen zu einander stets fortdauern werden, so erscheint es nicht unwahrscheinlich, dass es auch in Zukunft stets noch in gewissem Sinne Vertreter derjenigen geben werde, die in der Vergangenheit mit den Gebräuchen und Lehren betraut waren, welche aus diesen beiderlei Beziehungen sich ergeben hatten — so verschieden von ihren priesterlichen Vorbildern diese Vertreter auch später sein mögen.

## XVI. Capitel.

### Die Religion in Vergangenheit und Zukunft\*.

#### §. 656.

Ebenso wie es, bevor die Entstehung und Entwicklung der kirchlichen Einrichtungen behandelt werden konnte, erforderlich war, auf die Entstehung und Entwicklung der Religion einzugehen, so liess sich auch die wahrscheinliche Zukunft der ersteren nicht erörtern, ohne dass zuvor die der Religion wenigstens angedeutet worden wäre. Es erschien daher unvermeidlich, gegen Ende des letzten Capitels theilweise schon den Inhalt des vorliegenden vorwegzunehmen. Hier will ich nur noch einen kurzen Rückblick über die wesentlichsten Züge der religiösen Entwicklung geben und sodann die Gründe anführen, auf welche die

\* Mit Ausnahme der einleitenden Sätze und eines kleinen Zusatzes am Schlusse ist dieses Capitel ganz so geblieben, wie es zum erstenmal im Januarheft 1884 der „*Nineteenth Century*“ [in deutscher Übersetzung im „*Kosmos*“, 1884, I. Bd., S. 25—39] veröffentlicht worden war; höchstens ist noch hie und da ein Wort geändert worden.

soeben hinsichtlich der künftigen Form der Religion erwähnten Folgerungen sich stützen.

Im Gegensatz zum gewöhnlichen Bewusstsein beschäftigt sich das religiöse Bewusstsein mit dem, was über den Bereich der Sinne hinausgeht. Ein Thier denkt nur an Dinge, die getastet, gesehen, gehört, geschmeckt werden können u. s. w., und gleiches gilt von dem noch unentwickelten Kinde, vom Taubstummen und vom niedrigsten Wilden. Der höher entwickelte Mensch aber hat Gedanken über Wesen, die er für in der Regel unberührbar, unhörbar, unsichtbar hält und denen er gleichwohl Einwirkungen auf sich zuschreibt. Was ruft diese Vorstellung von das Wahrnehmungsvermögen übersteigenden Agentien hervor? Wie entwickeln sich diese Ideen vom Übernatürlichen aus den Ideen vom Natürlichen? Der Übergang kann kein plötzlicher, unvermittelter sein; jede Darstellung des Entstehens der Religion muss daher zunächst die einzelnen Stufen aufzudecken suchen, welche jenen Übergang ermöglicht haben.

Die Geistertheorie lässt uns diese Stufen ganz deutlich erkennen. Sie zeigt uns, dass die Differenzirung unsichtbarer und ungreifbarer Wesen aus sichtbaren und greifbaren Wesen wirklich ganz langsam und unmerklich vor sich geht. Aus dem Umstande, dass das andere Ich, wenn es im Traume auf seine vermeintliche Wanderschaft geht, Alles, wovon geträumt wird, thatsächlich gethan und gesehen haben soll — aus dem Umstande, dass das andere Ich im Tode von dannen zieht, aber baldigst zurück erwartet und als Doppelwesen aufgefasst wird, das ebenso körperlich ist wie sein Original — ergibt sich klar genug, wie unbedeutend das übernatürliche Etwas in seiner ursprünglichsten Form vom natürlichen Wesen abweicht — wie es einfach der irdische Mensch selber ist, nur ausgerüstet mit dem Vermögen, heimlich herumzuwandern und Gutes oder Böses zu thun. Und wenn diejenigen, die den Todten kannten, sobald sie nicht mehr von ihm träumen, aus seinem Nichterscheinen in ihren Traumphantasien den Schluss ziehen, dass er nun ganz und unwiderruflich todt sei, so zeigt dieser Glaube, dass solchen frühesten übernatürlichen Wesen auch nur eine vorübergehende, zeitweilige Existenz zugeschrieben wird: die ersten Ansätze zu einem dauernden, unzerstörbaren Bewusstsein vom Übernatürlichen schlagen in der Regel gänzlich fehl.



In vielen Fällen ist es überhaupt zu keiner höheren Entwicklungsstufe gekommen. Das Geisterheer rekrutirt sich zwar auf der einen Seite beständig durch neue Todesfälle, verliert aber auf der andern Seite an älteren Mannschaften in dem Maasse, als die Erinnerung an diese erlischt und sie aus den Träumen der Lebenden verschwinden. So nimmt es im ganzen weder zu noch ab und keines seiner Mitglieder erringt eine hervorragendere Stellung als von mehreren Generationen anerkannte übernatürliche Macht. Bei den Zulus z. B. wird der Unkulunkulu oder der Ururalte, der Stammvater des Volkes, für unwiderstehlich oder vollkommen todt gehalten und sie suchen daher auch nur Geister aus neuerer Zeit durch Opfer zu versöhnen. Wo aber die Umstände eine Fortdauer der Darbringungen an den Gräbern begünstigen, wo auch die Vertreter jeder neuen Generation daran theilnehmen, sich von den Todten erzählen lassen und diese Überlieferung weiter übermitteln, da entsteht allmählich die Vorstellung von einem stetig fortlebenden Geist oder Gespenst. Damit prägt sich denn auch im Denken ein schärferer Gegensatz zwischen übernatürlichen und natürlichen Wesen aus. Gleichzeitig erfolgt eine bedeutende Vermehrung der Anzahl dieser vermeintlichen übernatürlichen Wesen, indem nun immer neue zur früheren Schaar hinzukommen, und immer mehr tritt die Neigung hervor, zu glauben, dass sie überall gegenwärtig und die Ursache jedes ungewöhnlichen Ereignisses seien.

Bald werden sodann den verschiedenen Geistern auch verschiedene Kräfte zugeschrieben, was eine ganz natürliche Folge der beobachteten Unterschiede zwischen den Kräften lebender Menschen ist. Wenn daher die Versöhnung gewöhnlicher Geister nur deren unmittelbaren Nachkommen obliegt, so erscheint es doch gelegentlich schon aus Klugheit geboten, auch die Geister von andern, besonders gefürchteten Männern durch Opfer zu besänftigen, obgleich dieselben keine blutsverwandtschaftlichen Ansprüche darauf haben. So zeigen sich schon sehr frühe die ersten Anfänge jener Abstufungen der übernatürlichen Wesen, die später so schroff hervortreten.

Fortwährende Kriege, die mehr als jede andere Ursache den Anstoss zu diesen ersten Differenzirungen geben, bewirken auch fernerhin eine entschiedenere Ausprägung derselben. Denn

indem als häufige und nothwendige Folge der Kriege kleine Gesellschaften zu grossen und diese zu noch grösseren verschmelzen und damit auch die Machtbefugnisse der lebenden Menschen sich immer mannigfaltiger abstufen, muss die Vorstellung von einer ähnlichen Verschiedenartigkeit des Ranges und der Gewalt unter ihren Geistern auftauchen. So entwickeln sich im Laufe der Zeit die Begriffe von grossen Geistern oder Göttern, von zahlreichen secundären Geistern oder Halbgöttern und so noch weiter abwärts — ein ganzes Pantheon; doch besteht immer noch kein wesentlicher Unterschied der Art oder Beschaffenheit zwischen ihnen, wie schon daraus zu ersehen ist, dass die gewöhnlichen Geister von den Römern *manes*-Götter und von den Hebräern *elohim* genannt wurden. Da ferner das Leben in der andern Welt nur eine Wiederholung des Lebens in dieser Welt, seiner Bedürfnisse, Beschäftigungen und socialen Einrichtungen ist, so beschränkt sich jene Differenzirung der übernatürlichen Wesen in verschiedene Rangclassen bald nicht mehr bloß auf ihre Kräfte, sondern sie greift auch auf ihren Charakter und die ganze Art ihrer Thätigkeit über. Es gibt jetzt Localgötter, Gottheiten, welche dieser oder jener Gruppe von Erscheinungen vorstehen, vor allem gute und böse Geister der mannigfachsten Art, und wo durch Eroberungskriege zwei oder mehrere Gesellschaften über einander geschichtet worden sind, die eine jede ihr eigenes System von aus dem Geisterglauben entsprungenen Dogmen haben, da entsteht eine verwickelte Combination solcher Glaubenssätze, eine förmliche Mythologie.

Da nun die Geister ursprünglich einfache Wiederbilder ihrer Originale darstellen und denselben in allen Stücken gleichen, und da die Götter (wenn nicht gar lebende Glieder eines siegreichen und herrschenden Volkes) nichts anderes als Doppelwesen der verstorbenen Mächtigen sind, so können letztere zunächst in ihrer physischen Beschaffenheit, ihren Leidenschaften und ihrem ganzen Denken und Fühlen natürlich auch nicht weniger menschlich erscheinen als andere Geister. Gleich den Doppelwesen der gewöhnlichen Todten schreibt auch ihnen der fromme Glaube das Vermögen zu, Fleisch, Blut, Brot, Wein oder was man ihnen dargebracht, zu verzehren — ursprünglich in durchaus grobstofflichem Sinne, später jedoch auf etwas geistigere Weise, indem sie nur die Essenz, das Wesen der Dinge sich aneignen sollen.



Sie erweisen sich nicht bloß als sichtbare und greifbare Persönlichkeiten, sondern lassen sich auch mit den Menschen in Kämpfe ein; sie werden verwundet und leiden Schmerzen — nur mit dem Unterschiede, dass sie wunderbare Kräfte zur Heilung der Wunden und dem entsprechend Unsterblichkeit besitzen.

Letzteres gilt jedoch nur mit einem gewissen Vorbehalt; denn nicht allein, dass wir bei den verschiedensten Völkern den Glauben finden, die Götter stürben einen ersten Tod (was da sehr natürlich ist, wo sie lebende Angehörige eines herrschenden Volkes sind, dessen Anführer von den Unterjochten wegen ihrer höheren Gewalt Götter genannt werden), sondern es kommt auch unter Culturvölkern vor, dass ein zweiter und endgültiger Tod eines Gottes für möglich gehalten wird, wie dies z. B. von Pan bekannt ist — ein Tod gleich jenem zweiten und endgültigen Tode jedes Menschen, wie ihn viele heute lebende Wilde annehmen.

Mit dem Fortschritt der Civilisation vollzieht sich eine immer bestimmtere Scheidung des Übernatürlichen vom Natürlichen. Nichts hindert die allmähliche Entkörperlichung des Geistes und des Gottes, und dieser Process wird unvermerkt durch jeden Versuch gefördert, die Vorstellungen von übernatürlichem Geschehen und Handeln consequent auszugestalten: der Gott ist bald nicht mehr greifbar, und später entzieht er sich auch den Augen und Ohren der Sterblichen. — Neben dieser Differenzirung seiner körperlichen Attribute von denen des Menschen geht, aber erheblich langsamer, eine Differenzirung seiner geistigen Eigenschaften einher. Dem Gott des Wilden wird ein Verstand zugeschrieben, der kaum oder gar nicht grösser ist als der des lebenden Menschen, und mit Leichtigkeit kann er hintergangen werden. Auch die Götter von halbcivilisirten Völkern lassen sich noch betrügen, sie selbst begehen Fehler und es reuen sie ihre Absichten, und erst nach langer, langer Zeit erhebt sich die Vorstellung von unbegrenzter Einsicht und Allwissenheit. Eine ganz entsprechende Umgestaltung erfährt gleichzeitig die Gefühlsseite des Gottes. Die grösseren Leidenschaften, ursprünglich sehr stark entwickelt und von den gläubigen Verehrern ängstlich berücksichtigt, schwächen sich immer mehr ab, bis nur noch solche Erregungen übrig bleiben, die weniger auf die Befriedigung körperlicher Begierden gerichtet sind, und zu-

letzt werden auch diese theilweise von ihrem menschlichen Beigeschmack gereinigt.

Fortwährend aber und stets von neuem wirken die Veränderungen der socialen Zustände darauf hin, die den Gottheiten zugeschriebenen Eigenschaften mit diesen selbst und ihren Anforderungen in Einklang zu bringen. Während der rein kriegerischen Thätigkeitsphase eines Volkes ist sein oberster Gott ein dräuender Herrscher, dem Ungehorsam für das grösste Verbrechen gilt, der unversöhnlich ist in seinem Grimm und erbarmungslos im Strafen, und was ihm etwa daneben von milderer Eigenschaften zuerkannt wird, das nimmt doch im socialen Bewusstsein nur eine ganz bescheidene Stelle ein. Wo aber der Militarismus zurücktritt und die ihm entsprechende harte despotische Regierungsform allmählich einer andern Platz macht, welche dem Industrialismus angepasst ist, da drängen sich immer mehr und ausschliesslicher in den Vordergrund des religiösen Bewusstseins jene Besonderheiten der göttlichen Natur, welche mit der Ethik des Friedens in Übereinstimmung stehen: göttliche Liebe, göttliche Vergebung, göttliche Barmherzigkeit — diese Charakterzüge bilden nun vorzugsweise den Gegenstand frommer Betrachtungen.

Um diese Einflüsse des geistigen Fortschritts und der Veränderungen im socialen Leben, die hier abstract dargestellt wurden, ganz klar zu erkennen, müssen wir auch noch einen Blick auf ihre concrete Erscheinung werfen. Überschaun wir ohne alle Rücksicht auf die bereits gezogenen Folgerungen die Urkunden, Denkmäler und Überlieferungen der alten Ägypter, so sehen wir deutlich, wie aus ihren primitiven Ideen von rohen thier- oder menschenähnlichen Göttern allmählich vergeistigte Vorstellungen von Göttern und schliesslich von einem Gott sich entwickelten; erst die Priesterschaft der späteren Zeiten wies den Glauben ihrer Vorgänger zurück und stellte ihn als Verderbniss dar, indem sie sich von der allgemeinen Tendenz, den frühesten Zustand für den vollkommensten zu halten, beherrschen liess — eine Tendenz, die unschwer bis auf die Theorien unserer heutigen Theologen und Mythologen herab zu verfolgen ist. Setzen wir abermals jede Speculation bei Seite und fragen wir nicht danach, welchen historischen Werth die Ilias haben möchte, sondern nehmen wir sie einfach als Zeugniß für



die frühere griechische Auffassung von Zeus und vergleichen wir diese mit den in PLATO'S Gesprächen niedergelegten Ideen, so zeigt sich unverkennbar, wie bedeutend die griechische Civilisation (in den besseren Geistern wenigstens) jene noch rein anthropomorphische Auffassung des höchsten Gottes verändert hat: seine niedrigeren menschlichen Attribute sind ganz beseitigt, seine höheren wesentlich geläutert und verklärt. Ebenso wenn wir den Gott der Juden, wie er in den ältesten Überlieferungen dargestellt ist — dem Menschen gleich im Aussehen, in seinen Begierden und Gemüthsbewegungen — vergleichen mit dem Gott aus der Zeit der Propheten: sein Machtgebiet erweitert sich in gleichem Maasse, wie sein ganzes Wesen sich immer mehr von dem des Menschen entfernt. Und halten wir die Vorstellungen von ihm dagegen, die heutzutage herrschen, so bemerken wir erst recht die ausserordentliche Umgestaltung, welche mit denselben vor sich gegangen ist. Vermöge einer wohl angebrachten Vergesslichkeit ist es so weit gekommen, dass derselbe Gott, von dem die alten Sagen erzählen, er habe die Herzen der Menschen verhärtet, damit sie strafbare Dinge verüben sollten, und einen Lügengeist ausgesandt, sie zu betrügen, in unseren Tagen der Mehrzahl als eine Verkörperung von Tugenden erscheint, die unsere höchsten Vorstellungen übersteigen.

Wir haben also die Thatsache anzuerkennen, dass im Geiste des primitiven Menschen weder eine religiöse Idee noch ein religiöses Gefühl existirt, finden aber zugleich, dass im Laufe der socialen Entwicklung und der sie begleitenden Entwicklung des Verstandes sowohl die Ideen als die Gefühle ins Leben gerufen werden, die wir als religiöse unterscheiden, und dass dieselben unter dem Einfluss einer deutlich übersehbaren Kette von Ursachen alle jene oben angedeuteten Stadien durchlaufen haben, um endlich bei den civilisirten Völkern ihre gegenwärtigen Formen zu erreichen.

## §. 657.

Und nun, welchen Schluss dürfen wir daraus in Bezug auf die Entwicklung religiöser Ideen und Gefühle in der Zukunft ziehen? Auf der einen Seite wäre es unverständlich, anzunehmen, dass jener Process, welcher das religiöse Bewusstsein bis zu seiner heutigen Form empor geführt hat, jetzt plötzlich aufhören

werde. Nicht minder ungereimt wäre aber anderseits die Meinung, dieses religiöse Bewusstsein, das sich doch, wie wir gesehen haben, auf ganz natürliche Weise entwickelt hat, werde etwa völlig verschwinden und eine klaffende Lücke hinterlassen. Offenbar muss es noch weitere Umgestaltungen erfahren und dabei, wenn auch noch so sehr verändert, doch zu existiren fortfahren. — Welche Veränderungen sind nun wohl zu erwarten? Wenn wir den oben angedeuteten Process auf seinen einfachsten Ausdruck zurückführen, wird sich uns die Möglichkeit einer befriedigenden Antwort eröffnen.

Wie in den „Grundlagen der Philosophie“, §. 96 dargelegt worden ist, wird die Entwicklung in ihrem ganzen Verlaufe begleitet und in der Regel abgeändert durch die Auflösung, welche sie schliesslich wieder aufhebt und zu nichte macht; und die zu Tage tretenden Veränderungen sind gewöhnlich nur das Differenzresultat aus dem Widerstreit des Strebens nach Integration und Desintegration. Diese allgemeine Wahrheit müssen wir im Auge behalten, um Entstehung und Verfall von Religionssystemen richtig zu verstehen und die Zukunft derjenigen unserer Zeit mit einiger Wahrscheinlichkeit vorausbestimmen zu können. Während jener früheren Stadien, welche eine Hierarchie von Göttern, Halbgöttern, Manen und Geistern verschiedener Art und Rangabstufung erzeugen, pflegt die Entwicklung mit nur unbedeutender Beeinträchtigung weiter zu schreiten. Indem das so entstandene wohlgefügte mythologische Gebäude an Bestandtheilen zunimmt, d. h. die Menge seiner übernatürlichen Wesen vermehrt, erlangt es zugleich immer grössere Ungleichartigkeit und grössere Bestimmtheit in der Anordnung seiner Theile und in den Attributen eines jeden derselben. Allein die entgegenwirkende Auflösung gewinnt doch schliesslich die Oberhand. Je weiter die Erkenntniss von der natürlichen Verursachung alles Geschehens sich ausbreitet, in desto lebhafteren Widerspruch tritt sie mit dieser mythologischen Entwicklung, bis sie ganz unmerklich diejenigen ihrer Glaubenssätze untergraben hat, die am wenigsten mit dem fortschreitenden Wissen vereinbar sind. Von Dämonen und all' den untergeordneten Gottheiten, welche je ihr besonderes Theilgebiet der Natur zu verwalten haben, ist immer weniger die Rede, je allgemeiner die Beobachtung lehrt, dass die ihnen zugeschriebenen



Erscheinungen einer gesetzmässigen Ordnung folgen, und auf solche Weise verflüchtigen sich allmählich diese minder bedeutenden Elemente der Mythologie. Zu gleicher Zeit wächst die Überlegenheit des grossen Gottes, welcher an der Spitze des ganzen Gebäudes steht, und immer weiter greift die Neigung um sich, ihm Wirkungen zuzuschreiben, die früher auf eine grosse Zahl übernatürlicher Wesen vertheilt waren: es findet eine Integration der Kräfte statt. Und indem sich daraus folgerichtig die Vorstellung von einer allmächtigen und allgegenwärtigen Gottheit entwickelt, gehen in demselben Maasse auch nach und nach die ihr beigelegten menschlichen Attribute verloren: die Auflösung beginnt selbst die höchste Persönlichkeit in Hinsicht auf die ihr zugeschriebene Form und Wesensbeschaffenheit anzugreifen.

Bereits ist dieser Process, wie wir sahen, in den fortgeschritteneren Gesellschaften und besonders bei ihren höher stehenden Vertretern so weit gediehen, dass alle geringeren übernatürlichen Kräfte in einer einzigen übernatürlichen Macht aufgegangen sind, und schon jetzt hat diese eine Macht durch „De-Anthropomorphosirung“, wie es FISKE treffend nennt, alle gröberen menschlichen Attribute abgestreift. Sofern die Dinge auch fortan denselben allgemeinen Verlauf nehmen wie bisher, so ist vorauszusehen, dass diese Abstreifung menschlicher Attribute noch weiter gehen wird. Fragen wir uns, was für positive Veränderungen hienach zu gewärtigen sind.

Zwei Factoren müssen zusammenwirken, um solche hervorzubringen. Es sind dies einmal die Ausbildung jener höheren Gefühle, welche nicht länger dulden, dass einer Gottheit niedrigere Gefühle zugeschrieben werden, und zweitens die intellectuelle Entwicklung, welche bei den früher anerkannten rohen Erklärungen keine Befriedigung mehr finden kann. Natürlich werde ich, um die Wirkungen dieser Factoren darzulegen, auch auf einige zurückkommen müssen, die allbekannt sind, allein dieselben fordern im Zusammenhang mit andern wenigstens eine kurze Berücksichtigung.

#### §. 658.

Die Grausamkeit eines fidschianischen Gottes, der die Seelen der Todten verzehrt und sie dabei grässlich martert, ist gering

im Vergleich mit derjenigen eines Gottes, der die Menschen zu ewigen Qualen verdammt; und dass man ihm diese Grausamkeit zuschreiben soll — obschon es in kirchlichen Formeln regelmässig geschieht, in Predigten noch gelegentlich wiederholt und immer noch hie und da durch bildliche Darstellungen bekräftigt wird — fängt doch allmählich an für die feiner Fühlenden so unerträglich zu werden, dass manche Theologen dies entschieden in Abrede stellen, andere diesen Punkt in ihren Betrachtungen wenigstens mit Stillschweigen übergehen. Offenbar kann diese Veränderung nicht eher aufhören, als bis der Glaube an Hölle und Verdammniss gänzlich verschwunden ist.

Nicht wenig wird zu seinem Verschwinden auch ein wachsender Abscheu vor Ungerechtigkeit beitragen. Adams Kinder alle durch Hunderte von Generationen hindurch mit schrecklichen Strafen heimzusuchen, für ein kleines Vergehen, an dem sie gar keine Schuld tragen; jeden Menschen zu verdammen, der sich nicht des vorgeschriebenen Mittels bedient, um die Vergebung seiner Sünden zu erlangen, eines Mittels, von dem die allermeisten Menschen nie etwas gehört haben, und die Versöhnung dadurch zu bewerkstelligen, dass ein Sohn hingeopfert wird, der vollkommen schuldlos war, nur um der vermeintlichen Nothwendigkeit eines Sühnopfers Genüge zu leisten — das ist ein Verfahren, von dem wir uns, wenn es einen menschlichen Herrscher beträfe, mit dem Ausdruck des grössten Entsetzens abwenden würden; und es kann wohl kaum mehr lange dauern, bis es einfach unmöglich erscheint, der Höchsten Ursache aller Dinge so etwas zuzuschreiben, wie denn auch jetzt schon die Schwierigkeit lebhaft genug empfunden wird.

Ebenso muss endlich die Ansicht aussterben, dass eine Macht, die in unzähligen Welten im ganzen unermesslichen Raum gegenwärtig ist und die während der früheren Existenz der Erde Millionen von Jahren hindurch keiner Verehrung von seiten ihrer Bewohner bedurfte, auf einmal von einer wunderbaren Gier nach Ruhm ergriffen worden sei und nun, nachdem sie die Menschen erschaffen, denselben zürne, wenn sie ihr nicht beständig zurufen, wie gross sie ist. Wenn nur erst die Menschen sich dem verblendenden Zauber alt überlieferter Eindrücke, der sie am Denken verhindert, einigermaassen entzogen haben, so werden sie gewiss gegen einen solchen Charakterzug im Bilde



Gottes protestiren, der nichts weniger als verehrungswürdig ist.

Gleiches gilt aber auch von mancherlei logischen Unzuträglichkeiten, welche für den heranreifenden Verstand mehr und mehr auffällig werden. Sehen wir auch ganz ab von den längst erörterten Schwierigkeiten, dass verschiedene der Wesenseigenschaften Gottes mit den anderweitig ihm beigelegten Attributen in Widerspruch stehen — dass es z. B. einem Gott, der bereut, was er gethan hat, entweder an Macht oder an Voraussicht mangelt, oder dass sein Zorn ein Ereigniss voraussetzt, das seinen Absichten zuwiderlief und dadurch die Unvollkommenheit seiner Einrichtungen beweist — so stossen wir doch auf die tieferliegende Schwierigkeit, dass solche ebenso wie überhaupt alle Gemüthsbewegungen nur in einem Bewusstsein möglich sind, das begrenzt ist. Jeder Gemüthsbewegung gehen gewisse Gedanken voraus und solche Gedanken pflegt man Gott allgemein zuzuschreiben: es wird berichtet, wie er dies oder jenes höre und dadurch in seinen Gefühlen beeinflusst werde. Mit andern Worten, die Vorstellung von einer Gottheit, welche diese Charakterzüge aufweist, bleibt nothwendig anthropomorphisch, nicht bloß in dem Sinne, dass die ihr zugeschriebenen Gemüthsbewegungen dieselben sind wie die eines Menschen, sondern auch insofern, als sie Bestandtheile eines Bewusstseins bilden, das sich gleich dem menschlichen Bewusstsein aus auf einander folgenden Zuständen zusammensetzt. Und eine solche Vorstellung vom göttlichen Bewusstsein ist unvereinbar mit dem anderweitig aufgestellten Dogma von der Unveränderlichkeit sowohl als von der Allwissenheit Gottes. Denn ein Bewusstsein, das aus durch äussere Dinge und Geschehnisse verursachten Ideen und Gefühlen besteht, kann sich nicht zu gleicher Zeit mit allen Dingen und allem Geschehen im ganzen Weltall beschäftigen. Wenn der Mensch an ein göttliches Bewusstsein glauben will, so muss er davon absehen, sich dabei das zu denken, was man gewöhnlich unter Bewusstsein versteht — er muss sich mit Sätzen begnügen, die aus leeren Worten aufgebaut sind; und solche blossen Behauptungen, welche sich gar nicht in wirkliche Gedanken übertragen lassen, werden ihn gewiss immer weniger und weniger zu befriedigen vermögen.

Ganz ähnliche Ungereimtheiten kommen natürlich zum Vor-

schein, sobald wir den Willen Gottes etwas näher betrachten. Solange man darauf verzichtet, dem Worte Wille eine bestimmte Bedeutung unterzulegen, kann man wohl sagen, dass die Ursache aller Dinge Willen besitze, wenigstens ebenso gut wie man etwa sagen könnte, ein Kreis besitze Gefallsucht; geht man aber von den Wörtern zu den Gedanken über, die sie ausdrücken sollen, so zeigt sich, dass wir die Glieder des einen Satzes ebenso wenig im Bewusstsein zu vereinigen im Stande sind als die des andern. Wer sich von irgend einem fremden Willen einen Begriff zu machen wünscht, der muss dies in den Formen seines eigenen Willens thun, denn dieser ist ja der einzige ihm unmittelbar bekannte Wille — alle andern Willen kennt er nur aus Analogieschlüssen. Der Wille aber, wie ein jeder sich desselben bewusst ist, setzt einen Beweggrund voraus — einen treibenden Wunsch nach irgend etwas; vollkommene Indifferenz schliesst die Vorstellung vom Willen einfach aus. Überdies ist mit dem Worte Wille, da er eben einen treibenden Wunsch voraussetzt, auch die Mitbezeichnung von einem Zweck gegeben, den es zu erreichen gilt und mit dessen Erreichung der Wille selbst aufhört, um einem andern Willen Platz zu machen, der auf einen andern Zweck gerichtet ist. Mit anderen Worten: Wille hat ebenso wie Gemüthsbewegung eine Reihe von Bewusstseinszuständen zur nothwendigen Voraussetzung. Die Vorstellung von einem göttlichen Willen involvirt also gleich derjenigen vom menschlichen Willen, von welcher sie ja auch abgeleitet ist, Localisirung in Raum und Zeit, indem eben das Wollen jedes einzelnen Zweckes für eine Zeit lang das Wollen anderer Zwecke aus dem Bewusstsein ausschliesst und daher unvereinbar ist mit jener allgegenwärtigen Thätigkeit, welche gleichzeitig auf eine unendliche Zahl von Zwecken hinarbeiten soll.

Nicht anders steht es mit dem Verstande, den man Gott zuzuschreiben pflegt. Ohne uns bei dem reihenartigen Charakter und der Beschränktheit aufzuhalten, die hier wie bei den vorigen Eigenschaften nothwendig gegeben sind, sei nur darauf hingewiesen, dass Verstand in der Form, wie er für uns allein vorstellbar ist, andere Existenzen voraussetzt, welche von ihm unabhängig sind und sich ihm als Objecte darstellen. Er beruht ja darauf, dass Veränderungen in ihm in letzter Linie durch ausser ihm liegende Thätigkeiten hervorgerufen werden — dass Dinge



ausserhalb des Bewusstseins Eindrücke erzeugen und von diesen Eindrücken Ideen abgeleitet werden. Wer von einem Verstande spricht, der in Abwesenheit aller solchen ausser ihm liegenden Thätigkeiten existiren soll, der verwendet ein sinnloses Wort. Der weiteren Folgerung, dass die erste Ursache, wenn man ihr Verstand zuschreiben will, beständig durch von ihr unabhängige objective Thätigkeiten afficirt werden müsste, wird vielleicht entgegengehalten werden, dass diese erst durch den Schöpfungs-act zu solchen geworden und früher in der ersten Ursache eingeschlossen gewesen seien. Darauf antworte ich aber einfach: in diesem Falle würde der ersten Ursache vor jenem Schöpfungs-acte jeder Anstoss dazu gefehlt haben, in sich derartige Veränderungen zu erzeugen, wie sie nach unserem Sprachgebrauch den Verstand ausmachen; sie müsste also gerade zu der Zeit verstandeslos gewesen sein, wo sie des Verstandes am allermeisten bedurfte. Es ist somit wohl klar genug, dass der vom höchsten Wesen ausgesagte Verstand in keiner Hinsicht dem entspricht, was wir unter diesem Worte verstehen. Es ist ein Verstand, dem alle seine Wesenseigenschaften genommen sind.

Diese und viele andere Schwierigkeiten, die z. Th. schon oft besprochen, nie aber gelöst worden sind, müssen die Menschen über kurz oder lang dazu zwingen, die erste Ursache allmählich auch der höheren anthropomorphischen Züge ebenso zu entkleiden, wie sie es in betreff der niederen schon längst gethan haben. Jene Vorstellung, die von Anfang an in beständiger Erweiterung begriffen war, muss sich auch fernerhin noch immer mehr erweitern, bis sie durch Verflüchtigung ihrer letzten Grenzen zu einem Bewusstsein wird, das weit über die Formen des bestimmten Denkens hinausgeht, obgleich es nie aufhören wird, ein Bewusstsein zu bleiben.

## §. 659.

Wie soll denn aber, wird man fragen, zuletzt ein solches Bewusstsein vom Unerkennbaren, dessen Wahrheit und Richtigkeit doch hier stillschweigend angenommen wird, erreicht werden können durch allmähliche Umgestaltung einer Vorstellung, die selber grundfalsch war? Der Geistertheorie des Wilden fehlt jeder thatsächliche Anhalt. Das körperliche Doppelwesen des Todten, an das er so fest glaubt, hat nie und unter keiner Form

existirt. Und wenn durch allmähliche Entkörperlichung dieses Doppelwesens die Vorstellung von übernatürlichen Wesen im allgemeinen entstanden ist — wenn die Vorstellung von einer Gottheit durch Fortsetzung dieses Processes sich ausbildete, indem einzelne der menschlichen Attribute verloren gingen und andere gänzlich umgewandelt und verklärt wurden — muss nicht auch jene hochentwickelte und völlig geläuterte Vorstellung, welche sich ergeben wird, wenn der erwähnte Process bis zu seiner äussersten Grenze fortgeführt wird, gleichfalls ein Truggebilde sein? Wenn der ursprüngliche Glaube absolut falsch war, so muss sicherlich auch jeder davon abgeleitete Glaube ebenso absolut falsch sein.

Dieser Einwand sieht sehr gefährlich aus, und er wäre es jedenfalls, wenn seine Prämisse richtig wäre. So unerwartet dies auch der Mehrzahl unserer Leser kommen mag, wir haben doch nichts anderes darauf zu antworten, als dass von Anfang an ein Körnchen Wahrheit in der primitiven Vorstellung enthalten war — die Wahrheit nämlich, dass die Macht, welche sich im Bewusstsein kundgibt, nur eine anders bedingte Form der Macht ist, welche sich ausserhalb des Bewusstseins kundgibt.

Jede willkürliche Handlung liefert dem primitiven Menschen den Beweis für eine Quelle von Kraft in seinem Ich. Nicht als ob er über seine inneren Erfahrungen nachdächte; aber in diesen Erfahrungen liegt auf alle Fälle dieser Begriff verborgen. Wenn er in seinen Gliedern und durch sie auch in andern Dingen Bewegung erzeugt, so wird er sich des begleitenden Gefühls einer Anstrengung bewusst. Und dieses Gefühl von Anstrengung, welches als empfundenenes Antecedens von durch ihn hervorgerufenen Veränderungen erscheint, wird zum vorgestellten Antecedens auch von solchen Veränderungen, die er nicht selbst bewirkt hat — es liefert ihm das Denkelement, vermittelst dessen er sich die Entstehung dieser objectiven Veränderungen vorstellen kann. Anfänglich zieht diese Idee, dass Muskelkraft das Antecedens aller ungewöhnlichen Ereignisse in seiner Umgebung sei, noch das ganze Heer der damit verknüpften Ideen nach sich. Er denkt sich die vermeintliche Anstrengung ausgeübt von einem Wesen, das ihm aufs Haar gleicht. Im Laufe der Zeit werden diese Doppelwesen der Todten, welche der Glaube als treibende Gewalten hinter jedem Ereigniss mit Ausnahme



nur der alltäglichsten Vorgänge erblickt, in der Vorstellung bedeutend umgestaltet. Nicht nur dass sie eine weniger grobmaterielle Beschaffenheit erlangen: einige von ihnen entwickeln sich auch zu wichtigeren Persönlichkeiten und werden die Leiter und Verwalter gewisser Gruppen von Erscheinungen, welche, indem sie einen vergleichsweise regelmässigen Gang einhalten, den Glauben an solche Wesen veranlassen und begünstigen, die mächtiger als der Mensch und zugleich in ihrer Handlungsweise viel weniger schwankend sind. So kommt es denn, dass die Idee von Kraft, als Ausfluss solcher Wesen gedacht, sich immer weniger innig mit der Idee von einem menschlichen Geist verknüpft. Weitere Fortschritte lassen zahlreiche geringere übernatürliche Agentien in eine allgemeine Macht zusammenfliessen, machen die Umrisse der Persönlichkeit dieser letzteren immer unbestimmter, während sie dieselbe zugleich ins Unbegrenzte ausdehnen, und wirken auf diese Weise beständig dahin, den objectiven Kraftbegriff noch schärfer von der Kraft zu trennen, die als solche unmittelbar im Bewusstsein erkannt wird, bis diese Scheidung ihr Extrem im Geiste des Mannes der Wissenschaft erreicht, welcher zur Erklärung nicht allein der sichtbaren Veränderungen greifbarer Körper, sondern alles physischen Geschehens überhaupt bis hinauf zu den Schwingungen des ätherischen Mediums nur das Denkelement Kraft verwendet. Nichtsdestoweniger aber schwebt ihm, so oft er an diese Kraft denkt (sei es Kraft in jener statischen Form, vermöge deren die Materie Widerstand leistet, sei es in jener dynamischen Form, die wir als Energie oder lebendige Kraft unterscheiden), als Urbild stets jene innere Energie vor, deren er sich als Muskelanstrengung bewusst ist: sein Denken bewegt sich in der Sprache dieser inneren Erfahrung — er kann es nicht vermeiden, die objective Kraft in Ausdrücken, die von subjectiver Kraft hergenommen sind, darzustellen, da ihm jedes andere Symbol fehlt.

Welche Bedeutung hat dies nun für uns? Jene innere Energie, welche nach den Erfahrungen des primitiven Menschen stets das unmittelbare Antecedens der von ihm bewirkten Veränderungen war — jene Energie, die er, wenn es sich um die Erklärung äusserer Vorgänge handelte, in seinem Denken stets mit denselben Attributen einer menschlichen Persönlichkeit in Zusammenhang brachte, mit denen sie in ihm selbst verbunden

erschien, ist dieselbe Energie, welche, von jeder menschlichen und menschenähnlichen Zuthat befreit, nun als die Ursache aller äusseren Erscheinungen dargestellt wird. Das letzte Stadium, das wir erreicht haben, ist Anerkennung der Wahrheit, dass Kraft, wie sie ausserhalb des Bewusstseins existirt, nicht dem gleich sein kann, was wir als Kraft innerhalb desselben kennen, und dass trotzdem beide, da jede von ihnen die andere zu erzeugen im stande ist, nur verschiedene Äusserungen eines und desselben Principis sein können. Das Endergebniss jener vom primitiven Menschen schon begonnenen Speculation ist also, dass die Macht, welche sich in dem ganzen als materielle Welt unterschiedenen Universum kundgibt, eins ist mit der Macht, die in der Form von Bewusstsein aus unserm eigenen Innern hervorquillt.

Es trifft daher keineswegs zu, dass die obige Darstellung darauf hinauslaufe, aus einem Glauben, der grundfalsch war, eine richtige Ansicht hervorentwickeln zu wollen. Vielmehr erweist sich die höchste und letzte Form des religiösen Bewusstseins als abschliessendes Entwicklungsproduct eines Bewusstseins, das von Anfang an einen allerdings durch mancherlei Irrthümer verdunkelten Keim von Wahrheit enthielt.

#### §. 660.

Wer der Meinung ist, dass die Wissenschaft religiöse Überzeugungen und Gefühle untergrabe oder zerstöre, der scheint ganz übersehen zu haben, dass der Charakter des Geheimnissvollen in demselben Maasse, als er der alten Erklärung genommen wird, sich auf die neue überträgt. Ja man könnte sogar eher behaupten, dass er bei dieser Übertragung noch verstärkt werde, denn an Stelle einer Erklärung, die scheinbar sehr wohl begreiflich ist, setzt die Wissenschaft eine andere, die nur ein bisschen tiefer auf den Grund der Dinge führt, um uns hier vor dem ausgesprochen Unerklärbaren stehen zu lassen.

Der Fortschritt der Wissenschaft ist in gewissem Sinne eine unaufhörliche Verwandlung der Natur. Wo die gewöhnliche Wahrnehmung nur die reinste Einfachheit erblickte, da offenbart sie uns die grösste Verwickeltheit; wo absolute Ruhe zu herrschen schien, da enthüllt sie intensives Leben, und wo für das ungeschulte Auge der leere Raum ausgebreitet war, da findet



sie ein wunderbares Spiel von Kräften. Jede Generation der Physiker entdeckt in der sogenannten „rohen Materie“ neue Kräfte, die nur wenige Jahre früher der kenntnisreichste Forscher für unglaublich erklärt haben würde, wie z. B. das Vermögen einer einfachen Eisenplatte, die durch articulirtes Sprechen erzeugten verwickelten Luftschwingungen aufzunehmen, um sie in eine Unzahl der verschiedenartigsten elektrischen Bewegungen zu verwandeln, die tausend Meilen weiter durch eine andere Eisenplatte zurückübersetzt und abermals als articulierte Laute hörbar gemacht werden. Wenn der Erforscher der Natur sieht, wie die ihn umgebenden festen Körper, so todte sie auch erscheinen, sich doch gegen unendlich schwache Kräfte empfindlich zeigen — wenn das Spectroskop ihm beweist, dass gewisse Molecüle auf der Erde harmonisch schwingen mit solchen auf fernen Gestirnen — wenn sich ihm die Überzeugung aufdrängt, dass jeder Punkt im Raume von unzähligen Schwingungen erfüllt ist, die ihn jeden Augenblick nach allen Richtungen durch-eilen — dann neigt er gewiss viel weniger zu der Vorstellung von einem Universum, das nur aus totdter Materie besteht, als zu der Vorstellung von einem Universum, das allüberall belebt ist — nicht zwar belebt in dem gewöhnlichen beschränkten, wohl aber belebt in einem allgemeineren Sinne.

Diese Verwandlung der Natur, welche die Untersuchungen der Physiker in stets zunehmendem Maasse fördern, wird unterstützt durch jene andere Verwandlung, welche das Ergebniss metaphysischer Untersuchungen ist. Die subjective Analyse nöthigt uns zu dem Geständniss, dass alle unsere wissenschaftlichen Erklärungen der Erscheinungen, welche die Objecte darbieten, doch immer nur in der Sprache unserer mannigfach combinirten Empfindungen und Ideen wiedergegeben sind, d. h. dass zum Ausdruck derselben lauter unserem eigenen Bewusstsein angehörende Elemente dienen, die blosse Symbole des jenseits des Bewusstseins liegenden Etwas sind. Wenn auch unsere ursprünglichen Anschauungen im weiteren durch die Analyse wieder in ihre Rechte eingesetzt werden, insofern nämlich, als dieselbe zeigt, dass hinter jeder Gruppe von Erscheinungskombinationen stets ein „Nexus“, ein causaler Zusammenhang existirt, jene Realität, die inmitten des Wechsels der Erscheinungen unverändert bleibt, so erkennen wir doch zugleich, dass dieser

Nexus der Realität unserem Bewusstsein auf ewig unzugänglich sein wird. Erinnern wir uns ferner nochmals, dass die Thätigkeiten oder Vorgänge, welche das Bewusstsein ausmachen, da sie streng in ihre Grenzen gebannt sind, unmöglich die jenseits dieser Grenzen liegenden Vorgänge in oder zwischen sich aufzunehmen im stande sind, dass letztere aus diesem Grunde unbewusst erscheinen, obgleich der Umstand, dass die einen durch die andern hervorgerufen werden können, darauf hinzuweisen scheint, dass sie wesentlich gleicher Natur seien — so verleiht diese Nothwendigkeit, in der wir uns befinden, unsere auf die äussere Energie bezüglichen Gedanken in Ausdrücke der inneren Energie zu kleiden, dem Universum wahrlich eher ein spiritualistisches als ein materialistisches Aussehen; bei weiterem Nachdenken jedoch überzeugen wir uns endlich, dass eine in Erscheinungskundgebungen ausgedrückte Vorstellung von dieser höchsten Energie uns überhaupt in keiner Weise über deren wahres Wesen aufklären kann.

Wenn also die Ansichten, zu denen die wissenschaftliche Analyse führt, jedenfalls nicht geeignet erscheinen, den eigentlichen Gegenstand der Religion zu vernichten, sondern denselben einfach umgestalten und läutern, so strebt die Wissenschaft in ihren concreten Formen stets das Wirkungsgebiet für das religiöse Gefühl zu erweitern. Von jeher ist der Fortschritt des Wissens verbunden gewesen mit einer Zunahme des Fassungsvermögens für das Wunderbare. Unter den heutigen Wilden sind es gerade die am tiefsten stehenden, welche die geringste Überraschung verrathen, wenn man ihnen merkwürdige Kunsterzeugnisse der Civilisation zeigt; allgemein ist das Staunen der Reisenden über ihre Gleichgültigkeit. Und so wenig werden sie des Wunderbaren in den grossartigsten Naturerscheinungen gewahr, dass sie jede Frage hierüber für kindische Spielerei halten. — Dieser Gegensatz in der geistigen Verfassung zwischen den niedrigsten menschlichen Wesen und den uns umgebenden höherstehenden wiederholt sich einigermassen bei diesen letzteren selbst in Gestalt verschiedener Abstufungen. Weder der Bauer noch der Handwerker noch der Kaufmann pflegt im Ausbrüten eines Hühnchens mehr als etwas ganz Selbstverständliches zu erblicken; der Biologe aber geräth in das höchste Erstaunen, wenn er mit seiner Untersuchung der Lebenserschei-



nungen so weit als überhaupt möglich vorgedrungen ist und nun an einem Klümpchen Protoplasma unter dem Mikroskop Leben in seiner einfachsten Form vor sich sieht: er erkennt, dass, wie immer er die Vorgänge desselben formuliren mag, das eigentliche Spiel der Kräfte für ihn ein unvorstellbares Geheimniss bleibt. Eine Alpenschlucht wird in einem gewöhnlichen Touristen oder in dem Gamsjäger, der über ihm auf den Bergen herumklettert, kaum andere Ideen hervorrufen, als die sich auf die Jagd oder die Schönheit der Landschaft beziehen. In dem Geologen aber, der beobachtet, dass der durch Gletschereis geglättete Fels, auf dem er sitzt, seit jener weit hinter den Anfängen der menschlichen Civilisation zurückliegenden Zeit durch Verwitterung kaum einen halben Zoll von seiner Oberfläche verloren hat, und der nun den langsamen Verlauf der Auswaschung, welche das ganze Thal ausgehöhlt hat, sich vorzustellen sucht, steigen Gedanken über Zeiten und Kräfte auf, die jenen völlig fremd sind — Gedanken freilich, deren gänzliche Unzulänglichkeit ihrem Gegenstande gegenüber er lebhaft genug empfindet. Erst recht als vergebliches Beginnen jedoch erscheinen sie ihm, wenn sein Blick auf die gewundenen Gneisssschichten zu seinen Füßen fällt, denn diese erzählen ihm von einer unmessbar fernliegenden Vergangenheit, wo sie noch in halb flüssigem Zustande weit unter der Erdoberfläche begraben lagen, und weisen sogar auf eine noch unendlich viel frühere Zeit zurück, wo ihre Bestandtheile in Form von Sand und Schlamm an den Ufern eines Urmeeres abgelagert waren. Ebensowenig sind es etwa jene alten Völker, welche glaubten, dass der Himmel auf den Bergspitzen aufruhe, noch auch die modernen Erben ihrer Kosmogonie, welche es wiederholen, dass „die Himmel verkündigen die Ehre Gottes“, bei denen wir die grossartigsten Vorstellungen vom Weltganzen oder die höchste Stufe einer durch dessen Betrachtung erzeugten wahren Bewunderung antreffen. Diese haben wir vielmehr bei dem Astronomen zu suchen, welcher in der Sonne eine Masse von solcher Grösse erkennt, dass unsere ganze Erde in einen ihrer Flecken versenkt werden könnte, ohne auch nur seine Ränder zu berühren, und welchem jede Verbesserung des Teleskops eine neue Menge solcher Sonnen zum Theil von noch viel bedeutenderem Umfang enthüllt.

Auch in Zukunft wie bisher werden höhere Begabung und

tieferer Einsicht dieses Gefühl eher verstärken als abschwächen. Gegenwärtig besitzt auch der umfassendste und gelehrteste Geist weder die Kenntniss noch die Fähigkeit, die nöthig wären, um die Gesammtheit der Dinge in Gedanken wiederzugeben. Mit der einen oder andern Seite der Natur vollauf beschäftigt, weiss der Mann der Wissenschaft gewöhnlich lange nicht genug von ihren übrigen Gebieten, um sich auch nur eine rohe Vorstellung von dem Umfang und der Verwickeltheit aller ihrer Erscheinungen machen zu können; und selbst wenn wir annehmen dürften, Jemand habe genügende Kenntnisse von allen Gebieten, so wäre er doch deshalb noch nicht im stande, sie als ein Ganzes zu denken. In späterer Zeit mag er vielleicht, mit einem erweiterten und gekräftigten Verstande ausgerüstet, fähig werden, sich ein unbestimmtes Bewusstsein von ihrer Gesammtheit zu bilden. Wir können uns dies ungefähr so denken: gleichwie ein musikalisch ungebildeter Mensch, der höchstens eine einfache Melodie zu geniessen versteht, unmöglich die mannigfaltig verschlungenen Perioden und Harmonien einer Symphonie erfassen kann, während dieselben doch im Geiste des Componisten wie des Dirigenten sich zu verwickelten musikalischen Effecten verbunden haben, die ein weit grossartigeres Gefühl wachrufen, als es für den Unmusikalischen jemals erreichbar wäre — so mag in Zukunft ein höher entwickelter Verstand den Lauf der Dinge, den wir jetzt nur stückweise übersehen, in seinem vollen Umfang zu erfassen im stande sein, und das ein solches Denken begleitende Gefühl wird ebenso hoch über dem des heutigen gebildeten Menschen stehen, wie dieses über das Fühlen des Wilden sich erhebt.

Und dieses Gefühl wird wohl kaum abgeschwächt, sondern vielmehr gesteigert werden durch die erkenntnisstheoretische Untersuchung, welche ihn zwar zum Agnosticismus nöthigt, gleichwohl aber ihn fortwährend dazu drängt, wenigstens mit Hilfe der Einbildungskraft irgend eine Lösung des grossen Welt-räthsels zu versuchen, das doch, wie er weiss, nie gelöst werden kann. Dies muss ihm besonders lebhaft zum Bewusstsein kommen, wenn er sich erinnert, dass gerade die Begriffe von Anfang und Ende, Ursache und Zweck blos relative, dem menschlichen Denken eigenthümliche Begriffe sind, welche höchst wahrscheinlich für die alles menschliche Denken übersteigende höchste



Realität gar keine Bedeutung haben, und wenn er anderseits, obschon nahezu überzeugt, dass „Erklärung“ ein Wort ist, das keinen Sinn mehr hat, sobald es auf diese höchste Realität angewendet wird, dennoch den inneren Zwang empfindet, zu denken, es müsse irgend eine Erklärung zu finden sein.

Eins aber muss er immer klarer erkennen — die Wahrheit, dass es ein unerforschliches Sein oder Wesen gibt, dessen Kundgebungen ihm überall entgegentreten, für das er jedoch weder Anfang noch Ende zu finden oder auch nur sich vorzustellen vermag. Inmitten all dieser Geheimnisse, die um so geheimnisvoller werden, je mehr er über sie nachdenkt, bleibt ihm stets die eine unbedingte Gewissheit, dass er sich in jedem Augenblicke einer unendlichen und ewigen Energie gegenüber befindet, der alles Dasein entströmt.

---

## Literaturnachweise.

Um die Quelle für irgend eine Angabe im Text zu finden, möge man folgendermaassen verfahren. Nachdem man sich die Nummer des Paragraphen gemerkt, in welchem die Angabe steht, suche man in dem vorliegenden Verzeichniss die entsprechende fettgedruckte Ziffer auf. Unter den dahinter stehenden Namen ist dann derjenige des Stammes, Volkes oder Landes aufzusuchen, von dem jene Angabe handelt (die Namen stehen hier in derselben Ordnung, wie sie im Text auf einander folgen); um sie leichter auffindbar zu machen, sind diese Namen *cursiv* gedruckt. In der auf den Namen folgenden Klammer sind nun der Name des Autors durch seine Anfangsbuchstaben und dahinter der Band und die Seite des betreffenden Werkes bezeichnet, und wo mehrere Werke desselben Verfassers in Frage kommen, ist der abgekürzte Titel desjenigen beigelegt, in dem sich die citirte Stelle findet. Die Bedeutung dieser Abkürzungen endlich, deren ich mich bedienen musste, um Raum zu sparen und die überflüssige Wiederholung der ganzen Titel zu vermeiden, ist aus dem zweiten Verzeichniss zu ersehen, wo hinter den in alphabetischer Ordnung aufgeführten Namen der Autoren u. s. w. die vollen Titel der angezogenen Werke angegeben sind.

§ 583. *Taubstumme* (Kit. 200; Sm. 4) — *Weddas* (Harts. 413) — *Dor* (Heug. 195) — *Bongo* (Schw. I, 304—305) — *Zulus* (Gard. 72) — *Latuki* (Bak. I, 247—250). § 584. *Australier* (Smy. I, 107) — *Malagassen* (Rév. 9—11) — *Japaner* (Sat. 87; 79—80) — *Indien* (Ly. 18) — *Griechen* (Pla. IV; Gro. III, 187). § 585. *Zulu* (Call. 230—231) — *Andamanesen* (J. A. I. XII, 162) — *Waraus* (Brett 362) — *Chinooks* (U. S. Ex. V, 118) — *Andamanesen* (J. A. I. XII, 142) — *Waraus* (Bern. 53) — *Urua* (Cam. II, 110) — *Zulus* (F. S. A. J. II, 29) — *Nicaragua* (Banc. II, 801) — *Ahts* (Banc. III, 521) — *Gonds* (His. 19) — *Ukiah und Sanels* (Banc. III, 524) — *Zulus* (Call. 372) — *Schilluk* (Schw. I, 91) — *Indianer* (School. V, 403) — *Indianer* (id. ibid.) — *Chibchas* (Boll. 12) — *China* (Edk. 42) — *Altengland* (Kem. II, 208—209) — *Mongolen* (Prsch. I, 76) — *Vera Paz* (Banc. II, 799) — *Moskitos* (Banc. I, 744) — *Wakhutu*



(Thoms. I, 190) — *Afrika* (Pinto I, 124) — *Borneo* (Bock 78) — *Griechen* (Mau. II, 33—34) — *Aegypten* (Klunz. 103—105) — *Gambia* (Ogilby 369) — *Blantyre* (Mc Don. I, 59—110) — *Dajaks* (St. John I, 199) — *Nyassa* (Liv. I, 353) — *Sierra Leone* (Bast. „Mensch“ II, 129) — *Damaras* (Anders. 229) — *Bhils* (T. R. A. S. I, 72) — *Wahebe* (Thoms. I, 237) — *Bongo* (Schw. I, 305) — *Blantyre* (Mc Don. I, 62—63) — *Polen* (Mau. II, 463, 58) — *Apaches* (Banc. III, 527) — *Nayarit* (Banc. III, 529) — *Babylonier* (Nachweis verloren) — *Ainos* (Bird II, 97; 98) — *Mongolen* (How. I, 33) — *England* (Free. I, 768, 521) — *Borneo* (Boy. 229) — *Eskimos* (Hayes 199) — *Edinburg* (Kitto 199—200) — *Californier* (Banc. III, 523) — *Mangaia* (Nachw. verl.) — *Hawaii* (Cum. I, 295) — *Natches* (Nachw. verl.) — *Aegypten* (Nachw. verl.) — *Beirut* (Jessup 243) — *Buschmänner* (F. S. A. J. II, 42—43) — *Griechenland* (Gro. I, 14; Sm., W. II, 319) — *Amandabele* (Sel. 331) — *Hindus* (Ly. 19) — *Gallier* (Coul. I, 89, 91) — *Germanen* (Vel. Pat. c. 105) — *Norweger* (Das. XVIII; Mal. 153) — *Hamóa* (Mar. II, 112). § 586. *Aegypten* (Ren. 153; Rec. II, 11; Ren. 151—152, 153; Bru. I, 70; Rec. IV, 130—131; Mas. „Rev. Sci.“ 819; Herod. II, 206; Rec. VI, 144; Bru. I, 84; T. B. A. S. VII, pt. I; Mas. „Rev. Sci.“ 819; Stu. 94, 150—152; Rec. VIII, 95, 98; Bru. I, 425, 124; Rec. IV, 58—59; Bru. I, 88; Rec. VIII, 77—78; Ren. 86—87) — *Anmerkung* (Bru. I, 114; Cap. 3). § 587. *Hindus* (Wil. 32—34) — *Assyrier* (Rec. V, 3—4; Smith 13—14) — *Juden* (Chey. 33; Müll. „Sc. of R.“ 110) — *Abraham* (Ew. I, 295) — *Jüdisches Pantheon* (Sup. Rel. I, 110) — *Beduinen* (Burck. I, 259 flg.) — *Griechen* (Pot. I, 172) — *Aegypten* (Rec. VI, 101—102) — *Peruaner* (Mol. 17) — *Griechenland* (Pash. I, 213—214) — *Römer* (Mom. I, 183) — *Sandwich-Inseln* (Vanc. II, 149) — *Chaldäer* (Rec. VII, 133) — *Amerika* (School. III, 317; Brett 401) — *Aegypten* (Rec. VI, 103) — *Central-Amerika* (Ovie. B. XLII, Cap. 2) — *Mongolen* (How. I, 37) — *Peru* (Anda. 57) — *Mangaia* (Gill 118) — *Fidschi* (Wil. 185) — *Padam* (Dalt. 25) — *Griechenland* (Gro. IV, 82—85, 95; I, 626). § 589. *Patagonier* (Fitz. II, 152) — *Nordamerikaner* (Burt. 131) — *Guiana* (Dalton I, 87) — *Mundurucús* (Bates 225). § 590. *Zulus* (Call. 157) — *Bouriats* (Mich. 200) — *Kibokwé* (Cam. II, 188—189) — *Kamtschatka* (Kotz. II, 13) — *Neuseeland* (Yate 141) — *Wíralis* (J. R. A. S. VII, 20). § 591. *Uaupés* (Wall. 499) — *Gross Cassan* (Ogil. 355—356). § 592. *Aegypten* (Ren. 211—212) — *Assyrien* (Smith 16). § 594. *Neu-Britannien* (Pow. 197) — *Santáls* (Hun. I, 183) — *Karenen* (J. A. S. B. XXXIV, 205). § 595. *Samoaner* (Tur. „Samoa“ 151) — *Banks-Inseln* (J. A. I. X, 286) — *Blantyre-Neger* (Mac Don. I, 61). § 596. *Neu-Caledonien* (Tur. „Poly.“ 427) — *Madagascar* (Ell. „Mad.“ I, 396) — *Indien* (Per. 303). § 597. *Samoa* (Tur. „Poly.“ 239) — *Tahitier* (Ell. „Pol. Res.“ II, 208) — *Madagascar* (Dru. 236) — *Ostjaken* (Pri. III, 336) — *Gonds* (His. 19) — *Chinesen* (Gütz. I, 503) — *Sabaea* (Pal. II, 258) — *Juden*

(Kue. I, 338—339) — *Arier* (Maine 85). § 598. *Aegypten* (Ren. 138) — *Arier* (Dunc. IV, 252, 264—265) — *Juden* (Zim. 495—496) — *Corea* (Ross 322). § 599. *Japan* (Ada. I, 6) — *Rom* (Hun. „Ex.“ 746) — *Arier* (Maine 55, 78, 64, 79, 55; Hun. „Intro.“ 149) — *Christenthum* (Maine 79) — *Indien* (Maine 56). § 600. *Aegypten* (Ren. 134—135; Bru. II, 40—41) — *Assyrien* (Rec. V, 81, 8). § 601. *China* (Doo. II, 226) — *Corea* (Ross 335). § 602. *Asien* (Huc II, 55) — *Aethiopier* (Rec. VI, 73—78) — *Peruaner* (Garci. V, 8) — *Neu-Caledonier* (Tur. „Poly.“ 526). § 603. *Tanna* (Tur. „Pol.“ 88) — *Mangaia* (Gill 293—294) — *Neuseeländer* (Thom. I, 114) — *Madagascar* (Ell. „Mad.“ I, 359) — *Sandwich-Inseln* (Ell. „Pol. Res.“ II, 235) — *Humphrey's Insel* (Tur. „Samoa“ 278) — *Pueblo* (Banc. III, 173) — *Maya* (Banc. II, 647) — *Peru* (Pres. 11—12) — *Siam* (Thom., J. 81) — *Javaner* (Craw. III, 15) — *China* (Med. 133) — *Japan* (Nachw. verl.) — *Griechen* (Blac. 45; Gro. II, 475; Mau. II, 382—384) — *Römer* (See. 55) — *Scandinavier* (Das. XLVI u. LXII) — *Europa* (Fred. II, 414; V, 433). § 604. *Blantyre-Neger* (Mac Don. I, 65, 64—65, 64) — *Niger* (Bur. 132) — *Samoa* (Tur. „Samoa“ 18—19) — *Scandinavier* (Das. XIII) — *Griechen* (Glad. „Homer“ III, 55) — *Juden* (Kue. I, 338—339). § 606. *Römer* (Coul. „Cité“ 233) — *Blantyre-Neger* (Mac Don. I, 64) — *Neuseeländer* (Ang. I, 247) — *Mexicaner* (Cla. I, 271) — *Peru* (Garci. B. II, Cap. 9) — *Khonds* (Macph. 30) — *Tahiti* (Ell. „Pol. Res.“ II, 208) — *Aschanti* (Dup. 168) — *Maya* (Banc. II, 648) — *Aegypten* (Bru. I, 46) — *Damaras* (And. 223) — *Dahomeaner* (Burt. II, 173) — *Peru* (Mol. 25) — *Chibchas* (Sim. 247—248) — *Karene* (J. A. S. B. XXXIV, 206). § 607. *Ostjaken* (Erm. II, 44) — *Gonds* (For. 142) — *Kukis* (J. A. S. B. XXIV, 630) — *Latuka* (Bak. II, 4—5) — *Betschuanen* (Hol. I, 324) — *Gonds* (His. 19). § 608. *Damaras* (And. 224) — *Gonds* (His. 19) — *Santals* (Hun. I, 200—201) — *Peruaner* (Garci. B. II, Cap. 9). § 610. *Malagassen* (Ell. „Mad.“ I, 395) — *Aegypten* (Bru. I, 15; Wilk. I, 173) — *Rom* (See. 93) — *Mexicaner* (Cla. I, 271) — *Peru* (Cieza 262). § 611. *Aegypter* (Gro. III, 438) — *Peruaner* (Mol. 54—55) — *Griechenland* (Cur. I, 323). § 612. *Fidschi* (Wil. —) — *Griechenland* (Cur. I, 369). § 613. *Arier* (Müll. „Sans. Lit.“ 533) — *Peruaner* (Garci. B. III, Cap. 8; Herr. IV, 343). § 614. *Mexico* (Brin. 56—57) — *Peru* (Mol. 11). § 615. *Comanchen* (School. I, 231) — *Neuseeland* (Cook, „Hawk“, 388) — *Fidschi* (Wil. 185) — *Christen* (Bing. III, 13; Mos. I, 283). § 617. *Nagas* (J. A. S. B. XXIV, 608; But. 150) — *Comanchen* (School. I, 231, 237) — *Oestliche Slaven* (Tie. 188) — *Bodo und Dhimäls* (Hodg. 159, 162; J. A. S. B. XVIII, 721) — *Araber* (Tie. 64) — *Griechen* (Glad. „Juv. Mun.“ 181) — *Tahiti* (Ell. „Pol. Res.“ II, 208) — *Altägypten* (Sha. I, 11) — *Japaner* (Grif. 99—100) — *China* (Gütz. II, 331; Tie. 29). § 618. *Mexico* (Cla. I, 269, 270; Herr. III, 220) — *Peru* (Arr. 23) — *Mexico* (Herr. III, 203) — *Abessinien* (Bruce IV,



466; V, 1). § 619. *Aegypter* (Tie. 45—46) — *Römer* (Sm., Geo. 105) — *Christliche Gesellschaft* (Guiz. I, 35—36) — *Bodo und Dhimáls* (J. A. S. B. XVIII, 733) — *Mexico* (Cla. I, 271 flg.) — *Peru* (Garci. B. II, Cap. 9; Herr. IV, 344) — *Aegypten* (Ken. I, 450—452) — *Babylon* (Mau. —) — *Rom* (See. 93) — *Mexico* (Cla. I, 272) — *Europa* (Guiz. II, 45—46) — *Christliche Kirchen* (Mos. I, 144—146) — *Angelsächsischer Clerus* (Ling. I, 146). § 620. *Guatemala* (Xim. 177) — *Mönchswesen* (Blum. 487; Hook. 5. Aufl., 618; Ling. I, 149). § 622. *Ostjaken* (Lath. I, 456). § 623. *Aegypter* (Herr. II, 114; Herod. II, 76, Anmerk.) — *Griechen* (Gro. II, 324—325; Cur. II, 2; I, 112; II, 19) — *Etrusker* (Mom. I, 141) — *Alba* (Mom. I, 43) — *Rom* (See. 89). § 624. *Tahitier* (Ell. „Pol. Res.“ I, 114) — *Chibchas* (Pie. B. II, Cap. 7) — *Latium* (Mom. I, 44) — *Griechen* (Gro. IV, 91; Curt. I, 116—117; II, 12) — *Europa* (Hal. 365). § 625. *Zoroaster* (Rob. XXIII—XXIV). § 626. *Alt-Mexicaner* (Diaz Cap. 208) — *San Salvador* (Pala. 75) — *Chibchas* (Sim. 248—249) — *Karenen* (J. A. S. B. XXXIV, 207) — *Rom* (Mom. I, 215) — *Nagas* (J. A. S. B. XXIV, 612) — *Todas* (Mars. 81) — *Damaras* (And. 224) — *Deutschland* (Pesch. 144) — *Schottland* (Mart. 113) — *Creeks* (School. V, 260) — *Dahome* (Burt. II, 150) — *Japan* (Dick. 14) — *Griechenland* (Gro. III, 68). § 628. *Mexicaner* (Herr. III, 213) — *Fidschianer* (Ersk. 428) — *Assyrier* (Rec. III, 104) — *Sandwichinsulaner* (Cook, „Last Voy.“ 303) — *Alt-Mexicaner* (Saha. B. VIII, Cap. 24) — *Yucatanesen* (Fan. 308) — *Chibchas* (Herr. V, 90) — *Alt-Mexicaner* (Herr. III, 213) — *Assyrier* (Smith 13) — *Fidschianer* (Ersk. 440). § 629. *Mexicaner* (Banc. II, 201) — *Römer* (Coul. „Cité“ 218) — *Tahitier* (Ell. „Pol. Res.“ I, 293; II, 489). § 630. *Dakotahs* (School. II, 184) — *Abiponen* (Dob. II, 76) — *Khonds* (Macph. 57) — *Spartaner* (Hase 194) — *Goldküste* (Cruik. II, 172) — *Yucatan* (Herr. IV, 16) — *Alte Deutsche* (Stub. I, 34) — *Samoaner* (Tur. „Poly.“ 303) — *Neu-Caledonier* (Tur. „Poly.“ 427) — *Comanchen* (School. II, 131) — *Aegyptischer Krieg* („Daily News“, 7. Aug. 1882) — *Eggarahts* (All. u. T. I, 327) — *Mexicaner* (Cla. I, 271) — *Peruaner* (Pres. 164) — *Guatemala* (Tor. B. IX, Cap. 6) — *San Salvador* (Pal. 73). § 631. *Frankreich* (Roth 320, 317—318; Leb. VII, 119) — *Kirche* (Guiz. II, 58) — *Deutschland* (Dunh. II, 121) — *Frankreich* (Ord. VIII, 24; Guiz. III, 299) — *XV. Jahrhundert* (Mons. III, Cap. 158) — *Montenegriner* (Nachw. verl.; Den. 83—84) — *Richelieu* (Kitch. III, 61; Chér. I, 299, 300). § 633. *Polynesier* (Ell. „Pol. Res.“ II, 377) — *Assyrien* (Lay. II, 473—474). § 634. *Frankreich* (Bed. I, 8; Guiz. I, 36) — *Deutschland* (Dunh. I, 135) — *England* (Hal. 101) — *XIII. Jahrhundert* (Hal. 367). § 635. *Küstenneger* (Lan. I, 281) — *Yucatan* (Lic. 8) — *Aegypter* (Wilk. I, 186) — *Alt-England* (Kem. II, 393) — *Geistliche Gerichtshöfe* (Jer. I, 71). § 636. *Goldküste* (Cruik. II, 157) — *Fidschianische Häuptlinge* (U. S. Ex. III, 89; Wil. 191) — *Abessinien* (Harr. III, 25) — *Marutse* (Holl. II, 241) — *Dajaks* (Boy. 201) —

Tartaren (Huc, „Christ.“ I, 232) — Mexico (Clav. I, 271) — Michoacan (Banc. —) — Aegypten (Wilk. I, 168) — Birma (Sang. 53). § 638. Mangaia (Gill 293) — Aegypter (Herod. „Hist.“ II, 43) — Bhutan (Bog. 33) — Aegypter (Wilk. III, 354). § 639. Zulus (Call. 340) — Rom (Mom. I, 158—159) — Chibchas (Sim. 248—249) — Mittelalterliches Europa (Dun. II, 63) — Mandalay (Fyt. II, 195) — Alt-Mexicaner (Zur. 387) — Peruaner (Onde. 156) — Aegypten (Ken. II, 37) — Rom (Mom. II, 433). § 640. Zulus (Call. 378) — Samoaner (Bodd. 228—231) — Griechen (Curt. I, 151) — Römer (Mom. II, 423) — Japaner (Dick. 41) — Nahuan-Völker (Banc. II, 142). § 644. Methodisten (Hook, 7. Aufl., 497—498). § 646. Tahitier (Ell. „Pol. Res.“ II, 478) — Mexicaner (Herr. III, 212) — Chibchas (Pie. B. I, Cap. 4) — Belutschen (Burt. „Sind“ II, 169) — Chibchas (Pie. B. I, Cap. 2) — Domras (s. Bd. II dieses Werkes, S. 410) — Freundschafts-Inseln (Nachw. verl.) — Cariben (Heri. 335) — Brasilianische Stämme (J. R. G. S. II, 198). § 647. Polynesien (Ell. „Pol. Res.“ II, 378). § 648. Tonga-Inseln (Mar. II, 220) — Polynesien (Ell. „Haw.“ 394) — Neuseeländer (Thom. I, 103) — Neu-Hebriden (J. E. S. III, 62) — Timor (Wall. „Mal. Arch.“ 196) — Congo-Neger (Bast. „Af. R.“ 78; „Mensch“ III, 225). § 649. Dakotahs (School. II, 195) — Mangaia (Gill 26) — Peruaner (Acos. B. V, Cap. 25). § 650. Waldenser (Boo. 18). § 653. Aegypter (Ren. 26; Mau. „Rev. Sci.“) — Mexicaner (Tern. I, 86) — Indo-Arier (Raj. I, 423) — Römer (Clar. 334) — Hindus (Sher. LXXI, 33) — Thraker (Gro. IV, 29).



## Titel der citirten Werke.

(Wo nichts anderes angegeben ist, gilt London als Verlagsort.)

- Acos. — ACOSTA (JOS. DE), *Historia Natural y Moral de las Indias*.  
Sevilla 1590.
- Ada. — ADAMS (F. O.), *History of Japan from the Earliest Period  
to the Present Time*. 1874—1875.
- All. and T. — ALLEN (W.) and THOMSON (Dr.), *Narrative of Ex-  
pedition to River Niger in 1841*. 1848.
- Anda. — ANDAGOYA (P. DE), *Narrative of the Proceedings of Pedra-  
rias Davila*. Trans. MARKHAM (Hakluyt Soc.) 1865.
- And. — ANDERSSON (C. J.), *Lake Ngami*. 1856.
- Ang. — ANGAS (G. F.), *Savage Life and Scenes in Australia and  
New Zealand*. 1847.
- Arr. — ARRIAGA (P. J. DE), *Extirpacion de la Idolatria del Peru*.  
Lima 1621.
- Bak. — BAKER (Sir SAMUEL), *Albert Nyanza*. 1866.
- Banc. — BANCROFT (H. H.), *The Native Races of the Pacific States  
of N. America*. 1875—1876.
- Bast. — BASTIAN (A.), *Der Mensch in der Geschichte*. Leipzig 1860.  
„ — *Afrikanische Reisen*. Bremen 1859.
- Bates — BATES (H. W.), *Naturalist on the River Amazons*. 1873.
- Bed. — BEDOLLIÈRE (E. DE LA), *Histoire des Moeurs et de la Vie  
privée des Français*. 1847.
- Bern. — BERNAU (Rev. J. H.), *Missionary Labours in British Guiana*.  
1847.
- Bing. — BINGHAM (Rev. J.), *Works*. 1855.
- Bird — BIRD (Miss J. L.), *Unbeaten Tracks in Japan*. 1880.
- Blac. — BLACKIE (Prof. J. S.), *Horae Hellenicae*. 1874.
- Blun. — BLUNT (Rev. J. H.), *Dictionary of Doctrinal and Historical  
Theology*. 1872.
- Bock — BOCK (CARL), *Head-Hunters of Borneo*. 1881.
- Bodd. — BODDAM-WHETHAM (J. W.), *Pearls of the Pacific*. 1876.
- Bog. — BOGLE (G.), *Narrative of Mission to Tibet*. Ausg. von  
C. R. MARKHAM. 1876.
- Boll. — BOLLAERT (W.), *Researches in New Granada, Equador,  
Peru, and Chili*. 1860.

- Boo. — BOONE (Rev. T. C.), Book of Churches and Sects. 1826.  
 Boy. — BOYLE (F.), Adventures among the Dyaks of Borneo. 1865.  
 Brett — BRETT (W. H.), Indian Tribes of Guiana. 1868.  
 Brin. — BRINTON (D. G.), The Myths of the New World. New York 1868.  
 Bruce — BRUCE (JAMES), Travels to Discover the Source of the Nile. Edinburg 1805.  
 Bru. — BRUGSCH-BEY (H.), History of Egypt. Übers.  
 Burck. — BURCKHARDT (J. L.), Notes on the Bedouins and Wahäbys. 1831.  
 Bur. — BURDO (Ad.), The Niger and the Benueh. Übers. 1880.  
 Burt. — BURTON (Capt. R. F.), Sind Revisited. 1877.  
 „ — Mission to Gelele, King of Dahomey. 1864.  
 „ — City of the Saints. 1861.  
 But. — BUTLER (Major JOHN), Travels and Adventures in Assam. 1855.  
 Call. — CALLAWAY (Bp.), The Religious System of the Amazulu. Natal 1868—1870.  
 Cam. — CAMERON (Com. V. L.), Across Africa. 1877.  
 Chér. — CHERUEL (A.), Histoire de l'Administration monarchique en France. Paris 1855.  
 Chey. — CHEYNE (Rev. T. K.), The Book of Isaiah chronologically arranged. 1870.  
 Cieza. — CIEZA DE LEON (P. DE), Travels. MARKHAM'S Übers. (Hakluyt Society) 1864.  
 Clar. — CLARKE (Rev. J. FREEMAN), Ten Great Religions. 1871.  
 Cla. — CLAVIGERO (FR. S.), The History of Mexico. Übers. 1787.  
 Cook — COOK (Capt. J.), Voyage round the World, in HAWKESWORTH'S Voyages. Vol. II.  
 „ — Last Voyage. 1781.  
 Coul. — COULANGES (FUSTEL DE), Hist. des institutions politiques de l'ancienne France. Paris 1874.  
 „ — La Cité Antique. Übers. Boston 1874.  
 Craw. — CRAWFURD (JOHN), History of the Indian Archipelago. 1820.  
 Cruik. — CRUIKSHANK (BRODIE), Eighteen Years on the Gold Coast of Africa. 1853.  
 Cum. — CUMMING (C. F. GORDON), Fire Fountains; the Kingdom of Hawaii, its volcanoes etc. 1883.  
 Cur. — CURTIUS (E.), History of Greece. Übers. 1868—1873.  
 Dalt. — DALTON (E. T.), Descriptive Ethnology of Bengal. Calcutta 1872.  
 Dalton — DALTON (H. G.), History of British Guiana. 1855.  
 Das. — DASENT (Sir G. W.), Story of Burnt Njal. 1861.  
 Den. — DENTON (Rev. W.), Montenegro: its people and their History. 1877.  
 Diaz — DIAZ DEL CASTILLO (B.), Memoirs [1598]. Übers. 1844.  
 Dick. — DICKSON (WALTER), Japan, being a Sketch of the History, Government, and Officers of the Empire. 1869.



- Dob. — DOBRIZHOFFER (M.), Account of the Abipones. Übers. 1822.  
 Doo. — DOOLITTLE (Rev. JUSTUS), Social Life of the Chinese. 1866.  
 Dru. — DRURY (R.), Madagascar, or Journal during Fifteen years' Captivity on that Island. 1731.  
 Dup. — DUPUIS (JOSEPH), Journal of a Residence in Ashantee. 1824.  
 Dunc. — DUNCKER (Prof. MAX), History of Antiquity. Übers. 1882.  
 Dunh. — DUNHAM (S. A.), History of the Germanic Empire (in LARDNER's Cyclopaedia). 1834.  
 Edk. — EDKINS (Rev. J.), The Religious Condition of the Chinese. 1859.  
 Ell. — ELLIS (Rev. W.), History of Madagascar. 1838.  
 „ — Polynesian Researches. 1829.  
 „ — Narrative of a Tour through Hawaii. 1827.  
 Erm. — ERMAN (G. A.), Travels in Siberia. Übers. 1848.  
 Ersk. — ERSKINE (Cap. J. E.), Journal of a Cruize among the Islands of the Western Pacific. 1853.  
 Ew. — EWALD (H.), The History of Israel. Übers. 1867—1871.  
 Fan. — FANCOURT (Ch. St. J.), History of Yucatan. 1854.  
 Fitz. — FITZROY (Admiral R.), Narrative of the Surveying Voyages of the „Adventure“ and „Beagle“. 1839—1840.  
 F. S. A. J. — Folk-lore (South African) Journal. Vol. II.  
 For. — FORSYTH (Capt. J.), Highlands of Central India. 1871.  
 Fred. — FREDEGARIUS, Chronique; in GUIZOT's Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de France.  
 Free. — FREEMAN (E. A.), History of the Norman Conquest of England. 2. Aufl. 1870—1876.  
 Fyt. — FYTCHE (Lt.-Gen. A.), Burma, Past and Present. 1878.  
 Garci. — GARCILASSO DE LA VEGA, First Part of the Royal Commentaries of the Yncas. Übers. 1869—1871. (Hakluyt Soc.)  
 Gard. — GARDINER (Capt. A. F.), Journey to the Zoolu country in South Africa. 1836.  
 Gill — GILL (Rev. Wm. W.), Myths and Songs from the South Pacific. 1876.  
 Glad. — GLADSTONE (W. E.), Studies on Homer. 1858.  
 „ — Juventus Mundi. 1869.  
 Gro. — GROTE (G.), History of Greece. 1846—1856.  
 Grif. — GRIFFIS (W. E.), The Mikado's Empire. New York 1876.  
 Guiz. — GUIZOT (F.), History of Civilization. Übers. 1856.  
 Gütz. — GÜTZLAFF (Rev. C.), China Opened. 1838.  
 Hal. — HALLAM (Hy.), Europe in the Middle Ages. Wiederabdruck der 4. Aufl. 1869.  
 Harr. — HARRIS (Sir W. C.), Highlands of Aethiopia. 1844.  
 Harts. — HARTSHORNE (B. T.), The Weddas, in: Fortnightly Rev. Vol. XIX. N. Ser.  
 Hase. — HASE (H.), Public and Private Life of the Ancient Greeks. Übers. 1836.  
 Hayes — HAYES (J. J.), Arctic Boat-Journey. 1860.

- Heer. — HEEREN (A. H. L.), Historical Research into the Politics, Intercourse, and Trade of the Carthaginians, Ethiopians and Egyptians. Übers. 1832.
- Heri. — HERIOT (G.), Travels through the Canadas. 1807.
- Herod. — HERODOTUS, History. Übers. von RAWLINSON. 1858.
- Herr. — HERRERA (ANT. DE), The General History of the vast Continent and Islands of America [1601]. Übers. 1725—1726.
- Heug. — HEUGLIN (TH. V.), Reise in das Gebiet des Weissen Nil. 1869.
- His. — HISLOP (REV. S.), Aboriginal Tribes of the Central Provinces.
- Hodg. — HODGSON (B. H.), Kocch, Bodo, and Dhimál tribes. 1847.
- Hol. — HOLUB (DR. E.), Seven Years in South Africa. Übers. 1881.
- Hook — HOOK (DEAN W. F.), A Church Dictionary. 5. Aufl. 1846 und 7. Aufl. 1854.
- How. — HOWORTH (H. H.), History of the Mongols. 1876 flg.
- Huc — HUC (E. R.), The Chinese Empire. Übers. 1855.
- „ — Christianity in China. Übers. 1857.
- Hun. — HUNTER (WM. A.), Introduction to Roman Law. 1880.
- „ — Systematic and Historical Exposition of Roman Law. 1885.
- Hun. — HUNTER (W. W.), Annals of Rural Bengal. 1868.
- J. A. I. — Journal of the Anthropological Institute.
- J. A. S. B. — Journal of the Asiatic Society, Bengal.
- J. R. A. S. — Journal of the Royal Asiatic Society, London.
- J. E. S. — Journal of the Ethnological Society.
- J. R. G. S. — Journal of the Royal Geographical Society, London.
- Jer. — JERVIS (REV. W. H.), History of the Church of France. 1872.
- Jessup — JESSUP (REV. H. H.), The Women of the Arabs. 1874.
- Kem. — KEMBLE (J. M.), The Saxons in England. 1849.
- Ken. — KENRICK (REV. J.), Ancient Egypt under the Pharaohs. 1860.
- Kit. — KITTO (DR. J.), The Lost Senses. 1853.
- Kitch. — KITCHIN (G. W.), A History of France. 1873.
- Klunz. — KLUNZINGER (C. B.), Upper Egypt. Übers. 1878.
- Kotz. — KOTZEBUE (OTTO VON), New Voyage round the World. Übers. 1830.
- Kue. — KUENEN (A.), The Religion of Israel. Übers. 1874—1875.
- Lan. — LANDER (RICH.), Records of Captain CLAPPERTON's last Expedition, etc. 1830.
- Lath. — LATHAM (R. G.), Descriptive Ethnology. 1859.
- Lay. — LAYARD (SIR A. H.), Nineveh and its Remains. 1849.
- Leb. — LEBER (C.), Collection des meilleures dissertations relatives à l'histoire de France. 1826—1842.
- Liç. — LIÇANA (BERN. DE), Historia de Yucatan. 1633.
- Ling. — LINGARD (REV. DR. J.), The History and Antiquities of the Anglo-Saxon Church. 1845.
- Liv. — LIVINGSTONE (D.), Last Journals in Central Africa. 1874.



- Ly. — LYALL (Sir ALFRED C.), Asiatic Studies. 1882.
- Mac Don. — MAC DONALD (Rev. DUFF), Africana: or the Heart of Heathen Africa. 1882.
- Macph. — MACPHERSON (Lieut.), Report upon the Khonds of Gaujani and Cuttack. Calcutta 1842.
- Maine — MAINE (Sir HENRY S.), Dissertations on Early Law and Custom. 1883.
- Mall. — MALLET (P. H.), Northern Antiquities. Übers. 1847.
- Mar. — MARINER (W.), An account of the Natives of the Tonga Islands. 1818.
- Mars. — MARSHALL (Lieut.-Col. W. E.), A Phrenologist among the Todas. 1873.
- Mart. — MARTIN (M.), A description of the Western Islands of Scotland. 1716.
- Mas. — MASPERO (G.), in: Revue Scientifique, März 1879.
- Mau. — MAURY (L. F. A.), Histoire des Religions de la Grèce Antique. 1857.
- „ Artikel in: Revue des Deux Mondes, Sept. 1867.
- Med. — MEDHURST (W. H.), China, its State and prospects. 1838.
- Mich. — MICHIE (ALEX.), Siberian Overland Route. 1864.
- Mol. — MOLINA (CH. DE), An account of the Fables and Rites of the Yncas (Hakluyt Soc.) 1873.
- Mom. — MOMMSEN (T.), History of Rome. Übers. 1868.
- Mons. — MONSTRELET (E. DE), Chronicles. Übers. 1840.
- Mos. — MOSHEIM (J. L.), Institutes of Ecclesiastical History. Übers. 1758. Neue Ausg. 1863.
- Müll. — MÜLLER (F. MAX), Introduction to the Science of Religion. 1882.
- „ History of Ancient Sanskrit Literature. 1859.
- Ogil. — OGILBY (J.), Africa. 1670.
- Onde. — ONDEGARDO (P. DE), Report, in: Narratives of the Rites and Laws of the Yncas. Übers. MARKHAM (Hakluyt Soc.). 1873.
- Ord. — ORDERICUS VITALIS, Ecclesiastical History of England and Normandy. Übers. 1853—1856.
- Ovie. — OVIEDO Y VALDÉS (G. FERNANDEZ DE), Historia General y Natural de las Indias. Madrid 1851—1855.
- Pala. — PALACIO (D. G. DE), Carta al Rey de España, 1576; spanisch und englisch von E. G. SQUIER. New York 1860.
- Pal. — PALGRAVE (WM. GIFFORD), Narrative of a Year's Journey through Central and Eastern Arabia. 1865.
- Pash. — PASHLEY (R.), Travels in Crete. 1837.
- Perc. — PERCIVAL (Rev. P.), Land of the Veda. 1854.
- Pesch. — PESCHEL (Osc.), The Races of Man and their geographical distribution. Übers. 1876.
- Pie. — PIEDRAHITA (L. F. DE), Historia del Nuovo Reyno de Granada. Amberes 1688.
- Pinto — PINTO (Maj. SERPA), How I crossed Africa. 1881.

- Pow. — POWELL (W.), Wanderings in a Wild Country. 1883.
- Prsch. — PRSCHEWALSKI (Lt.-Col. N.), Mongolia. Übers. 1878.
- Pres. — PRESCOTT (W. H.), History of the Conquest of Peru.
- Pri. — PRICHARD (J. C.), Researches into the Physical History of Mankind. 3. Aufl. 1836—1847.
- Pla. — PLATO, The Republic. In Dialogues. (JOWETT.) Oxford 1871.
- Pot. — POTTER (Bp. J.), Archaeologica Graeca. Edinburg 1827.
- Ráj. — RÁJENDRALÁLA MITRA, Indo-Aryans. 1881.
- Rec. — Records of the Past, being English Translations of the Assyrian and Egyptian Monuments. 1874—1881.
- Ren. — RENOUF (P. Le P.), Origin and Growth of Religion as illustrated by the Religion of Ancient Egypt. Hibbert Lectures. 1880.
- Rév. — RÉVILLE (ALBERT), Histoire du Diable. Strasbourg 1870.
- Rob. — ROBERTSON (E. W.), Historical Essays. 1872.
- Ross — ROSS (Rev. JOHN), History of Corea. Paisley 1880.
- Roth — ROTH (P.), Feudalität und Unterthanenverband. Weimar 1863.
- Saha. — SAHAGUN (FR. B. DE), Historia General de las Cosas de Nueva España [1569]. Mexico 1829—1830.
- St. J. — ST. JOHN (Sir SPENSER), Life in the Forests of the Far East. 1862.
- Sang. — SANGERMANO (Father), Description of the Burmese Empire. Übers. Rom 1833.
- Sat. — SATOW (E. W.), The Revival of Pure Shinto, in: Appendix to Transactions of the Asiatic Society of Japan, Vol. III, pt. I.
- School. — SCHOOLCRAFT (H. R.), Information respecting the History of the Indian Tribes of U. S. 1853—1856.
- Schw. — SCHWEINFURTH (Dr. G.), Heart of Africa. Übers. 1873.
- See. — SEELEY (J. R.), Livius. B. I, mit Einleitung etc. Clar. Press Ser. 1871.
- Sel. — SELOUS (F. C.), A Hunter's Wanderings in Africa. 1881.
- Sha. — SHARPE (SAM.), History of Egypt. 3. Aufl. 1852.
- Sher. — SHERRING (Rev. M. A.), The Natural History of Hindu Caste, in: Calcutta Review, Vol. LXXI. 1880.
- Sim. — SIMON (P.), Noticias Historiales. In KINGSBOROUGH's Antiquities of Mexico. Vol. VIII. 1830.
- Smith — SMITH (GEORGE), History of Assyria.
- Sm., Geo. — SMITH (GEORGE), Religion of Ancient Britain. 1846.
- Sm. — SMITH (Rev. SAMUEL), Church Work among the Deaf and Dumb. 1875.
- Sm., W. — SMITH (WM.), Dictionary of Greek and Roman Biography and Mythology. 1844.
- Smy. — SMYTH (R. B.), The Aborigines of Victoria. Melbourne 1878.
- Stu. — STUART (V.), Nile Gleanings. 1879.
- Stub. — STUBBS (Bp. WM.), The Constitutional History of England. 1880.



- Sup. Rel. — Supernatural Religion. 2. Aufl. 1874—1877.
- T. B. A. S. — Transactions of the Society of Biblical Archaeology.
- T. R. A. S. — Transactions of the Royal Asiatic Society.
- Tern. — TERNAUX-COMPANS (H.), Recueil des Pièces relatives à la Conquête du Mexique. Paris 1838—1840.
- Thom. — THOMSON (Dr. A. S.), The Story of New Zealand. 1859.
- Thom., J. — THOMSON (J.), The straits of Malacca, Indo-China, and China. 1875.
- Thoms. — THOMSON (Jos.), To the Central African Lakes and back. 1881.
- Tie. — TIELE (C. P.), Outlines of the History of Ancient Religion to the Spread of the Universal Religions. Übers. v. CARPENTER. 1877.
- Tor. — TORQUEMADA (J. DE), Monarquia Indiana. 1723.
- Tur. — TURNER (Rev. GEO.), Nineteen Years in Polynesia. 1861.
- „ — Samoa a Hundred Years Ago. 1884.
- U. S. Ex. — United States Exploring Expedition, by Com. C. WILKES. Philadelphia 1845.
- Vanc. — VANCOUVER (Capt. G.), Voyage of Discovery to the North Pacific Ocean and Round the World. 1798.
- Vell. Pat. — C. VELLEIUS PATERCULUS, Historiae Romanae libri II.
- Wall. — WALLACE (A. R.), A Narrative of Travels on the Amazon and Rio Negro. 1853.
- „ — The Malay Archipelago. 1872.
- Wilk. — WILKINSON (Sir J. G.), Manners and Customs of the Ancient Egyptians. Ed. by SAMUEL BIRCH. 1878.
- Wil. — WILLIAMS (Prof. MONIER), Indian Wisdom. 1875.
- Wil. — WILLIAM (Rev. T.), Fiji and the Fijians. 1870.
- Xim. — XIMENES (F.), Las historias del Origen de los Indios de Guatemala. 1857.
- Yate — YATE (Rev. W.), Account of New Zealand. 1835.
- Zim. — ZIMMERN (HELEN), in: FRASER'S Magazine, April 1881.
- Zur. — ZURITA (AL. DE), Rapports sur les différentes classes de chefs de la Nouvelle Espagne. Trad. par H. TERNAUX-COMPANS. 1840.

VII. Theil.

## Professionelle Einrichtungen.

---



## I. Capitel.

### Professionen im Allgemeinen.

#### §. 661.

Es ist nicht leicht zu sagen, welchen Charakter die professionellen Einrichtungen gemeinsam besitzen, durch welchen sie als besondere Gruppe von den andern, innerhalb eines Gemeinwesens bestehenden Gruppen von Einrichtungen unterschieden werden. Wir werden aber in unserm Bestreben, eine annähernd richtige Vorstellung uns davon zu bilden, dadurch unterstützt werden, dass wir die Functionen der verschiedenen Gruppen in ihren eigentlichen Wesenheiten betrachten.

Dem Leben einer Gesellschaft und dem Leben ihrer Mitglieder dienen sie auf die eine oder die andere Art sämmtlich: die Erhaltung des Lebens einer Gesellschaft, welche einen empfindungslosen Organismus darstellt, ist ein besonderer nächster Zweck nur, insofern er ein Mittel ist zur Erreichung des letzten Zweckes, — der Erhaltung des Lebens ihrer Mitglieder, welche mit Empfindung begabte Organismen sind. Die ursprünglichste Function, entweder der Reihe ihres Auftretens nach oder der Reihenfolge ihrer Bedeutung nach betrachtet, ist Vertheidigung des Lebens des Stammes oder der Nation, — die Bewahrung der Gesellschaft vor der Zerstörung durch Feinde. Zur besseren Erreichung dieses Zweckes tritt sofort eine gewisse Ordnung des Lebens ein. Beschränkungen der individuellen Handlungsfreiheit sind nothwendig zur erfolgreichen Führung von Krieg, welche Unterordnung unter einen Anführer oder Häuptling voraussetzt; und wenn erfolgreiche Anführerschaft zu dauernder Häuptlingschaft führt, so führt sie auch im Verlaufe der weiteren Ent-

wicklung eine Ordnung des Lebens innerhalb der Gesellschaft herbei, welche wirksame Einrichtungen für kriegerische Zwecke ermöglichen. Einer in dieser Weise beförderten besseren Vertheidigung der Bürger gegen Feinde folgt dann die Vertheidigung der Bürger gegen einander; und die ursprünglich von dem erfolgreichen Anführer vorgeschriebenen Verhaltensregeln werden nach seinem Ableben durch die seinem Geiste zugeschriebenen Vorschriften von Neuem eingeschärft. Mit der Controle des lebenden Königs und seiner Organe wird demzufolge allmählich die Controle des verstorbenen Königs und seiner Organe verknüpft. Gleichzeitig mit der Entstehung von Einrichtungen zur Vertheidigung des Lebens und zur Ordnung des Lebens bilden sich auch Einrichtungen aus zur Erhaltung des Lebens. Obgleich anfangs ein Jeder sich Nahrung, Kleidung und Unterkunft selbst verschaffte, so führte doch Austausch, mit einem Tauschhandel von Lebensbedürfnissen beginnend, allmählich zu einer Reihe von Einrichtungen, welche in hohem Maasse die körperliche Erhaltung des Lebens erleichtern. Wenn nun aber die Vertheidigung des Lebens, die Ordnung des Lebens und die Erhaltung des Lebens erreicht sind, was für allgemeine Functionen giebt es dann noch? Es giebt die Steigerung des Lebens; und dies ist die Function, welcher die Professionen im Allgemeinen dienen. Es liegt auf der Hand, dass der Arzt, welcher Schmerzen entfernt, gebrochene Glieder einrichtet, Krankheiten heilt und vorzeitigen Tod verhütet, die Lebensmenge erhöht. Schaffende und ausübende Musiker, ebenso wie Professoren der Musik und Lehrer der Tanzkunst sind gesellschaftliche Kräfte, welche das Gemüthsleben anregen und so das Leben erhöhen. Der Dichter, der epische, lyrische oder dramatische, in Verbindung mit dem Schauspieler, vermitteln, jeder einzelne auf seine besondere Weise, angenehme Gefühle und erhöhen dadurch das Leben. Der Historiker und der Schriftsteller erheben, in gewisser Ausdehnung durch die von ihnen ausgehende Führung, in grösserem Maasse aber durch das Interesse, welches die von ihnen mitgetheilten Thatsachen und erfundenen Schilderungen erregen, den geistigen Zustand der Menschen und steigern damit das Leben. Obgleich wir nicht sagen können, dass der Rechtsgelehrte das Nämliche auf directe Weise thut, so fördert er doch dadurch, dass er seinen Mitbürgern hilft, Angriffen zu widerstehen, deren Erhal-



tung und steigert damit das Leben. Die vielfältigen Processe und Vorrichtungen, welche der Naturforscher möglich macht, ebenso die unzähligen intellectuellen Interessen, welche er anregt, und die allgemeine Aufklärung, welche er bietet, Alles steigert das Leben. Sowohl durch die von ihm gegebene Unterweisung, als durch die augenöthigte Disciplin, macht der Lehrer seine Schüler noch wirksamer fähig, diese oder jene Beschäftigung zu ergreifen und besseren Lebensunterhalt zu erreichen, als sie sonst zu thun im Stande wären; zu gleicher Zeit öffnet er die Pforten für verschiedene specielle Befriedigungen: auf beiderlei Wege erhöht er das Leben. Und weiter noch eins: diejenigen, welche die bildenden Künste treiben — der Maler, der Bildhauer, der Architekt —, sie erregen durch ihre Erzeugnisse vergnügliche Sinneseindrücke und Gemüthsbewegungen der ästhetischen Classe, und damit steigern sie das Leben.

## §. 662.

In welcher Weise entstehen die Professionen? Aus welcher vorher vorhandenen socialen Gewebsform differenzieren sie sich — um die Frage einmal in entwicklungsgeschichtliche Sprache zu kleiden? Unter Anerkennung der allgemeinen, in den vorausgehenden Theilen dieses Werkes verschiedenartig erläuterten Wahrheit, dass alle socialen Bildungen das Resultat eines Specialisierens einer verhältnismässig gleichartigen Masse darstellen, muss unsere erste Untersuchung darauf gerichtet sein zu ermitteln, aus welchem Theile einer solchen Masse professionelle Einrichtungen hervorgehen\*.

---

\* Als vor länger als zwanzig Jahren der erste Theil der „Beschreibenden Sociologie“ ausgegeben war, erschien in einem tonangebenden Wochenblatt, speciell als das Organ der Universitätsbildung ausgezeichnet, eine Besprechung desselben, welche, so sympathisch sie auch sonst gehalten war, die folgende Bemerkung enthielt: „Wir sind durchaus nicht im Stande einzusehen, warum die ‚Professionell‘ überschriebene Rubrik, welche den Fortschritt der weltlichen gelehrten Professionen darstellt . . . in den Übersichtstabellen als eine Abtheilung der ‚Kirchlichen‘ erscheint.“

Das Aufwerfen dieser Frage zeigt, wie oberflächlich der gewöhnlich erlangte Grad historischer Bildung ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach kannte der Kritiker alles sich auf die Geburt, den Tod, die Heirathen unserer Könige sich Beziehende, hatte er die von Herodot gegebenen Schilderungen verschiedener Völker gelesen, hätte ein Examen über Thukydides bestehen können,

In einer bestimmten Form ausgedrückt lautet die Antwort auf vorstehende Frage dahin, dass Spuren der professionellen Thätigkeitsäusserungen, oder einiger derselben, in der ursprünglichen Gruppe der politisch-kirchlichen Handlungen auftreten, und dass, sobald diese sich in politische und in kirchliche Handlungen theilen, ganz besonders der Kreis kirchlicher Handlungen die Keime der professionellen Thätigkeit mit sich nimmt und sie schliesslich entwickelt. Erinnern wir uns daran, dass in den frühesten socialen Gruppen eine zeitweilige Häuptlingsschaft während der Kriegezeiten besteht, und dass, wo Kriege häufig sind, die Häuptlingsschaft permanent wird, — erinnern wir uns ferner, dass erfolgreiches Zusammenwirken im Kriege eine Unterordnung unter den Häuptling erfordert und dass, wenn seine Häuptlingsschaft fest begründet ist, sich eine derartige Unterordnung, obschon sie hauptsächlich auf Kriegezeiten beschränkt ist, auch zu andern Zeiten äussert und ein sociales Zusammenwirken begünstigt, — denken wir daran, dass, wenn unter seiner Häuptlingsschaft sein Stamm andere Stämme unterjocht, diese anfangen, ihn gnädig zu stimmen und ihn sich geneigt zu machen, während sein eigener Stamm ihn immer mehr und mehr bewundert und ihm immer mehr gehorcht, — erinnern wir uns endlich, dass in Ansehung und Wirksamkeit der allgemein verbreiteten Geistertheorie die Macht, welche er angenommenermaassen nach seinem Tode ausübt, selbst noch grösser ist als die, die er im Leben besessen hat: so verstehen wir, woher es kommt, dass ihm geltende Zeichen der Verehrung, denen gleich, welche er zu Lebzeiten erhielt, nach seinem Tode beibehalten und selbst noch vermehrt werden. Bei primitiven Völkern wird das Leben

---

und besass, ausser seiner Bekanntschaft mit Gibbon, umfassende Kenntnisse von den, von den meisten europäischen Nationen geführten Kriegen und erlebten Dynastienwechseln. Doch war er offenbar unwissend in Bezug auf ein allgemeines Gesetz für die Entwicklung von Gesellschaften, — so in die Augen fallend es auch ist. Denn wenn die Aufmerksamkeit nicht auf das Geschwätz der Geschichte, sondern auf die Thatfachen gelenkt wird, welche sich von Zeit zu Zeit zufällig mit Bezug auf die Veränderungen socialer Organismen enthüllen, und wenn derartige, sich in einer Gesellschaft darbietende Veränderungen mit denen in andern Gesellschaften vorkommenden verglichen werden, so ist die Wahrheit, dass die verschiedenen professionellen Thätigkeitskreise aus dem kirchlichen Wirkungskreise sich herausbilden, eine, welche, wie die Franzosen sagen, „in die Augen springt“.



in der andern Welt als seinem Wesen nach mit dem Leben in dieser Welt identisch angesehen. Wie daher der Häuptling während seines Lebens mit Speise und Trank versehen wurde, so werden derartige Gaben auf seinen Begräbnisplatz gebracht und Libationen werden dort ergossen. Wie zu seiner Lebzeit Thiere für ihn getödtet wurden, so werden nach seinem Tode Thiere auf seinem Grabe geopfert. Wenn er ein grosser König mit zahlreichem Gefolge war, so geht dem häufigen Schlachten vieler Thiere zur Erhaltung seines Hofes das Opfern von Hekatomben von Rindern und Schafen parallel, welche zum Unterhalt seines Geistes und der Geister seiner Gefolgsmänner getödtet wurden. War er ein Cannibale, so werden ihm als Todten ebenso Menschenopfer gebracht, wie sie ihm als Lebendigen gebracht wurden; ihr Blut wird auf den Grabhügel gegossen oder auf den Altar, welcher den Grabeshügel darstellt. Da er in dieser Welt Diener gehabt hat, so wird vorausgesetzt, dass er auch in der andern Welt Diener bedarf, und häufig werden sie bei seinem Begräbnis getödtet oder ihm nachgeschickt. Wenn die Frauen seines Harems nicht auf seinem Begräbnisplatz geopfert werden, wie es zuweilen geschieht, so ist es gebräuchlich, ihm in seinem Tempel Jungfrauen vorzubehalten. Huldigungsbesuche am Orte seiner Hofhaltung werden in späteren Zeiten zu Wanderungen an sein Grab oder in seinen Tempel, und Geschenke, ihm am Throne dargebracht, werden zu Geschenken an seinem Schreine. Niederwerfungen, Kniebeugungen und andere Zeichen der Unterwürfigkeit werden in seiner Gegenwart ausgeführt, ebenso wie verschiedenartige Entblössungen; und der heilige Dienst in seinem Tempel wird von den nämlichen Gebräuchen begleitet. Ruhmeserhebungen werden vor ihm geäussert, solange er noch lebt, und dieselben oder noch grössere Anpreisungen ertönen nach seinem Tode. Tanzen, zuerst ein unwillkürlicher Ausdruck der Freude in seiner Gegenwart, wird ein ceremonieller Gebrauch, und erhält sich dauernd als ceremonieller Gebrauch bei den Gelegenheiten, wo sein Geist angebetet wird. Dasselbe gilt natürlich auch von der begleitenden Musik; sowohl instrumentale als vocale Musik werden ebenso vor dem natürlichen Herrscher wie vor dem übernatürlichen Herrscher ausgeführt.

Wenn daher irgendwelche von diesen Handlungen und Gebräuchen, welche der politischen Gefolgschaft und der göttlichen

Verehrung gemeinsam sind, Eigenthümlichkeiten darbieten, welche mit gewissen professionellen Handlungen und Gebräuchen verwandt sind, so müssen offenbar auch diese letzteren als solche betrachtet werden, welche in den politisch-kirchlichen Gebräuchen ihre doppelten Wurzeln haben. Wenn in Verbindung mit dem zunehmenden Verschiedenartigwerden dieser doppelten Gebrauchs-kreise der kirchliche sich eindringlicher und in umfangreicherem Maasse entwickelt, — theils weil das vorausgesetzte übermenschliche Wesen, dem sein Dienst gilt, beständig an ihm zugeschriebener Macht wächst, und theils weil der ihm geltende Verehrungsdienst, anstatt auf einen Ort beschränkt zu sein, sich nach vielen Orten hin verbreitet, — so ist ferner auch selbstverständlich, dass sich dann diese professionellen Handlungen und Gebräuche ganz besonders in Zusammenhang mit ihm entwickeln werden.

§. 663.

Verschiedene von diesen, sowohl zu den politischen als auch zu den kirchlichen Dienstleistungen gehörigen Handlungen und Gebräuche sind von der angedeuteten Art. Während unter den dem sichtbaren und dem unsichtbaren, zu einem Gott erhobenen König dargebrachten Sühnopfern einige natürlich dem Zwecke der Erhaltung des Lebens dienen, führen ganz sicher andere zur Zunahme des Lebens durch seine Steigerung: es werden dem zu begütigenden Wesen das Gemüth anregende Darbringungen gewidmet in Lobpreisungen, in Gesängen und verschiedenen, ästhetisches Vergnügen vermittelnden Handlungen. Und ganz natürlich werden die Stimmungen, deren Producte Lobreden, Hymnen, dramatisierte Triumphzüge ebenso wie in Bildhauerei und Malerei ausgeführte bildliche Darstellungen in ihnen geweihten Bauwerken sind, sich hauptsächlich im Zusammenhang mit den Personen weiter entwickeln, welche den vergötterten Herrschern permanent Dienste widmen — den Priestern.

Ein weiterer Grund dafür, dass die hier angedeuteten und andere, hier nicht inbegriffene Professionen, wie diejenigen des Anwaltes und des Lehrers, einen kirchlichen Ursprung haben, liegt darin, dass die Classe der Priester nothwendigerweise sich vor andern durch Kenntnisse und intellectuelle Fähigkeit auszeichnet. Seine Verschlagenheit, sein Geschick, seine Bekanntheit mit der Natur der Dinge giebt dem primitiven Priester



oder Medicinmann einen Einfluss über seine Genossen; und diese Züge bleiben ihm dauernd, wenn in späteren Zeiten sein priesterlicher Charakter schärfer ausgeprägt wird. Seine Macht als Priester wird noch durch diejenigen Leistungen und Producte erhöht, welche auszuführen oder zu verstehen über die Fähigkeit des Volkes geht; er befindet sich daher unter einem beständigen Antriebe, die höhere Cultur und die geistige Macht sich anzueignen, welche für jene Handlungen, die wir als professionelle bezeichnen, nothwendig sind.

Es ist ferner eine oft anerkannte Thatsache, dass die Classe der Priester, von den andern Classen mit den Mitteln zum Leben versehen, folgerichtig eine Classe wird, deren Leben leicht und gemächlich ist. Nicht angehalten zu Arbeiten für den Lebensunterhalt sind ihre Glieder im Stande, Zeit und Energie jener intellectuellen Arbeit und Disciplin zu widmen, welche für professionelle Beschäftigungsarten im Gegensatz zu andern Beschäftigungsweisen erforderlich sind.

Halten wir nun diese allgemeinen Vorstellungen von dem Wesen der professionellen Einrichtungen und von deren Ursprung uns vor Augen, so sind wir vorbereitet, die Bedeutung jener Gruppen von Thatsachen zu erkennen, welche uns die geschichtliche Entwicklung der Professionen darbietet.

## II. Capitel.

### Arzt und Wundarzt.

#### §. 664.

Bereits im zweiten Capitel des vorausgehenden Theiles sind Beweise für die allgemeine Thatsache beigebracht worden, dass es bei rohen Stämmen schwer ist, zwischen dem Priester und dem Medicinmann zu unterscheiden. Ihre bezüglichlichen Leistungen werden gewöhnlich von einer und derselben Person ausgeführt. Zusätzlich zu den dort gegebenen Beispielen folgen hier noch einige andere.

ALEX. VON HUMBOLDT zufolge sind die „caraibischen Marirris zu gleicher Zeit Priester, Gaukler und Ärzte“. Bei den Tupis

waren „die Payes, wie sie genannt wurden, gleichzeitig Quacksalber, Taschenspieler und Priester“. Gehen wir von Südamerika nach Norden, so lesen wir, dass die „Carriers wenig von medicinischen Kräutern kennen. Ihr Priester oder Magier ist auch der Doctor“; und von den Dakotas sagt SCHOOLCRAFT: „Der Priester ist beides, sowohl Prophet als auch Doctor.“ In Asien begegnet uns ein gleichartiger Zusammenhang. Im südlichen Indien fungieren die Kurumbas als Ärzte für die Badagas, und es wird von ihnen gesagt: „Die Kurumbas sind bei ihren Hochzeiten und Sterbefällen als Priester thätig.“ Dasselbe ist bei Völkern weiter nach Norden zu der Fall. „Eingeborne Doctoren sind ausserordentlich zahlreich in der Mongolei . . . Sie sind meistens Lamas. Es giebt einige wenige Laien, welche ausser ihren andern Beschäftigungen auch ärztliche Praxis betreiben, aber die grosse Mehrzahl der Doctoren sind Priester.“ So ist es auch auf dem andern grossen Continente. READE erzählt uns, dass im äquatorialen Afrika der Fetischmann Doctor, Priester und Hexenfinder ist; und in Betreff der Joloffs und Eggarahs werden von MOLLIER und von ALLEN und THOMSON bestätigende Angaben gemacht.

Diese Zeugnisse, die in dem vorausgehenden Theile angeführten Beweise bestärkend und durch viel zahlreichere in dem ersten Bande dieses Werkes mitgetheilte Zeugnisse bekräftigt, beweisen, dass die Vereinigung der beiden Functionen ein normaler Zug der früheren Gesellschaften ist.

#### §. 665.

Der Ausgangspunkt dieser Vereinigung liegt in der früher (I. Bd. §. 132) angeführten Thatsache, dass der ursprüngliche Priester und der ursprüngliche Medicinmann Beide mit vermeintlichen übernatürlichen Wesen zu thun haben; und die Verwirrung entsteht zum Theil aus der Vorstellung von den Charakteren dieser Geister und Gottheiten, von welchen einige als immer böseartig angesehen werden, während andere, obschon sie gewöhnlich freundlich sind, doch auch böse gemacht werden können und dann geneigt sind, Übles zuzufügen.

Wenn der Medicinmann mit böseartigen Geistern zu thun hat, welchen von Wilden unter andern Übeln auch Krankheiten zugeschrieben werden, so unterwirft er seine Patienten theils



natürlichen Einwirkungen, hauptsächlich aber einer oder der andern Methode des Exorcismus. So sagt KEATING von den Odschibwäs: „ihre Behandlungsweise hängt mehr von der Anwendung passender Beschwörungsformeln als vom Verschreiben zuträglicher Arzneien ab.“ Bei den Stämmen am Nootka-Sund —

„werden natürliche Schmerzen und Krankheiten unabänderlich der Abwesenheit oder einem andern unordentlichen Benehmen der Seele oder dem Einflusse böser Geister zugeschrieben, und die ganze Behandlung richtet sich auf das Zurückrufen der ersteren oder auf das Besänftigen der letzteren“.

So lesen wir ferner von den Okanagans:

„Hier ist es aber wie anderswo: wenn die Krankheit nur irgend bedenklich oder räthselhaft wird, so wird die eigentliche ärztliche Behandlung aufgegeben und der Patient den magischen Kräften des Medicinmannes übergeben.“

Folgeerscheinungen eines solchen Glaubens an den übernatürlichen Ursprung der Krankheiten sind verschiedenartige an andern Orten vorkommende Gebräuche. So wird von den Karenen erzählt, dass, „wenn Jemand krank ist, diese Leute [Medicinmänner] gegen ein Honorar angeben werden, was für ein Geist die Krankheit hervorgebracht hat und welche Darbietungen nothwendig sind, ihn zu versöhnen.“ Nachdem sich, bei den Araucaniern, der Medicinmann in einen Zustand wirklicher oder vorgeblicher Verückung versetzt hat, während welcher er angeblich mit den Geistern in Verbindung gestanden hat, erklärt er nach seiner Wiederherstellung —

„die Natur und den Sitz der Krankheit und geht nun daran, dem Patienten einzugeben; er manipuliert auch an dem erkrankten Theile so lange herum, bis es ihm gelingt, die Ursache der Krankheit herauszuholen, welche er dann triumphierend vorzeigt. Dies ist meist eine Spinne, eine Kröte oder irgend ein anderes Reptil, was er vorher sorgfältig an seiner Person verborgen gehalten hatte“.

Wo ELLIS von den Tahitischen Doctoren spricht, welche „beinahe ausnahmslos Priester oder Zauberer sind“, sagt er, dass sie in Krankheitsfällen Honorar erhalten, von welchem vorgeblicherweise gewisse Theile den Göttern gehören: die Voraussetzung ist eben, dass die Götter, welche die Krankheit verursacht haben, durch Geschenke begütigt werden müssen. Ein weiter vorgeschrittenes Volk bietet eine ganz ähnliche Ideenverbindung dar. GILMOUR sagt:

SPENCER, Principien der Sociologie. IV.

„Die Mongolen trennen nur selten Arznei und Gebete von einander; ein geistlicher Doctor hat vor einem Laienarzt den Vortheil voraus, dass er persönlich beide Geschäfte besorgen kann, einerseits Heilmittel darzureichen, andererseits die religiösen Ceremonien auszuführen.“

Daher rührt die ärztliche Function des Priesters. Wenn die Krankheiten nicht von erzürnten Göttern veranlasst worden sind, so wird angenommen, dass sie von besessen haltenden Dämonen verursacht werden, welche entweder dadurch ausgetrieben werden müssen, dass der Körper zu einem unerträglichen Wohnort gemacht wird, oder dass mächtigere Geister, welche angerufen werden, sie heraustreiben.

Häufig findet aber eine gleichzeitige Anwendung natürlicher und übernatürlicher Mittel statt, woraus scheinbar gefolgert werden kann, dass der primitive Medicinmann, insofern er physikalisch oder chemisch wirkende Mittel anwendet, als Vorläufer des Arztes anzusehen ist; jedoch ist die scheinbare verwandtschaftliche Beziehung eine Täuschung; denn diejenigen Heilmittel, welche wir als natürliche unterscheiden, werden von ihm nicht für solche genommen. Im ersten Bande (§§. 177—178) wurde nachgewiesen, dass die intensiven Wirkungen, welche Pflanzen und Producte aus Pflanzen auf den Körper ausüben, für die Äusserungen von Geistern gehalten werden, welche in den Pflanzen wohnen. Es ist daher der Medicinmann, oder der „Mysterienmann“, bei welchem ausschliesslich übernatürliche Ursachen der einen oder der andern Art in Betracht kommen, nur insoweit der Vorläufer des Arztes, als er einige von denselben Mitteln anwendet, aber nicht darin, dass er die nämlichen Ideen hätte.

Wie wir sofort sehen werden, hat der Arzt seinen Ursprung vom Priester im eigentlichen Sinne herzuleiten, welcher nicht mit antagonistischen, sondern mit sympathischen Geistern zu thun hat.

#### §. 666.

Während der Medicinmann bezeichnend für kleine und unentwickelte Gesellschaften ist, erscheint der Priester im eigentlichen Sinne des Worts in Verbindung mit dem Auftreten gesellschaftlicher Gruppenbildung und der Entwicklung einer feststehenden Regierungsform. In dem 3., 4. und 5. Capitel der vorausgehenden Abtheilung dieses Werkes haben wir gesehen, dass ursprünglich



die Begütigung der Geister der Eltern und anderer Familienglieder von Verwandten ausgeführt wurde, woraus gefolgert werden muss, dass die priesterliche Function anfangs unterschiedslos verbreitet ist, dass sich dann sehr bald diese priesterliche Function auf das älteste männliche Familienglied überträgt und dass endlich, wenn die Häuptlingsschaft fest begründet und erblich geworden ist, der lebende Häuptling dem Geiste des verstorbenen Häuptlings Opfer darbringt und dies zuweilen im Namen und Auftrag des Volkes thut: und dass auf diese Weise die officiële Stellung eines Priesters entsteht. Ein weiteres Resultat ist, dass mit der Vergrösserung der Gesellschaften durch Vereinigung mit unterjochten Stämmen und der Erweiterung der, jetzt zu einer königlichen Gewalt herangewachsenen Macht des Häuptlings über verschiedene unterworfenen Gruppen und der Einsetzung stellvertretender Herrscher in diesen Gruppen, welche die in dem erobernden Stamme entstandene Form des Gottesdienstes mit sich bringen, eine Priesterschaft begründet wurde, welche, sich zu einer Kaste erweiternd, ein thätiger Factor für den herrschenden Cultus wird und aus bereits hervorgehobenen Ursachen sich zu einem Sitze der Cultur im Allgemeinen entwickelt.

Aus einem Theile dieser Cultur, welche ihren Ursprung in vorausgehenden Zuständen hat, entsteht die weitergehende Kenntnis medicinischer Agentien, welche allmählich aufhören als Äusserungen übernatürlicher Kräfte angesehen zu werden. Frühe Beispiele von Cultur zeigen diesen Übergang. So sagt MASPERO von den alten Ägyptern:

„Diejenigen, welche Curen ausführen, werden . . . in mehrere Kategorien eingetheilt. Einige neigen zur Zauberei und setzen nur in Formeln und Talismane ihr Vertrauen . . . Andere preisen die Anwendung von Heilmitteln; sie untersuchen die Eigenschaften von Pflanzen und Mineralien . . . und setzen die genaue Zeit fest, zu welcher sie gesammelt und angewendet werden müssen . . . Die besten Doctoren vermeiden es sorgfältig, sich ausschliesslich an eine von den beiden Methoden zu binden . . . ihre Behandlungsweise ist eine Mischung von Heilmitteln und von Beschwörungen, welche von Patient zu Patient verschieden sind. Es sind gewöhnlich Priester.“

In Verbindung mit diesem Fortschritt war eine Differenzierung der Functionen eingetreten. Unter den niederen Classen der Priesterschaft waren es die „Pastophoren, welche . . . Medicin ausübten.“

Was den Zustand der Dinge in Babylonien und Assyrien betrifft, so ist das Beweismaterial nicht so klar. So sagt LE-NORMANT von den Chaldäern:

„Il est curieux de noter que les trois parties qui composaient ainsi le grand ouvrage magique dont Sir HENRY RAWLINSON a retrouvé les débris correspondent exactement aux trois classes de docteurs chaldéens que le livre de Daniel (I. 20; II. 2 et 27; V. 11) énumère à côté des astrologues et des devins (kasdim et gazrim), c'est-à-dire les khartumim ou conjurateurs, les hakamim ou médecins, et les asaphim ou théosophes.“

Mit gleicher Hinweisung auf diesen Zusammenhang sagt Prof. SAYCE:

„Der Doctor war in Assyrien und Babylonien schon lange eine feststehende Einrichtung gewesen. Es ist wohl ganz richtig, dass die grosse Masse des Volkes im Falle von Erkrankung ihre Zuflucht zu religiösen Zaubereien und Ceremonien nahm und die Krankheit dem Besessensein von Dämonen anstatt natürlichen Ursachen zuschrieb. Die Zahl der Gebildeteren nahm aber beständig zu, welche sich um Hülfe in ihren Krankheiten lieber nach dem Arzte mit seinen Medicinen umsahen, anstatt nach dem Zauberer oder Priester mit ihren Zaubermitteln.“

Nimmt man indessen diese beiden Angaben zusammen, so darf wohl mit Recht daraus geschlossen werden, dass sich die Doctoren aus einer Abtheilung der Classe der Priester entwickelt hatten.

Es war naturgemäss so bei den Hebräern wie bei ihren civilisierten Nachbarn. So sagt GAUTHIER:

„Chez les Juifs la médecine a été longtemps sacerdotale comme chez presque tous les anciens peuples; les lévites étaient les seuls médecins . . . Chez les plus anciens peuples de l'Asie, tels que les Indiens et les Perses, l'art de guérir était également exercé par les prêtres.“

In späteren Zeiten wurde diese Verbindung weniger innig; es trat eine Scheidung zwischen dem Arzte und dem Priester ein. So lesen wir im Buche Jesus Sirach:

„Mein Kind, wenn du krank bist, so verachte dies nicht; sondern bitte den Herrn, so wird er dich gesund machen. Lass von der Sünde, und mache deine Hände unsträflich, und reinige dein Herz von aller Missethat. Opfere süssen Geruch und Semmel zum Gedenkopfer, und gieb ein fettes Opfer, als müssest du davon. Danach lass den Arzt zu dir, denn der Herr hat ihn geschaffen, und lass ihn nicht von dir, weil du seiner doch bedarfst“ (Cap. 38, V. 9—12).



Über Thatsachen ganz übereinstimmender Art macht DRAPER folgende Bemerkungen:

„In der talmudischen Litteratur finden sich alle Andeutungen eines Übergangszustandes, insoweit die Medicin in Betracht kommt; das Übernatürliche scheint in das Natürliche überzugehen; das Kirchliche ist mit wirklich Thatsächlichem untermischt. So mag wohl ein Rabbi eine Krankheit durch die kirchliche Handlung des Handauflegens heilen; von einer fieberhaften Störung aber wird eine exacte, obschon irrthümliche Erklärung gegeben, und Lähmung der Hinterbeine eines Thieres wird ganz richtig auf den Druck einer Geschwulst auf das Rückenmark bezogen.“

Was den Ursprung der Ärzte unter den Hindus betrifft, deren Geschichte durch die Aufeinanderfolge verschiedener Herrschaften und Religionen in so hohem Maasse compliciert ist, so ist das Beweismaterial sehr verworren. Die Schilderungen stimmen indessen in der Behauptung überein, dass die Arzneikunde göttlichen Ursprungs ist, offenbar damit andeutend, dass sie von der Priesterschaft ausgegangen ist. In der Einleitung zu Charaka's Werk wird gesagt, dass ärztliches Wissen indirect von Brahma auf Indra übergegangen sei, während „Bhâradvâja es von Indra lernte und es sechs Rishis überlieferte, von denen Agnivâsa einer war.“ Die Verbindung ärztlicher Praxis mit priesterlichen Functionen ist auch in der Angabe von HUNTER enthalten, dass „die nationale Astronomie und die nationale Medicin von Indien in gleicher Weise ihre ersten Impulse von den Anforderungen des nationalen Gottesdienstes erhielten“. Derselbe Zusammenhang zeigte sich auch während der Verbreitung des Buddhismus. „Die Wissenschaft wurde in den Hauptstätten buddhistischer Cultur studiert, wie an der grossen klösterlichen Universität von Nalanda in der Nähe von Gayâ.“

Ähnlich war die Entstehung der ärztlichen Profession bei den Griechen. „Die Wissenschaft [der Arzneikunde] wurde als von göttlichem Ursprunge betrachtet und . . . die Doctoren wurden in einem gewissen Sinne als Nachkommen des Asklepios angesehen.“ So lesen wir in GROTE:

„Die vielen, Asklepiaden genannten Familien oder Sippen, welche sich dem Studium und der Praxis der Medicin widmeten und welche hauptsächlich in der Nähe der Tempel des Asklepios wohnten, zu denen kranke und leidende Menschen kamen, um Heilung zu erlangen, — sie alle betrachteten den Gott [Asklepios] nicht allein als den Gegenstand

ihrer gemeinsamen Verehrung, sondern auch als ihren wirklichen Verfahren.“

In späteren Zeiten sehen wir, dass die Profession säcularisiert wurde.

„Die Verbindung zwischen der Priesterschaft und der Profession wurde allmählich immer weniger und weniger innig; und in dem Maasse als sich die letztere von ersterer trennte, entstanden Abtheilungen oder Gruppen in ihr, sowohl in Bezug auf die Gegenstände, wie z. B. Pharmacie, Chirurgie u. s. f., als auch in Bezug auf die Stellung der Ausübenden.“

Verschiedenartige Zeugnisse beweisen, dass während der früheren römischen Zeiten, in denen noch keine besondere Classe der Ärzte vorhanden war, die Krankheiten als auf übernatürliche Weise verhängt angesehen wurden und dass die Methoden, sie zu behandeln, Methoden der sühnenden Opferung waren. Gewisse Krankheiten, welche gewissen Gottheiten zugeschrieben wurden oder von diesen abgewendet werden könnten, veranlassten Versuche, diese Gottheiten zu besänftigen; es gab daher Opfer, welche der Febris, Carna u. s. w. gebracht wurden. Eine Insel in der Tiber, welche bereits eine locale heilende Gottheit hatte, wurde auch der Sitz des Aesculap-Cultus: man hatte sich bei Gelegenheit einer Epidemie an diesen Gott gewandt. Offenbar war daher in Rom, wie anderswo, anfänglich die ärztliche Behandlung mit den priesterlichen Functionen verbunden. Während der ganzen später folgenden Zustände wurde der normale Verlauf der Entwicklung durch Beeinflussungen seitens anderer Gesellschaften gestört. Unterjochte Völkerschaften, durch wirkliches oder vermeintliches ärztliches Geschick ausgezeichnet, lieferten die praktischen Ärzte. Eine lange Zeit hindurch waren diese Hörige von Patrizierhäusern. GUHL und KONER sagen: „Ärzte und Wundärzte waren meistens Sklaven oder Freigelassene.“ Und als die ärztliche Profession sich zu entwickeln begann, war sie fremden Ursprungs. So schreibt MOMMSEN:

„Nachdem im Jahre 535 der erste griechische Arzt, der Peloponnesier ARCHAGATHUS, in Rom sich niedergelassen und dort durch seine chirurgischen Operationen solches Ansehen erworben hatte, dass ihm von Staatswegen ein Local angewiesen und das römische Bürgerrecht geschenkt ward, strömten seine Collegen schaarenweise nach Rom . . . doch blieb das Gewerbe, eines der einträglichsten, die es in Rom gab, Monopol der Ausländer.“



## §. 667.

Da das Christenthum von Anfang an sich in Gegensatz zu dem Heidenthum stellte, so hätte sich natürlicherweise vermuthen lassen, dass die ursprüngliche Verbindung zwischen den priesterlichen und ärztlichen Functionen sich gelöst habe, als das Christenthum zur Herrschaft gelangte. Aber die Wurzeln menschlicher Empfindungen und Meinungen reichen tiefer hinab als die Wurzeln besonderer Glaubensbekenntnisse und bleiben sicher leben und treiben neue Knospen, wenn ein alter Glaube oberflächlich durch einen neuen ersetzt wird. Überall findet es sich, dass heidnische Gebräuche und Ideen christliche Formen und Lehrsätze modificieren; und so ist es auch hier. Die ursprüngliche Theorie, dass die Krankheiten übernatürlichen Ursprungs sind, behauptete noch immer ihren Grund und Boden, und die Thätigkeit des Priesters blieb daher noch immer nothwendig. Von verschiedenen, von den frühen Christen erbauten Hospitälern lesen wir:

„Es war gewöhnlich ein Priester, welchem die Leitung derselben oblag, so in Alexandrien St. Isidorus unter dem Patriarchen Theophilus, so in Constantinopel St. Zoticus, und nach ihm St. Samson.“

Was die Ersetzung der heidnischen ärztlichen Einrichtungen durch christliche betrifft, so wird bemerkt:

„Der Zerstörung der Asklepione folgten keinerlei zweckmässig ausgedehnte Maassregeln zur Sicherung einer professionellen Erziehung . . . Die Folgen davon zeigten sich in der allmählich immer stärker zunehmenden Leichtgläubigkeit und Betrügerei der folgenden Jahrhunderte, bis dann zuletzt die Menschen sich fast ganz allgemein auf Dazwischentreten eines Wunders verliessen.“

Correcter würde es indessen sein zu sagen, dass die heidnischen Auffassungen von Krankheit und ihrer Behandlung sich wiederum befestigten. So übten, der Angabe SPRENGEL's zufolge, nach dem sechsten Jahrhundert die Mönche beinahe ausschliesslich die ärztliche Praxis aus. Ihre Curen wurden ausgeführt durch Gebete, Reliquien von Märtyrern, Weihwasser u. s. w., oft an den Gräbern der Märtyrer. Der Zustand der Dinge während der früheren Zeiten des Mittelalters, von denen wir so wenig wissen, lässt sich aus der Thatsache erschliessen, dass man im 12. und 13. Jahrhundert fand, die Ausübung der ärztlichen Praxis durch Priester beeinträchtigte die Ausübung ihrer

religiösen Functionen so sehr, dass Verordnungen erlassen wurden, dies zu verhindern; so geschah es durch das lateranensische Concil 1139, das Concil von Reims 1131, und noch einmal durch das lateranensische Concil von 1215. Der Gebrauch blieb aber in Frankreich, und wahrscheinlich auch in andern Ländern, Jahrhunderte lang bestehen; und es scheint, dass nur dann, als durch eine päpstliche Bulle den Ärzten erlaubt wurde zu heirathen, die Ausübung der ärztlichen Thätigkeit durch Kleriker in Abnahme kam. „Den Ärzten der Universität von Paris wurde nicht früher als 1452 erlaubt, sich zu verheirathen.“

In England blieb ein paralleles Verhältniß gleichfalls lange Zeit bestehen. Im Jahre 1456 „war die ärztliche Praxis noch in einer gewissen Ausdehnung in den Händen der Geistlichkeit“. Dass Geistliche in der Zeit Heinrich VIII. über die medicinische Praxis eine bestimmte Autorität ausübten, wird durch eine Verordnung aus seinem dritten Regierungsjahre bewiesen, welche folgendermaassen lautet:

„Es wird verordnet, dass Niemand innerhalb Londons oder sieben Miles davon als Arzt oder Wundarzt practicieren soll, ohne eine Prüfung vor dem Bischof von London oder dem Dekan von St. Paul's unter gehöriger Betheiligung der Facultät abgelegt und einen Licenzschein erhalten zu haben; jenseits dieser Grenze bedarf es einer Licenz vom Bischof der betreffenden Diöcese oder seinem General-Vicar unter der gleichen Betheiligung.“

Und selbst herab bis zum Jahre 1858 behielt der Erzbischof von Canterbury die Befugnis, medicinische Diplome auszustellen: eine Befugnis, welche noch im genannten Jahre ausgeübt wurde. Die Scheidung zwischen „Seelenärzten“ und „Körperärzten“, welche mit der Entwicklung wilder Völkerschaften zu civilisierten Nationen beginnt, ist daher selbst im ganzen christlichen Europa erst sehr allmählich vollständig geworden.

#### §. 668.

Dies ununterbrochene Festhalten an Meinungen und Gebräuchen zeigt sich selbst jetzt noch in den bestehen gebliebenen Erklärungen gewisser Krankheiten seitens der Kirche und der zu ihr Gehörigen; es ist selbst noch zu verfolgen in gewissen Arten der ärztlichen Behandlung und gewissen populären, mit ihnen zusammenhängenden Überzeugungen.



In den Köpfen zahlreicher jetzt lebender Menschen besteht die Auffassung, dass Epidemien die Folgen göttlichen Missfallens seien; und nicht weniger in dem Urtheilsspruch „Starb durch göttliche Heimsuchung“, als in der unbestimmten Idee, dass die Wiedergenesung nach einer Krankheit oder der tödtliche Ausgang derselben zum Theil auf übernatürlicher Bestimmung beruhe, sehen wir, dass die alte Theorie noch besteht. Überdies giebt es einen im Voraus gefassten Beschluss, sie zu erhalten. Als vor einigen Jahren der Vorschlag gemacht wurde, die Patienten in einem Hospitale in zwei Gruppen zu theilen, in eine, für welche Gebete dargebracht werden sollten, und in eine andere, für welche das nicht geschehen sollte, wurde der Vorschlag mit Entrüstung zurückgewiesen. Es wurde ein Beschluss gefasst, den Glauben an die heilende Wirkung des Gebetes festzuhalten, mag es nun durch die Thatsachen gerechtfertigt werden oder nicht; und zu diesem Zwecke wurde es nicht für wünschenswerth gehalten, es den Thatsachen gegenüberzustellen.

Selbst herab bis auf den heutigen Tag wird von Vielen die Epilepsie als die Folge eines Besessenseins von einem Teufel angesehen; und die römischen Katholiken haben eine Form der Teufelaustreibung, welche ein Priester ausführen muss, um Krankheiten, die solche übernatürliche Ursache haben, zu heilen. Der Glaube an den dämonischen Ursprung mancher Krankheiten ist allerdings ein Glaube, welcher von consequenten Gliedern der christlichen Kirche angenommen werden muss, da es ein ihnen im Neuen Testament gelehrt Glaube ist, — ein Glaube, überdies, welcher selbst die sogenannte höchste Bildung überlebt. Wenn wir beispielsweise sehen, dass ein tief vom Universitätsgeiste durchdrungener früherer Premierminister öffentlich die Geschichte vertheidigt, dass gewisse ausgetriebene Teufel in Schweine gefahren seien, so erhalten wir damit den deutlichen Beweis, dass die Theorie des dämonischen Ursprungs mancher Erkrankungen mit dem geltenden Glauben vollständig verträglich ist. Und wir erhalten als Folge davon den Beweis, dass es für die Thätigkeit des Priesters noch immer bei der ärztlichen Behandlung einen Platz giebt.

Es sei mir gestattet, eine noch merkwürdigere Form, in welcher sich die ursprüngliche Theorie erhalten hat, hinzuzufügen. Die Vorstellung, dass der Dämon, welcher eine Krankheit ver-

ursachte, ausgetrieben werden müsse, hat bis in neuere Zeiten fortdauernd der ärztlichen Praxis einen gewissen Charakter gegeben, und beeinflusst selbst jetzt noch die Vorstellungen, welche viele Leute von Arzneien haben. Der ursprüngliche Medicinmann, welcher der Ansicht war, er müsse den Körper zu einem dem Dämon unerträglichen Aufenthalte machen, unterwarf seinen Patienten dieser oder jener Art von beunruhigender, schmerzhafter oder widerwärtiger Behandlung. Er machte vor ihm schrecklichen Lärm oder fürchterliche Grimassen, oder setzte ihn einer beinahe unerträglichen Hitze aus, oder entwickelte unter seiner Nase die schauerhaftesten Gestänke, oder liess ihn die abscheulichsten Substanzen, die er nur ausdenken konnte, verschlucken. Wie wir in dem, in §. 132 aus dem Buche Jesus Sirach citierten Falle sehen, blieb selbst bei den halbcivilisierten Hebräern die Vorstellung von Krankheit lange Zeit dieselbe. Es sind nun äusserst zahlreiche Beweise dafür vorhanden, dass nicht bloss während der Zeiten des Mittelalters, sondern in weit neuerlicheren Zeiten die Wirksamkeit der Arzneien im Gedanken mit ihrer Widerwärtigkeit verknüpft wurde: je abstossender sie waren, desto wirksamer waren sie. Darauf ist MONTAIGNE's Ver-spottung der monströsen, von den Doctoren seiner Zeit angewandten Zusammensetzungen zurückzuführen: „Mist vom Elephanten, das linke Bein einer Schildkröte, Leber eines Maulwurfs, gepulverte Excremente von Ratten u. s. w.“ Daher rührt ein in VICARY's Werk über Anatomie, „The Englishman's Treasure etc.“ (1641), mitgetheiltes Recept: „Fünf Löffel voll Kinderharn eines Unschuldigen.“ Daher rührt „der Glaube, dass Epilepsie geheilt werden kann durch das Trinken von Wasser aus der Hirnschale eines Selbstmörders oder durch das Kosten des Blutes eines Mörders“; dass „auf einem Menschenschädel wachsendes Moos getrocknet, gepulvert und geschnupft, den Kopfschmerz heilen wird“, und dass die Stricke und Spähne von Galgen, auf welchen Missethäter hingerichtet oder ausgestellt worden sind, medicinische Eigenschaften besitzen. Und in unsern eignen Zeiten besteht unter den Ungebildeten wie den Kindern eine in ähnlicher Weise entstandene Vorstellung. Sie verräth eine tief eingewurzelte geistige Association zwischen der Widerlichkeit einer Arznei und ihrer Wirksamkeit: und geradezu in einem solchen Maasse, dass von einer angenehmen Arznei nur mit



Schwierigkeit die Meinung, dass es eine Arznei ist, beizubringen ist.

## §. 669.

Wie es bei der Entwicklung im Allgemeinen, wie es mit der organischen Entwicklung und wie es mit der socialen Entwicklung durch ihre sämmtlichen andern Theile der Fall ist, begleiten secundäre Differenzierungen die ursprüngliche Differenzierung. Während sich die ärztliche Thätigkeit von der kirchlichen Thätigkeit loslöst, gehen innerhalb der ärztlichen Thätigkeit selbst weitere Trennungen vor sich.

Die am schärfsten ausgesprochene Scheidung ist die zwischen Ärzten und Wundärzten. Der Ursprung derselben ist in verschiedener Weise verworren geworden und scheint gegenwärtig in noch grössere Dunkelheit gehüllt zu werden, weil in der letzten Zeit nicht sowohl eine weitere Unterscheidung zwischen den beiden, als vielmehr eine Verschmelzung derselben eingetreten ist. Allenthalben haben Beide eine gemeinsame Function in der Behandlung gewöhnlicher Störungen und im Gebrauche von Arzneimitteln gehabt; und der gewöhnliche praktische Arzt ist Einer, welcher anerkanntermaassen die Functionen Beider ausübt. Es ist factisch in unserer Zeit gebräuchlich, akademische Grade in Beiden, der Medicin und der Chirurgie, zu nehmen und in dieser Weise praktisch diese Unterprofessionen zu vereinigen. Mittlerweile sind die Beiden gemeinsam schärfer von denen unterschieden worden, welche ihre Anordnungen ausführen. Bis auf die neuere Zeit herab war es nicht bloss für den Wundarzt gebräuchlich, seine eignen Arzneien selbst zu bereiten, sondern auch der Arzt hatte ein Laboratorium und zuweilen einen Gehülfen für das Zusammenstellen der Arzneien: eine Einrichtung, welche noch jetzt in ländlichen Bezirken besteht. Indessen übertragen heutigen Tages sowohl die als Ärzte als auch die als Wundärzte practicierenden Mediciner diesen Theil ihres Berufes den Apothekern.

Die anscheinende Nichtübereinstimmung mit dem entwicklungsmässigen Verlaufe verschwindet aber, wenn wir auf die frühesten Stufen zurückgehen. Die Unterscheidung zwischen Doctor und Chirurg ist nicht eine, welche auf dem Wege der Differenzierung eingetreten ist; sie hat sich vielmehr gleich an-

fangs dargeboten. Denn während Beide körperliche Leiden zu heilen hatten, hatte es der Eine mit Leiden zu thun, welche vermeintlich auf übernatürliche Weise verhängt worden waren, der Andere dagegen mit Leiden, welche auf natürliche Weise entstanden waren, — der Eine mit Krankheiten, welche besessenen haltenden Dämonen zugeschrieben wurden, der Andere mit Übeln, welche durch menschliche Wesen, durch Thiere oder durch unbelebte Körper zugefügt worden waren. Wir finden daher in den Berichten der frühen Civilisationen mehr oder weniger scharf ausgesprochene Unterscheidungen zwischen den Beiden.

„Der Brahmine war der Arzt; aber die wichtige manuelle Leistung der Profession konnte passenderweise nicht von dem reinen Brahminen ausgeführt werden; um dieser Schwierigkeit zu begegnen, wurde in einer frühen Periode eine andere Kaste gebildet, aus den Nachkommen eines Brahminen mit einer Tochter eines Vaishya.“

Es sind Zeugnisse dafür vorhanden, dass die Unterscheidung in Ägypten schon vor der christlichen Zeit bestand, und es wird angegeben, dass die Araber systematisch Arzneikunde, Wundarzneikunde und Pharmacie als drei besondere Professionen unterschieden. Bei den Griechen bestand indessen die Theilung der Functionen nicht: „Der griechische Arzt war zu gleicher Zeit auch Wundarzt“ und war auch gleichzeitig der Verfertiger seiner Arzneien. Halten wir diese von früheren Gesellschaften dargebotenen verschiedenen einzelnen Hinweise im Sinn, so dürfen wir die Angaben in Betreff der Unterscheidung zwischen den beiden Berufsarten in den Zeiten des Mittelalters durch ganz Europa nur in beschränkter Weise annehmen. Wenn wir uns daran erinnern, dass während der dunklen Jahrhunderte die religiösen Häuser und priesterlichen Orden die Mittelpunkte der überhaupt zu der Zeit existierenden Cultur und Geschicklichkeit waren, so können wir schliessen, dass Priester und Mönche in beiden Eigenschaften thätig waren und dass daher am Anfange des fünften Jahrhunderts die Wundarznei „noch kein besonderer Zweig“ der ärztlichen Praxis war. Und doch ist man zu dem Schlusse gekommen, dass die Kleriker sich im Allgemeinen enthielten, Wundarznei auszuüben, und einfach die von ihren Gehülfen ausgeführten schwereren Operationen beaufsichtigten; wie angegeben wird, war der Grund hiervon vielleicht der, dass die Kleriker, da ihnen das Vergiessen von Blut untersagt war, nicht selbst



das operierende Messer führen durften. Und dies kann wohl zum Theil eine Ursache für das Erscheinen jener weltlichen praktischen Ärzte gewesen sein, welche, in den Mönchsschulen erzogen, von den grösseren Städten als Bartscher-Wundärzte zu öffentlichem Dienste angestellt wurden. Wahrscheinlich wurde diese Differenzierung noch weiter durch die päpstlichen Edicte gefördert, welche den Klerikern verbot, überhaupt die Heilkunst auszuüben; denn es dürfte, wie weiter geschlossen wird, hieraus das Compromiss entstanden sein, welches den Klerikern erlaubte, Arzneien zu verschreiben, während sie die chirurgische Praxis den Händen der Laien überliessen.

In Begleitung dieser, in der hier geschilderten Weise etwas verworrenen, maassgebenden Unterscheidung sind innerhalb einer jeden Abtheilung untergeordnetere Differenzierungen eingetreten. Einige von ihnen entstanden und wurden augenfällig schon in frühen Perioden. Im alten Indien —

„wurde ein besonderer Zweig der Chirurgie der Rhinoplastik oder den Operationen zur Verbesserung verunstalteter Nasen und Ohren und zur Bildung neuer gewidmet.“

Dass der hier angeführte specielle Zweig auch in anderer Weise scharf unterschieden war, geht von selbst aus der Angabe hervor, dass „nicht weniger als 127 chirurgische Instrumente in den Werken der alten Wundärzte beschrieben wurden“, und ferner aus der Angabe, dass in der Sanskrit-Periode —

„die Zahl der medicinischen Werke und Schriftsteller ausserordentlich gross ist. Die ersteren sind entweder Systeme, welche das ganze Gebiet der Wissenschaft umfassen, oder ganz specialisierte Untersuchungen über einzelne Gegenstände.“

Dasselbe war im alten Ägypten der Fall. Bei der Beschreibung der Resultate sagt HERODOT:

„Die Medicin wird bei ihnen [den Ägyptern] nach einem besonderen Theilungsplane ausgeübt; ein jeder Arzt behandelt eine einzige Krankheitsform und nicht mehr: auf diese Weise wimmelt das ganze Land von praktischen Ärzten, einige übernehmen es, die Krankheiten des Auges zu behandeln, andere die des Kopfes, wieder andere die der Zähne, andere die der Därme und einige die Krankheiten, welche keinen besonderen Sitz haben.“

Ogleich bei den Griechen lange Zeit hindurch kein Unterschied bestand, selbst nicht zwischen Arzt und Wundarzt, so wurde doch in späteren Zeiten „die Wissenschaft des Heilens

in verschiedene Zweige getheilt, so in die Kunst der Augenärzte, Zahnärzte u. s. w.“

Die zwischeninneliegenden Jahrhunderte bieten nur bruchstückweise Belege dar; aber unsere jetzige Zeit liefert deutliche Beweise des Fortschrittes der Arbeitstheilung unter den Ärzten. Wir haben Ärzte, welche sich, wenn auch nicht ganz ausschliesslich, so doch hauptsächlich den Krankheiten der Lungen widmen, Andere den Herzkrankheiten, Andere den Krankheiten des Nervensystems. Andere sind Spezialisten für die Störungen der Verdauung, Andere für Hautkrankheiten; auch haben wir Hospitäler, von denen manche dieser und manche jener Art von Krankheit bestimmt sind. Und so ist es auch bei den Wundärzten. Ausser solchen Spezialisten, wie den Augen- und Ohrenärzten, finden sich Männer, welche durch ihre geschickten Operationen an der Blase, dem Mastdarm, den Eierstöcken bekannt sind, ebenso wie Männer, deren besondere Geschicklichkeit sich auf die Behandlung von Knochenbrüchen und Verrenkungen bezieht; dabei ganz jener als „Einrichter“ bekannten Quacksalber zu geschweigen, deren Erfolg, wie mir ein Wundarzt selbst bekannt hat, häufig grösser ist als der von Männern, die seiner eignen autorisierten Classe angehören.

#### §. 669 A.

In Übereinstimmung mit dem normalen Verlaufe der Entwicklung ist eine Integration, ein Zusammenschliessen, mit dieser Differenzierung Hand in Hand gegangen. Von Anfang an haben sich Bestrebungen zu Vereinigung derer, welche die Heilkunst ausübten, gezeigt. Es sind Einrichtungen entstanden, ihnen eine gewisse gleichmässige Erziehung zu geben, Associationen derjenigen, deren Art der praktischen Thätigkeit ähnlich war, und in späteren Zeiten gewisse allgemeine, wenn auch weniger innige Associationen aller Ärzte. In Alexandrien —

„wurde der Tempel des Serapis als Hospital benutzt; die Kranken wurden in ihm aufgenommen, und Personen, welche Medicin studierten, wurden in der Absicht zugelassen, sich mit der Erscheinungsweise der Krankheiten vertraut zu machen, genau so, wie es in derartigen Anstalten heutigen Tages geschieht.“

In Rom gieng mit der eingeführten Verehrung des Aesculapius die Mittheilung ärztlicher Kenntniss an den ihm geweihten Stätten Hand in Hand. Während der früheren Zeiten des Mittelalters



gaben die als Mittelpunkte des Unterrichtes dienenden Klöster der medicinischen Profession eine gewisse Verkörperung, geradeso wie es die „Collegien“ unserer Tage [die englischen Colleges] thun. Später entstanden in Italien Anstalten hauptsächlich zur Erziehung von Ärzten, wie die medicinische Schule von Salerno im neunten Jahrhundert. In Frankreich waren vor dem Ende des 13. Jahrhunderts die Wundärzte zu einem besonderen Collegium verbunden worden, hierbei der incorporierten medicinischen Facultät folgend; und während sie sich in dieser Weise verbanden, schlossen sie die Bader aus ihrer Classe aus, denen verboten wurde, Operationen auszuführen, und denen nur erlaubt war, Wunden zu verbinden u. s. w. In England auch sind aufeinanderfolgend derartige Consolidierungen eingetreten.

Die Bader-Wundärzte wurden ursprünglich von Edward IV. incorporiert; im Jahre 1518 wurde das Collegium der Ärzte [„College of Physicians“] gegründet und ihm die Befugnis ertheilt, Lizenzen zur Ausübung der ärztlichen Praxis auszustellen, eine Befugnis, welche vorher auf die Bischöfe beschränkt gewesen war. Ein Fortschritt in der schärferen Umgrenzung des Zusammenschliessens zeigte sich, als zu Karl's I. Zeit Personen verboten wurde, in London und in einem Umkreise von sieben Miles Wundarzneikunst auszuüben, bis sie von der Gesellschaft der Bader und Wundärzte examiniert worden waren, und ebenso, als durch das 18. Gesetz Georg's II. mit Ausschluss der Bader das Königliche Collegium der Wundärzte [„College of Surgeons“] gebildet wurde. Zu derselben Zeit waren an verschiedenen Orten medicinische Schulen entstanden, welche Studenten auf die Prüfungen durch jene incorporierten medicinischen Körperschaften vorbereiteten, wodurch weitere Integrationen zum Ausdruck kamen. Auch die über das ganze Königreich zerstreuten Hospitäler sind Stätten klinischen Unterrichts geworden, manche zu Collegien verbunden, manche nicht. Eine andere Art von einheitlicher Verbindung ist durch medicinische wöchentliche und vierteljährliche Journale erreicht worden, welche dazu dienen, die dem Unterricht dienenden Anstalten, die incorporierten Körperschaften und die ganze Profession in Verbindung zu setzen.

Vor dem Schlusse des Capitels müssen noch zwei weitere Thatsachen erwähnt werden. Die eine besteht in der neuerlichen Differenzierung, auf Grund welcher Professoren der Anatomie und

Physiologie zu Professoren der Biologie gemacht worden sind. Bei ihnen ist das Studium des menschlichen Lebens zu dem Studium des Lebens im Allgemeinen weiter entwickelt worden. Und es ist interessant, zu beachten, wie diese, scheinbar für die ärztliche Praxis bedeutungslose Differenzierung schliesslich doch bedeutungsvoll wird; denn die erlangte weitere Kenntnis des thierischen Lebens erweitert sofort auch die Kenntnis des menschlichen Lebens und vermehrt dadurch die ärztliche Geschicklichkeit. Die andere Thatsache ist die, dass in Verbindung mit der Incorporation der autorisierten Ärzte die Eifersucht der nicht incorporierten wachgerufen worden ist. Ganz ähnlich wie die religiöse Priesterschaft verfolgt auch die ärztliche Priesterschaft die Ketzer und die, welche kein Diplom besitzen. Das Denunciren der Praktiker ohne Lizenz, wie auch der von Apothekern betriebenen „Nebenpraxis“ hat schon lange bestanden und besteht noch fortgesetzt. Das heisst soviel wie, dass eine beständige Neigung zu einer noch schärferen Unterscheidung der incorporierten professionellen Körperschaft vorhanden ist.

---

### III. Capitel.

#### Tänzer und Musiker.

##### §. 670.

In einem zuerst 1857 veröffentlichten Aufsätze über den „Ursprung und die Function der Musik“ betonte ich das psychophysische Gesetz, dass Muskelbewegungen im Allgemeinen durch Empfindungen im Allgemeinen hervorgerufen werden. Mögen die Bewegungen leicht oder gewaltsam sein, mögen es Bewegungen des ganzen Körpers oder besonderer Theile sein, und mögen die Empfindungen oder Gefühle angenehme oder schmerzhaft, die Sinne oder das Gemüth erregende sein, die ersteren sind immer Resultate der letzteren: wenigstens nach Ausschluss derjenigen Bewegungen, welche Reflexe oder unwillkürliche sind. Und es wurde damals hervorgehoben, dass als eine Folgerung aus diesem



psycho-physischen Gesetze die heftigen Muskelbewegungen der Glieder, welche Sprünge und Gesticulationen verursachen, ebenso wie jene starken Zusammenziehungen der Brust- und Stimm-muskeln, welche Jauchzen und Lachen erzeugen, die natürliche Sprache grossen Vergnügens werden.

In der Handlungsweise lebensvoller Kinder, welche beim Erblicken eines zärtlichen Verwandten ihm entgegenlaufen, mit einander in Aufschreie des Entzückens ausbrechend und ihren Lauf durch Sprünge unterbrechend, werden die Wurzeln sichtbar, aus denen sich jene hörbaren und sichtbaren Offenbarungen der Freude entwickeln, welche ihren Gipfel im Singen und Tanzen erreichen. Es bedarf keiner besonders grossen Anstrengung der Einbildungskraft, um einzusehen, dass, wenn statt eines geliebten Verwandten, welchem beglückte Kinder begegnen, ein siegreicher Häuptling oder König von Gruppen seines Volkes empfangen wird, beinahe sicher springende und vocale Ausdrücke erhobener Gefühle auftreten werden und dass diese, in natürlicher Folgerung, zu Zeichen des Respects und der Ergebenheit werden, — der Anerkennung der Würde, welche, auf eine höhere Macht übertragen, gottesdienstliche Verehrung werden. Auch bedarf es keiner besonderen Anstrengung der Einbildungskraft, um wahrzunehmen, dass diese natürlichen Äusserungen der Freude, zuerst ganz von selbst vor Einem gethan, welcher sich im Triumph als ein Wohlthäter und Verherrlicher seines Volkes naht, im Laufe der Zeit dazu kommen, bei allen öffentlichen Gelegenheiten Huldigung bezeichnende Gebräuche zu werden, während gleichzeitig die unregelmässigen Sprünge und Gesticulationen mit den unrhythmischen Schreien und Ausrufen, ursprünglich ohne gemeinsames Verabreden hervorgebracht, allmählich durch das Wiederholen zu den abgemessenen Bewegungen, welche wir als Tänze kennen, und zu den organisierten, Gesänge darstellenden Äusserungen reguliert werden. Und noch weiter: es ist leicht einzusehen, dass aus den Gruppen von Menschen heraus, welche in der geschilderten Weise zu unregelmässigen Ovationen und allmählich zu regelrechten lobpreisenden Begrüssungen veranlasst werden, schliesslich einige hervortreten, welche, durch ihr besonderes Geschick ausgezeichnet, speciell als Tänzer und Sänger betrachtet werden und dann auch sofort einen professionellen Charakter erhalten.

Ehe ich zu den positiven Zeugnissen übergehe, welche diese Erklärung unterstützen, dürfte die Bemerkung ganz angebracht sein, dass negative Zeugnisse von den wilden Stämmen dargeboten werden, welche keine permanenten Häuptlinge oder nur ein verkümmertes Königthum haben; denn bei diesen lässt sich von diesen Anfängen professioneller Thätigkeit kaum eine Spur nachweisen. Wir finden zwar bei ihnen gewisse rohe Tänze mit geräuschvoller Begleitung; dieselben sind aber Darstellungsarten des Krieges oder der Jagd. Obgleich die Thaten berühmter Krieger gelegentlich in Formen nachgeahmt werden mögen, welche Lobpreisung jener in sich enthalten, so entwickeln sich doch auf diesem Zustande nicht jene Lobpreisungen, welche in freudvollen Gesticulationen und triumphierenden Gesängen in Angesicht eines Siegers bestehen. Auf späteren Entwicklungsstufen entwickeln sich Ceremonien dieser ursprünglichen Art zu organisierten, von Massen von Kriegern ausgeführten Darstellungen. So bilden bei den Kaffern Kriegstänze den reichlichsten Theil der Erziehung; die Männer sind häufig mit solchen beschäftigt; und es wird mitgetheilt, dass die Bewegungen in den grossartigen Tänzen der Zulus militärischen Evolutionen ähnlich sind. Ferner schreibt THOMSON, dass der Kriegstanz der Neuseeländer in der Präcision seiner Bewegungen den Bewegungen eines Regiments moderner Soldaten ähnlich sei. Offenbar ist aber das professionelle Tanzen nicht aus solchen Exercitien hervorgegangen.

#### §. 671.

Dass das professionelle Tanzen, Singen und die professionelle Instrumentalmusik in der obengeschilderten Weise entstanden sind, geht aus einer bekannten Stelle der Bibel hervor. Es wird uns erzählt, dass, da David als Heerführer der Israeliten „wiedergekommen war von des Philisters Schlacht“, —

„die Weiber aus allen Städten Israels waren gegangen mit Gesang und Reigen dem Könige Saul entgegen, mit Pauken, mit Freuden und mit Geigen. Und die Weiber sangen gegen einander und spielten und sprachen: ‚Saul hat tausend geschlagen, aber David zehntausend.‘“ (1. Samuel. XVIII. 6. 7.)

Hier wurde die ursprüngliche festliche Begrüssung eines siegreichen Häuptlings mit Freudenrufen und Sprüngen, welche



in Verbindung mit halber Civilisation sich in zum Theil bestimmte und rhythmische, vocale und tanzende Formen entwickelt hatte, Beiden, sowohl dem herrschenden Besieger als auch dem ihm untergeordneten Sieger dargebracht. Während aber bei dieser Gelegenheit die Ceremonie vollständig weltlich war, war sie bei einer andern Gelegenheit unter verschiedenen Umständen vorherrschend religiös. Als die Israeliten von Moses angeführt durch das Rothe Meer gezogen waren, bietet uns der Gesang Miriam's, welcher „alle Weiber folgten nach, hinaus mit Pauken und Reigen“ und welche ihnen vorsang: „Lasset uns dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche That gethan“, die nämliche Art von Ehrfurchtsbezeugung gegen einen Heerführer (ein „rechter Kriegsmann“, wie die Hebräer Gott nannten), welcher unsichtbar war, von dem aber angenommen wurde, dass er sein Volk leitet und dass er auch gelegentlich bei der Schlacht seinen Rath gebe. Wir sehen also hieraus, dass das religiöse Tanzen und Singen und Lobpreisen ein und dieselbe Form darbietet, mag nun der Gegenstand desselben dem Auge sichtbar sein oder nicht.

Gebräuche, welche wir bei jetzt existierenden halbcivilisierten Gesellschaften finden, rechtfertigen die Schlussfolgerung, dass die einem heimkehrenden Sieger dargebrachten Ovationen, welche zuerst sich von selbst einstellende Ausdrücke von Beifall und Ergebenheit waren, allmählich in ceremonielle Ehrfurchtsbezeugungen übergiengen, welche zum Zwecke der Begütigung und günstigen Stimmung dargebracht wurden. Es wird zu einem Gesetze der Klugheit, dem Herrscher durch Wiederholungen der seine grossen Heldenthaten schildernden Gesänge und der die Freude an seiner Gegenwart ausdrückenden Tänze zu gefallen. Bei der Schilderung der Marutse sagt HOLUB:

„Die sämtlichen Musikanten [der königlichen Musikertruppe] waren verbunden gleichzeitig Sänger zu sein, welche die Lobeserhebungen des Königs in den Zwischenpausen der Musik oder unter der dumpfen Begleitung ihrer Instrumente auszurufen hatten.“

So erzählt uns auch SCHWEINFURTH, dass am Hofe des Königs Munza, des Beherrschers der Monbuttos, professionelle Musikanten, Balladensänger und Tänzer vorhanden waren, deren hauptsächliche Function es war, den König zu rühmen und ihm zu gefallen. Und nach der Erzählung BURTON's sind in Dahome

„die Barden beiderlei Geschlechts, und die Frauen wohnen im königlichen Palaste . . . der König hält eine ganze Truppe von solchen Hofsängern und -tänzern“. Offizielle Lobpreisungen dieser Art werden nicht bloss von den Gefolgleuten des Königs, sondern auch von denen untergeordneter Befehlshaber ausgeführt. Bei den Processionen der Ashantis „wird jeder Edelmann von seinen Schmeichlern begleitet, welche in lärmenden Gesängen ‚die starken Namen‘ ihrer Herren verkündigen“; und an der Goldküste hat „jeder Häuptling seinen Hornbläser und eine ihm eigenthümliche Melodie“. In ähnlicher Weise erfahren wir von PARK, dass es bei den Mandingos Sänger giebt, welche „extemporierte Lieder zu Ehren ihrer vornehmsten Männer oder irgend welcher anderer Personen singen, welche bereit sind, ‚solide Nahrung für leere Lobpreisungen‘ zu geben“, worin eine nicht weiter auffällige Abweichung von der ursprünglichen Function liegt. WINTERBOTTON weist auf eine ähnliche Abweichung hin.

„Bei den Fulahs giebt es eine Classe von Leuten, die singenden Männer genannt, welche gleich den alten Barder durch das Land umherreisten und den Ruhm derjenigen singen, denen es gefällt Berühmtsein zu erkaufen.“

Gehen wir über Africa hinaus, so lesen wir, dass in Madagascar „der Souverain eine grosse Truppe weiblicher Sänger hat, welche ihm im Hofe aufwarten und welche ihren Monarchen begleiten, sobald er nur immer einen Ausflug unternimmt“. RAFFLES erzählt ferner, dass es in Java drei Classen von Tänzerinnen giebt, welche sich öffentlich darstellen: 1. „Die Concubinen des Herrschers und des Kronprinzen.“ Dies sind die geschicktesten. 2. „Die Concubinen der Edelleute.“ 3. „Die gewöhnlichen Tänzerinnen des Landes.“ In diesen Fällen zeigt sich uns, dass die tanzenden und singenden Formen der Glorification, welche ursprünglich durch Gelegenheiten veranlasst, sich spontan äusserten, regelmässig und ceremoniell geworden waren, und dass diejenigen, welche sie ausführten, nicht mehr das ganze Volk, sondern eine specielle Classe war: es haben also zwei weitere Veränderungen stattgefunden. Anstatt gleichzeitig Sänger und Tänzer zu sein, wie es die ursprünglichen Lobpreiser waren, haben sich diese zu dauernd Bediensteten Gewordenen in die beiden Classen der Sänger und Tänzer differenziert; und wenn auch nicht in Bezug auf die Sänger, so



können wir doch von den Tänzern erwähnen, dass ihre Darstellungen, welche aufhörten Ausdrücke des Willkommens und der Freude vor dem Herrscher zu sein, sich zu Entfaltung von Behendigkeit und Grazie entwickelt haben und dass sie dargebracht werden, um damit ästhetisches Vergnügen zu bereiten. Bei den Hebräern hatte diese Entwicklung zur Zeit des Herodes stattgefunden, als die Tochter der Herodias ihn durch ihr Tanzen entzückte; eine ganz gleiche Entwicklung finden wir heutigen Tages durch ganz Indien, wo Truppen von Bajadern Anhänger der Höfe sind.

## §. 672.

Dass zu Lobpreisungen ausgeführte Tänze und Gesänge vor dem sichtbaren Herrscher mit gleichen Gebräuchen vor dem unsichtbaren Herrscher verbunden wurden, haben uns die Hebräer gezeigt. Dem Beispiel von der Prophetin Miriam und ihren Begleiterinnen kann das von David angereicht werden, welcher vor der Bundeslade tanzte. Wir werden daher nicht überrascht werden, wenn wir ähnliche Thaten bei andern halbcivilisierten Völkern finden. Wo MARKHAM eine Puharrie-Festlichkeit beschreibt und von einem gewissen Behälter erzählt, dass angenommen werde, „die Gottheit wohne in ihm“, fügt er hinzu, dass „bei dieser Gelegenheit die Deptha oder Bundeslade mit grosser Feierlichkeit herumgetragen werde und dass das Volk, mit Blumen und Kornähren geschmückt, um dieselbe tanze“. In einer Schilderung der Bhils lesen wir in Bezug auf eine, Barwás genannte Classe von Leuten, welche Anbeter der Berggötter sind, dass —

„ihre Kräfte indessen zu schlummern scheinen, bis sie durch Musik angeregt werden; und aus diesem Grunde haben sie eine mit ihnen in Zusammenhang stehende Classe von Musikanten, welche ergiebig sind in zahlreichen Gesängen zum Preise der Berggottheiten. Wenn das Recitieren dieser Gesänge den Funken des geistigen Lebens entzündet hat, fangen sie an, mit rasenden Geberden zu tanzen.“

Ein analoger Gebrauch zu tanzen kommt in Abyssinien vor. Die Pflichten der Priester „bestehen im Lesen der Gebete, im Singen, Austheilung der Sacramente und im Tanzen; das Letztere führen sie während der religiösen Processionen aus“. Dass das Tanzen in diesem Falle in die quasi-christliche Religion durch Annahme des Gebrauchs von einer früher bestehenden Religion

her eingeführt worden ist (eine gleiche Adoption ist bei römisch-katholischen Missionären allgemein) ist eine Schlussfolgerung, welche durch ein Beispiel aus einem weit abliegenden Lande unterstützt wird. Bei der Schilderung der Gebräuche der Pueblos sagt LUMMIS:

„Die Cachinas oder heiligen Tänze, welche vor Columbus allgemein in Gebrauch waren, bestehen noch immer; sie werden aber jetzt bei den Festen der Kirche verwendet und es wird angenommen, dass sie dem Tata Dios ebenso angenehm sind,\* wie dem Sonnenvater und den Helden-Zwillingen.“

Aber die Art und Weise, in welcher das Singen und Tanzen vor dem sichtbaren Herrscher differenziert wurde in ein Singen und Tanzen vor dem nicht mehr sichtbaren Herrscher, wird am besten ersichtlich aus den frühen Nachrichten über civilisierte Rassen. Den obigen, aus der Geschichte der Hebräer entnommenen Beispielen können noch verschiedene andere angereiht werden. So wird in 1. Samuelis Cap. X, V. 5 erzählt von „einem Haufen Propheten, von der Höhe herabkommend, und vor ihnen her ein Psalter und Pauken und Pfeifen und Harfen“, und nach einigen Übersetzern: tanzend und singend. Ferner lesen wir im 1. Buch der Chronika Cap. X, V. 33 von gewissen Leviten: „Das sind die Sänger, die Häupter unter den Vätern der Leviten.“ Und im 149. Psalm findet sich (V. 3) die Mahnung: „Sie sollen loben seinen Namen im Reigen, mit Pauken und Harfen sollen sie ihm spielen“, ein Gebet, welches mit der Forderung verbunden war, „dass sie Rache üben unter den Heiden“.

Diese Verbindung von Tanzen und Singen als Formen der Anbetung, und in weiterer Folge ihre noch speciellere Verbindung mit der Priesterschaft, tritt in den Berichten über Ägypten nicht so augenfällig hervor, wahrscheinlich weil über die frühesten Stufen der ägyptischen Civilisation keine Berichte existieren. Indessen gieng nach den Erzählungen HERODOT's bei den Processionen während der Bacchusfeste der Pfeifer voraus; ihm folgten die Chorsänger, welche Hymnen zum Preise dieser Gottheit sangen. Bei der Aufzählung von Cymbeln und Flöten und Harfen, als bei religiösen Ceremonien gebräuchlich, giebt WILKINSON an, dass „die heiligen Musiker zu dem Orden der Priester gehörten und für den Gottesdienst angestellt waren, wie es die Leviten bei den Juden waren“. Singen und Hände-



klatschen werden von ihm als Theile des Anbetungsdienstes erwähnt. Überdies liefern auch die Wandgemälde hierfür Be-  
weise. „Dass sie in den Tempeln zur Ehre ihrer Götter auch  
tanzten, geht aus den Darstellungen weihvoller Processionen  
hervor.“ WILKINSON ist jetzt etwas veraltet; seine Angaben  
über den vorliegenden Gegenstand widersprechen aber durchaus  
nicht denen späterer Schriftsteller. Die Beziehungen zwischen  
dem Tempel und dem Palaste waren jedenfalls intime, und während  
nach der Angabe von BRUGSCH der eine Hofmeister aus dem  
Hofstaate des Königs den Sängern und Spielern vorstand, führt  
andererseits DUNCKER an, dass „in jedem Tempel . . . ein Vor-  
sänger vorhanden war“. So sagt auch TIELE, wo er von Im-  
hotep, dem Sohne Ptah's spricht, —

„die Texte bezeichnen ihn als den ersten der Cher-Hib, einer  
Classe von Priestern, welche gleichzeitig Chorsänger und Ärzte waren.“

RAWLINSON meint dagegen, dass in den historischen Zeiten  
Ägyptens die Musik schon in grossem Maasse säcularisiert wor-  
den sei: „die Musik wurde der Hauptsache nach zur leichten  
Unterhaltung benutzt . . . Die religiösen Ceremonien, von  
denen Musik einen Theil bildete, waren meist doppelsinnigen  
Charakters“.

Ähnlich war auch die Entwicklung, wie sie in Griechenland  
eintrat. Eine beiläufige Hinweisung auf die Thatsache ist in  
der Angabe von GUHL und KONER enthalten, dass alle Tänze  
„ursprünglich mit gottesdienstlichen Gebräuchen in Zusammen-  
hang waren“. Die Vereinigung von Tanzen und Singen als  
Bestandtheile einer und derselben Ceremonie geht auch aus  
MOULTON's Bemerkung hervor:

„Chorus' ist ein Beispiel unter den mannigfaltigen Ausdrücken,  
welche musikalische Associationen in uns wachrufen, welche aber  
ursprünglich Ausdrücke für das Tanzen sind. Der Chorus war die  
ausgearbeitetste Form der lyrischen Balladentänze.“

Und dass der verbundene Gebrauch Beider religiös war,  
wird durch die Schilderung GROTE's bewiesen, welcher sagt:

„Der Chorus, mit Gesang und Tanz combinirt, bildet über ganz  
Griechenland einen bedeutungsvollen Theil des Gottesdienstes. Ur-  
sprünglich war er eine öffentliche Kundgebung der Bürger im All-  
gemeinen. . . Im Laufe der Zeit erhielt aber die Aufführung die

Richtung, immer kunstvoller zu werden und in die Hände von Personen zu gelangen, welche ausdrücklich und professionell dazu erzogen wurden.“

In gleicher Weise erzählt uns DONALDSON, dass augenscheinlich „Musik und Tanz die Grundlage der religiösen, politischen und militärischen Organisation der dorischen Staaten waren“, wobei er auch noch bemerkt, dass —

„die Aufrechterhaltung militärischer Disciplin und die Herstellung eines Principes der Subordination, und nicht bloss die Weckung eines Geschmacks für die schönen Künste, die Zwecke waren, welche jene ungebildeten Gesetzgeber vor Augen hatten; und obgleich nicht daran zu zweifeln ist, dass religiöses Gefühl in weitem Umfange ihre Gedanken und Handlungen durchdrang, so war doch der Gott, den sie anbeteten, ein Gott des Krieges, der Musik und der bürgerlichen Regierung.“

Zu dieser Angabe sei es mir indess gestattet zu bemerken, dass sie eine Form von Irrthum enthält, welche in historischen Erklärungen sehr häufig vorkommt. Es wird irrthümlicherweise angenommen, dass diese Tänze von Gesetzgebern eingeführt worden seien, anstatt directe Fortsetzungen von Gebräuchen zu sein, welche spontan entstanden waren. Dass in Griechenland schon frühzeitig die Säcularisierung der Musik begann, wird durch die Überlieferungen über die religiösen Feste, — der pythischen, olympischen u. s. w. — bewiesen, welche festliche Gelegenheiten auch sofort Veranlassung boten zum Wettfeiern in Geschicklichkeit und Kraft. Die pythischen Spiele, welches die frühesten waren, lassen die geringste Abweichung von der ursprünglichen Bestimmung erkennen; denn es fanden nur musikalische und poetische Wettkämpfe statt. Aber die Einrichtung von Preisen zeigt, dass aus dem ursprünglichen verschiedenartigen Chorus Einzelne hervorgetreten waren, welche durch ihre wirkungsvolleren Ausdrucksweisen für die Lobpreisungen und durch schönere stimmliche Leistungen ausgezeichnet waren. Und wenn wir ferner lesen, dass unter denen, welche die Begleitung zu den heiligen Gesängen und Tänzen spielten, Einzelne durch ihre Geschicklichkeit berühmt wurden und dass auch sehr bald bei den grossen griechischen Festspielen Preise ausgesetzt wurden für die besten Spieler der Flöten, Trompeten und Leiern, so erkennen wir, woher jene Absonderung der Instrumentalisten von den Vocalisten ihren Ausgang nahm, welche sehr bald



schärfer ausgesprochen wurde. So erzählt MAHAFFY in Bezug auf eine Aufführung ungefähr 250 v. Chr.:

„Diese kunstvolle instrumentale Symphonie war bloss die Weiterentwicklung der alten Wettkämpfe im Spielen der Instrumente, welche in Delphi seit sehr alten Zeiten bestanden hatten.“

Es trat daher nach einer gewissen Zeit eine vollständige Säcularisierung der Musik ein. Ausser den musikalischen Aufführungen zu Ehren der Götter kamen in späteren Zeiten Aufführungen auf, welche nur den ästhetischen Genüssen dienten. Die heilige Musik von der säcularen unterscheidend sagt MAHAFFY: die erstere „war von dem Singen und Spielen in Privatgesellschaften völlig getrennt, welches in Athen ziemlich verbreitet, in Sparta aber, wo man dergleichen Aufführungen professionellen Musikanten überliess, durchaus gar nicht gepflegt wurde.“

Parallele Zeugnisse bietet die römische Geschichte dar. Wir lesen in MOMMSEN:

„Es ist dabei bemerkenswerth, dass in den ältesten Religionsgebräuchen der Tanz, und demnächst das Spiel weit entschiedener hervortreten als das Lied. In dem grossen Feierzuge, mit dem das römische Siegesfest eröffnet ward, spielten, nächst den Götterbildern und Kämpfern, die vornehmste Rolle die ernsten und die heiligen Tänzer . . . Ebenso waren vielleicht die ältesten und heiligsten von allen Priesterschaften die ‚Springer‘ [salii].“

So schreiben auch GUHL und KONER:

„Öffentliche Spiele waren von den ältesten Zeiten an mit religiösen Handlungen verbunden, die römischen Gebräuche stimmten in dieser Beziehung mit den griechischen überein. Solche Spiele wurden den Göttern versprochen, um ihre Gunst zu erlangen und wurden dann als ein Zeichen der Dankbarkeit für ihren Beistand aufgeführt.“

Übereinstimmend mit dieser Angabe sagt POSNETT nach Anführung eines alten Gebetes an Mars:

„Dieser primitive Hymnus verband offenbar den heiligen Tanz . . . mit dem entsprechenden Gesange; und das stärkere Hervortreten des ersteren legt die Vermuthung nahe, wie leicht der während des Umzugs oder stillstehend aufgeführte Hymnus zu einem kleinen Drama werden konnte, welches die vermeintlichen Thaten der angebeteten Gottheit symbolisierte.“

Wir sehen hier den Parallelismus mit der Begrüssung David's und Saul's im Triumphe und erhalten den Beweis dafür, dass die Verehrung des Helden-Gottes eine Wiederholung des Beifalls

ist, welcher einem Sieger während seiner Lebzeiten zur Feier seiner Heldenthaten gezollt wird: die Priester und das Volk thun im letzteren Falle das, was im ersteren die Höflinge und das Volk thaten. Übrigens entstanden schliesslich in Rom ebenso wie in Griechenland aus den religiösen Musikaufführungen weltliche Aufführungen, — eine Pflege der Musik als einer Vergnügen gewährenden Kunst. INGE sagt:

„In den republikanischen Zeiten würde sich ein Römer geschämt haben, sich als einen geschickten Musiker bekennen zu sollen . . . SCIPIO AEMILIANUS hielt im Senat eine schmähende Spottrede gegen die Musik- und Tanzschulen, in deren einer er selbst den Sohn einer römischen Magistratsperson gesehen hatte!“

In der Kaiserzeit war aber musikalische Bildung ein Theil der liberalen Erziehung geworden; und als Beispiel hierfür erinnern wir an Nero als einen Violinspieler. In derselben Zeit wurden „geschulte Chöre von Sklaven dazu verwendet, den Gästen bei Mahlzeiten vorzusingen und vorzuspielen, oder auch zur alleinigen Ergötzung ihrer Herren“.

#### §. 673.

Verfolgen wir die Entwicklung dieser ursprünglich einheitlichen Professionen, so tritt uns die Thatsache entgegen, dass, während nach ihrer Trennung die eine beinahe gänzlich säcularisiert wurde, die andere ihren Zusammenhang mit den gottesdienstlichen Gebräuchen noch lange beibehielt und erst zu einer späteren Zeit in ihre weltlichen Formen differenziert wurde. Warum das Tanzen aufhörte, ein Theil der religiösen Ehrfurchtsbezeugung zu sein, während die Musik es nicht that, lässt sich leicht einsehen. An erster Stelle ist das Tanzen, welches inarticuliert ist, nicht im Stande, jene verschiedenartigen Ideen und Empfindungen auszudrücken, wie es die sich mit Worten verbindende Musik zu thun im Stande ist. Seinem ursprünglichen Gebrauche nach diente es als Ausdruck der Freude, gleicherweise in Gegenwart des lebenden Helden wie in der vermeintlichen Gegenwart seines Geistes. Der Natur der Dinge nach enthält es jenen Überschuss an Energie, welcher mit erhobenen Gefühlen einhergeht, und dient nicht dazu, die Ehrfurcht, die Unterwerfung, die Busse auszudrücken, welche in vorgeschrittenen Zeiten einen grossen Theil der religiösen Anbetung ausmachen.



Das Tanzen kam daher natürlicherweise ausser Gebrauch, obgleich es in den Zeiten des Mittelalters nicht gänzlich aus dem religiösen Anbetungsdienst verschwand. Nur ein Theil des ursprünglichen Gebrauchthums blieb bestehen — die Procession. In gleicher Weise waren bei der triumphierenden Begrüssung eines heimkehrenden Siegers wie bei der Verherrlichung der Thaten eines Gottes die hüpfenden Bewegungen die freudigen Begleiterscheinungen in einem sich bewegenden Menschenstrome. Während aber die hüpfenden Bewegungen aufgehört haben, hat der sich bewegende Strom fortbestanden. Überdies haben sich, selbst herab bis auf unsere Zeiten, ihre zwei ursprünglichen Formen forterhalten. Wir haben religiöse Processionen bald durch die Chorgänge einer Kathedrale, bald durch die Strassen; und ausser andern mehr oder weniger triumphzugähnlichen weltlichen Processionen bestehen noch diejenigen, bei denen entweder der Herrscher selbst oder der Repräsentant des Herrschers in die Stadt, wenn er in ihre Nähe kommt, von Gruppen von Beamten und von der Volksmenge eingeholt wird: der Auszug zur Begrüssung der Richter, welche die Abgeordneten des Königs sind, zeigt uns, dass die alte Form mit Ausschluss des Tanzens noch immer besteht.

Es ist noch eine weitere Thatsache zu erwähnen. Während das Tanzen allmählich säcularisiert wurde, hat es theilweise einen professionellen Charakter angenommen. Obgleich es selbst in den frühesten Zeiten andere Formen hatte und andern Zwecken diente, als die oben geschilderten (wie es sich in den pantomimischen Darstellungen des Erfolgs bei der Jagd und in den primitiven Liebestänzen zeigt), und obgleich das weltliche Tanzen zum Theil von diesen abgeleitet worden ist, so können wir doch, wenn wir den Übergang von dem Tanzen in Triumphaufzügen vor dem König in das von geschulten Tänzern ausgeführte Tanzen vor ihm als höfische Huldigung im Sinne behalten, folgern, dass selbst die uns jetzt vertrauten Formen des weltlichen Tanzens nicht ohne Andeutung an jenen Ursprung sind, welchen wir hier verfolgt haben.

## §. 674.

Kehren wir aber von dieser Einschaltung zurück und gehen wir von den uns von alten Civilisationen dargebotenen Zeugnissen

zu denen über, welche uns die heidnischen und halbcivilisierten Völker Europas darbieten, so wollen wir zuerst die Angabe anführen, welche STRABO in Bezug auf die Gallier macht.

„Es sind im Allgemeinen drei Gruppen von Männern, welche ganz besonders verehrt werden, die Barden, die Vates (Seher) und die Druiden. Die Barden componierten und sangen Hymnen; die Vates beschäftigten sich mit den Opfern und dem Studium der Natur; während die Druiden mit dem Studium der Natur das der Moralphilosophie verbanden.“

Und die Angabe lautet dahin, dass diese Barden die Heldenthaten ihrer Häuptlinge zur Begleitung der Harfe sangen. Das Bestehenbleiben heidnischer Gebräuche in christliche Zeiten hinein liess wahrscheinlich jene Classe von Männern entstehen, welche bei den Skandinaviern „Skalden“ genannt und bei den Anglo-Sachsen als Harfner und Sänger [gleemen] bezeichnet wurden. So lesen wir:

„Die Sänger brachten noch Mimik dazu . . . Tanzen und Springen, mit Taschenspielerstückchen . . . Es war daher für sie nothwendig, sich zu Gesellschaften zusammenzuthun.“

„Bald nach der Eroberung verloren diese Musikanten die alte sächsische Bezeichnung ‚gleemen‘ und wurden Ministraux, im Englischen Minstrels, genannt.“

Überdies war in der alten englischen Periode der Minstrel „zuweilen ein zum Hausstand des Häuptlings, dem er diente, Gehöriger, wie wir im Gedichte des Beowulf sehen“. Und da es die Aufgabe des Minstrels war, bald seinen Häuptling und bald die Vorfahren seines Häuptlings zu verherrlichen, so sehen wir, dass er in der einen Eigenschaft den lebenden Potentaten als ein Höfling pries, während er in der andern Eigenschaft den gestorbenen Potentaten so pries, wie ein Priester eine Gottheit preist.

Während mit dem Niedergang der Verehrung der heidnischen Götter, Helden und Ahnen manche Musik verweltlicht wurde, fieng andere Musik an, sich im Zusammenhang mit der neu eingetretenen Religion zu entwickeln. Bei den Angelsachsen „wurde Musik mit Eifer cultiviert . . . Ständige Musikschulen wurden schliesslich bei den Klöstern eingerichtet und eine Hauptschule in Canterbury“. Dasselbe war auch unter den Normannen der Fall: „Grosse Aufmerksamkeit wurde nun der Kirchenmusik



gewidmet und die Geistlichkeit verfasste häufig Stücke zum Gebrauche ihres Sängerkhore.“ Ferner wurde im 15. Jahrhundert —

„kirchliche Musik von den jungen Leuten auf den Universitäten studiert mit der Aussicht, akademische Grade als Baccalaureen und Doctoren in der philosophischen Facultät zu erlangen, was allgemein eine Bevorzugung mit Sicherheit erwarten liess.“

Der beste Beweis für den Ursprung des professionellen Musikers während der christlichen Zeiten aus der Geistlichkeit heraus wird aber durch die biographischen Notizen über alle Musiker über ganz Europa dargeboten. Wir fangen im 4. Jahrhundert mit dem heiligen AMBROSIVS an, welcher „die kirchliche Art, den Gottesdienst zu sprechen und zu singen in Ordnung brachte“, und kommen dann zu GREGOR, welcher im Jahre 590 die musikalischen Tonleitern einrichtete. Das 10. Jahrhundert brachte HUCBALD hervor, einen Mönch, welcher das zweiliniige Notensystem durch eines mit mehr Linien ersetzte, und das 11. Jahrhundert den Mönch GUIDO VON AREZZO, welcher das Notensystem noch weiter entwickelte. Eine weitere Umwandlung kirchlicher in weltliche Musik wurde im 12. Jahrhundert von den Minnesängern angefangen: „ihre Melodien gründeten sich auf die Kirchentonarten.“ Als weitere Entwicklungsform derselben traten die Meistersänger auf, welche ihre Aufführungen gewöhnlich in den Kirchen hatten; „der Gegenstand derselben war meistens ein heiliger und ihre Tonweise war kirchlich.“ „Einer der ersten Componisten, welcher in regelrechter Form schrieb,“ war der Canonicus DUFAY von der Kathedrale in Cambrai, welcher 1474 starb. Das 16. Jahrhundert brachte LASSUS, welcher 1300 musikalische Compositionen schrieb, dessen Stand aber nicht genannt wird; und dann haben wir, als Zeichen einer ausgesprochenen Verweltlichung, im selben Jahrhundert PHILIPPUS DE MONTE, Canonicus von Cambrai, welcher 30 Bücher Madrigale schrieb. Ungefähr um diese Zeit „richtete LUTHER die deutsche Messe ein“. In diesem Jahrhundert trat der ausgezeichnete Componist PALESTRINA auf, welcher, obgleich er ursprünglich Laie war, zu priesterlichen Functionen erwählt wurde, und im 17. Jahrhundert der Priester ALLEGRI, der Componist. In späteren Zeiten lebten CARISSIMI, „Kapellenmeister“ und Componist, und SCARLATTI, gleichfalls maestro di capella. In Frankreich erschien RAMEAU, Kirchenorganist, und in Deutschland erstanden

zwei seiner grössten Componisten: HÄNDEL, erst „Kapellmeister“ in Hannover und später in England, und BACH, der ursprünglich Organist war und „tief religiös“ „die alten Kirchenmelodien“ in moderne Form überleitete\*. Zu den andern hervorragenden Musikern des 18. Jahrhunderts gehörten Padre MARTINI und ZINGARELLI, beide Kapellmeister; und in derselben Zeit blühten der Abt VOGLER und CHERUBINI, ein Kapellmeister. Allen diesen Beispielen aus dem Auslande sind die Fälle aus England anzureihen. Wenn wir zeitig im 16. Jahrhundert mit TALLIS, „dem Vater der englischen Kathedralmusik“ beginnen, so finden wir, dass er „ein Herr (Chorsänger) der Königlichen Kapelle“ genannt wird. In demselben Jahrhundert folgte MORLEY, Chorsänger, „Epistel-“ und „Evangeliumsänger“, welcher, hiernach halb-priesterlich, weltliche Musik verfasste; BYRD, ein in gleichen Diensten stehender und ähnlich geschildert; FARRANT, seinem Stande nach gleichfalls Kleriker, und wenig später GIBBONS, ein Organist, aber in weitem Umfange Verfasser weltlicher Musik. Im nächsten Jahrhundert haben wir LAWES, „Vorleser der Episteln“ in der Königlichen Kapelle, Componist von kirchlicher Musik; CHILD, Chorsänger, Organist und Kirchencomponist, und BLOW, ebenso. Dann folgen die vier Generationen der PURCELLS, sämtlich mit der Kirche als Chorsänger und Organisten zusammenhängend; HILTON, Organist und Küster und Verfasser ebenso wohl von weltlicher wie von geistlicher Musik, und CROFT,

---

\* Nachforschungen in Bezug auf die Bedeutung des Ausdrucks „Kapellmeister“, welche ich durch die Kritik eines Freundes anzustellen veranlasst wurde, haben nicht bloss ergeben, dass die oben gegebene Bedeutung bestätigt wurde, sondern haben auch beiläufig gezeigt, auf welche Weise der Process der Verweltlichung gefördert worden ist. Prof. GEORG HOFFMANN in Kiel schreibt folgendermaassen:

„Alle diese Kapellmeister führten die Kirchenmusik beim Gottesdienst in der Kirche auf. Die innere Weiterentwicklung der Musik durch die Einführung vieler Instrumente in vocale Aufführungen, das Solo-singen und die dramatisierende Musik, besonders seit Leo X. durch die griechischen Ideen der Renaissance beeinflusst, trugen viel zum Säcularisiren der Musik bei. Kapellmeister und Sänger an den Höfen componierten beide Arten von Musik, kirchliche ebenso wie weltliche, und während des 17. Jahrhunderts leiteten die Kapellmeister ebensowohl die Messen — als die Bühnenmusik (Opern), die Sängerschaft der Fürsten diente häufig beiden Zwecken. In dieser Weise wurde der Name ‚Kapelle‘ und ‚Kapellmeister‘ nach und nach auch auf die weltliche Richtung übertragen.“



Organist, Hauptchorsänger und Componist weltlicher und geistlicher Sachen. Dasselbe gilt von späteren Componisten, BOYCE, COOK, WEBBE, HORSLEY, welche, zum Theil noch Kirchenbedienstete, hauptsächlich bekannt sind durch ihre Lieder, Weisen und Rundgesänge.

Wir dürfen indessen die Thatsache nicht ausser Acht lassen, dass sich zwar aus der Pflege der Musik zu kirchlichen Zwecken die verschiedenartig entwickelten Arten herausbildeten, dass aber unabhängig davon einfache populäre Musik auftrat. Von den frühesten Zeiten an haben Gemüthsstimmungen, die durch die verschiedenen Vorkommnisse des Lebens angeregt wurden, zu spontanen vocalen Äusserungsformen geführt. Aber die Anerkennung dieser Thatsache verträgt sich vollständig mit der Anerkennung der weiteren Thatsache, dass die höheren Entwicklungsarten der Musik aus der künstlich durchgearbeiteten Gottesdienstordnung hervorgiengen und lange Zeit hindurch Productionen der Classe der Priester waren, und dass sich aus dieser Classe oder den halbverweltlichten Gliedern derselben schliesslich die Componisten und Vertreter der weltlichen Musik ausschieden.

Eine weitere Differenzierung, welche die letztere begleitete, ist zu erwähnen. Die von Klerikern entwickelte Kunst des Musikers, welche die einfache weltliche Musik des Volkes beeinflusste, fieng an, aus dieser heraus die höheren Formen der Musik zu entwickeln, welche wir jetzt kennen. Ob die volkstümlichen, während der letzten Jahrhunderte im Gebrauch gewesenen Tänze *de novo* entstanden sind oder nicht, oder ob sie, wie es wahrscheinlicher der Fall gewesen zu sein scheint, mit Modificationen aus den früheren, in heidnischen Zeiten üblich gewesenen Tänzen hervorgegangen sind, — Untersuchungen bringen die merkwürdige Thatsache zu Tage, dass aus ihnen sich die grossen orchestralen Werke der modernen Zeiten entwickelt haben. Die *Suites de pièces* von BACH und HÄNDEL waren ursprünglich Reihen von Tänzen in verschiedenen Zeitmaassen; und diese haben sich in die aufeinanderfolgenden Sätze der Symphonien entwickelt, welche selbst jetzt noch in dem gelegentlich „Menuett“ genannten Satze eine Andeutung ihres Ursprungs verrathen. Ferner hat in Verbindung mit diesen Entwicklungsformen der Musik eine andere Differenzierung stattgefunden — die des Componisten vom ausführenden Musiker.

Wenngleich schon manche Ausübende gleichfalls Componisten sind, so ist doch in hohem Maasse der Componist ein unabhängiger Künstler geworden, welcher, wenn nicht als Dirigent, keinen Theil an den öffentlichen Aufführungen nimmt.

§. 675.

In diesem Falle wird, wie in den übrigen Fällen, der allgemeine Process der Entwicklung noch durch die Integration erwiesen, welche die Differenzierung begleitet hat. Die von alten Civilisationen dargebotenen Zeugnisse müssen bis zum nächsten Capitel verschoben werden, da sie eigentlich in dasselbe gehören. Hier wollen wir uns damit begnügen, auf die erläuternden Thatsachen hinzuweisen, welche die modernen Zeiten darbieten.

Ausser der nicht organisierten Menge professioneller ausübender Musiker und ausser der nur wenig organisierten Menge von Vertretern und Lehrern der Musik, findet sich noch die Menge derjenigen, welche nach dem Bestehen von Prüfungen und nach Erlangung akademischer Grade in Musik sich noch schärfer hervorheben: wir sehen hier die sich deutlicher aussprechende Unterscheidung, welche die Integration begleitet. Es giebt auch noch die zahlreichen localen Musikgesellschaften, die localen Musikfeste mit ihren leitenden Organisationen, und die verschiedenen incorporierten Collegien mit ihren Studenten, ihrem Stabe von Professoren und ihren Directoren.

Ferner haben wir zur Förderung der Vereinigung dieser verschiedenartig eingerichteten Gruppen von solchen, welche die Kunst der Musik als Profession betreiben, und von solchen, welche sich der Ausübung derselben nur als Liebhaber widmen, eine periodische Litteratur, — verschiedene musikalische Journale, Berichten und Kritiken von Concerten, Opern und Oratorien gewidmet und der Förderung der musikalischen Bildung dienend, während sie gleichzeitig die Interessen der Lehrer und ausübenden Musiker vertreten.

---



## IV. Capitel.

Redner und Dichter, Schauspieler und  
dramatischer Dichter.

## §. 676.

Dinge, welche während der Entwicklung unterschieden wurden, waren natürlich ursprünglich miteinander vermischt: die Entwicklungslehre enthält eben diesen sich von selbst verstehenden Satz. Wir haben bereits gesehen, dass in der Begrüssung eines Siegers im Triumphe, ursprünglich spontan und roh, aber im Verlaufe der Zeit ein feststehendes, in bestimmten Formen ausgearbeitetes Ceremoniell darstellend, Keime von verschiedenen Künsten und von deren Lehrern enthalten waren. Mit den vor Kurzem geschilderten Anfängen des Tanzens und der Musik waren die Anfänge der Redekunst, der Dichtkunst, Schauspielkunst und des Dramas verbunden, welche hier der Bequemlichkeit wegen besonders behandelt werden. Obschon sie alle Offenbarungen exaltierter Gemüthsbewegungen waren, anfangs bunt gemischt und in ihrer Entfaltung verworren, wurden sie doch erst nach vielen Wiederholungen in bestimmte Regeln gebracht und auf verschiedene Personen vertheilt.

Mit den Ausrufen des David und Saul grüssenden Beifalls verbanden sich aus dem Munde Einiger Verkündigungen ihrer grossen Thaten; wie schon Miriam Jahves Sieg über die Ägypter verkündigt hatte. Derartige Verkündigungen, anfangs kurz und einfach, sind einer Entwicklung in lange, Lob spendende Reden fähig; und mit dem Halten solcher beginnt die Thätigkeit des öffentlichen Redens. Dann trat unter den Rednern gelegentlich ein geläufiger und beweglicher sprechender auf, dessen Rede, an bildlichen Ausdrücken und Redewendungen reich, von Zeit zu Zeit rhythmisch wurde, also der Dichter. Die Lobeserhebungen, in Gegenwart des lebenden Herrschers vergleichsweise einfach und später in der vermeintlichen Gegenwart des apotheosierten Herrschers kunstvoll ausgearbeitet, werden, im letzteren Falle, zuweilen von pantomimischen Darstellungen seiner Heldenthaten

begleitet. Bei Kindern, welche überall sehr geneigt dazu sind, die Handlungen Erwachsener zu dramatisieren, können wir sehen, dass irgend eines aus einer Schar, den Charakter einer Person darstellend, von welcher sie gelesen oder gehört haben, ihre Handlungen nachahmt, namentlich solche von destructiver Art; es ist daher natürlich, dass in Zeiten, in denen die Gefühle weniger zurückgehalten wurden als gegenwärtig, die Erwachsenen dieselbe Gewohnheit annahmen, den Thaten des von ihnen gefeierten Helden Gestalt zu geben. Der Redner oder Dichter verband mit seiner Rede oder seinem Gesange die angemessenen Handlungen, oder aber es wurden dieselben zu gleicher Zeit von irgend einem andern Mitfeiernden ausgeführt. Und als dann weitere Entwicklungsschritte Darstellungen complicierterer Ereignisse mit sich brachten, in denen die Siege des Helden und seiner Begleiter über Feinde dargestellt wurden, wurde der leitende Darsteller, welcher die Handlungen der Untergeordneten zu bestimmen hatte, dramatischer Dichter.

Von dieser Skizze der Entstehung der Bühnen, welche sich auf sicher ermittelte Thatsachen stützt, zum Theil aber noch hypothetisch ist, wollen wir zu den bestätigenden Zeugnissen übergehen, wie solche von uncivilisierten Rassen und von frühzeitig civilisierten Nationen dargeboten werden.

#### §. 677.

Wenn wir zuerst die Gebräuche von Völkern in's Auge fassen, bei welchen die musikalische Fähigkeit nicht sehr entwickelt ist, so finden wir den officiellen Lobpreiser in seiner einfachsten Form — den Redner. So sagt ERSKINE von den Fidschi-Insulanern, dass jeder Stamm seinen „Redner hat, der bei Gelegenheit von Ceremonien Festreden zu halten oder den Priester und den Häuptling bei dem Bestreben zu unterstützen hat, den Muth des Volkes vor dem Auszug in den Kampf anzufeuern“: die Aufmunterung bestand zweifellos in weitem Maasse in einer Lobrede auf die früheren Heldenthaten des Häuptlings und auf die bevorstehende Tapferkeit desselben. So ist es bei den Bewohnern von Neu-Caledonien.

In Tanna „hat jedes Dorf seine Redner. In öffentlichen Ansprachen tragen diese Männer ihre Reden singend vor, gehen in peripatetischer Weise umher, vom Umkreise nach dem Mittelpunkt



des Marum (Forum) und begleiten gleichzeitig ihre Sätze mit dem Schwingen einer Keule:“ [eine dramatische Begleitung].

Nach den Angaben von ELLIS bieten die Bewohner von Otaheiti ähnliche Thaten dar. Von den „Kriegsrednern“ sagt er:

„Die hauptsächlichste Aufgabe dieser Rautis war, die Truppen durch die Erzählung von den Thaten ihrer Vorfahren, von dem Ruhme ihres Stammes oder ihrer Insel anzufeuern.“

Die Negerrassen sind gewöhnlich musikalisch reich veranlagt. Wie wir gesehen haben, nehmen bei ihnen lobpreisende Reden eine musikalische Form an; und indem dies geschieht, werden sie nothwendigerweise rhythmisch. Denn während gesprochene Äusserungen unregelmässig sein können und es gewöhnlich sind, werden Äusserungen, welche als musikalische das Element der Zeit enthalten, dadurch schon in einem gewissen Grade reguliert. Wenn wir lesen, dass bei den Marutse diejenigen, welche „die Lobeserhebungen des Königs ausriefen“ dies „unter der dumpfen Begleitung ihrer Instrumente thaten“, so müssen wir folgern, dass, da die Klänge ihrer Instrumente eine gewisse rhythmische Ordnung haben mussten, dies auch bei ihren Worten der Fall war. In ähnlicher Weise müssen auch die Balladensänger bei den Monbuttos, deren Aufgabe es war, den König zu verherrlichen, in versificierte Ausdrücke ihrer Preisreden gefallen sein. Die Truppe „preisgekrönter Dichter oder Barden“, welche am Hofe von Dahome gehalten werden, können ihre Ruhmreden nicht im Chor gesprochen haben, ohne dass dieselben rhythmisch eingerichtet waren. So müssen auch bei den Ashantis und bei den Mandingos, bei denen die vor ihren Hauptleuten und Vornehmen ausgerufenen Lobeserhebungen die Form von Gesängen angenommen haben, diese Reden mehr Maass und Form erhalten haben als gewöhnlich. Bei andern uncivilisierten Völkern finden wir, dass der officielle Redner und Dichter, welcher seinem Beifall eine musikalische Form giebt, diesem in weiterer Folgerung auch Rhythmus verleiht. ATKINSON sagt:

Der Sultan „befahl seinem Dichter, vor uns zu singen. Der Mann gehorchte und trug Gesänge vor, in denen er die Tapferkeit und die erfolgreichen Plünderungszüge meines Wirthes und seiner Vorfahren beschrieb und welche einen donnernden Applaus seitens des Stammes hervorriefen.“

Indessen treten bei diesen africanischen Völkerschaften und den eben genannten nomadischen Stämmen in Asien den Lobpreisungen des lebenden Herrschers, mögen dieselben in rhythmischen Worten und musikalischen Äusserungen bestehen oder nicht, nur wenig oder auch gar keine Lobpreisungen des apotheosierten Herrschers an die Seite, welche eine ähnliche Form darbieten, aber nur von Priestern anstatt von Hofleuten gesprochen. Warum ist dies der Fall? Es scheinen zwei Ursachen vorhanden zu sein, von denen vielleicht die eine primär, die andere secundär ist. Wir haben gesehen (§. 100), dass bei den Negervölkern im Allgemeinen die Ideen über das Leben nach dem Tode, wo sie überhaupt vorhanden sind, nicht entwickelt sind. Die Vorstellung ist die, dass das Doppelwesen des verstorbenen Menschen nicht lange bestehen bleibt; wenn Niemand mehr von ihm träumt, so wird angenommen, dass er definitiv zu sein aufgehört hat. In Folge dessen entwickelt sich auch die Besänftigung seines Geistes nicht zu einem Cultus, wie es da geschieht, wo die Vorstellung entstanden ist, dass er unsterblich ist. Ferner bestehen, möglicherweise aus dieser Ursache, africanische Königreiche nur eine Zeitlang. Man hat beobachtet, dass von Zeit zu Zeit irgend ein bedeutender Häuptling auftritt, welcher benachbarte Stämme besiegt und vereinigt und in dieser Weise ein Reich bildet, dass dies aber sich nach einer oder zwei Generationen wieder auflöst. Wir haben gesehen, eine wie mächtige Hülfe zur Befestigung und Dauer die vermeintliche übernatürliche Macht eines verstorbenen Herrschers ist; es scheint daher nicht unwahrscheinlich, dass das Fehlen dieses Glaubens an einen unsterblichen Gott und das sich hieraus ergebende Fehlen eines feststehenden Anbetungsdienstes eines solchen, eine der Hauptursachen der nur vorübergehenden Natur der africanischen Monarchien ist.

#### §. 678.

Diese Vermuthung stimmt mit den uns von allen civilisierten Gesellschaften dargebotenen Thatsachen überein, bei welchen mit den Lobpreisungen des lebenden Herrschers künstlicher gestaltete Lobpreisungen des verstorbenen und zum Gott erhobenen Herrschers Hand in Hand giengen.

Ägypten liefert Beispiele von poetischen Lobeserhebungen



Beider. Einer Lobpreisung Seth's I. vorausgehend wird geschrieben:

„Die Priester, die Grossen und die ausgezeichnetsten Männer von Süd- und Nord-Ägypten sind angekommen, um den göttlichen Wohlthäter bei seiner Rückkehr von dem Lande von Ruthen zu preisen.“ Dann folgt ein Gesang „zum Preise des Königs und zur Verherrlichung seines Namens“.

So wird gleichfalls Ramses II. in „dem heroischen Gedichte des Priesters Pentaure“ verherrlicht. In der achtzehnten Dynastie sehen wir, dass beide Functionen vereint waren.

„Ein unbekannter Dichter, aus der Zahl der heiligen Väter, fühlte sich begeistert, in gemessenen Worten den Ruhm des Königs [Thutmes III.] und die Macht und die Grösse des Gottes Ammon zu besingen.“

Und dann finden wir die vollkommen priesterlichen Handlungen des —

„Edelmanns, welcher die Würde des ‚Propheten der Pyramide des Pharaoh‘ trug. Die Pflicht dieses Beamten war, das Andenken des verstorbenen Königs zu preisen und das gottähnliche Bild des Herrschers zu dauernder Erinnerung zu weihen.“

Noch bessere und reichlichere Zeugnisse werden uns durch die Schilderungen der ältesten Griechen dargeboten. Der Dichter in seiner Anfangsgestalt als Ruhmredner des Gottes hat priesterliche Würde und ist anfangs auch officieller Priester. In Bezug auf die Griechen der rohen Zeiten schreibt MURE: „In ihren Überlieferungen stellt sich daher der Charakter des Dichters gewöhnlich als aus dem Wesen des Musikers, Priesters, Propheten und Weisen combinirt dar;“ und dann fügt er hinzu:

„Der mythische Dichter Olen wird als der früheste und ausgezeichnetste Priester und Dichter des delphischen Apollo betrachtet . . . Boeo, eine berühmte Priesterin jenes [des delphischen] Heiligthums, erklärt ihn nicht bloss für den ältesten unter den Dichtern Apollos, sondern unter allen Dichtern.“

MAHAFFY sagt uns, dass „die jenen Männern [den Dichtern vor Homer] zugeschriebenen Gedichte . . . alle streng religiös waren.“

„Das Hexameter-Versmaass wurde übereinstimmend den delphischen Priestern zugeschrieben, von denen angegeben wird, dass sie dasselbe erfunden und in den Orakelsprüchen gebraucht hätten. Mit andern Worten, es ist zuerst in der religiösen Dichtkunst angewendet worden . . .

Es ist nicht daran zu zweifeln, dass die Priester derartige Werke [lange Gedichte] zu dem Zwecke verfassten, die Attribute und die Abenteuer der Götter zu lehren . . . Hiernach war die epische Poesie [anfangs] rein religiös . . . Homer und Hesiod repräsentieren . . . den Schluss einer langen Epoche.“

Und dass ihre dichterischen Werke durch Differenzierung aus heiligen Dichtungen entstanden, liegt als stillschweigende Folgerung in dem, was er weiter bemerkt, dass zu Homer's Zeit „die Kriege und Abenteuer und Leiden der Menschen der Mittelpunkt des Interesses seitens der Dichter geworden waren“. Diese zum Theil säcularisierte Poesie wurde in einer späteren Zeit noch weiter verweltlicht, als sie noch weiter von der Musik abgelöst wurde. Der Hymnus des ursprünglichen Priester-Dichters wurde mit Begleitung der viersaitigen Leier in einer volltönderen Stimme als beim gewöhnlichen Sprechen vorgetragen, — nicht als Gesang, wie wir ihn auffassen, sondern als Recitativ, und wie Dr. MONRO meint, als ein breites Recitativ, — verwandt mit dem Recitativ beim Intonieren der Liturgie durch unsere eignen Geistlichen und mit der exaltierten Sprechweise, welche bei religiöser Aufregung spontan angenommen wird\*. Im Laufe der Zeiten wurde aber diese halbmusikalische Vortragsweise der Hexameter von einer gewissen sich weiter absondernden säcularen Classe, den Rhapsoden, fallen gelassen. Dieselben recitierten an den Höfen „die Bücher [Homer's] einzeln, bald das eine, bald das andere, bei den Festen oder öffentlichen feierlichen Gelegenheiten der griechischen Städte“ und verfassten

---

\* In seinem gelehrten Werke: „The Modes of Ancient Greek Music“ schreibt er: „Mehrere Andeutungen treten zusammen, um es wahrscheinlich zu machen, dass das Singen und Sprechen im Griechischen nicht so weit von einander geschieden waren, wie in den modernen Sprachen, mit denen wir vertraut sind“ (p. 113). . . . Singen und Sprechen waren näher miteinander verwandt als es je in unserer Erfahrung vorkommt (p. 119). Eine merkwürdige Bestätigung ist mir vor Kurzem in die Hände gekommen in einer Schilderung der Musik der Omaha-Indianer von Miss ALICE FLETCHER, welche lange bei den Omahas gelebt hat. Sie sagt: „Dies Fehlen einer bestimmten Tonhöhe und die Behandlung der Stimme bei den Indianern, welche im Sprechen und Singen ähnlich ist, lässt die Indianermusik für unsere Ohren ganz verstimmt klingen.“

Es ist hiernach klar, dass der ursprüngliche Priester-Dichter der Griechen einfach ein gemüthlich erregter Redner war, dessen Rede von dem gewöhnlichen Sprechen dadurch abweicht, dass sie mehr abgemessen und mehr intoniert war.



auch zuweilen selbst „zueignende Prologe oder Epiloge zu Ehren der Gottheiten, mit deren Festen derartige öffentliche Auführungen in Zusammenhang standen“; sie waren daher insoweit selbst Dichter und unterschieden sich von den früheren Dichtern durch ihre nicht musikalische Redeweise.

„Während die letzteren, allein oder hauptsächlich, ihre eignen Werke mit Begleitung ihrer Leier sangen, trug der Rhapsode, welcher einen Lorbeerzweig oder Stab als Zeichen seines Amtes trug, ohne musikalische Begleitung die Gedichte Anderer vor:“ [zuweilen, wie oben erwähnt wurde, in Verbindung mit seinen eignen].

Es trat also in dieser Weise eine Classe weltlicher Dichter und eine Scheidung der Poesie vom Gesang ein.

Eine parallele Entwicklung kam bei den Römern vor. Obgleich die Reihenfolge unterbrochen war, so war doch der Anfang derselbe. GRIMM sagt:

„Das Dichten grenzt so nahe an Weissagen; der römische Vates ist gleichzeitig Sänger und Weissager, und sicherlich war das Weissagen eine priesterliche Function.“

In Übereinstimmung mit dieser Angabe steht es, dass —

„die Religion der Römer ein Ceremoniell für die Priester war und nicht für das Volk; und ihre Dichtung bestand nur aus Formen in Versen und schwang sich nicht höher auf als die halbbarbarischen Ausrufe der salischen Priester oder der arvalischen Bruderschaft.“

Die kunstvoller ausgearbeiteten Formen religiöser Ceremonien scheinen von unterjochten Ländern eingeführt worden zu sein, — die geheiligten Spiele von Etrurien und andere Gebräuche von Griechenland. Die Folge des Umstandes, dass die Römer die Sieger gewesen waren, scheint es zu sein, dass von den Künsten, und unter andern auch von der Dichtkunst, welche die Gefangenen mitgebracht hatten, lange Zeit hindurch nur gering-schätzig gedacht wurde. Da die Lehrer dieser Kunst nicht von den Göttern beauftragt waren, wurden sie mit Verachtung behandelt und ihre Function gänzlich verweltlicht. MOMMSEN schreibt daher:

„Der Poet, oder wie er in dieser Zeit genannt ward, der ‚Schreiber‘, der Schauspieler und der Componist gehörten nach wie vor nicht bloss zu der an sich gering geachteten Classe der Lohnarbeiter, sondern wurden auch vor wie nach in der öffentlichen Meinung auf die markierteste Weise zurückgesetzt und polizeilich misshandelt.“

Und gleiche Folgerung ziehend fügt er in einem späteren Capitel hinzu:

„Unter denen, die in dieser Zeit als Dichter vor das Publicum traten, ist nicht bloss, wie gesagt, nicht ein nachweislich vornehmer Mann, sondern auch keiner, dessen Heimath erweislich das eigentliche Latium wäre.“

Zusammenhängendere Zeugnisse in Bezug auf die Scheidung des Dichters vom Priester ist kaum da zu erwarten, wo anstatt einer fortdauernden Entwicklung einer einheitlichen Gesellschaft ein Zusammentritt verschiedener Gesellschaften stattfand, bei welchem die siegreiche Gesellschaft von Anfang an fremde Ideen und Gebräuche mit ihren eignen verschmolz.

#### §. 679.

Wenn wir uns vom Süden Europas der ältesten Zeiten nach dem nördlichen Europa wenden, so finden wir in Skandinavien Beweise für den Zusammenhang zwischen dem ursprünglichen Dichter und dem Medicinmann. Wo die Rede ist von den mit dem Namen der Propheten beehrten Wahrsagern, männlichen und weiblichen, von denen geglaubt wurde, dass sie die Macht besässen, die Geister der „Verstorbenen zu zwingen, ihnen zu sagen, was sich ereignen würde“, sagt MALLET, dass „die Dichtkunst häufig zu denselben abgeschmackten Zwecken angewandt wurde“: von diesen selben „Skalden oder Barden“ wurde angenommen, dass sie diesen Zweck erreichten „durch die Macht gewisser Gesänge, von denen sie wussten, wie sie zu verfassen seien“. In derselben Zeit, wo diese Dichter und Musiker der alten nordischen Nationen die Geister der Verstorbenen in Versen anriefen, welche sie höchst wahrscheinlich priesen, wurden sie „als nothwendige Anhängsel des Königthums betrachtet, und selbst die untergeordneteren Häuptlinge hatten ihre Dichter“. Die Celten hatten verwandte Beamtete, deren Thätigkeit offenbar der griechischen Priester-Dichter ähnlich war. PELLOUTIER, welcher seine Angaben auf STRABO, LUCAN und Andere stützt, sagt:

„Les Bardes, qui faisoient [des] Hymnes, étoient Poètes et Musiciens; ils composoient les paroles et l'air sur lequel on les chantoit.“

Der Gebrauch des Wortes „hymnes“ lässt schliessen, dass ihre Gesänge einen gewissen religiösen Charakter hatten. Dafür, dass der Zusammenhang zwischen Dichter und Priester fortlebte,



oder wiederhergestellt wurde, nachdem das Heidenthum durch das Christenthum ersetzt worden war, finden sich sichere Be-  
weise. So in den Worten von MILLS:

„Jede Seite der frühesten Geschichte von Europa bestätigt das heilige Ansehen, in dem der Minstrel stand;“ sein eigenthümlicher Anzug „war wie das Kleid eines Priesters geformt“.

Und FAURET giebt an, dass —

„beinahe alle berühmtesten Troubadours im Kloster und im mönchischen Gewande gestorben sind.“

Die Schlussfolgerung besitzt aber viel Wahrscheinlichkeit, dass nach der Verdrängung des Heidenthums durch das Christenthum der Priester-Dichter der Heiden, welcher ursprünglich bald den lebenden Häuptling und bald den gottgewordenen Häuptling pries, allmählich aufhörte, die letztere Aufgabe auszuführen und schliesslich der Hofpoet des Herrschers wurde. Wir lesen, dass —

„ein Spassmacher oder Barde ein zum Hofstaate Wilhelms des Eroberers gehörender Beamteter war.“

„Ein Dichter scheint ein ständiger Beamteter im Gefolge des Königs gewesen zu sein, wenn derselbe in den Krieg zog.“

Und selbst hier in England hat sich eine solche officielle Stellung des Hofpoeten noch erhalten oder ist eben erst im Aussterben.

Während hiernach der Lobredner des sichtbaren Herrschers ein Beamteter des Hofes wurde, gelangten die Ruhmverkünder des unsichtbaren Herrschers — nun nicht länger mehr eine eingeborene Gottheit, sondern eine fremden Ursprungs — dazu, die Priester desselben zu werden; und in dieser Eigenschaft priesen sie ihn zuweilen in poetischer, zuweilen in oratorischer Form. Im ganzen Christenthum, von den frühesten Zeiten herab bis auf den heutigen Tag, haben die eigentlichen Gottesdienste in wechselnden Verhältnissen die verschiedenen Attribute der Gottheit hervorgehoben, — bald hauptsächlich ihren Zorn und ihre Rache, bald hauptsächlich ihre Güte, Liebe und Gnade; sie haben sich aber alle in unaufhörlichem Preisen ihrer Macht vereinigt; und die verschiedenartigen Formen der mündlichen Bewunderung, des Anrufens, der Ergebung sind zum Theil in Prosa und zum Theil in Versen gewesen. Allenthalben ist der Hauptgegenstand des kirchlichen Gottesdienstes dieser oder jener Theil der heiligen Geschichte gewesen, und allenthalben hat er seine Ideen

und Gefühle in einer halb-rhythmischen Liturgie verkörpert, in Hymnen und in den Reden, welche wir Predigten nennen: ein jeder von diesen Theilen hat in einer oder der andern Weise den Charakter der Lobpreisung. Es hat somit der christliche Priester überall und immer wesentlich in demselben Verhältniss zu dem angebeteten Wesen gestanden wie der heidnische Priester und hat beständig verwandte Formen des Ausdrucks benutzt.

Während der christliche Priester officiell die bereits ausgearbeiteten und feststehenden Lobpreisungen zu wiederholen hatte, war er doch in beträchtlichem Maasse Verfasser sowohl von Reden als von Gedichten. Beschränken wir uns auf England, übergehen wir dabei die alten Barden, manche von zweifelhafter Glaubwürdigkeit, deren Verse zum Preise lebender und verstorbener heidnischer Helden gedichtet waren, und kommen wir zu den Dichtern der neuen Religion, so finden wir, dass der erste von ihnen, CAEDMON, ein Bekehrter, welcher Insasse eines Klosters wurde, in metrischer Form die Geschichte der Schöpfung und verschiedene andere heilige Geschichten verfasste, — eine verschiedenartig ausgearbeitete Lobpreisung der Gottheit. Der nächste namentlich angeführte Dichter ist ALDHELM, ein Mönch. Der Kleriker BEDA, hauptsächlich durch andere Leistungen bekannt, war auch ein Dichter, wie es gleichfalls der Abt CYNEWULF war. Noch lange Zeit nachher waren die als Verfasser von Versen erwähnten Männer Geistliche; so war HENRY VON HUNTINGDON Archidiakon, GIRALDUS CAMBRENSIS erwählter Bischof; LAYAMON war Priester, ebenso NICHOLAS VON GUILDFORD. Erst unter der Regierung Eduard's III. wird ein Dichter weltlicher Lieder erwähnt — MINOT, und dann kommen wir zu unserm ersten grossen Dichter, CHAUCER, welcher, mag er nun, wie vermuthet wird, „von Cambridge, Küster“ gewesen sein oder nicht, Hofdichter wurde und sich hauptsächlich mit weltlichen Gedichten beschäftigte. Nach dieser Zeit wurde die Differenzierung des weltlichen Verseschreibers von den geistlichen Dichtern schärfer ausgesprochen, wie wir es bei GOWER sehen; noch immer aber blieb, während der Hauptgegenstand der Gedichte säcularisiert wurde, wie es bei LANGLAND und bei BARBOUR der Fall war, der kirchliche Zusammenhang bestehen. LYDGATE war Priester, Redner und Dichter; OCCLEVE Dichter und Civilbeamteter, HENRYSON Schulmeister und Dichter, SKELTON Priester



und Hofpoet; DUNBAR Mönch und Hofpoet, DOUGLAS Bischof und Dichter weltlicher Sachen, BARCLAY Priester und Dichter, u. s. f. Es muss noch hinzugefügt werden, dass es eine der Functionen des Geistlichen gewesen ist, lobpreisende Hymnen zu schreiben, — Hymnen, welche bald von ordinierten Geistlichen, bald von andersgläubigen Pastoren componiert wurden. Diese Thatsachen, in Verbindung mit den, neueren Zeiten angehörigen Thatsachen, lassen es deutlich erkennen, dass wie in den heidnischen, so in den christlichen Gesellschaften der Dichter-Priester, als angestellter Lobpreiser der Gottheit, welcher er dient, der echte Dichter ist, und dass die Dichter, welche wir als weltliche unterscheiden, durch eine Abscheidung von ihm entstanden sind.

Zusammen mit der Absonderung weltlicher Dichter von geistlichen Dichtern sind auch Unterschiede in der Zahl der weltlichen Dichter selbst aufgetreten. Da sind erschienen die hauptsächlich epischen, wie MILTON, die didaktischen, wie POPE, die satyrischen, wie BUTLER, die beschreibenden, wie WORDSWORTH, die komischen, wie HOOD.

## §. 680.

Von diesen officiellen Lobpreisern des Heros oder Gottes, deren Ruhmeserhebungen die Form nicht-rhythmischer oder rhythmischer Rede annahmen, kommen wir zu denjenigen Lobpreisungen, welche die Form pantomimischer Handlungen erhielten, — welche die Triumphe des vergötterten Herrschers durch Nachahmung seiner Heldenthaten ausdrückten. Ursprünglich waren beide miteinander vereinigt; sie giengen dann auseinander und entwickelten sich in entsprechenden Richtungen.

Jetzt lebende wilde Völkerstämme bieten Beispiele dar von der ursprünglichen Vereinigung vocaler und mimischer Lobpreisungen. In Bezug auf die Eskimos von Point-Barrow lesen wir:

„Die bedeutungsvollsten Festlichkeiten sind augenscheinlich ihrem Charakter nach halb-religiös und nehmen in hohem Grade die Natur dramatischer Darstellungen an . . . Alle Feste werden von Singen, Trommeln und Tanzen begleitet.“

Weiter in's Einzelne gehende Zeugnisse enthält eine officiële Schilderung der Navajo-Indianer, aus welchen einige bezügliche Stellen folgen.

„Hasjelti Dailjis bedeutet in der Navajo-Sprache den Tanz des Hasjelti, welches der Hauptgott oder vielmehr der wichtigste und

am meisten hervortretende Gott ist. Das Wort Tanz bezeichnet nicht ganz treffend die Ceremonien, da dieselben mehr schauspielerisch als tanzend sind . . . Die Personification der verschiedenen Götter und ihrer Gefolge und das aufgeführte Drama ihrer mythischen Abenteuer und entfalteten Kräfte bieten Züge von besonderem Interesse dar . . . Und doch muss man nach allem dem, was von den vereinzelt und bruchstückartigen Theilen ihrer dramatisierten Mythen bekannt ist, zu dem Schlusse kommen, dass jede einzelne der streng geregelten und vorgeschriebenen Handlungen eine specielle Bedeutung hat oder gehabt hat; und offenbar werden diese alle mit religiöser Scrupulosität beibehalten.“

Und es wird hinzugefügt, dass jeder einzelne dieser Gebräuche „deutlich den Gottheiten eine Bestechung anbietet oder die Punkte eines Handelsgeschäftes vorschlägt“.

Wenn wir zunächst vom alten Indien dargebotene Zeugnisse betrachten, so werden wir zu der Schlussfolgerung geführt, dass dort wie an andern Orten die Begrüssung eines Siegers im Triumph die Ehrfurchtsbezeugung war, aus welcher die dramatische Kunst zusammen mit den andern bis jetzt betrachteten Künsten hervorgegangen ist. WEBER schreibt:

„Zunächst nach dem Epos, als der zweiten Stufe in der Entwicklung der Sanskrit-Poesie, kommt das Drama. Der Name dafür ist Nátaka, und der Schauspieler wird Nata, wörtlich ‚Tänzer‘ genannt. Die Etymologie weist uns daher auf die Thatsache hin, dass sich das Drama aus dem Tanzen entwickelt hat, welches wahrscheinlich anfangs nur von Musik und Gesang begleitet war, wozu aber im Laufe der Zeiten noch pantomimische Darstellungen, Processionen und Dialoge traten.“

Und obgleich er selbst eine andere Erklärung vorbringt, führt er doch in demselben Sinne LASSEN an:

„Nachdem sich das indische Drama in den verschiedenartigsten Gebieten glänzend entwickelt hatte, — auch in bemerkenswerther Weise als ein Drama des bürgerlichen Lebens —, kehrte es in seinen Ausgangsformen wieder zu der wesentlich gleichen Classe von Gegenständen zurück, von der es ausgegangen war, — zu Darstellungen aus der Geschichte der Götter.“

Die griechische Geschichte bietet verschiedene Thatsachen von gleicher Bedeutung dar. In Sparta —

„tanzte der Sängchor um dasselbe [das Opfer, welches . . . auf dem Altar brannte] in den gewohnheitsgemässen Reigen, während Andere den Gegenstand des Gesangs durch mimisches Geberdenspiel darstellten.“



Dass das griechische Drama einen religiösen Ursprung hatte, wird durch die Thatsache bewiesen, dass es beständig einen religiösen Charakter beibehielt. MOULTON sagt: „Die Aufführung eines jeden Schauspiels wurde von den Alten als eine Dionysos geweihte gottesdienstliche Handlung angesehen.“ Und in gleichem Sinne sagt MAHAFFY, dass „die alten Griechen in das Theater giengen, um ihren Gott zu ehren und ihm zu dienen“. Anfangs war das dramatische Element ihrer religiösen Ceremonien mit den andern Elementen untermischt, wie es von GROTE vorausgesetzt wird, welcher von der Wichtigkeit der Vereinigung der im religiösen Feierdienste Thätigen spricht, —

„in der alten Welt und besonders in den früheren Perioden ihres Verlaufs, — der Barden und Rhapsoden für das Epos, der Sänger für das Lyrische und der Sänger in Verbindung mit den Tänzern für den Chor und das Schauspiel. Die lyrischen und dramatischen Dichter lehrten mit ihren eignen Lippen den Vortrag ihrer Compositionen.“

Der Process der Differenzierung, durch welchen das Schauspiel entstand, wird treffend in den folgenden Auszügen aus MOULTON dargestellt:

„Nur einer dieser Balladentänze war dazu bestimmt, sich in das Schauspiel zu entwickeln. Dies war der Dithyrambus, der bei der feierlichen Verehrung des Gottes Dionysos gebrauchte Tanz.“

„Die ‚Mysterien‘ der alten Religion waren mystische Dramen, in welchen die göttliche Geschichte überliefert wurde.“

„Der Chorus gieng vom Altar im Mittelpunkt der Orchestra aus und seine Bewegungen führten ihn nach rechts. Dies stellte eine Strophe dar, worauf (wie es der Ausdruck ‚Strophe‘ andeutet) er sich umkehrte und in der Antistrophe wieder seinen Weg zurück nach dem Altar einschlug.“

In der lyrischen Tragödie „erscheint der Chorus als Satyrn zu Ehren des Dionysos, zu dessen Ruhm die Legende einen Tribut darstellt, sie bewahrt durchaus die Combination von Gesang, Musik und Tanz“.

„Es war das Werk des Thespis, einen vom Chorus durchaus losgelösten ‚Schauspieler‘ einzuführen.“

Dass in Verbindung mit der Differenzierung des Dramas von andern socialen Erzeugnissen eine Scheidung des dramatischen Dichters und des Schauspielers von andern Personen und auch Eines vom Andern eingetreten ist, können wir ruhig folgern, sowenig wir auch im Stande sind, den Process zu verfolgen. Wir haben bereits aus dem oben mitgetheilten Auszug aus GROTE

gesehen, dass ein anordnender Schauspieler den untergeordneten Schauspielern Anweisungen gab, und indem er dies that, nahm er in gewisser Ausdehnung den Charakter des Dramatikers an. Vor dem Entstehen einer geschriebenen Litteratur konnte kein grösserer Unterschied gemacht werden; nach dem Auftreten einer schriftlichen Litteratur wurde der eigentliche Dramatiker möglich. Und doch ist zu bemerken, dass in den Werken der grossen dramatischen Dichter Griechenlands die ursprünglichen Beziehungen fortdauernd zu erkennen sind. Wie MOULTON bemerkt:

„Die Tragödie hörte niemals auf, eine feierliche religiöse und nationale Festlichkeit zu sein, in einem Bau begangen, welcher als der Tempel des Dionysos betrachtet wurde, dessen Altar der am meisten in die Augen fallende Gegenstand in der Orchestra war.“

Hauptgegenstand blieben fortdauernd in späteren Zeiten wie in den älteren in vorwiegendem Maasse die Thaten der Götter. Ein Beispiel hierfür führt MAHAFFY an, welcher sagt:

„Wir hören in den Zeiten der Ptolemäer, ungefähr 250 v. Chr., von einer regelmässigen, bei einem delphischen Feste aufgeführten Symphonie, in welcher der Kampf Apollo's mit dem Python in fünf Sätzen mit Unterstützung von Flöten (oder vielmehr Clarinetten, *αὐλοί*), Harfen und Querpfeifen, ohne Gesang und Libretto, dargestellt wird.“

Ganz deutlich lässt dieser Fall, welcher hauptsächlich die Entwicklung der Instrumentalmusik zeigt, auch die Art des gewählten Themas erkennen. Kommen wir aber zu den Comödien des Aristophanes, so sehen wir, dass die Säcularisierung noch viel weiter vorgeschritten ist.

Zum Theil, weil, wie wir oben bei der Untersuchung über den Ursprung des Dichters gesehen haben, ein so grosser Theil der römischen Civilisation nicht eingeboren, sondern fremd war, und zum Theil, weil das römische, gänzlich militärische Leben zu einer Verachtung aller nicht militärischen Beschäftigungen führte (wie es überall geschieht), ist das Erscheinen des Dramatikers in Rom nicht sicher bestimmt. Doch finden wir Hinweise, welche der vorstehenden Schilderung ähnlich sind. DURUY schreibt in Übereinstimmung mit GUHL und KONER, dass —

die Römer sich im Jahre 364 v. Chr. während einer Pest an die Etrusker wandten, welche „erwiederten, dass die Götter befriedigt



werden würden, wenn sie durch scenische Spiele verherrlicht würden; damit die Römer im Stande wären, diese Festspiele zu feiern, schickten sie ihnen gleichzeitig Schauspieler, welche beim Klang der Flöte religiöse Tänze aufführten . . . die Pest hörte danach auf.“

Er fährt dann fort und sagt, dass —

„die jungen Römer die von Etrurien eingeführten Tänze lernten und deren Rhythmus durch Gesänge, häufig improvisierte, bezeichneten, welche damit endeten, dass sie von Handlung begleitet wurden. Die römische Comödie wurde entdeckt.“

In Rom wie in Griechenland blieb eine Idee des Geheiligtseins lange Zeit dem Schauspiel anhaften. „Varro,“ sagt St. AUGUSTINUS, „giebt den theatralischen Sachen gleichen Rang mit den göttlichen Dingen.“ Diese Auffassung des Geheiligtseins stimmte indessen mit ihrer Auffassung von den Göttern überein und wich sehr weit von dem ab, was wir unter Geheiligtsein verstehen.

„Die Gegenstände der Pantomimen wurden den Mythen der Götter und Heroen entnommen; der Schauspieler musste die männlichen und weiblichen Rollen abwechselnd darstellen, während ein von Flötenspielern begleiteter Chor das entsprechende Canticum sang.“

„Zuweilen wurden mythologische Scenen in der Arena mit grau-samer Genauigkeit dargestellt. Verurtheilte Verbrecher mussten den Scheiterhaufen besteigen wie Hercules, oder ihre Hand in die Flammen legen wie Mucius Scaevola, oder wurden gekreuzigt wie der Räuber Laureolus; Andere wurden von Bären zerrissen, das Geschick des Orpheus darstellend.“

Da der Schauspieler gewöhnlich ein Ausländer war und nicht in einem besonderen, von seiner herkömmlichen religiösen Function herzuleitenden Geruche der Heiligkeit stand, —

„so wurde der Schauspieler mit den Sklaven und Barbaren gleichgeachtet . . . er war meistens ein Sklave oder Freigelassener, oder ein Eingeborner irgend eines Landes, wo sein Beruf höher geschätzt wurde, so wie die griechischen Colonien und allgemein der Orient.“

#### §. 680 A.

Wie man hätte erwarten können, findet man nur in geringem Maasse, dass der Ursprung des Dramas in heidnischen Zeiten eine Parallele in seiner Wiederauflebung im mittelalterlichen Europa findet. Es begann, wie in Indien, Griechenland und Rom mit Darstellungen heiliger Gegenstände durch priesterliche Dar-

steller. Ereignisse der heiligen Geschichte wurden in dem Gottesdienste gewidmeten Bauwerken dramatisch wiederholt.

„Der Umstand, dass das gottesdienstliche Ritual lateinisch ausgeführt wurde, führte ganz natürlich dazu, dass es bei besonderen Gelegenheiten durch Scenen oder Vorlesungen aus der heiligen Geschichte, welche dem Ungebildeten dargestellt wurden, ergänzt wurde. In dieser Weise war auch die *raison d'être* der Mysterienspiele oder Wunderspiele die, Geschichten aus der heiligen Schrift oder aus dem Leben der Heiligen handelnd darzustellen, oder gewisse grundlegende Lehren, wie die Incarnation, zum Besten einer Volksmasse verkörpert vorzuführen, welche nicht fähig war, sie für sich zu lesen.“

Aber in Bezug auf dramatische Darstellungen in den ältesten christlichen Zeiten sind nur verworrene Zeugnisse und einander widersprechende Ansichten vorhanden: säculare und heilige Ursprungsquellen scheinen durcheinander gemischt aufgetreten zu sein. Wir lesen, dass „zuweilen, wenn eine hinreichende Zahl geistlicher Schauspieler nicht zur Stelle geschafft werden konnte, die Kirchenvorsteher . . . es veranlassten, dass die Stücke von weltlichen Darstellern aufgeführt wurden.“ Und in demselben Werke lesen wir auch, dass „[vor Richard II.] Klage gegen die weltlichen Schauspieler erhoben wird, weil sie es unternähmen Stücke aufzuführen, und zwar zu grosser Benachtheiligung der Geistlichkeit, welche nach der Geschichte der heiligen Schrift verfasst waren.“ Aber an einer andern Stelle sagt der Verfasser, STRUTT, dass diese scenisch aufgeführten Mysterien „bedeutend von den weltlichen Stücken und Zwischenspielen abwichen, welche von herumziehenden Gesellschaften aufgeführt würden, aus Sängern, Gauklern, Seiltänzern, Tänzern, Bourdours und Possenreissern zusammengesetzt . . . diese Unterhaltungsstücke sind von einem höheren Alter als die kirchlichen Schauspiele.“ Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Banden aus der Heidenzeit bestehen geblieben sind, in welcher ihre Darstellungen einen Theil des heidnischen Gottesdienstes gebildet haben dürften: ihre ursprüngliche Bedeutung wurde dann verloren, wie es mit den Gesängen der Minstrels der Fall war. Diese Ansicht scheint mit der Auffassung übereinzustimmen, dass das weltliche Schauspiel nicht direct von den Mysterienspielen abstammt, sondern dass es, beeinflusst durch die nahe Bekanntschaft ihrer Verfasser sowohl mit den Mysterienspielen als auch mit den volkstümlichen Vorstellungen, seine definitive Form



hauptsächlich durch die Vorlagen des classischen Dramas erhielt: eine Vermuthung, welche durch die Thatsache unterstützt wird, dass in verschiedenen Stücken aus der Zeit Elisabeth's ein Chorus eingeführt wird. Mag dem aber sein wie ihm wolle, die allgemeine Schlussfolgerung bleibt dieselbe. Es entstand in der christlichen Welt wie in Griechenland ein kirchliches von Priestern aufgeführtes Drama, welches Ereignisse aus dem Leben Christi und der Heiligen darstellte; und wenn unser weltliches Drama nicht direct von diesem christlichen religiösen Drama abstammte, dann entstand es indirect von dem ursprünglichen heidnischen religiösen Drama.

In Verbindung mit dem Auftreten des säcularen Dramas entstanden noch untergeordnetere Absonderungen. Die Scheidung zwischen Schauspieler und Dramatiker, obgleich noch immer nicht ganz vollständig, ist grösser geworden: die meisten dramatischen Schriftsteller sind nicht mehr Schauspieler. Und dann werden gegenwärtig die dramatischen Schriftsteller in solche unterschieden, welche bekannt sind als Verfasser hauptsächlich von Trauerspielen, oder von Lustspielen, Melodramen, Possen und Burlesken.

§. 681.

Es tritt uns hier keinerlei Ausnahme von dem allgemeinen Gesetz entgegen, dass Segregation und Consolidation Theile des Entwicklungsprocesses sind. Mit Griechenland beginnend können wir die Neigung dazu selbst bei den Dichtern verfolgen. CURTIUS bemerkt, dass „die Dichtkunst gleich den andern Künsten zuerst in nach Art der Innungen begrenzten Kreisen gepflegt wurde“. Und der religiöse Charakter dieser Innungen wird noch durch die weitere Angabe bewiesen, dass „sich Dichterschulen zu bilden begannen, welche . . . in innigem Zusammenhange mit dem Heiligthume standen“. Naturgemäss trat dieser Vorgang leicht bei denen ein, welche zu gemeinsamen Darstellungen verbunden waren; denn sie bestanden schon nothwendigerweise aus Gesellschaften. Es bildeten sich aber schon früh bestimmte Vereinigungen unter ihnen. In Betreff der Griechen sagt MAHAFFY, dass —

„uns Inschriften die Existenz von Innungen von Professionisten enthüllen, welche zu diesen localen Festen durch ganz Griechenland zogen und gegen hohe Bezahlung ihre Stücke aufführten.“

Und er fügt weiter hinzu:

„die Genossenschaft der Schauspieler enthielt an ihrer Spitze einen Priester (des Dionysos), welcher noch immer ein Darsteller blieb, einen Schatzmeister, dramatische Dichter neuer Tragödien und Comödien und Oden, Hauptdarsteller sowohl von Tragödien als von Comödien . . . und Musiker und Sänger verschiedener Arten.“

Über Rom haben wir, aus den bereits angeführten Gründen, nicht viel Nachrichten. Einiges ist aber doch vorhanden.

In Anerkennung des Griechen Andronikos „räumte die Behörde der Poeten- und Schauspielerzunft einen Platz für ihren gemeinsamen Gottesdienst im Minervatempel auf dem Aventin ein“.

Auch aus modernen Zeiten fehlt es nicht an wenngleich nicht zahlreichen Beispielen für die Neigung zur Integration. Eine lockere Organisation zeigt sich in dem „Wohlthätigkeits-Fonds für Schauspieler“ [in England]. Die dramatischen Schriftsteller haben eine Agentur zum Einsammeln der ihnen aus der Aufführung ihrer Stücke zukommenden Tantiëmen und haben sich zu diesem Behufe miteinander verbunden. Dann besteht eine besondere Zeitung, *The Era*, welche ein Mittel zur Herstellung gegenseitigen Verkehrs, durch Ankündigungen, zwischen allen Arten von Bühnendarstellern und denen, welche solche zu engagieren wünschen, darbietet und ebenso ein Organ ist zur Darlegung der Interessen der Bühne und der halb-dramatischen Singspielhallen.

[Nachdem das vorstehende Capitel niedergeschrieben war, wurde meine Aufmerksamkeit auf eine Stelle in dem Werke des verstorbenen Professors HENRY MORLEY gelenkt, *„A First Sketch of English Literature“* (p. 209), welche in gedrängter Weise eine Bestätigung mehrerer in ihm und dem vorhergehenden Capitel enthaltenen leitenden Sätze enthält.

„Unsere englischen Balladen sind denen verwandt, welche auch bei den Skandinaviern eine bekannte gesellige Unterhaltung des Volkes wurden. Sie wurden in belebter Weise und mit wechselndem Ausdrucke von einem Gliede einer Gesellschaft recitiert, während die Übrigen, häufig mit verbundenen Händen einen Kreis bildend, Tact hielten, vorwärts schritten, zurückgiengen, balancierten, zuweilen ruhig blieben, und den Änderungen der Stimmungen in der Geschichte mit verschiedenartigen Bewegungen und Geberden folgten. Nicht bloss in Spanien halten die Leute Tact durch tanzende Bewegungen im Rhythmus der Ballade, sondern selbst heutigen Tags noch kann man auf den Faroer-



Inseln sehen, wie die Winterabende des Nordens mit Vorträgen von Balladen erheitert werden, während welcher, entsprechend der alten nordischen Weise, Geberden und Bewegungen der Zuhörer die Stimmungen der Geschichte zum Ausdruck bringen, wenn die Leute zu ihren alten Balladen und Liedern tanzen.“

Hier finden wir daher wie in der triumphierenden Begrüssung des lebenden Helden bei den Hebräern und der Anbetung des vergötterten Heros bei den Griechen eine Vereinigung von Musik und Tanz, und mit ihnen eine Verbindung rhythmischer Rede mit einer gewissen dramatischen Darstellung der geschilderten Ereignisse und der durch die Schilderung hervorgerufenen Gemüthsstimmungen. Wir sehen, dass allüberall die Neigung vorhanden gewesen ist, die combinirten Äusserungen erhobener Empfindungen von Neuem hervorkeimen zu lassen, aus welchen dann diese verschiedenartigen Künste ihren Ursprung nahmen. Noch eine andere Thatsache drängt sich unserer Aufmerksamkeit auf. Es zeigt sich uns, dass in allen Fällen, wo Einer aus einer Gruppe auftritt und Sänger oder Vortragender wird, die Übrigen den Charakter des Chorus annehmen. Diese Scheidung, welche den religiösen Anbetungsdienst der Griechen charakterisierte und gleichzeitig auch ihre dramatischen Darstellungen auszeichnete, wird nicht bloss in späteren Zeiten durch den kirchlichen Chor dargeboten, welcher sich mit den Solosängern in den Gottesdienst theilt, und ebenso durch den Opernchor, welcher dasselbe auf der Bühne thut, sondern wird auch durch die in der obigen Stelle geschilderten Begleiter im Chor dargeboten, und lebt selbst gegenwärtig noch bei uns fort als der Chorrefrain, welcher jeden Vers eines Gesellschaftsliedes im Wirthshaus beschliesst.

Die wesentliche Thatsache indessen, welche in der oben angeführten Beschreibung des Prof. MORLEY fehlt und welche allerdings aus den von ihm geschilderten Gebräuchen an und für sich betrachtet nicht zu entnehmen ist, ist die, dass diese Recitationen von Balladen ursprünglich religiöse Lobpreisungen gewesen waren und dass ihr Vortragender in primitiven Zeiten ein Priester gewesen war. Ein Vergleich dieses von ihm mitgetheilten Berichtes mit den oben gegebenen Darstellungen sowohl der noch heutigen Tages bestehenden Formen der von nordamerikanischen Indianern ausgeführten religiösen Ceremonien als auch der als bei den Griechen gebräuchlich uns überlieferten lassen es deutlich

erkennen, dass die religiöse Bedeutung verloren gegangen ist und dass das Urbild der vorgetragenen Ballade ein von einem Priester zum Preise eines vergötterten Heros gesungener Hymnus war: der Verlust des religiösen Charakters ist wahrscheinlich, wie schon oben vermuthungsweise ausgesprochen wurde, ein Resultat des Sieges des Christenthums über das Heidenthum.]

### Fünftes Capitel.

#### Biograph, Historiker und Litterat.

##### §. 682.

Wie in ihren Anfangsformen die verschiedenen Künste, welche Gefühle und Gedanken durch Handlungen, Laute und Worte ausdrücken, ebenso wie die Lehrer solcher Künste in einem miteinander vermischten Zustande zusammen entstanden, haben wir in den letzten zwei Capiteln gesehen. Bei Fortsetzung der Untersuchung haben wir nun zu beachten, wie gleichzeitig in demselben nicht weiter differenzierten Keime die Anfangsformen gewisser anderer Erzeugnisse und der sich der Erzeugung derselben Widmenden auftraten. Der ursprüngliche Redner, Dichter und Musiker war zu gleicher Zeit auch ursprünglich Biograph, Historiker und Litterat. Die Thaten des Helden bildeten den gemeinsamen Hauptgegenstand; und, diese oder jene Form annehmend, wurde die Verherrlichung derselben jetzt zur Lobrede, jetzt zum Gesang, jetzt zum recitierten Gedicht, jetzt zur persönlichen Geschichte, welche eine Lebensbeschreibung darstellt, jetzt zu jener umfassenden Geschichte, welche die Handlungen Eines mit den Handlungen Vieler in Verbindung bringt, und jetzt zu jener verschiedenartig entwickelten Darstellung der Handlungen von Menschen und des Verlaufes von Dingen, welche das bilden, was Litteratur genannt wird.

Ehe ich zu der Untersuchung der Thaten komme, welche von Neuem diese gleichzeitige Entstehung erläutern, ist zu beachten, dass der ganzen Natur der Dinge nach es gar keine andere Wurzel für diese verschiedenen Entwicklungen geben



konnte, und dass diese Wurzel der menschlichen Natur tief eingepflanzt ist. Wenn wir uns im Geiste in eine Gruppe von Wilden versetzen, welche um ihr Lagerfeuer herumsitzen, und uns fragen, welches wohl mit Nothwendigkeit die Hauptgegenstände ihrer Unterhaltung sind, so finden wir, dass sie Nichts haben, worüber sie reden können, ausgenommen der von ihnen selbst und von Andern verrichteten Thaten auf der Jagd oder im Kriege. Obgleich die Natur und deren zuweilen auffallende Veränderungen sie rings umgiebt und sie diese wohl erörtern könnten, so haben dieselben doch gewöhnlich nur insoweit Interesse, als sie die Menschen berühren und ihr Leben beeinflussen. Menschliche Handlungen sind die beständig interessierenden Dinge, und unter den menschlichen Handlungen werden offenbar diejenigen sicherlich am meisten besprochen, welche am meisten von dem Gewöhnlichen abweichen, — die Siege des muthigsten Mannes, die Leistungen des starken Mannes, die Streiche des verschlagenen Mannes. Es findet daher auf den ersten Entwicklungsstufen, einfach in Folge von Mangel an andern aufregenden Gegenständen, nach den Erzählungen der individuellen Erfolge bei der täglichen Jagd oder dem Kampfe des Tages, ein häufiges Zurückgreifen statt auf die allzeit interessierende Schilderung der Heldenthaten des grossen Häuptlings, seiner gewöhnlichen Handlungen, seiner kraftvollen Aussprüche. Allmählich wächst die Beschreibung und die Lobpreisung seiner Thaten zu einer mehr oder weniger zusammenhängenden Erzählung von den Ereignissen seines Lebens an, — zu einer beginnenden Biographie. Als ein weiterer Grund, warum Lebensbeschreibung dieser einfachen Art ein frühzeitiges geistiges Erzeugnis wird, ist zu bemerken, dass es das einfachste ist, — das leichteste sowohl für den Sprecher als auch für den Zuhörer. Von Thaten und Gefahren und von glücklichem Entgehen zu erzählen, erfordert die geringste intellectuelle Kraft; und die erzählten Dinge sind, vollständig oder theilweise, für die niedrigste Intelligenz verständlich. Jedes Kind beweist dies. Die häufige Bitte um eine Geschichte beweist gleichzeitig die angeborene Liebe für Schilderung von Abenteuern und die geringe Anstrengung des Geistes, welche das Auffassen von Abenteuern erfordert. Und es braucht nur darauf hingewiesen zu werden, wie das alte Mütterchen vom Dorfe, so schwach sie geistig auch sein mag, nichtsdestoweniger voll von Geschichten

über den Gutsherrn und seine Familie ist, um zu sehen, dass die blosse erzählende Lebensbeschreibung (ich spreche nicht von analytischer Biographie) keine merkbare Anstrengung des Geistes erfordert und auch aus diesem zweiten Grunde schon früh Gestalt gewinnt.

Wie oben gesagt wurde, entwickelt sich natürlich Biographie einer mehr zusammenhängenden Form, wie sie bei Völkern entsteht, welche permanente Häuptlinge und Könige erhalten haben, allmählich aus Schilderungen jener einzelnen Ereignisse in deren Leben, welche die Priester-Dichter verherrlichen. Wir wollen einige wenige, diese Entwicklung erläuternden Thatsachen zusammenstellen.

#### §. 683.

Da ihre früheren Stufen auftraten, ehe geschriebene Berichte existierten, so können dieselben nicht mit Bestimmtheit verfolgt werden, — sie können nur aus den bruchstückweisen Zeugnissen erschlossen werden, wie sie von jenen nicht civilisierten Menschen dargeboten werden, welche einige Fortschritte gemacht haben. Die wilden Stämme der indischen Berge liefern uns einige wenige Beispiele. So sagt MALCOLM: „Der Bhat ist sowohl der Sänger als der Chronist der Bhills.“ Er führt auch an, dass den Angaben der eingebornen Geschichtskundigen zufolge gewisse Länder der Bhills von den Rajputen genommen worden waren, und dass —

„beinahe alle die hochgeehrten Bhats oder Minstrels des Stammes noch in Rajputana wohnen, von wo aus sie alljährliche, oder alle zwei Jahre, und einige nur alle drei Jahre, Besuche in den südlichen Staaten machen, um merkwürdige Vorkommnisse in Familien, besonders solche, welche mit ihren Verheirathungen in Zusammenhang stehen, zu verzeichnen und den entzückten Bheels die Geschichte ihres Ursprungs und den Ruhm ihrer Vorfahren zu singen.“

So lesen wir auch weiter in Bezug auf einen andern Stamm bei HISLOP:

„Die Pádál, auch Páthádi, Pardhán und Desái genannt, sind eine zahlreiche, an demselben Ort wie die Ráj Gonds angetroffene Classe, welch' letzteren ihre Mitglieder als religiöse Rathgeber (Pradhána) dienen. Sie sind in der That die Bhats der oberen Classen, denen sie ihre Genealogien und die Heldenthaten ihrer Vorfahren vorerzählen.“

Hier ist demnach der Priester der Erzähler, und seine Erzählung ist biographisch-historisch. Sie besteht aus den leiten-



den Thatfachen aus dem Leben von Personen, und diese sind so mit Schilderungen der Thaten des Stammes verbunden, dass sie eine rudimentäre Geschichte bilden.

In Africa, wo aus früher angeführten Gründen die Unterwürfigkeit unter den lebenden Herrscher für gewöhnlich nicht zu einer Verehrung des verstorbenen Herrschers geführt hat, begegnet uns nur die erste Stufe dieser Entwicklung.

Der König der Zulus hat „Männer, welche bei den Tänzen die Rolle der Herolde ausführen und welche dann und wann bei jeder passenden Gelegenheit die verschiedenen Handlungen und Grossthaten ihres erhabenen Monarchen in einer Reihe ununterbrochener Sätze wiedererzählen“.

Auch in Dahome besteht die Vereinigung des Hofmanns und des Historikers. In diesem Königreiche, in welchem die Frauen eine so hervorragende Rolle spielen, giebt es, wie wir gesehen haben, weibliche Hofpoeten, und „diese Troubadours sind die Bewahrer der Nachrichten von dem Königreiche Dahome, und das Amt, welches erblich ist, ist ein lucratives“.

Aus Abyssinien erhalten wir eine Erläuterung der Art und Weise, in welcher die verbundenen Keime der Biographie und Geschichte während der Begräbnisse von Edelleuten zur Erscheinung kommen.

„Professionelle Sängerinnen sind häufig bei den Begräbnisversammlungen grosser Leute gegenwärtig . . . Eine jede von ihnen übernimmt es bei der Trauer der Reihe nach, einige Verse zum Ruhme des Verstorbenen zu improvisieren . . . Die professionellen Sängerinnen geben minutiöse Einzelheiten aus der Geschichte seiner Vorfahren, seiner Thaten, seines Charakters, und selbst seines Besitzthums.“

Wenn die verstorbene Person ein siegreicher Monarch war, so wird die beim Begräbnis von professionellen Personen gehaltene Preisrede, der erste Schritt zur Apotheose, zum Ausgange eines Verehrungsdienstes, bei welchem jene Schilderung seines Lebens, welche eine Biographie darstellt, sich mit jener Schilderung seiner Thaten vereint, welche den Kern der primitiven Geschichtschreibung bildet.

Aus den Beschreibungen alter americanischer Civilisationen werden uns Thatfachen verwandter Bedeutung überliefert. Das Folgende ist eine Stelle aus BANCROFT's Werk über die Azteken:

„Die Vorbereitung und die Aufbewahrung der Nachrichten über die höheren Classen, wie historische Annalen und kirchliche Mysterien, standen unter der Aufsicht der höchsten Stufen der Priesterschaft.“

Ferner lesen wir an einer andern Stelle:

Bei dieser Versammlung wurde das ‚Buch Gottes‘ vorbereitet. „Auf seine Blätter wurden die Nahua-Annalen von der Zeit der Sündfluth an niedergeschrieben, . . . religiöse Gebräuche, Regierungssysteme, Gesetze und gesellschaftliche Gebräuche, ihre Kenntniss in Bezug auf Landwirthschaft und auf alle Künste und Wissenschaften.“

Es ist belehrend, zu bemerken, wie in diesem heiligen Buche, wie in andern heiligen Büchern Religion, Geschichte und Lebensbeschreibung mit weltlichen Gebräuchen und Kenntnissen untereinander gemengt wurden.

§. 684.

Frühe civilisierte Gesellschaften haben uns ähnliche Beweise hinterlassen. Die biographisch-historische Beschaffenheit der Schriften der Hebräer ist ja augenfällig. Ganz wie in andern Fällen stellen Ereignisse im Leben der nationalen Gottheit den ersten Hauptgegenstand dar: — wie Gott die verschiedenen Dinge an aufeinander folgenden Tagen erschaffen und am siebenten Tage geruht hat. Schilderungen seiner persönlichen Handlungen charakterisieren die nächsten Bücher und sind mit den Berichten über die Handlungen Adams und der Patriarchen verknüpft — biographische Schilderungen. In dem, was uns von Abraham, Isaak und Jakob erzählt wird, sehen wir das biographische Element vorherrschen und das historische anspruchslos daneben. Aber mit dem Übergange aus einem nomadischen in ein angesessenes Leben und mit dem Wachsthum einer Nation tritt das historische Element in den Vordergrund. Ohne Zweifel waren lange Zeit hindurch die Genealogien und die Kenntniss der bedeutungsvollen Ereignisse der Inhalt der gemeinsamen überlieferten Kenntniss, obschon wir wohl mit Recht annehmen dürfen, dass die Classe der Priester oder die gebildete Classe diejenige war, welche besonders ein derartiges Wissen bewahrte. Spätere Zeiten geben uns einige Zeugnisse von diesem Zusammenhange, wie es die folgenden Sätze von KUENEN und NEUBAUER belegen.

„Im achten Jahrhundert v. Chr. war der Prophet Jahvehs zum Schriftsteller geworden.“

„Nach der Rückkehr aus Babylon bildete Esdras, ‚ein geschickter Schriftgelehrter‘ genannt, Schüler, welche Sopherim, Schriftkundige, genannt wurden und deren Aufgabe es war, die Schriften des Pentateuch



zu vervielfältigen und zu erklären. „Schriftkundiger“ und „Gelehrter“ war in jenen Zeiten gleichbedeutend.“

Einige wenige bezügliche Thatsachen werden von den alten Büchern der Indier dargeboten. Bei der Schilderung des Inhaltes einiger derselben sagt WEBER:

Geschichte „kann passenderweise nur als ein Zweig der Dichtkunst angesehen werden . . . nicht bloss wegen ihrer Form . . . sondern ebensowohl auch hinsichtlich ihres Hauptgegenstandes“.

„Kalhana, welcher eine Geschichte von Kashmir im 12. Jahrhundert v. Chr. schrieb, war mehr Dichter als Geschichtsschreiber.“

„In einigen fürstlichen Häusern wurden von den Hauspriestern geführte Familienberichte, wie es scheint, aufbewahrt.“

Aus alten ägyptischen Inschriften sind verschiedenartige Zeugnisse für diese verwandtschaftlichen Beziehungen zu entnehmen. Wie ganz natürlich das biographisch-historische Element der Litteratur aus dem primitiven Verehrungsdienst herauswächst, sehen wir in der Thatsache, — mit einer oben angeführten, die Abyssinier betreffenden Thatsache verwandt —, dass in einem ägyptischen Grabe in einem Vorraum eine Schilderung des Lebens des im Grabe Befindlichen gegeben wurde; und natürlich wurde das, was bei dem nicht besonders ausgezeichneten Manne in kleinem Maassstabe gethan wurde, bei einem hervorragenden Manne in grossem Maassstabe gethan. Wir lesen bei BRUGSCH, dass —

die königlichen Götter der Ägypter, welche „als Könige angeführt werden“, „ihre individuelle Geschichte haben, welche die heiligen Schriftgelehrten in die Bücher in den Tempeln niederschrieben.“

Hier sind noch ein paar ähnliche Stellen aus BUNSEN und DUNCKER:

Diodorus (I. 44) sagt: „Die Priester hatten in ihren aus der alten Zeit überlieferten und von ihnen ihren Nachfolgern überantworteten heiligen Schriften schriftliche Schilderungen aller ihrer Könige . . . In denselben wird eine Beschreibung eines jeden Königs gegeben, — von seiner körperlichen Kraft und Veranlagung und von den Heldenthaten eines Jeden in dem Verlaufe der Zeit.“

Ein Priester las täglich „dem Könige die Aussprüche und grossen Thaten ausgezeichneter Männer . . . aus den heiligen Büchern vor. Wir wissen, dass Gedichte von beträchtlichem Umfange über historische Gegenstände existierten“.

Vorausgehende Capitel haben indirect die ursprünglichen Zusammenhänge zwischen Religion, Biographie und Geschichte

bei den Griechen nachgewiesen. Die Lobpreisungen der Thaten eines Gottes, von seinem Priester bald lyrisch, bald episch in rhythmischer Rede vorgetragen, enthielten mit dem heiligen Element die beiden weltlichen Elemente. Es mögen aber noch einige wenige weitere specielle Thatsachen hinzugefügt werden.

„Die Geschichte der griechischen Familien und Staaten wurde in einer Art und Weise dargestellt, welche der Bedeutung der Religion Apollo's entsprechend erbauend wirkte und welche von theokratischem Interesse eingegeben war.“

„In oder in der Nähe von den Heiligthümern wurden die ältesten Überlieferungen aufbewahrt.“

„Es wurde eine Liste geführt von den Priesterinnen von Argos und, wegen ihrer priesterlichen Würde, auch von den Königen von Sparta . . . und in dieser Weise entstanden historische Archive.“

Später wird dann nach der Verweltlichung der rhythmischen Reden und Gesänge, anfänglich zu Ehren der Götter dargebracht, der biographisch-historische Charakter ihrer Hauptgegenstände beibehalten und weiter entwickelt. In, zuerst von den delphischen Priestern angewandten Hexametern erzählt Homer in der Iliade eine Geschichte, welche, hauptsächlich historisch, zum Theil biographisch ist: — der Zorn des Achilles ist das am meisten in den Vordergrund tretende Motiv. Nachher haben wir in der Odyssee eine Erzählung, welche beinahe gänzlich biographisch ist. Obgleich sie aber in der Hauptsache verweltlicht sind, haben diese Epen doch nicht ganz ihren ursprünglichen geheiligten Charakter verloren, denn die Götter werden als thätige Rollen ausführend dargestellt.

Wie früher gesagt wurde, ist bei der, in ihrer Zusammensetzung so verschiedenartigen römischen Gesellschaft der Ablauf der normalen Entwicklung durch eindringende fremde Einflüsse unterbrochen worden. Aber doch können wir noch immer einen gewissen Zusammenhang zwischen dem Priester und dem Geschichtsschreiber nachweisen. Den Angaben DURY's und Anderer zufolge —

„war es Aufgabe der Priester, das Gedächtnis von Ereignissen so genau wie möglich zu bewahren. So erhielten die Römer die *Annales pontificum* oder *Annales maximi*, die *Fasti magistratum*, die *Fasti triumphales*, die Listen der Censoren u. s. w.“

„Jedes Jahr schrieb der Oberpriester auf eine Tafel, an deren Kopfe die Namen der Consuln und anderer Magistratspersonen verzeichnet waren, einen täglichen Bericht nieder über alle bemerkens-



werthen Vorkommnisse, sowohl im Lande als auswärts. Diese Mittheilungen oder Register wurden später in achtzig Büchern gesammelt, welche von ihren Verfassern den Titel *Annales maximi* erhielten.“

Ferner ergibt sich aus ihren Verbindungen, dass die Körperschaft der *Fetiales* augenscheinlich einen gewissen priesterlichen Charakter hatte.

„Gewissermaassen lässt diesen beiden ältesten und ansehnlichsten Genossenschaften geistlicher Sachverständiger [den *Augures* und *Pontifices*] das Collegium der zwanzig Staatsboten (*Fetiales*, ungewisser Ableitung) sich anreihen, bestimmt, als lebendiges Archiv das Andenken an die Verträge mit den benachbarten Gemeinden durch Überlieferung zu bewahren.“

Wenn Romulus, wie angeführt wird, von den Römern als einer ihrer Götter angesehen wurde, welchem ein Tempel mit einem Opfer verrichtenden Priester geweiht war, so scheint die Folgerung gerechtfertigt zu sein, dass die Geschichte seiner Thaten, welche, wenn sie auch hauptsächlich mythisch gewesen sein mag, doch wahrscheinlich irgend einen thatsächlichen Kern hatte, von Zeit zu Zeit in den Lobpreisungen seines Priesters wiederholt wurde, und dass die bei Festlichkeiten von seinem Priester gehaltene Rede oder der von ihm vorgetragene Hymnus, in ähnlicher Weise wie die von griechischen Priestern gehaltene, einen biographisch-historischen Charakter hatte.

Ogleich es allerdings nur indirect zu dem hier behandelten Gegenstand in Beziehung steht, so dürfte es sich doch verlohnen, hinzuzufügen, dass der älteste römische Historiker, Ennius, auch epischer Dichter war, — „der Homer von Latium“, wie er sich nannte. Der durch seine Schriften, wie wir gleich sehen werden auch durch spätere Schriften, bezeugte versifizierte Charakter der frühesten Geschichtsschreibung steht natürlich im Einklang mit jener noch früheren Vereinigung beider, welche wir in den lobpreisenden Erzählungen des primitiven Priester-Dichters kennen gelernt haben.

#### §. 685.

Von Zeugnissen, welche uns das nördliche Europa darbietet, begegnen uns zuerst diejenigen, welche aus der vorchristlichen Welt herrühren. Ogleich die Geschichten des deutschen Epos, des Nibelungenliedes, in christlichen Zeiten gesammelt worden sind, so gehören sie offenbar heidnischen Zeiten an und wurden,

wie wir wohl getrost annehmen können, ähnlich wie bei andern europäischen Völkern, ursprünglich von Gefolgleuten der Grossen, — von Hofleuten während deren Lebzeiten, von Dichter-Priestern nach dem Tode, vorgetragen. Aber noch lange Zeit hindurch nach dem Siege des Christenthums bot allein die christliche Erzählung, in welcher, wie in andern ursprünglichen Erzählungen, Biographie und Geschichte vereinigt waren, den einzigen Gegenstand für die Litteratur dar, und die Priester waren ihre Vermittler.

„Vom vierten bis zum achten Jahrhundert gab es keine profane Litteratur mehr; die geistliche Litteratur ist allein vorhanden; nur Priester studieren oder schreiben; und sie studieren und sie schreiben, einige seltene Fälle ausgenommen, ausschliesslich religiöse Gegenstände.“

So waren auch zweifelsohne die von GUIZOT namentlich angeführten, dem 9. und 10. Jahrhundert angehörenden 57 Schriftsteller (von denen nur vier Laien waren) in ähnlicher Weise beschäftigt.

Während aber der gewöhnliche biographisch-historische Gegenstand, welchem sich die Priester widmeten, ein solcher war, wie ihn ihr Glaubensbekenntnis darbot oder worauf dasselbe führte, scheinen nichtsdestoweniger nach dem 8. Jahrhundert einige Fälle vorgekommen zu sein, in denen Gegenstände, welche ihnen von andern als christlichen Überlieferungen dargeboten wurden, sie beschäftigten, so im Rolandslied und im Alexanderlied, im 12. Jahrhundert von den Pfaffen KONRAD und LAMPRECHT verfasst.

Im Übrigen dürfte es genügen, wenn wir auf das Beispiel Englands hinweisen. Chroniken und historische Schilderungen „wurden meist in den Klöstern zusammengetragen“. Wenn wir die Beweise hierfür der Reihe nach durchgehen, so kommen wir zuerst auf BEDA, welcher Mönch und Geschichtsschreiber war, CYNEWULF, Abt und historischer Schriftsteller, GILDAS, Mönch und Chronist, ASSER, Bischof und Biograph. Die angelsächsische Chronik war ein Jahrbuch der Ereignisse, über welche Mönche vom 9. bis 12. Jahrhundert Berichte niederschrieben. Nach der Eroberung waren die hauptsächlichsten Schriftsteller noch immer Geistliche, und ihre Werke waren gewöhnlich Chroniken oder das Leben von Heiligen. Unter ihnen haben wir MARIANUS SCOTUS, FLORENCE VON WORCESTER, EADMER, ORDERICUS, VITALIS,



WILLIAM OF MALMSBURY, WACE, HENRY OF HUNTINGDON, FITZ-STEPHEN, THOMAS OF ELY, und so fort durch spätere Regierungsperioden, in welchen die Verwandtschaft noch eine lange Zeit hindurch deutlich erkennbar bleibt, innerhalb deren aber das Auftreten weltlicher Concurrenten in der Sphäre der Litteratur allmählich offenbar wird.

Selbst ohne specielle Aufzählung derartiger Thatsachen können wir getrost folgern, dass, da während der Zeiten des Mittelalters mit Ausnahme der Bildung der Geistlichen kaum irgend welche Bildung vorhanden war, die Abfassung von Lebensbeschreibungen und von Geschichte nothwendigerweise auf sie beschränkt war.

## §. 686.

Dass sich der Roman aus der Biographie entwickelt hat, bedarf kaum des Beweises. Wenn ein Biograph nicht ganz sorgfältig genau auf richtige Angaben bedacht ist, was selbst moderne Biographen nur selten sind und was alte Biographen ganz sicher nicht waren, tritt es unvermeidlich ein, dass sich mehr oder weniger Phantasie mit seinen Thatsachen vermischt. Dieselben Neigungen, welche in alten Zeiten Anekdoten von Håuptlingen in mythologische Erzählungen von ihnen als Göttern umwandelten, waren ganz allgemein in Thåtigkeit und riefen nothwendigerweise in den Erzählungen von dem Leben der Menschen Übertreibungen hervor, welche dieselben bedeutend verdrehten. Wenn wir uns an die Streitigkeiten unter den Griechen in Bezug auf die Geburtsståtten von Dichtern und Philosophen erinnern, da sehen wir, wie leichtfertig die Angaben der Leute waren und in wie hohem Grade das Thatsåchliche durch das Erdachte verdreht wurde. Wenn wir ferner in die christlichen Zeiten herabkommen, so brauchen wir nur die in den Lebensbeschreibungen der Heiligen erzåhlten Wunder zu nennen, um überreichliche Beweise für eine solche Verdrehung zu haben. Wie selbst heutigen Tages der Wiedererzåhler einer Anekdote oder der Weiterverbreiter einer Scandalgeschichte versucht wird, seine oder ihre Geschichte durch Ausschmückung auffallender Punkte interessant zu machen, so wurden auch noch viel mehr in frühen Zeiten, wo Wahrheit weniger geachtet wurde als jetzt, Geschichten Schritt für Schritt verdreht, als sie von Mund zu Mund weiter giengen.

Selbstverständlich wurde der Erzähler, welcher die male-  
rischste Lesart eines Abenteuers oder einer Heldenthat mittheilte,  
von den Zuhörern vorgezogen und gieng ebenso natürlich, be-  
ständig hierdurch in Versuchung geführt, seine der Phantasie  
entspringenden Zusätze zu erweitern, unmerkbar in einen Er-  
finder von Geschichten über. Selbst Kinder, anfangs ängstlich  
darauf bedacht zu erfahren, ob die ihnen erzählten Geschichten  
wahr sind, lassen es sich nach und nach gern gefallen, nicht  
wahre Geschichten sich erzählen zu lassen; durch das Beispiel  
belehrt, erfinden dann manche von ihnen wunderbare Geschichten,  
um ihre Gespielen zu interessieren. Bei den uncivilisierten oder  
halbcivilisierten Völkern tritt eine gleiche Entwicklung natür-  
licherweise auch unter Erwachsenen auf. Daraus entstand die  
anerkannte Classe der Märchenerzähler im Orient, — Verfasser  
mündlich überlieferter Romane. Und wie allmählich durch diesen  
Process der Roman von der Biographie abgesondert wird, wird  
aus der Thatsache erkennbar, dass an diese Geschichten, an  
welche als Übertreibungen thatsächlicher Vorkommnisse zum  
Theil die Erzähler selbst glauben, die Zuhörer vollständig  
glauben. In seinen *Two Years Residence in a Levantine Family*  
erzählt uns BAYLE ST. JOHN, es seien die *Arabischen Nächte*  
laut vorgelesen worden; als er dann die Umsitzenden bedeutet  
habe, sie sollten nicht etwa glauben, dass die Erzählungen wahr  
seien, wären sie doch darauf bestanden, an sie zu glauben,  
und hätten gefragt: Warum sollte sich ein Mensch hinsetzen  
und Lügen niederschreiben? Nachdem der Roman entstanden  
ist, wird er daher noch immer als Biographie betrachtet, —  
wird noch nicht von ihr unterschieden wie bei civilisierten  
Nationen.

Die früheste Geschichte dieser civilisierten Nationen zeigt  
uns, dass bei der Entstehung imaginärer Biographie die Priester-  
schaft anfänglich einen gewissen Antheil hatte. Zu Stephen's  
Zeiten war WACE, ein die Responsen in der Kirche lesender  
Küster, ein Romanschreiber. So haben wir auch den Erzdiakon  
WALTER MAP, welcher religiöse und weltliche Romane schrieb;  
und es giebt auch noch später bekannte Romane, welche wahr-  
scheinlich Geistliche zu Verfassern hatten, obgleich keine Be-  
weise vorhanden sind. Das allgemeine thatsächliche Verhalten  
scheint aber darauf hinzuweisen, dass nach dieser Zeit in Eng-



land das Erzählen von Geschichten der Fiction verweltlicht worden zu sein scheint.

Mittlerweile zeigten sich auch abgeleitete Formen der Litteratur, indessen meistens von einem biographischen Elemente ausgehend. Nach der Eroberung giebt uns SAEWULF, welcher, Mönch geworden, seine Reisen beschrieb, ein Beispiel von einer Abschweifung ebenso zu einer autobiographischen wie geographischen Form der Litteratur. Dann haben wir zu Richard's I. Zeit NIGEL WIREKER, einen Mönch, welcher eine Satire auf die Mönche schrieb, wie es auch der Erzdiakon WALTER MAP als Zusatz zu seinem Buche von Anekdoten that. Unter Richard I. lebte GEOFFREY DE VINSauf, ein Geistlicher, welcher auch ein Kritiker der Dichtwerke war, und unter dem König Johann GIRALDUS CAMBRENSIS, welcher eine Topographie verfasste. Während der Regierung Heinrich's III. trat der Mönch MATHEW PARIS auf, welcher, den Papst und den König öffentlich verklagend, biographische Einzelheiten in eine Satire verwob. Unter späteren Regierungen fügten WICLIF, JOHN TREVISA und Andere die Function des Übersetzens zu ihren litterarischen Leistungen; und Manche, wie BROMYARD und LYDGATE, vertieften sich in verschiedene Gegensätze, — Rechtskunde, Moral, Theologie, Rhetorik. Es ist hier unnöthig, Einzelheiten anzuhäufen. Es genügt uns, die Wege zu erkennen, auf denen in früheren Zeiten der Priester als Schriftsteller die Leitung übernahm.

Natürlich wurden gleichzeitig mit der Verweltlichung der Biographie, Geschichte und der Litteratur im Allgemeinen die Schriftsteller untereinander je nach ihren besonderen Richtungen verschiedenartiger. Auch die Geschichte, anfangs vorherrschend biographisch, hat sich getheilt. Da findet sich die unphilosophische Art, wie die von CARLYLE geschriebene, welcher die Thaten grosser Männer für den einzigen Gegenstand hielt, welcher einer Behandlung werth sei, und da ist die philosophische Art, welche die Geschichte immer mehr und mehr zu einer Darstellung der nationalen Entwicklung erweitert: hiervon ist GREEN's 'Kurze Geschichte' ein Beispiel. Dann hat auch die Biographie, — abgesehen von ihrer Theilung in die von der Person selbst und in die von einer andern geschriebenen Form — verschiedene Charaktere angenommen, — einmal ist sie wie erzählend, das andere Mal ist sie in weitem Maasse analytisch oder reflectierend.

Und ausser den verschiedenen Classen von Verfassern von Werken der Fiction, welche die Scene ihrer Erzählungen in verschiedene Gesellschaftsclassen verlegen und sie in verschiedener Weise behandeln, — bald beschreibend, bald sentimental, bald satirisch, — haben wir noch verschiedenartige Essayisten, — didaktische, humoristische, kritische u. s. w.

§. 687.

In Bezug auf die speciellen Verbindungen, welche in Begleitung dieser allgemeinen Scheidungen aufgetreten sind, ist nur wenig hinzuzufügen. Die Litteraten oder Schriftsteller, als Ganzes genommen, haben erst in neueren Zeiten das Bestreben gezeigt, sich zu geschlossenen Körperschaften zu vereinigen. Die Gründe hiervon sind nicht schwierig aufzufinden.

Hauptsächlich in Klöstern oder von besoldeten Geistlichen ausgeführt war das Verfassen von Schriften in früheren Zeiten noch nicht zu einer Beschäftigung geworden, welche zum Erlangen des Lebensunterhaltes ergriffen worden wäre. Selbst nach der Erfindung der Buchdruckerkunst war lange Zeit hindurch noch kein Publicum vorhanden, welches gross genug gewesen wäre, die Litteratur zu einer das Brod gewährenden Profession zu machen; und als mit der Länge der Zeit Bücher geschrieben wurden, um Geld damit zu verdienen, war ein elendes Leben der Verfasser das Resultat: Verdienst, wie er zu erlangen war, konnte nur durch das Patronisiren der Wohlhabenden erlangt werden. Es ist in der That merkwürdig, zu sehen, wie selbst der moderne Schriftsteller noch fortgesetzt lange Zeit hindurch dieselbe relative Stellung in der Gesellschaft einnahm, wie es vor alten Zeiten der Minstrel that. Er war ein Schmarotzer entweder des Königs oder eines grossen Edelmannes und hatte, wenn nicht in Versen, dann doch in Prosa, widerwärtige Lobpreisungen seines Patrons zu verfertigen. Erst in neueren Zeiten ist er selbständig geworden, und nur die Erweiterung des Bücher kaufenden Publicums hat es einer einigermaassen beträchtlichen Anzahl von Schriftstellern möglich gemacht, erträgliche Einnahmen zu erzielen. Es sind daher bis vor kurzer Zeit die Schriftsteller nicht zahlreich genug gewesen, um eine professionelle Vereinigung ausführbar zu machen.

Wenn wir uns erinnern, dass in Frankreich die Académie



schon lange als litterarische Corporation bestanden hat, so wollen wir anführen, dass in England unsere Generation Zeuge von Bewegungen nach einer entsprechenden Integration geworden ist. Ungefähr vor vierzig Jahren wurde ein Versuch gemacht, eine „Gilde für Litteratur und Kunst“ zu gründen, welcher indess nicht gelang. Gegenwärtig haben wir aber eine Genossenschaft von Schriftstellern, ebenso wie eine specielle Zeitschrift, welche den Interessen der Autoren als Sprachrohr dient; auch haben wir verschiedene litterarische Journale, welche gleichzeitig Organe für Kritik sind und die Körperschaft der Autoren mit dem grossen Publicum in Beziehung setzen.

## VI. Capitel.

### Gelehrter und Philosoph.

#### §. 688.

So deutlich auch die Zusammenhänge zwischen dem Priestertum und den verschiedenen bis jetzt behandelten Professionen sind, so ist doch der Zusammenhang zwischen ihm und den Professionen, deren Aufgabe die Aufklärung ist, selbst noch deutlicher. Während gegenwärtig zwischen den Abkömmlingen und dem Erzeuger ein Antagonismus besteht, wurden jene ursprünglich von den letzteren aufgezogen.

Wir sahen, dass der Medicinmann, beständig danach strebend seinen Einfluss auf seine Umgebung zu behaupten und zu vergrössern, mehr als Andere dazu angeregt wurde, von den Naturerscheinungen eine solche Kenntniss zu erhalten, wie er sie zur Unterstützung seiner Bestrebungen brauchte.

Während er ausserdem noch die übernatürlichen Wesen, an welche er glaubt, gnädig zu stimmen sucht, wird er auf das Nachdenken über deren Charakter und Thätigkeitsäusserungen geführt. Er stellt Betrachtungen an über die Ursachen der von ihm beobachteten Erscheinungen am Himmel und auf der Erde; und mag er nun diese Ursachen als persönlich oder unpersönlich sich vorstellen, der Gegenstand seines Nachdenkens ist der Gegen-

stand, welcher in späteren Zeiten als philosophisch unterschieden wird: die Beziehungen zwischen dem, was wir wahrnehmen, und dem, was jenseits der Grenze der Wahrnehmbarkeit liegt.

Wie schon im Eingang gesagt worden ist: eine weitere Ursache, weshalb er von den ihn umgebenden Menschen durch seine weiteren Kenntnisse und seine tiefere Einsicht unterschieden wird, ist der Umstand, dass er, verglichen mit jenen, ein Mensch ist, der gemächlich lebt und Musse hat. Von Anfang an lebt er von den Beiträgen Anderer; er ist daher besser im Stande, sich denjenigen Beobachtungen und Untersuchungen zu widmen, aus denen die [Natur-] Wissenschaft hervorgegangen ist.

#### §. 689.

Mit Ausnahme einer geringen Kenntnis von medicinisch verwertheten Kräutern und speciellen thierischen Producten, vielleicht mit ein wenig Kenntnis von Mineralien, häufig mit Beobachtungen von Wetteranzeichen verbunden, die sie in den Stand setzen, bevorstehende Änderungen vorherzusagen und damit den Schein zu erwecken, als brächten sie Regen oder Sonnenschein, kann nur wenig angeführt werden, was mit dem Namen einer rudimentären Naturwissenschaft bei den Medicinmännern oder den sogenannten Priestern der Wilden bezeichnet werden könnte. Nur dann erst, wenn sich jene Form des sesshaften Lebens entwickelt hat, welche Erleichterungen der Untersuchung und der Überlieferung des erlangten Wissens gewährt, dürfen wir erwarten, Priester zu finden, deren Charakter sich dem wissenschaftlichen annähert. Wir können daher ohne Weiteres zu den frühen Civilisationen übergehen.

Zeugnisse aus den Büchern des alten Indien mögen zuerst angeführt werden. Aus ihnen geht der Beweis hervor, dass die Naturwissenschaft ursprünglich ein Theil der Religion war. Sowohl die Astronomie als die Arzneikunde, sagt WEBER, „erhielten ihre erste Anregung von den Erfordernissen des religiösen Anbetungsdienstes.“ Weiter in's Einzelne eingehend und umfassender ist die folgende Angabe Dr. THIBAUT's:

„Der Mangel irgend eines Maassstabes zur Feststellung der richtigen Zeit für die Opfer gab den ersten Anstoss zu astronomischen Beobachtungen; von diesem Mangel getrieben harreten die Priester Nacht für Nacht aus, die Fortschritte des Mondes zu beobachten . . .



und Tag für Tag, den abwechselnden Fortschritt der Sonne nach dem Norden und dem Süden zu zu bestimmen. Die Gesetze der Phonetik wurden untersucht, weil der Zorn der Götter der falschen Aussprache auch nur eines einzigen Buchstabens der zu den Opfern gehörigen Formeln folgte; Grammatik und Etymologie hatten die Aufgabe, das richtige Verständnis der heiligen Texte zu sichern.“

Nach der Mittheilung von DUTT wurde ferner „Geometrie in Indien aus den Regeln für die Herstellung von Altären entwickelt“. Eine andere Äusserung desselben Schriftstellers lässt erkennen, dass sehr bald auch eine Differenzierung der gelehrten Classe von der ceremoniell beschäftigten Classe eintrat.

„Astronomie war nun dahin gekommen, als eine besondere Wissenschaft betrachtet zu werden, und Astronomen von Profession wurden Nakshatra Darsa und Ganaka genannt . . . Opfergebräuche wurden durch die Stellung des Mondes zu gewissen auf ihn Bezug habenden Sternbildern bestimmt.“

So haben wir auch den Beweis dafür, dass die Philosophie, ursprünglich einen Theil des unbestimmten Kenntnisschatzes des Priesterthums bildend, sich schliesslich unabhängig weiter entwickelte. HUNTER schreibt:

„Die Brahmanen behandelten daher die Philosophie als einen Zweig der Religion . . . Die Brahman-Philosophie erschöpfte die möglichen Lösungen . . . der meisten der andern grossen Probleme, welche seitdem griechische und römische Weise, mittelalterliche Schulmänner und moderne Gelehrte in Verlegenheit gesetzt haben.“

Und in diesem Falle, wie in andern Fällen, führte die speculative und kritische Thätigkeit sehr bald zum Rationalismus. Es kam „eine Zeit, wo Philosophen und Laien in gleicher Weise agnostischen und heterodoxen Meinungen zusteuerten“.

Was die Beziehungen der exacten Wissenschaft zur Theologie bei den Babyloniern und Assyriern betrifft, so sind schon die gangbaren Angaben beinahe genügend zur Beleuchtung des vorliegenden Gegenstandes. Doch müssen zur Erläuterung einige wenige Thatfachen angeführt werden. Das ganze astronomische Wissen der Babylonier hatte das Regulieren des Gottesdienstes, die Bereitung von Zaubermitteln, die Vorhersage von Ereignissen zum Zwecke. Ich gebe hier Auszüge aus RAWLINSON, LAYARD und MAURY, um zu zeigen, wie Religion und Wissenschaft miteinander vermengt waren.

„Wir sind . . . vielleicht zu der Folgerung berechtigt, — nach der sorgfältigen Orientierung der Tempel Uruk's, dass die Wissenschaft der Astronomie schon während seiner Regierungszeit gepflegt und als in Zusammenhang mit der Religion stehend angesehen wurde.“

„Schon in einer sehr frühen Zeit waren die assyrischen Priester im Stande, das Datum des Eintritts gewisser Erscheinungen am Himmel zu bestimmen und die öffentlichen Nachrichten mit ihnen in Zusammenhang zu bringen.“

Die allgemein bekannte Thatsache, dass die chaldäischen Priester den Cyklus der Mondfinsternisse entdeckten, zeigt, wie genau und wie lange fortgesetzt ihre Beobachtungen waren.

„Vergleichende Philologie scheint in weitem Umfange studiert worden zu sein und die Werke über dieselbe bieten grosse Sorgfalt und grossen Fleiss dar. Chronologie wurde offenbar hoch geschätzt, und es wurden sehr genaue Berichte gegeben, nach welchen selbst gegenwärtig der Verlauf der Zeit genau gemessen werden kann. Geographie und Geschichte hatten jede eine wichtige Stellung in dem Wissen der Assyrer, während Astronomie und Mythologie mindestens einen ebenso grossen Theil der Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.“

Die Chaldäer bildeten „une caste sacerdotale et savante, qui se consacra à l'observation du ciel, en vue de pénétrer davantage dans la connaissance des dieux . . . De la sorte, les temples devinrent de véritables observatoires: telle était la célèbre tour de Babylone, monument consacré aux sept planètes.“

In Bezug auf Zeugnisse über Wissenschaft in Ägypten dürfen wir passenderweise mit einer Stelle aus MASPERO beginnen, welcher die Meinungen der Ägypter den Ansichten der Assyrer gegenüberstellt.

„In Ägypten bilden die Mehrzahl der sich auf Naturwissenschaft beziehenden Bücher heilige Werke, von den Göttern selbst verfasst und offenbart. Die Assyrer schreiben den Werken, welche sie den Lauf der Sterne lehren und die Einflüsse der Gestirne erklären, keinen so hoch erhabenen Ursprung zu: sie meinen, dieselben seien von gelehrten Männern geschrieben worden, welche in verschiedenen Perioden gelebt und ihre Kenntnisse durch directe Beobachtung des Himmels erlangt haben.“

Seine Darstellung auf die Angaben verschiedener alter Schriftsteller stützend, sagt Sir G. C. LEWIS von der ägyptischen Priesterschaft, dass —

„sie ermüdender Arbeit enthoben waren und Zeit zu wissenschaftlichen Studien und zu Nachdenken hatten, und dass sie von einer weit zurückliegenden Zeit an gewohnheitsgemäss die Sterne be-



obachteten, ihre Beobachtungen niederschrieben und wissenschaftliche Astronomie und Geometrie pflegten. Es wird überdies berichtet, dass die ägyptischen Priester Register hielten, in welche sie Notizen über merkwürdige Naturerscheinungen eintrugen. (Strabo, XVII, 1. §. 5.)“

Ähnlich ist die Beschreibung, welche DIODORUS von der Thätigkeit und den Errungenschaften der ägyptischen Priester giebt:

Sie „sind fleissige Beobachter des Laufes und der Bewegungen der Sterne und bewahren Bemerkungen über einen jeden einzelnen Stern eine unglaublich grosse Zahl von Jahren; sie sind schon seit den ältesten Zeiten an dies Studium gewöhnt und auch daran, sich gegenseitig darin auszustecken. Sie haben mit grossen Kosten und grosser Sorgfalt die Bewegungen der Planeten, ihre periodischen Bewegungen und ihre festgesetzten Stillstände beobachtet.“

Wie innig der Zusammenhang zwischen ihrer Wissenschaft und ihrer Religion war, wird durch die Thatsache bewiesen, dass sich „in jedem Tempel . . . ein Astronom fand, welcher den Himmel zu beobachten hatte“; und in welcher Weise ihre Wissenschaft ein Seitenspross ihrer Religion war, geht aus der Bemerkung DUNCKER's hervor, dass ihre Schriften, anfänglich traditionelle Anrufe der Gottheiten und ceremonielle Gesetze enthaltend, „allmählich zu einem liturgischen Canon, einem geistlichen Codex der religiösen und moralischen Gesetze und zu einer umfassenden Sammlung aller den Priestern bekannten Kenntnisse anwuchsen“. Wie indessen BUNSEN bemerkt, sind „die Ägypter niemals zu einer systematischen, dialektisch fortgeführten Philosophie gelangt“, — eine Thatsache von grosser Bedeutsamkeit; denn beiläufig will ich bemerken, dass bei orientalischen Völkern im Allgemeinen und bei andern lange Zeit an despotische Beaufsichtigung gewöhnten Völkern das Denken und das Lehren durchaus dogmatisch sind: absolute Autorität charakterisiert gleichzeitig die äussere Regierung und die innere Herrschaft. Erst wenn wir zu theilweise freien Gesellschaften kommen, begegnet uns die Berufung auf das individuelle Urtheil, — ein Angeben von Gründen für Meinungen.

Augenscheinlich weil Griechenland ein Agglomerat unabhängiger, häufig miteinander in Streit befindlicher Staaten war und weil diese Staaten ihre besonderen religiösen gottesdienstlichen Gebräuche hatten, welche zwar miteinander verwandt, aber nicht identisch waren, kam es in Griechenland niemals zur Bildung einer priesterlichen Hierarchie; und augenscheinlich

verhinderte der Mangel einer solchen die Entwicklung mancher Professionen. Vielleicht zum Theil aus diesem Grunde, hauptsächlich aber aus dem Grunde, dass der wissenschaftliche Fortschritt in Ägypten der griechischen Civilisation vorausgieng, wurde die Wissenschaft bereits in einem geringen Grade entwickelt eingeführt. Sir G. C. LEWIS wiederholt die Zeugnisse verschiedener alter Autoren, dahin lautend, dass die ägyptischen Priester —

„ihre astronomische Wissenschaft als eine esoterische und mysteriöse Lehre ansahen, und dass sie dieselbe wissbegierigen Fremden nur mit Widerstreben enthüllten (Strabo, XVII, 1. §. 29) . . . Ähnliche Angaben werden in Bezug auf assyrische Astronomie gemacht (Plato, *Epinomis*, §. 7 p. 987). Diese Darstellung beruht nicht bloss auf allgemeinen Erklärungen, sondern wird durch detaillierte Schilderungen von Besuchen griechischer Philosophen in Ägypten, Assyrien und andern Ländern des Orients bestätigt, welche Besuche zum Zwecke unternommen wurden, aus den Lehren der eingebornen Priester und Weisen Vortheile zu ziehen.“ So wird erzählt, dass Thales, Pherekydes von Syros, Pythagoras, Democrit, Önopidos von Chios, Eudoxus, Solon, Anaxagoras, Plato Ägypten besucht und von den Priestern Belehrung erhalten haben.

Aus seinem Werke mag noch die folgende Stelle angeführt werden: „Aristoteles . . . sagt, dass die mathematische Wissenschaft in Ägypten ihren Ursprung hatte, wegen der Musse, welcher die Priester sich behufs der beschaulichen Betrachtung erfreuten.“ Mit Bezug auf diese Angabe mag eine Bemerkung hier eingeschaltet werden: mag der Name „Geometrie“ als eine Übersetzung des gleichbedeutenden ägyptischen Wortes oder unabhängig entstanden sein, wir sehen gleichmässig, dass an erster Stelle diese bestimmt begrenzte Hälfte der Mathematik aus den praktischen Bedürfnissen zum Messen der Erdoberfläche herauswuchs, und an zweiter Stelle, dass, weil Tempel (welche auch als Paläste der Könige benutzt wurden) in alten Zeiten die einzigen dauernden und vollendeten Gebäude waren (die übrigen waren von Holz oder von in der Sonne getrocknetem Lehm), der Schluss wohl gestattet ist, es habe diese grosse Abtheilung der Wissenschaft, zuerst bei der Orientierung und Gründung der Tempel angewandt, ihre ersten Schritte im Dienste der Religion gethan. Kehren wir aber nun von dieser Einschaltung zur griechischen Wissenschaft zurück, so finden wir, dass ihre



Entwicklung nur in sehr geringem Maasse der Priesterschaft zugeschrieben werden kann. Von CURTIUS hören wir, dass „die Örtlichkeiten der Orakel Stätten wurden, wo Kenntnisse verschiedener Arten, so wie man sie an andern Orten nicht antreffen konnte, gesammelt wurden“, und dass „der griechische Kalender unter der Aufsicht von Delphi stand“, und auch dass „die Kunst des Strassenanlegens und Brückenbauens . . . ihren Ausgangspunkt in den nationalen Heiligthümern, namentlich dem des Apollo fanden“: darin ist aber eine gewisse Pflege der Wissenschaft enthalten. Praktisch genommen waren aber die von den Griechen gemachten wissenschaftlichen Fortschritte nicht kirchlichen, sondern weltlichen Ursprungs. Und so war es auch mit ihrer Philosophie. Obgleich MAHAFFY der Ansicht ist, „wir hätten keinen Grund, die Thatsache zu bezweifeln, dass in Trauerfällen Philosophen hinzugerufen wurden, um professionell Hülfe zu gewähren,“ und obgleich sie in solchen Diensten eine für Priester charakteristische Function übernahmen, so können wir doch nicht annehmen, dass sie hier in einer religiösen Eigenschaft thätig waren. Offenbar giengen in der Hauptsache ihre Speculationen nicht von theologischen Dogmen, sondern von Thatsachen aus, welche wissenschaftliche Beobachtung anderswo ermittelt hatte. Ehe die Zeit kam, wo eine eingeborene Entwicklung von Wissenschaft und Philosophie aus priesterlicher Cultur eintrat, fand ein Eindringen von jener Wissenschaft und Philosophie statt, welche priesterliche Bildung an einem andern Orte entwickelt hatte.

Da der normale Verlauf der Entwicklung in Rom noch mehr als in Griechenland durch das Eindringen fremder Elemente unterbrochen worden ist, so dürfen wir hier noch weniger eine ununterbrochene Genealogie der Wissenschaft und Philosophie zu finden erwarten. Aber es scheint, als ob die Natürlichkeit des Zusammenhanges zwischen priesterlicher Bildung und wissenschaftlicher Erkenntnis zu einer Wiederentstehung derselben geführt habe. Nachdem MOMMSEN angeführt hat, dass es ursprünglich nur zwei „Collegien heiliger Lehre“ gegeben habe — die Auguren und die Pontifices —, sagt er weiter:

„Die sechs ‚Brückenbauer‘ (pontifices) führten ihren Namen von dem ebenso heiligen wie politisch wichtigen Geschäft, den Bau und das Abbrechen der Tiberbrücke zu leiten. Es waren die römischen

Ingenieure, die das Geheimnis der Maasse und Zahlen verstanden, woher ihnen auch die Pflicht zukam, den Kalender des Staats zu führen, dem Volke Neu- und Vollmond und die Festtage abzurufen und dafür zu sorgen, dass jede gottesdienstliche wie jede Gerichtshandlung am rechten Tage vor sich gehe . . . So gewannen sie . . . die allgemeine Oberaufsicht über den römischen Gottesdienst und was damit zusammenhieng — und was hieng nicht damit zusammen? . . . In der That sind die Anfänge der geistlichen und weltlichen Rechtswissenschaft wie die der Geschichtsaufzeichnung aus dem Schoosse dieser Genossenschaft hervorgegangen.“

Eine merkwürdige beziehungsweise Parallele entfaltet sich hier vor uns. Da in Griechenland die Kunst des Brückenbaues in Zusammenhang mit den nationalen Heiligthümern entstand und da in Rom das Bauen von Brücken die Aufgabe eines priesterlichen Collegiums war, so scheint der logische Zusammenhang der zu sein, dass, da in jenen Zeiten das Erbauen einer Brücke eines der allerschwierigsten Unternehmen war, dasselbe naturgemäss den Händen derer überlassen wurde, welche als die grössten Kenntnisse und das grösste Geschick besitzend bekannt waren, — der Priester. Und wahrscheinlich wurde der Zusammenhang zwischen dem Priesterthume und diesem Stücke angewandter Wissenschaft durch die anscheinende Übernatürlichkeit des Bogens gefördert, — einer Construction, welche dem Volke unbegreiflich erschienen sein muss. Aber gleichmässig in Wissenschaft und Philosophie waren die Römer die Schüler der Griechen; und möglicherweise dürfte daraus der Parallelismus zwischen einer bestimmten Function des Philosophen in Griechenland mit einer von ihm in Rom ausgeübten entstanden sein.

Der Philosoph „war ganz allgemein in einem grossen Haushalt zu finden; er war beinahe wie ein Privatcaplan thätig, unterrichtete diejenigen, welche zu lernen wünschten, in der Moral und besuchte die Sterbelager der Familienglieder.“

Höchst wahrscheinlich waren die Moral und die Tröstungen, von welchen hier gesprochen wird, mehr oder weniger von Ideen theologischer Herkunft gefärbt; aber selbst wenn dies nicht der Fall war, erscheint doch die hier geschilderte Function als halbpriesterlich.

#### §. 690.

Während jener dunklen Zeiten, welche dem Falle des römischen Reiches folgten, existierte nichts, was Wissenschaft



hätte genannt werden können. Als aber mit der allmählichen Reorganisation das Wiedererstehen der Wissenschaft begann, fieng es, wie in früheren Fällen, bei den gebildeten Männern an, — bei der Priesterschaft. Es war allerdings nicht ein Wiedererstehen *de novo*, sondern eines, welches von den, von den älteren Civilisationen hinterlassenen Kenntnissen, Ideen und Methoden ausgieng. Aus diesen, lange begraben gewesenen Elementen wurde sie beinahe ausschliesslich in den Mönchsklöstern wieder auferweckt. In seiner „Geschichte und Litteratur im Mittelalter“ schreibt LACROIX:

„Nach dem Tode Karl's des Grossen schienen die exacten Wissenschaften, welche einen kurzen Zeitraum hindurch an seinem Hofe geblüht hatten, in die Einsamkeit der Klöster zurückzusinken . . . Der Orden der Benedictiner hatte die exacten Wissenschaften beinahe zum Monopol gemacht: in hohen Ehren wurden sie gehalten in den Abteien des Monte Cassino in Italien, des St. Martin in Tours (Frankreich), des St. Arnulph in Metz, des St. Gallus, Schweiz, in Prüm in der Eifel, in Canterbury, England u. s. w.“

Ein bezeichnender Parallelismus muss hier hervorgehoben werden. Wir sahen, dass in Indien, in Assyrien und in Ägypten die frühesten Schritte auf wissenschaftlichem Gebiete in Abhängigkeit von religiösen Bedürfnissen gethan wurden: ihr erster Zweck war, die Zeiten der religiösen Opfer zu regulieren, um das Missfallen der Götter zu vermeiden. Und nun weisen merkwürdig genug mittelalterliche Berichte nach, dass bei christlichen Völkern die Hülfe der Wissenschaft zuerst zur Bestimmung des Datums für Ostern angerufen wurde.

Wie auf dem Festlande das Monopol der Priesterschaft der älteren Zeiten für Wissenschaft und Philosophie in die Erscheinung trat, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. Die philosophischen Dogmen, welche während der Jahrhunderte der Dunkelheit im Schwunge waren, waren ergänzend in Bezug auf die geläufigen theologischen Dogmen und ihnen untergeordnet. Als in der Zeit Karl's des Grossen einiges intellectuelle Leben sich zu regen begann, wurde es organisiert durch die Einrichtung von Schulen bei allen Abteien in seinem ganzen Reiche. Diese unter priesterlicher Leitung geführten Schulen wurden schliesslich die Mittelpunkte sowohl für Philosophie als für Wissenschaft; die als scholastisch bezeichnete Philosophie war von der Art, dass sie mit der autorisierten

Theologie in Übereinstimmung war, und die Wissenschaft, — Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik, — war von der Art, dass sie nicht in augenfälliger Weise mit ihr in Conflict gerieth oder ihr angepasst werden konnte. Das heisst: gleichmässig in ihrem Wesen und ihrer Wirkung zweigten die Philosophie und die Wissenschaft jener Zeit sich in einem verhältnissmässig unbedeutenden Grade von der Theologie ab, — die Differenzierung war erst im Anfangsstadium. Und die lange Zeit bestehende Identifizierung der Pfleger der Philosophie und Wissenschaft mit den Pflegern der Theologie ist aus den allgemein bekannten Namen der Führer der Scholastik ersichtlich: Guillaume de Champeaux, Abelard, Albertus Magnus, Thomas von Aquino etc. Dem mag noch die beachtenswerthe Thatsache hinzugefügt werden, dass eine derartige Unabhängigkeit des theologischen Dogmas, wie sie in der Lehre der Nominalisten enthalten zu sein angenommen wurde, in gleicher Weise vom Papste und den niederen kirchlichen Autoritäten verdammt wurde, — die Differenzierung vollzog sich langsam unter Widerstand.

In England war die Identität des Priesters mit dem Philosophen und dem Manne der Wissenschaft nicht weniger deutlich. In seiner Schilderung der sächsischen Geistlichkeit schreibt KEMBLE:

„Sie waren durch den Besitz der Künste und der Gelehrsamkeit, welche in keiner andern Classe gefunden werden konnten, ehrenvoll ausgezeichnet! . . . Ihnen verdankt England die sorgfältigeren Berechnungen, welche es ermöglichten, die Eintheilung der Zeiten und der Jahreszeiten gehörig festzusetzen.“

Das erste Beispiel bietet BEDA dar, ein Mönch, welcher ausser Werken anderer Arten ein Werk schrieb „über die Natur der Dinge“, in welchem die wissenschaftliche Kenntniss seiner Zeit zusammengetragen war. Weiter soll DICUIL genannt werden, ein irischer Mönch und Schriftsteller über Geographie. Dann folgt der Erzbischof DUNSTAN:

„Er war in den meisten liberalen Künsten sehr geschickt und unter Andern in dem Läutern und Schmieden der Metalle; es waren dies Fähigkeiten, welche den Genius des Zeitalters, in welchem er lebte, bei weitem überragten und welche ihm zuerst den Namen eines Zauberers und dann den eines Heiligen einbrachten.“



Obschon bald nach der Eroberung zwei Pfleger der Wissenschaft lebten, welche keine Geistlichen gewesen zu sein scheinen, — GERLAND und ATHELARD VON BATH —, so ist doch vom ersten zu bemerken, dass seine Wissenschaft einem religiösen Zwecke gewidmet war, — er verfasste einen Computus oder Berechnung der Ostern, — und von dem andern, dass er seine wissenschaftlichen Kenntnisse während seiner Reisen im Orient erlangt hatte und sie nicht als ein Resultat eingeborner Entwicklung angesehen werden können. In Richard's I. Zeit blühte der Abt NECKHAM, welcher eine wissenschaftliche Abhandlung in lateinischen Versen schrieb, und der Wahlbischof GIRALDUS CAMBRENSIS, welcher ein Topograph war. Unter Johann finden wir den Bischof GROSSETESTE, einen Schriftsteller über Physik, und unter der nächsten Regierung kommt dann der Franziskanermönch ROGER BACON, dessen wissenschaftlicher Ruhm allgemein bekannt ist. Das 15. Jahrhundert giebt uns unter den wissenschaftlich thätigen Mitgliedern des Klerus JOHN LYDGATE, hauptsächlich durch seine Dichtungen bekannt. Wenn wir uns zurückwenden, um zu sehen, wer es zuerst war, der sich mit der Wissenschaft der Wissenschaften, — der Philosophie —, beschäftigte, so tritt uns derselbe Zusammenhang entgegen. In der alten englischen Periode lebte SCOTUS ERIGENA, ein philosophischer Geistlicher, dessen Philosophie in ihrer ganzen Haltung theologisch war. Nach einem langen Zwischenraum war der Nächste in dieser Classe der Prior HENRY VON HUNTINGDON, welcher als Moralist noch andere Antriebe als die göttlichen Gebote mit dem Betragen in Verbindung brachte. Sehr bald danach erschien der Bischof JOHANN VON SALISBURY, welcher zwar unter die Schriftsteller über Moral zu rechnen ist, noch bestimmter aber zu den Schriftstellern über alte Philosophie gerechnet werden muss. GROSSETESTE fügte seiner physikalischen Philosophie noch Philosophie des Geistes hinzu, wie es auch ROGER BACON that.

In Verbindung mit der Thatsache, dass in den Zeiten des Mittelalters kaum irgend welche Laien angeführt werden, welche sich Studien dieser Art gewidmet hätten, reichen die oben mitgetheilten Thatsachen hin, um zu zeigen, dass im christlichen Europa, wie im heidnischen Morgenlande, die Männer der Wissenschaft und die Philosophen priesterlichen Ursprungs waren. Ein

inductiver Beweis hierfür scheint nicht nothwendig zu sein, wenn wir uns daran erinnern, dass während der vor-feudalen und der feudalen Zeiten der Krieg und die Jagd von den herrschenden Classen für die einzigen ehrenhaften Beschäftigungen gehalten wurden. Selbst nicht fähig zu lesen und zu schreiben, waren sie der Meinung, dass die Gelehrsamkeit den Kindern des niederen Volkes überlassen werden sollte. Und da die Gelehrsamkeit den Massen unzugänglich war, so gelangte man zu der nothwendigen Folgerung, dass die Classe der Kleriker die einzige war, auf welche geistige Bildung aller Arten, mit Einschluss der wissenschaftlichen und philosophischen, beschränkt blieb.

#### §. 691.

Es ist hier nicht erforderlich, die einzelnen Stufen zu verfolgen, auf welchen sich die Differenzierung der wissenschaftlich-philosophischen Classe von der Classe der Geistlichen allmählich vollzogen hat. Es wird genügen, die maassgebenden Eigenthümlichkeiten der Umwandlung und den gegenwärtig erreichten Zustand anzugeben.

Die erste zu beobachtende allgemeine Thatsache ist, dass die grosse Masse der Kenntnisse, welche dadurch ausgezeichnet ist, dass sie auf den Verstand gegründet ist, anstatt sich auf Autorität zu stützen, sich in einen concreten Theil und einen abstracten Theil gespalten hat, mit dem Resultate, dass daraus zwei verschiedene Classen von Arbeitern hervorgegangen sind, — der Mann der Wissenschaft und der Philosoph. Im alten Orient war der Unterschied zwischen beiden sehr unbestimmt. Bei den Griechen von der Zeit des THALES abwärts war der Denker derjenige, welcher Thatsachen der Natur studierte und seine allgemeinen Begriffe aus ihnen ableitete. Selbst wenn wir auf ARISTOTELES kommen, sehen wir in dem einen Mann die Vereinigung wissenschaftlicher Untersuchung und philosophischer Speculation. So während der Entwicklung der Erkenntnis durch ganz Europa herab bis zu den Zeiten NEWTON's, wo der Gebrauch des Ausdruckes „Naturphilosophie“ für Physik auf die unbestimmte Unterscheidung beider hinweist. Gegenwärtig ist aber die Unterscheidung erträglich bestimmt geworden, — vollkommen bestimmt in Deutschland und in hohem Maasse auch in England bestimmt. Der Philosoph geht nicht auf wissen-



schaftliche Untersuchungen ein und weiss auch häufig nur wenig von wissenschaftlichen Wahrheiten, während umgekehrt der Mann der Wissenschaft, zu welcher Classe er auch gehöre, philosophischer Speculation nur wenig zugethan ist und sich häufig in Bezug auf die philosophischen Schlussfolgerungen dieser oder jener Schule in Unkenntnis befindet. Wie scharf ausgesprochen die Verschiedenheit der beiden Classen geworden ist, geht auch aus der Verachtung hervor, welche man nicht selten gegenseitig über die andere Classe aussprechen hört.

Gleichzeitig hat auch innerhalb der Zahl der Naturwissenschaftler eine Scheidung Fortschritte gemacht in solche, welche mit der anorganischen, und solche, welche mit der organischen Welt zu thun haben. Gegenwärtig sind Männer, welche sich mit mathematischen, physikalischen und chemischen Untersuchungen beschäftigen, meistens unwissend in Bezug auf Biologie, während Männer, welche ihr Leben dem Studium der Erscheinungen des Lebens unter einer oder der andern Form seiner Erscheinungen geweiht haben, häufig kein Interesse für die, die exacten Wissenschaften bildenden Wahrheiten haben. Zwischen belebten und unbelebten Gegenständen besteht ein scharf ausgesprochener Gegensatz, und es ist zu einer scharf ausgesprochenen Scheidung zwischen den Forschern der beiden Gruppen gekommen.

Es ist aber noch eine weitere Umbildung derselben Art im Gange. Innerhalb einer jeden dieser Gruppen haben Differenzierungen und Unterdifferenzierungen stattgefunden. Die Biologen haben sich zuvörderst in solche getheilt, welche das Pflanzenleben, und solche, welche das thierische Leben erforschen, — die Phytologen (gewöhnlich Botaniker genannt) und die Zoologen. In einer jeden dieser grossen Abtheilungen haben sich grosse Unterabtheilungen gebildet: in der einen widmet sich die eine Unterabtheilung der Classification der Species, die andere der Morphologie der Pflanzen, eine weitere der Pflanzenphysiologie; und in der andern haben wir die Classificatoren, die vergleichenden Anatomen und die Thierphysiologen. Es sind noch weiter beschränkte Specialrichtungen aufgetreten. Unter den Botanikern giebt es manche, welche beinahe ausschliesslich diese oder jene Ordnung studieren; unter den Physiologen manche, welche vorwiegend die eine Classe von Functionen

als ihr Gebiet wählen, und unter den Zoologen giebt es vor Allem zunächst die Theilung in solche, welche ausdrücklicher-weise Entomologen, Ornithologen, Ichthyologen u. s. w. sind; und weiter finden sich innerhalb jeder von diesen Gruppen noch kleinere Gruppen, wie z. B. unter den Entomologen diejenigen, welche ganz besonders die Coleoptern, die Lepidoptern, die Hymenoptern u. s. w. studieren.

In Bezug auf diese grösseren und kleineren Differenzierungen ist nur noch weiter zu bemerken, dass zwar das Betreiben der Wissenschaft im Ganzen nicht eine Profession genannt wird (das Ganze ist eben zu umfangreich und zu ungleichartig), dass aber das Betreiben dieses oder jenes Theiles derselben zu dieser Bezeichnung gekommen ist. Wir haben „Professoren“ der verschiedenen Abtheilungen und Unterabtheilungen derselben; und dies schliesst die Thatsache ein, dass das Betreiben der Wissenschaft als Broderwerb, ohne Rücksichtnahme auf die besondere Art derselben, als eine Profession angesehen werden muss.

#### §. 692.

Die Combinationen gleicher Einheiten, welche in Begleitung dieser Scheidung ungleicher Einheiten aufgetreten sind, sind in gleicher Weise in die Augen springend. Diejenigen, welche sich mit der Wissenschaft als einem Ganzen, ebenso wie diejenigen, welche sich mit besonderen Abtheilungen der Wissenschaft beschäftigt haben, sind überall der Neigung gefolgt, sich zu vereinigen und zu consolidieren.

Auf dem Festlande hat jede Nation eine Akademie der Wissenschaften oder eine gleichwerthige Körperschaft, in manchen Fällen sogar mehrere solche. In England haben wir in ähnlicher Weise eine fest gegründete allgemeine Verbindung unter den Männern der Wissenschaft — die Königliche Gesellschaft (Royal Society); zu dieser kommt dann noch eine nomadische allgemeine Vereinigung — die British Association.

Dann haben wir ausser diesen grössten Körperschaften, welche alle Arten wissenschaftlicher Männer umfassen, noch verschiedene kleinere Corporationen, eine jede aus solchen gebildet, welche sich einem besonderen Zweige oder Nebenzweige der Wissenschaft widmen: — eine mathematische Gesellschaft, eine physikalische Gesellschaft, eine chemische Gesellschaft, eine



astronomische Gesellschaft, eine geologische Gesellschaft, eine physiologische Gesellschaft und andere sich mit Unterabtheilungen der Biologie beschäftigende — Botanik, Geologie, Anthropologie und Ethnologie: sie sind sämmtlich Kinder der Royal Society und in gewissem Maasse ihre Hülfsgenossen. Auch dürfen wir nicht vergessen, dass es ausser diesen hauptstädtischen Gesellschaften noch über das ganze Königreich verstreute locale Gesellschaften giebt, welche der Pflege der Wissenschaft im Allgemeinen oder irgend einer Abtheilung der Wissenschaft gewidmet sind.

Und das ist noch nicht Alles. Durch fortlaufende Publicationen wird die allgemeine und specielle Integration der wissenschaftlichen Welt fester gemacht und die Zusammenwirkung aller Theile unterstützt: wöchentliche, monatliche und vierteljährliche Journale, welche in ihrer Bestimmung allgemeinen Zwecken dienen, und andere in gleicher periodischer Erscheinungsweise, welche specielleren Aufgaben dienen. Auf diese Weise wird die Thätigkeit kleinerer Aggregate, als Theile eines grossen Aggregats, in Zusammenhang gehalten und durch litterarischen gegenseitigen Verkehr gefördert; und, wie ich an andern Orten angedeutet habe (s. Essays, Vol. I. „Der Ursprung der Wissenschaft“), der ungeheuer in dieser Art gebildete Organismus hat eine Fähigkeit erhalten, die verschiedenartigen Classen von Erscheinungen zu verdauen und zu assimilieren, welche ein einzelner Theil desselben nicht erfolgreich zu behandeln im Stande sein würde.

---

## VII. Capitel.

### Richter und Anwalt.

#### §. 693.

In der vorausgehenden Abtheilung dieses Werkes und besonders in §. 529 wurde gezeigt, dass in den ältesten Formen der Gesellschaft die Ordnung des Verhaltens, wie sie zunächst durch den Gebrauch und später durch jene festgelegte Form des Gebrauchs, die Gesetz genannt wird, bewirkt wird, ihren

Ursprung in dem ausgesprochenen oder stillschweigend angenommenen Willen der Vorfahren findet, — zunächst in dem Willen der nicht besonders hervorragenden Verstorbenen und an zweiter Stelle in dem der ausgezeichneten Todten. Rücksicht auf die Wünsche verstorbener Verwandten beeinflusst in hohem Grade die Handlungsweise selbst bei uns, und sie beeinflusst dieselbe noch bei weitem mehr bei Wilden und halbcivilisierten Völkern; solche Völker glauben nämlich, dass die Geister der Verstorbenen entweder beständig in der Nähe sind oder gelegentlich zurückkehren, und in beiden Fällen, wenn ihr Zorn erregt wird, die Überlebenden durch Krankheit oder Unglücksfälle strafen werden. Als im Verlaufe der gesellschaftlichen Entwicklung Häuptlinge von ungewöhnlicher Macht oder siegreiche Könige auftraten, wurde der Glaube, dass ihre Geister schreckliche Rache an denen nehmen werden, die ihre Vorschriften unbeachtet lassen, ein noch machtvollerer controllierender Factor. Der Ordnung des Betragens durch, von Vorfahren im Allgemeinen überlieferte und gewöhnlich durch den lebenden Herrscher eingeschränkte Gebräuche muss daher die Ordnung hinzugefügt werden, welche durch die überlieferten Befehle des verstorbenen Herrschers bestimmt wird.

Hieraus entsteht jene frühzeitige Auffassung von Gesetz, welche unter langsam sich erweiternden Modificationen bestehen geblieben ist und welche auch in unserer Zeit noch immer bei denen fortlebt, welche meinen, „Recht“ bedeute „das, was befohlen ist“ — und zwar zuerst durch eine Offenbarung von Gott und an zweiter Stelle von Königen, welche von Gott eingesetzt oder von ihm gutgeheissen sind. Denn die theologische Ansicht geht davon aus, dass Regierungen im Allgemeinen mit göttlicher Erlaubnis existieren, und dass deren Vorschriften in Folge dessen eine göttliche Sanction haben. Beim Fehlen einer utilitarischen Rechtfertigung, welche sich nur allmählich im Geiste denkender Leute bildet, ist natürlich für das Gesetz keine andere Rechtfertigung vorhanden als die, dass es übernatürlicher Herkunft ist, — und zwar zuerst direct und später auf indirectem Wege.

Hieraus folgt daher, dass das aus den überlieferten Vorschriften theils der Vorfahren im Allgemeinen und theils der hervorragenden Vorfahren oder verstorbener Herrscher gebildete



Gesetz gewöhnlich von denen verkündigt wird, welche mit dem Herrscher in Berührung stehen, — von denen, welche anfangs als Gefolgsleute seine Befehle seinen Unterthanen übermittelten und welche später, seinem vergötterten Geiste dienend (einige von ihnen), seine Priester geworden sind. Natürlicherweise werden diese letzteren, welche seinen Anbetungsdienst während aufeinanderfolgender Generationen vollziehen, nach und nach zu Auslegern seines Willens, und zwar sowohl als die Verwahrer seiner ursprünglichen Gebote als auch als das Sprachrohr, durch welches die Gebote seines Geistes mitgetheilt werden. Nothwendigerweise werden daher die Priester ursprünglich als diejenigen erscheinen, welche vor allen Andern wissen, was Gesetz ist, und als diejenigen, vor welche alle, etwaige Übertretungen betreffenden Fragen gebracht werden, — als die Richter.

## §. 694.

In kleinen rohen Gesellschaften haben sich keine Rechtssysteme gebildet; es sind daher auch nur wenig Zeugnisse vorhanden. Doch lesen wir, dass bei den Indianern von Guiana die Pe-i-männer zu gleicher Zeit Priester, Zauberer, Doctoren und Richter sind. In Bezug auf die Kalmücken, welche weiter fortgeschritten sind, erzählt uns PALLAS, dass der höchste richterliche Rath zum Theil aus Priestern bestand, und ferner, dass einer der Hohenpriester der Gemeinde auch Oberrichter war.

Obgleich bei den halbcivilisierten Negerrassen von Africa die theologische Entwicklung gewöhnlich nicht weit genug vorgeschritten ist, um den Cultus eines grossen Gottes oder von Göttern einzurichten, so lässt sich doch auch bei ihnen der Glaube verfolgen, dass das Verhalten im Leben durch die Willensmeinungen übernatürlicher Wesen, welche ursprünglich die Geister ausgezeichneter Todten sind, reguliert werden muss; und im weiteren Verfolg dieses Glaubens werden die Diener derartiger Geister zu Orakeln. So erzählt uns LANDER, dass „in Badagry die Fetischpriester die einzigen Richter des Volkes sind“. CAMERON beschreibt eine Sitzung eines Mganga, des Hauptmedicinmannes in Kowédi. Nachdem die Frau des Häuptlings Geschenke gebracht und Entgegnungen auf ihre Nachfragen erhalten hatte, erkundigten sich Andere.

„Von dem Publicum wurden Fragen gestellt, von denen manche schnell erledigt wurden, während andere offenbar verwickelte Fälle

betrafen und viel Gesticulation und Redenhalten verursachten. Wenn die Waganga [augenscheinlich der Plural von Mganga] vorgaben, keine Antwort finden zu können, wurden die Götzenbilder befragt und einer der Fetischleute, der ein geschickter Bauchredner war, gab die erforderliche Erwiderung, welche die armen Betrogenen für vom Götzenbild gesprochen hielten.“

### §. 695.

Von alten historischen Zeugnissen werden sich die Leser sofort derer erinnern, welche die Hebräer darboten.

In der Bibel finden sich deutliche Beweise dafür, dass die Ideen von Gesetz und von göttlichem Willen gleichbedeutend waren. Ihre Gleichwerthigkeit zeigt sich ebenso in dem Herabbringen der Gesetzestafeln vom Sinai wie in dem ausführlichen Gesetzbuche für die Verhaltungsmaassregeln zum Leben, welches im dritten Buche Mosis enthalten ist: hier sind selbst die Vorschriften für die Diät, für landwirthschaftliche Operationen und für Handelsgeschäfte als von Gott vorgeschrieben niedergelegt. Ein noch specielleres Zeugnis, welches sowohl die allgemeine Theorie des Gesetzes als auch die Functionen der Classe der Priester erläutert, wird uns von der folgenden Stelle des Deuteronomiums dargeboten:

„Wenn eine Sache vor Gericht dir zu schwer sein wird zwischen Blut und Blut, zwischen Handel und Handel, zwischen Schaden und Schaden, und was zänkische Sachen sind in deinen Thoren: so sollst du dich aufmachen und hinaufgehen zu der Stätte, die der Herr, dein Gott, erwählen wird, und zu den Priestern, den Leviten, und zu dem Richter, der zu der Zeit sein wird, kommen und fragen; die sollen dir das Urtheil sprechen. Und du sollst thun nach dem, das sie dir sagen, an der Stätte, die der Herr erwählt hat.“

Überdies haben wir ausser der häufig wiederkehrenden Vorschrift, „den Herrn zu fragen,“ das von der Autorität und den Handlungen Samuel's gegebene Beispiel, welcher, ihm von Kindheit an geweiht, ein „Prophet des Herrn“ war, welcher als ein Priester einen Altar errichtete und, wie wir in dem Falle mit Agag sehen, die Mittelsperson war, durch welche Gott seine Gebote verkündete und welcher zu gleicher Zeit die Rolle des Richters und Henkers ausführte.

Natürlich dürfen wir erwarten, dass Ägypten mit seiner langen Geschichte gute Zeugnisse darbiete; und wir finden auch



solche. Das Folgende sind hierher bezügliche Thatsachen aus drei Autoritäten — BUNSEN, BRUGSCH und ERMAN.

„Dass die ältesten Gesetze dem Hermes zugeschrieben werden, lässt indessen auf nichts Weiteres schliessen, als dass der erste Keim des bürgerlichen Gesetzes den Heiligen Büchern entstammte und dass er zum Theil auf die in ihnen enthaltenen religiösen Grundsätze basiert war.“

Mentu-hotep, ein Priester und Beamter der 12. Dynastie, „rühmt sich“ auf seinem Grabdenkmal, „ein im Gesetz gelehrter Mann, ein Gesetzgeber“ gewesen zu sein.“

„Der Oberrichter nahm immer den höchsten Rang ein; wenn er nicht einer von des Königs eignen Söhnen war, so war er Hauptpriester eines der grossen Götter, ein Erbprinz.“

„Alle Richter von höherem Range dienten der Ma'at, der Göttin der Wahrheit, als Priester, und der Hauptrichter trug ein kleines Abbild dieser Göttin als Abzeichen um seinen Hals.“

Ein Gerichtshof, welcher im Jahre 46 von Ramses II. eine Sitzung hielt, bestand aus 9 Priestern (Propheten und Priester) und einem Laien, dem Protokollanten. In einem andern Fall aber (Ramses IX.) überwog das Laienelement.

Die letzte Angabe weist auf einen Schritt nach der Differenzierung der weltlichen von der priesterlichen Form der Verwaltung der Gesetze hin.

Dem Umstande, dass die griechischen Staaten nicht vollkommen einheitlich verbunden wurden, ist bereits die Thatsache zugeschrieben worden, dass die griechische Priesterschaft niemals eine Hierarchie wurde. THIRLWALL sagt: „Die griechischen Priester bildeten niemals eine einheitlich organisierte Körperschaft . . . selbst innerhalb eines und desselben Staates waren sie nicht corporativ verbunden.“ Es ist daher auch die normale Entwicklung verschiedener Professionen weniger deutlich zu verfolgen. Nichtsdestoweniger sind die Beziehungen zwischen den priesterlichen und den richterlichen Functionen in einer rudimentären, wenn auch nicht in einer entwickelten Form sichtbar. Bei den Griechen war es wie bei den Hebräern Gebrauch, in zweifelhaften Fällen „den Herrn zu fragen“; und der orakelhafte, den Willen eines Gottes verkörpernde Ausspruch wurde von einem Priester oder einer Priesterin gethan. Übrigens zeigt der Umstand, dass die griechischen Gesetze themistes, oder Aussprüche der Göttin Themis, als das Mundstück des Zeus, genannt wurden, dass bei den älteren Griechen wie bei

andern Völkern ein Gesetz und ein göttliches „So geschehe es“ ein und dasselbe waren. Dass Systeme von Gesetzen als göttlichen Ursprungs betrachtet wurden, wird durch das Gesetzbuch des Lykurgus bewiesen. Der Angabe HASE's zufolge war der Ursprung dieses Codex religiös. „Eine Erklärung der delphischen Gottheit enthält die grundlegenden Hauptsätze für die Maassnahmen, durch welche sie rivalisierende Ansprüche der Spartaner versöhnte.“ Dass die Nicht-entwicklung einer richterlichen Classe aus einer priesterlichen Classe heraus eine Folge des Fehlens einer Entwicklung der priesterlichen Classe selbst war, scheint auch in einem gewissen Maasse in dem folgenden Auszüge aus THIRWALL enthalten zu sein:

„Das Amt eines Priesters an und für sich brachte keine bürgerlichen Befreiungen oder Nichtbefähigungen mit sich und wurde nicht für ein solches angesehen, welches die dasselbe vertretende Person unfähig machte, die Pflichten eines Senators, eines Richters oder eines Kriegers auszuüben . . . Aber die Besorgung eines Tempels erforderte häufig den dauernden Aufenthalt und ständige Anwesenheit seiner Ministranten.“

Möglicherweise ist die Entstehung priesterlicher Rechtsgelehrten, durch dieses locale Festsitzen und den Mangel einer zusammenwirkenden Organisation unter den Priestern verhindert, auch durch die Unabhängigkeit des griechischen Charakters verhindert worden, welcher, verschieden von dem der Orientalen, sich der Ausdehnung der priesterlichen Beaufsichtigung auf bürgerliche Angelegenheiten nicht leicht unterwarf.

In welcher Weise priesterliche und juristische Functionen bei den alten Römern miteinander vermengt waren, wird durch die folgenden beiden Auszüge aus DURUY erwiesen:

Die Patricier „hatten die Stellungen der Priester und der Auspices inne; sie waren Priester, Auguren und Richter und sie verbargen vor den Augen des Volkes sorgfältig die mysteriösen Formeln des öffentlichen Gottesdienstes und der Rechtswissenschaft“.

Die „knechtische Anhänglichkeit an gesetzliche Formen [welche die alten Römer charakterisierte] rührte von dem religiösen Charakter des Gesetzes und von der, durch die Lehre des Auguriums vorgeschriebenen Meinung her, dass die geringste Unachtsamkeit bei der Ausübung der gottesdienstlichen Gebräuche hinreichend sei, das Wohlwollen der Götter sich zu entfremden“.

Es scheint allerdings wahrscheinlich zu sein, dass das richterliche Verfahren zum Theil aus ursprünglich religiös erbaulichen



Ceremonien bestand, durch welche die Geneigtheit des Gottes Numa zu gewinnen gesucht wurde, und dass die complicierten symbolischen Handlungen diesen zugesetzt wurden. Denn von den Richtern, welche „ihre Sitzungen nur an den von dem geheimen Kalender der Pontifices festgesetzten Tagen hielten“, wird gesagt, dass „sie nicht zuliessen, dass die streitenden Parteien einfach die streitigen Gegenstände darlegten; mysteriöse Formeln, Gesten und Handlungen waren nothwendig“. Zu weiterem Beweise dieses priesterlichen Charakters der Rechtspflege diene die folgende Angabe des Professors W. A. HUNTER:

„In seiner kurzen Darstellung der Geschichte des römischen Rechts belehrt uns Pomponius, dass die Bewahrung der Zwölf Tafeln, die ausschliessliche Kenntniss der Verhandlungsformen (*legis actiones*) und das Recht, das Gesetz auszulegen, dem Collegium der Pontifices zuständig war.“

Und MOMMSEN sagt uns mit andern Worten dasselbe.

Während wir aber hier sehen, wie wir es in Bezug auf andere alte Völker gesehen haben, dass der Priester, welcher mit den Vorschriften der Gottheit innig vertraut und im Stande war, weitere Mittheilungen ihres Willens zu erhalten, in Folge hiervon die Rechtsquelle und daher auch der Richter in Bezug auf Rechtsverletzungen wurde, so finden wir keine Beweise dafür, dass im alten Rom, ebenso wenig wie in Griechenland, Ägypten oder Palästina, der Rechtsanwalt priesterlichen Ursprungs war. Im Gegentheil finden sich Zeugnisse dafür, dass bei diesen alten civilisierten Völkern, ebenso wie gegenwärtig bei manchen Völkern, welche civilisiert genug sind, juristische Verfahren zu besitzen, der Rechtsanwalt seinen Ursprung in der Laienschaft hat. MARSDEN sagt, dass in Sumatra —

„der Kläger und der Vertheidiger gewöhnlich ihre eigne Sache selbst führen; treten aber Umstände ein, welche dies für sie unthunlich machen, so ist ihnen gestattet *pinjam mulut* (sich einen Mund zu borgen). Ihr Anwalt kann ein *proattin* oder unterschiedslos eine andere Person sein; auch ist keine regelmässige Vergütung für den Beistand festgesetzt, obgleich, wenn die Sache gewonnen wird, meistens eine Entschädigung gegeben wird.“

So erfahren wir auch von PARKYNS, dass die Abyssinier eine Art von Anwälten haben, — nämlich einfach einen gewöhnlichen Menschen mit einer ausserordentlichen Gabe des Mundwerkes. Diese Leute werden zuweilen von den streitenden

Parteien in ernsten Fällen verwendet, aber nicht ausnahmslos. Auf frühen Entwicklungsstufen muss es in der That überall, wo die Streitenden gewöhnlich ihre beziehentlichen Fälle selbst darlegten, vorgekommen sein, dass zuweilen einer oder der andere einen Freund gebeten hat, seine Sache für ihn klarzulegen; und ein Wortführer, welcher durch sein Geschick bei Ausführung dieser Aufgabe bekannt wurde, dürfte von andern benutzt worden sein; schliesslich wurde aus dem ihm gegebenen Geschenk ein Honorar. Dies war der Fall bei den Römern. Nachdem die Kenntniss der Zwölf Tafeln allgemein verbreitet und nachdem die Geheimnisse des juristischen Verfahrens durch einen Geheimschreiber des Appius Claudius enthüllt worden waren, bildete sich eine Classe von Leuten, die *juris consulti*, in den Gesetzen unterrichtet, welche Rath ertheilten; und auch später wurden durch ihre rednerischen Gaben ausgezeichnete Rechtsanwälte, wie bei uns, von Anwälten niederen Grades mit Material und Vorschlägen versehen.

#### §. 696.

Das Aufeinanderpropfen von Civilisationen und von Religionen durch das ganze nördliche Europa nach den römischen Zeiten complicierte die Verhältnisse zwischen Religion und Gesetz, sowie zwischen denen, welche diesen beiden dienten. Trotzdem weisen die Zeugnisse überall auf die Schlussfolgerung hin, zu der wir bereits gelangt sind.

Wenn wir mit den heidnischen Zeiten anfangen, so mögen an erster Stelle die Thatfachen angeführt werden, welche uns Sir GEORGE DASENT in Bezug auf die alten Normannen mittheilt. Er schreibt:

Der Priester „war die einzige civile Autorität, genau so, wie er auch die einzige religiöse war, — Geistlicher und Magistratsperson in Einem“.

„Bei Untersuchungen . . . kam es ihm [dem Priester] zu, die Richter zu bestimmen und die Verhandlungen zu überwachen.“

Es scheint aber, als ob selbst in jenen rohen Zeiten nicht-priesterliche Anwälte aufgetreten wären.

„Da waren die Gesetzmänner oder Anwälte (*logmenn*), eine Classe, welche wir in der Zeit, von welcher unsere Saga erzählt, noch blühen finden werden. Sie waren Privatpersonen, welche keine



offizielle Bestellung hatten.“ „Sie scheinen einfach im Gesetz erfahrene Männer, ‚Rathgeber‘, gewesen zu sein, an welche sich Leute, welche Rathes bedurften, wandten.“

In Übereinstimmung mit diesen Angaben stehen diejenigen, welche eine Autorität in Bezug auf altenglische Einrichtungen, Mr. GOMME, macht. Er sagt:

„Wir erfahren von den sächsischen Geschichtsschreibern, dass das ‚Frey Feldgericht‘ von Corbey in heidnischen Zeiten unter der Oberhoheit der Priester der Erosburg stand.“

„Es lässt sich nur wenig daran zweifeln, dass die Kirche oder der Tempel der primitiven Gesellschaft der nämliche Ort war wie der Versammlungsplatz des Volkes und der Gerichtshof.“

Zur Unterstützung dieser letzten Folgerung mag noch bemerkt werden, dass, wie in alten Zeiten Versammlungen zu Gottesdiensten auch Gelegenheiten zum Handeln darboten, sie auch Gelegenheiten zur gesetzlichen Beilegung von Streitigkeiten gaben, und weiter, dass die Benutzung des heiligen Bauwerks zu diesem Zwecke (wie bei den Babyloniern) in Übereinstimmung mit der im Alterthum überall vertretenen Auffassung stand, dass rechtliche Verhandlungen stillschweigend oder anerkanntermaassen göttliche Dazwischenkunft anriefen, — stillschweigend in dem Ablegen eines Eides und anerkanntermaassen in der Annahme eines gesetzmässigen Entscheidungskampfes.

Die Besiegung des nördlichen Heidenthums durch das Christenthum führte allmählich zu einer Unterdrückung des heidnischen Rechtssystems durch das Rechtssystem, welches die Kirche vorschrieb, — zum Theil ihr eignes, das canonische Recht, zum Theil das von der römischen Civilisation vererbte, das bürgerliche Recht. Die Regeln des Verhaltens, welche, von der heidnischen Priesterschaft überliefert, das gemeine Recht geworden waren, wurden in grosser Ausdehnung von den Regeln des Verhaltens überwunden, welche die christliche Priesterschaft entweder vorschrieb oder annahm. In den früheren Zeiten wirkten an den localen Gerichtshöfen die Magnaten der Laienwelt und der Geistlichkeit: von der alten Religion und von der neuen Religion herrührende Gesetze wurden in Gemeinsamkeit aufgenöthigt.

„Wie sich ganz besonders die Geistlichen damals in beinahe jeden andern Zweig der Gelehrsamkeit eindrängten, so waren sie auch

(wie ihre Vorgänger, die britischen Druiden) besonders merkwürdig durch ihre Gründlichkeit im Studium der Gesetze . . . Es wurden daher die Richter gewöhnlich aus dem heiligen Orden gewählt, wie es bei den Normannen gleicherweise der Fall war; und alle die untergeordneten Beamten wurden von der niederen Geistlichkeit besetzt, was die Veranlassung geworden ist, dass ihre Nachfolger bis auf den heutigen Tag [im Englischen] ‚clerks‘ genannt werden.“

Mit der Zunahme der päpstlichen Macht trat aber eine Veränderung ein. So schreibt der oben citierte Schriftsteller, STEPHEN:

„Es wurde bald ein feststehender Grundsatz in dem System päpstlicher Politik, dass alle kirchlichen Personen und alle kirchlichen Sachen allein und gänzlich der kirchlichen Jurisdiction unterworfen sein sollten.“

Nach der Eroberung, als Scharen fremder Geistlicher vom Festlande herüberkamen, und wo sie und die vorher schon vorhandene mönchische Geistlichkeit durch Stiftungen bestochen wurden, den Eroberer zu unterstützen, herrschte die päpstliche Politik so weit vor, dass der kirchliche Gerichtshof von dem bürgerlichen getrennt wurde; hiernach wurden „die sächsischen Gesetze bald von den normännischen Gerichtsmännern unterdrückt“.

Von späteren Regierungszeiten sagt HALLAM:

„Die Geistlichkeit verband sein Studium [d. h. das des römischen Rechts] mit dem ihrer eignen Canones; es war Grundsatz, dass jeder Canoniker ein bürgerlicher Rechtsgelehrter sein müsse, und dass Niemand ein guter Civilist sein könne, wenn er nicht gleichzeitig Canonist sei.“

In Verbindung mit der Annahme der Lehre, dass der christliche Hohepriester, der Papst, ein Orakel war, durch welches Gott sprach, wurde im Christenthum eine Rechtstheorie entwickelt wie die, welche bei alten Völkern bestand: Gesetze waren göttliche Aussprüche und die Geistlichen autorisierte Ausleger derselben. Unter diesen Umständen dehnten die kirchlichen Gerichtshöfe ihre Jurisdiction auch auf weltliche Sachen aus, bis allmählich die weltlichen Gerichtshöfe ihrer Macht beraubt wurden: die Entfernung der verbrecherischen Geistlichen aus der weltlichen Jurisdiction und die Strafe der Excommunication für diejenigen, welche sich in irgend einer ernstlichen Weise der Macht der Geistlichkeit widersetzten, waren natürlich wirk-



same Waffen. Der damals bestehende Zustand der Dinge wird aus der Angabe des Prof. MAITLAND gut ersichtlich:

„Wenn wir auf Richard's I. Regierung zurückblicken, so finden wir als höchsten weltlichen Gerichtshof des Reiches einen hauptsächlich aus Geistlichen zusammengesetzten Gerichtshof, in welchem ein Erzbischof den Vorsitz führt, der gleichzeitig oberster Gerichtsherr ist; an seiner Seite hat er zwei oder drei Bischöfe, zwei oder drei Erzdakone und nur zwei oder drei Laien. Die grössten Richter selbst unter der Regierung Heinrich's III. sind Geistliche, obgleich es zu seiner Zeit anstössig für einen Bischof geworden ist, viel in weltlicher Rechtspflege zu thun.“

Es waren die Priester nicht allein die Richter und die Ausleger der Gesetze, sie verrichteten zu einer Zeit auch untergeordnete rechtliche Functionen. Nach der Angabe von STÖLZEL war die Profession der Notare lange Zeit in den Händen der Geistlichkeit. Frankreich bot während des 13. Jahrhunderts gleiche Beweise dar. Kleriker spielten die Rolle der procureurs oder Anwälte, FOURNIER zufolge, welcher sagt:

„Les ecclésiastiques ne pouvaient, en principe, accepter ces fonctions que pour représenter les pauvres, les églises, ou dans les causes spirituelles.“

Dasselbe war auch mit der Function des Rechtsanwalts der Fall. SAINTE PALAYE schreibt:

„LOISEL . . . macht die Bemerkung, dass zur Zeit Philipp's [des Schönen], und seitdem, die besten unter ihnen, kirchliche, im canonischen wie bürgerlichen Rechte unterrichtete Leute waren, welche die Praxis hauptsächlich durch die Decretalen lernten.“

Indessen war, der Angabe FOURNIER's zufolge, diese Function auf bestimmte Fälle beschränkt:

„Le prêtre ne peut exercer les fonctions d'avocat si ce n'est au profit de son Église et des pauvres, et sans recevoir de salaire.“

In England aber, wo es den Geistlichen vom Papste verboten war, in weltlichen Gerichten zu erscheinen, haben sie, wie es scheint, dieses Verbot dadurch umgangen, dass sie sich verkleideten.

„Sir H. SPELMAN vermuthet (Glossar. 335), dass Kappen eingeführt wurden, um die Tonsur solcher abtrünniger Geistlichen zu verbergen, welche noch immer trotz des Verbotes durch das canonische Gesetz verführt wurden, in der Eigenschaft als Advocaten oder Richter in den weltlichen Gerichten zu bleiben.“

Hiernach dürfte es scheinen, als wären die „abtrünnigen Geistlichen“ Gerichtsanwälte geworden, welche die Vortheile ihrer Advocatur persönlich einnahmen.

§. 697.

Auf welchem Wege die vollständige Verweltlichung der Classe der Juristen in England erreicht wurde, das brauchen wir hier nicht zu ermitteln. Es genügt, den gegenwärtig erreichten Zustand der Dinge zu beachten.

Unsere Richter haben schon so lange aufgehört, irgendwelche geistliche Attribute zu entfalten, dass die Angabe, sie seien einstmals Priester gewesen, dem gewöhnlichen Bürger überraschend erscheint. Besteht noch irgend eine Spur des ursprünglichen Zustandes der Dinge, so ist dies nur in einer derartigen Thatsache der Fall wie der, dass der Erzbischof von Canterbury die Macht behalten hat, den Grad eines Doctors des bürgerlichen Rechtes zu verleihen, welcher Grad indessen nur einen beschränkten Kreis praktischer Thätigkeit deckt. Während aber, vielleicht mit Ausnahme der Beobachtung gewisser Ceremonien und Jahreszeiten, die Scheidung der juristischen Beamten von den kirchlichen Beamten schon längst vollständig ist, hat die Abtrennung gewisser Gebiete der Rechtsprechung erst ganz neuerdings stattgefunden. Bis vor etwa fünfunddreissig Jahren lag die Rechtsprechung über einige weltliche Angelegenheiten, — über Testamente und eheliche Sachen, — bei den kirchlichen Gerichten; es wurde ihnen aber diese Jurisdiction genommen, und sie behielten gar keine mit Ausnahme der über die Angelegenheiten der Kirche selbst.

Während sich die juristische Profession von der kirchlichen differenziert hat, sind in Übereinstimmung mit dem gewöhnlichen Verlaufe der Dinge innerhalb der juristischen Profession selbst Differenzierungen aufgetreten. Ursprünglich existierte ausser dem Richter und den beiden Recht Suchenden gelegentlich nur der Advocat, — ein Functionär, welcher, einmal nun zugelassen, seine Dienste ebensogut den Beklagten wie den Klägern widmete. Allmählich sind diese untergeordneten Hilfsleistungen compliciert geworden, bis es dann gegenwärtig verschiedene Classen und Unterclassen von solchen giebt, welche juristische Verhandlungen leiten.

Die ursprüngliche Menge derselben hat sich an erster Stelle



in zwei grosse Abtheilungen geschieden, — diejenigen, welche direct an der Führung von Processen am Gerichtshof theilhaftig sind, und diejenigen, welche dies nur indirect betrifft, welche die Fälle vorbereiten, Beweise sammeln, Zeugen aufrufen u. s. w. Innerhalb der ersten von diesen Classen ist eine theilweise Unterscheidung eingetreten zwischen denen, welche hauptsächlich an Gerichtshöfen, und denjenigen, welche hauptsächlich an Kammergerichten thätig sind; weitere Scheidungen werden dann noch durch die verschiedenen Gerichtshöfe bestimmt, vor welchen die Verhandlungen geführt werden. Dann ist noch die weitere Theilung dieser Classe in Queen's Counsel oder Führer [leaders] und die gewöhnlichen Gerichtsanwälte oder Junioren hinzuzufügen. Ferner haben wir in der Nebenclasse — der gewöhnlich Rechtsanwälte genannten, — die früher einmal sicher anerkannt gewesene Unterscheidung zwischen Anwälten [attorneys] und Sachwaltern [solicitors], von den verschiedenen Abtheilungen der Jurisprudenz herrührend, mit denen sie zu thun hatten, welche Unterscheidung gegenwärtig aber hinfällig geworden ist. Endlich haben wir noch verschiedenartige, zum Theil feststehende vermischte Unterabtheilungen, wie diejenigen, welche mit streitigen Sachen und diejenigen, welche hauptsächlich mit nichtstreitigen Sachen zu thun haben, diejenigen, welche die Geschäfte direct führen und solche, welche dies für Andere thun, diejenigen, welche Parlaments-Agenten sind, und so fort.

## §. 698.

Ihrem allgemeinen Wesen nach, wenn auch nicht in ihren Einzelheiten, werden die nun anzuführenden Thatsachen von dem Leser schon vorausgesetzt worden sein. Er wird sich nach Beweisen für eine Neigung zur Integration umsehen, und wird sich dabei auch nicht getäuscht haben.

Sehr bald, nachdem die Absonderung der Classe der Juristen von der Classe der Geistlichen begonnen hatte, trat eine gewisse Verbindung unter den Mitgliedern der juristischen Classe ein. So lesen wir, dass in Frankreich —

„en 1724, le concile de Lyon, dans quelques dispositions relatives aux procureurs, les met à peu près sur le même pied que les avocats. C'est que dès lors les procureurs forment une corporation qui se gouverne sous l'autorité des juges d'Église.“

Auch in England scheinen die beiden Prozesse beinahe gleichzeitig eingetreten zu sein. Als die Abgeordneten des Königs in ihrer Eigenschaft als Richter aufhörten vollständig nomadisch zu sein und feststehende Gerichtshöfe in Westminster eingerichtet waren, fiengen die vorher über das ganze Königreich verstreuten Advocaten an, sich in London zu sammeln, wo sie, wie STEPHEN sagt, „natürlicherweise in eine Art collegialer Ordnung zusammentraten“. Daraus resultieren die juristischen Collegien [Inns of Court], in welchen Vorlesungen gehalten und schliesslich Grade verliehen wurden: das Einhalten der Termine war lange Zeit hindurch das einzige Erfordernis; das Bestehen einer Prüfung ist erst neuerdings eine nothwendige Qualification zu einem Rufe an das Gericht geworden. Innerhalb dieser Vereinigung, welche die collegiale Körperschaft bildet, finden wir untergeordnetere Theilungen: die Richter [benchers], welche ihre Leiter sind, die Gerichtsanwälte und die Studenten. Dieser Process der Incorporation fieng vor der Regierung Eduard's I. an, und während gewisse Collegien, jener jetzt nicht mehr unterschiedenen Arten von Recht, allmählich eingegangen sind, bilden die andern noch immer die Mittelpunkte der Integration für die höheren Glieder der juristischen Profession.

Dann kommen wir zu den niederen Gliedern, welche schon in älteren Zeiten incorporiert wurden.

„Es wurde angeordnet durch Stat. 4 Heinrich IV. c. 18, dass alle Anwälte von den Richtern examiniert werden sollten; nach deren Discretion sollten dann ihre Namen in eine Rolle eingetragen werden: sie sollten sein ‚gut und tugendhaft‘ und ‚von gutem Rufe‘.“

Gewisse andere Gruppierungen modernerer und weniger fest zusammenhängender Arten sind noch anzuführen. Da ist das Comité des Gerichtssaals [Bar Committee], als Organ für den practicierenden Rechtsanwalt dienend; und da finden sich die verhältnismässig lockeren Vereinigungen von Gerichtsanwälten, welche in demselben Gerichtsbezirk thätig sind. Für die Anwälte [solicitors] besteht in London eine centrale Rechtsgesellschaft [Law Society], mit welcher in Verbindung Rechtsgesellschaften in grösseren Provinzialbezirken genannt werden können; auch haben sich verschiedene Wohlthätigkeitsvereine innerhalb dieser grösseren Körperschaften gebildet.

Wir dürfen auch nicht vergessen zu beachten, wie in diesem



Falle, ebenso wie in allen übrigen Fällen, in Begleitung des Processes der Integration ein Fortschritt in der schärferen Bestimmtheit der Unterscheidungen aufgetreten ist. Schon früh in ihrer Geschichte hat sich die Körperschaft der Gerichtsanwälte durch ihre Statuten von der Gemeinschaft der Handeltreibenden geschieden; und dann sind in neuerer Zeit noch schärfere Grenzen gezogen worden dadurch, dass sie diejenigen ausschloss, welche in nicht genügendem Maasse unterrichtet waren. Dasselbe ist auch mit der Körperschaft der Sachwalter [solicitors] der Fall gewesen. Dieselbe hat sich durch gewisse Bestimmungen in Bezug auf die Zulassung, Aufführung und Praxis in einer Weise rings herum eingefriedigt, dass mit dem Streichen der sich den Statuten nicht Fügenden aus der Stammrolle der Körperschaft vollkommen feste Grenzen gezogen worden sind.

Endlich haben wir zur Unterstützung dieses Zusammenhaltes der grösseren und kleineren bestimmt consolidierter Vereinigungen verschiedene periodische Publicationen, — mehrere wöchentliche juristische Journale, und jetzt auch eine juristische Vierteljahrschrift.

---

## VIII. Capitel.

### Lehrer.

#### §. 699.

Das Lehren setzt Kenntniss des zu lehrenden Gegenstandes voraus, und da aus verschiedenen Gründen der Priester durch den Besitz von Kenntnissen ausgezeichnet ist, so wird auch das Lehren ganz besonders von ihm auszugehen haben. Da er übrigens von Thätigkeiten zur Erlangung des Lebensunterhaltes befreit ist, so hat er mehr Zeit, Unterweisung zu ertheilen und Disciplin zu erzwingen.

Es lässt sich noch ein tieferer Grund für diese ursprüngliche Identität von Priester und Lehrer erkennen. Obgleich in früheren Zeiten jeder junge Mensch auf verschiedenartige Weise Vieles sammelt, was eigentlich Kenntniss genannt werden muss und was ihm im gewöhnlichen Leben zur Richtschnur dient, so giebt

es doch eine ganz besonders werthvolle Kenntniss oder vermeintliche Kenntniss, welche durch die unregelmässigen Canäle der täglichen Erfahrung nicht an ihn herantritt. Es bestand in gleicher Weise bei wilden Völkerstämmen und bei alten civilisirten Völkern der Glaube, dass Geister und Götter überall seien und beständig das Leben der Menschen zum Guten oder zum Bösen beeinflussten. Von hauptsächlichster Bedeutung ist daher eine Unterweisung in Bezug auf die Art und Weise, das ganze Verhalten so zu regeln, dass ihre Gunst erlangt und ihre Rache vermieden werde. Offenbar ist der Mensch, welcher am meisten von diesen übernatürlichen Wesen weiss, der Priester, derjenige, von welchem diese höchst werthvolle Unterweisung zu erhalten ist. Das Resultat ist, dass die ursprüngliche Auffassung von Lehrer die ist, dass es Jemand ist, der Unterricht in heiligen Dingen ertheilt.

Natürlich wird die in dieser Weise überlieferte Kenntniss vor Allem zunächst von dem älteren Priester dem jüngeren mitgetheilt, oder vielmehr von den wirklichen Priestern denjenigen, welche Priester werden sollen. In vielen Fällen und lange Zeit hindurch war dies das einzige Lehren. Erst im weiteren Verlaufe der Entwicklung, in Verbindung mit dem Auftreten einer weltlichen gebildeten Classe kam der Lehrer, wie wir ihn jetzt auffassen, zum Dasein.

#### §. 700.

Nothwendigerweise sind auf den früheren Stufen aller sich entwickelnden Aggregate die Richtungen der Organisation unbestimmt. Bei Gruppen von Uncivilisirten können wir nicht erwarten, die Function des Erziehers deutlich unterschieden zu finden. Und doch entdecken wir bald jene Einprägung geheimer und heiliger Dinge, welche, wie oben angedeutet wurde, die früheste Art des Unterrichts bildet: der „Mysterien-Mann“ wird Instructor. So sagt BERNAU in Bezug auf die Arawaks:

„Der Sohn eines Zauberers wird, sobald er in sein zwanzigstes Lebensjahr tritt oder selbst noch früher, von seinem Vater mit der Kunst des Zauberns bekannt gemacht, und es wird ihm das strengste Geheimhalten derselben eingeschärft.“

Und mag nun der Neophyt ein Nachkomme eines Eingeweihten sein oder nicht, überall findet sich diese Einschärfung



des Stillschweigens in Bezug auf die mitgetheilte Unterweisung, welche ausnahmslos Bezug auf den Verkehr mit übernatürlichen Wesen hat. Es wird daher von allem Anfang an die Entstehung eines esoterischen Cultus ersichtlich, wie ihn uns die Priesterschaften alter historischen Völker zeigen.

In manchen Gruppen von Wilden können wir aber eine Erweiterung dieses heiligen Unterrichts, oder vielmehr eines Theils desselben, auf alle jungen Leute bei ihrer Erreichung des passenden Alters verfolgen. So besteht beispielsweise bei den Australiern eine Einweihungszeremonie, bei welcher der Jüngling, nach einer bestimmten Art beschnitten oder in andern Fällen unter Ausschlagen eines Zahns, einem vermeintlicherweise gegenwärtigen übernatürlichen Wesen gewidmet wird, so dem Daramülün, welcher ohne Zweifel der Held des Stammes ist. Diese Widmung ist offenbar dem Sinne nach den bei civilisierteren Völkern vorkommenden verwandt. Bei diesen Gelegenheiten sind die Medicinmänner die Operateure und Instructoren.

Die weiter fortgeschrittenen unter den uncivilisierten Völkern, deren Medicinmänner in einem gewissen Maasse den Charakter von Priestern erlangt haben, geben noch bessere Beweise. So haben wir den Fall der Neu-Seeländer, bei welchen, THOMSON zufolge, eine der Pflichten der Priester es ist, die Kinder „in den Gesängen und Überlieferungen des Volkes zu unterrichten“, — das heisst, sie in den heiligen Lehren des Stammes zu unterrichten. Wir finden dann in Africa, wo die gesellschaftliche Organisation weiter entwickelt ist, eine schärfer bestimmte Form des priesterlichen Unterrichts. BASTIAN erzählt uns, dass in Congo der Fetischpriester alljährlich die zur Geschlechtsreife herangewachsenen Knaben zusammenruft und sie in den Wald führt, wo sie sechs Monate bleiben und unter der Aufsicht des Priesters eine Art Colonie bilden. Während dieser Zeit werden sie der Beschneidung unterworfen. Wir sehen dann in Abyssinien und Madagascar, dass sich in die Function des Priesters, zu lehren, eine nichtpriesterliche Classe mit ihm theilt, — ein Schritt zur Differenzierung.

#### §. 701.

Völker der Vergangenheit und Gegenwart und an verschiedenen Theilen der Welt, welche höhere Stufen der Civilisation

erreicht haben, liefern Bruchstücke von Beweisen, welche ich hier, soweit es praktisch ausführbar ist, in einer Reihe zusammenstelle. Bei der Beschreibung der Mexikaner sagt TORQUEMADA, dass die ganze Erziehung mit den Tempeln in Zusammenhang stand. Sehr viele Knaben wurden behufs ihrer Erziehung dorthin geschickt vom vierten Jahre ihres Lebens an bis zu ihrer Verheirathung. CLAVIGERO erzählt uns dasselbe. Von den Priestern in Yucatan lesen wir bei LANDA:

„Sie unterrichteten die Söhne anderer Priester und auch die jüngeren Söhne der Edelleute, welche ihnen von ihrer Kindheit an übergeben wurden, wenn sie eine Neigung zu diesem Amte zu haben schienen. Die Wissenschaften, worin sie unterrichtet wurden, waren die Berechnung der Jahre, Monate und Tage der Feste und Ceremonien, die Verwaltung der Sacramente u. s. w.“

Von jetzt existierenden Völkern mögen die Japaner zuerst genannt werden, welche uns eine bezeichnende Thatsache liefern.

„Man kann kaum sagen, dass der Beruf des Lehrers vor der Lebenszeit des Gründers der Tokugawa-Dynastie bestanden habe . . . Die Bonzen [Priester] von Japan sind es, welchen hauptsächlich die Verbreitung einer gewissen Kenntniss der Anfangsgründe der Erziehung durch die ganze Länge und Breite des Reiches zu verdanken ist.“

In seiner „Embassy to Ava“ schreibt SYMES:

„Alle Kioums oder Klöster . . . sind Seminare . . . in welchen Knaben eines gewissen Alters in den Wissenschaften und in Moral und religiösen Pflichten unterrichtet werden.“

In gleichem Sinne erfahren wir aus einem „The Burman“ betitelten Werke von SHWAY YEO, dass —

„ein Knabe, wenn er das Alter von acht oder neun Jahren erreicht hat, als ganz selbstverständlich zu dem Pohngyee Kyoung [Klosterschule] geht. Sie steht allen in gleicher Weise offen — dem Sohn des armen Fischers ebenso wie dem Sprössling fürstlichen Geblüts.“

Und der katholische Missionar SANGERMANO giebt ein ähnliches Zeugnis: er deutet auch an, dass diese von den Priestern gegebene Erziehung nominell in Vorbereitung zur Priesterschaft gegeben wird, da die Studenten während der Zeit ihrer Erziehung sämmtlich „das Kleid eines Talapoin“ anlegen. Auch die Mohammedaner liefern Beweise. Heutigen Tages findet sich in Cairo die Universität in einer Moschee.



## §. 702.

Es mögen nun zunächst aus den Schilderungen vergangener und zerfallener Civilisationen in der Alten Welt entnommene beweisende Thatsachen zusammengestellt werden, — einige von ihnen in blossen Andeutungen, andere in hinreichender Ausführlichkeit.

Was das alte Indien betrifft, so giebt Dutt an, dass die Erziehung in dem Lernen der Veden bestand und dass sie, ebenso in den späteren wie in den älteren Zeiten, unter der Leitung der Priester stand. Er sagt auch:

„Da gab es Parishads oder brahmanische Anstalten zur Pflege der Gelehrsamkeit . . . und junge Leute giengen in diese Parishads, um Wissen zu erlangen.“

Diesem muss noch eine bezeichnende Thatsache aus der epischen Periode (ungefähr 1400 bis 1000 v. Chr.) hinzugefügt werden:

„Ausser diesen Parishads richteten individuelle Lehrer das ein, was in Europa Privatschulen genannt werden würde, und sammelten häufig Studenten aus verschiedenen Theilen des Landes um sich . . . Gelehrte Brahmanen, welche sich in ihrem hohen Alter in die Wälder zurückgezogen hatten, versammelten häufig derartige Studenten um sich, und viele der kühnsten Speculationen aus der epischen Periode sind aus diesen einsamen Waldsitzen der Heiligkeit und Gelehrsamkeit hervorgegangen.“

Zusammengehalten mit den vorausgehenden Angaben weist diese letzte Angabe darauf hin, wie der Unterricht sich anfangs ausschliesslich auf religiöse Lehren und Gebräuche bezog und wie sich schliesslich ein Unterricht zu entwickeln begann, welcher, in gewissem Maasse von den religiösen Unterweisungen losgelöst, sich gleichzeitig auf andere als bloss religiöse Gegenstände ausdehnte.

Ein ähnliches, wenn auch weniger ausgearbeitetes System bestand im alten Persien:

„Es ist ziemlich sicher, dass die specielle Erziehung der Knaben für spätere Berufsarten Hand in Hand gieng mit ihrer religiösen Erziehung und dass sie hauptsächlich in Gemässheit der Profession des Vaters eingerichtet wurde . . . Es war auch offenbar kein seltener Gebrauch, die Kinder der Obhut eines Priesters zur Erziehung und Unterweisung zu übergeben, in derselben Weise, wie es die indischen Brahminen zu thun gewohnt waren.“

In Bezug auf Babylonien und Assyrien sagt Professor SAYCE bei der Schilderung des socialen Lebens:

„Die Bibliotheken wurden in den Tempeln eingerichtet und die Schulen, in denen die Arbeit der Erziehung verrichtet wurde, waren zweifellos mit ihnen verbunden.“

„Das ‚Haus der Männer‘, in welches die jungen Leute eingeführt wurden, scheint eine Art von mönchischer Anstalt gewesen zu sein, welche den grossen Tempeln von Babylonien angehängt waren.“

Über die Einrichtungen betreffs der Erziehung in Ägypten wird von verschiedenen Autoritäten — BRUGSCH, ERMAN und DUNCKER — das Gleiche gesagt.

„Schulen wurden in den hauptsächlichlichen Städten des Landes errichtet; und menschliche und göttliche Weisheit wurde in den Versammlungen der heiligen Diener der Götter gelehrt.“

„Der hohe Priester des Amon, Bekenchons, erzählt uns, dass er von seinem fünfzigsten bis zu seinem siebzigsten Jahre ‚Vorsteher des königlichen Ortes der Unterweisung‘ war und dann als ein Unterpriester in den Tempel des Amon trat.“

„Die Collegien bei diesen Tempeln [Thebae, Memphis und Heliopolis] waren die wichtigsten Mittelpunkte priesterlichen Lebens und priesterlicher Lehre.“

Jenes Fehlen einer priesterlichen Hierarchie in Griechenland, welches, wie früher hervorgehoben wurde, die normale Entwicklung anderer Professionen störte, hemmte auch die normale Entwicklung der Profession der Lehrer. Die Tempel und ihre Umgebungen waren wohl allerdings Stätten für specielle Cultur einer oder der andern Art, meist in irgend einer Beziehung zu religiösen Gebräuchen stehend; aber diese Form des priesterlichen Unterrichts bildete sich nicht zu irgend einem allgemeinen, auch die Laienglieder der Gemeinde aufnehmenden Systeme aus. Die Erziehung in den ‚Gymnasien‘ gegenüberstellend, schreibt MAHAFFY:

„Die ältere Methode, Knaben zu erziehen, war der sehr ähnlich, wie wir Mädchen erziehen, sie nämlich beständig unter dem Auge eines Begleiters oder Lehrers zu halten . . . es wurde ihnen die hergebrachte Religion und ein wenig von der mustergültigen Litteratur gelehrt und ihnen Gehorsam gegen die Götter und die Eltern eingeschärft.“

Wie es in Persien während seiner Periode kriegerischer Thätigkeit der Fall war, behauptete körperliche Ausbildung und



Cultur der für den Krieg nützlichen geistigen Kräfte den Vorrang vor anderer Bildung.

„Das alte System fortgeschrittener Erziehung, welches bestimmte, dass vom Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren die atheniensischen Jünglinge . . . unter der Aufsicht des Staates bleiben und den Patrouillendienst rings um die weiterabliegenden Theile und die Grenzfestungen von Attika thun mussten, gleichzeitig Unterweisung in militärischen Exercitien ebenso wie etwas gymnastischen und litterarischen Unterricht erhaltend, wurde mit der Zeit in eines umgewandelt, bei welchem das Meiste von der gymnastischen und militärischen Ausbildung weggelassen wurde.“

Als aber die geistige Ausbildung mehr in den Vordergrund trat, fiel sie nicht in die Hände der Priester, sondern weltlicher Lehrer. „Diejenigen Philosophen, welche es nicht, wie die Stoiker, verachteten, Jünglinge zu lehren, . . . richteten ihre Schulen dicht neben den Gymnasien ein.“

Die normale Entstehung des Lehrerberufs war noch mehr gestört in Rom, wo der Verlauf der Entwicklung durch das Eindringen fremder Elemente und Einflüsse so bedeutend modificiert wurde. Immer wenn die Kampfbereitschaft im äussersten Maasse vorherrschend ist, wird für die, mit keinerlei Achtung betrachtete geistige Ausbildung nicht besonders gesorgt. Als Beispiel ist Japan anzuführen, wo „während vieler Jahrhunderte, vor der Zeit Iyéyasû's, die sehr zahlreiche Classe der Krieger, gleich den Rittern des mittelalterlichen Europas eine Kenntnis der Wissenschaften verachtete, als unter der Würde eines Soldaten stehend und nur für den Barden und Priester Werth habend“. Und ebenso war es in Rom.

„Die ökonomische Gliederung der römischen Wirthschaft legte, wie jedes andere geringe und um Lohn geleistete Geschäft, so auch den Elementarunterricht in der Muttersprache vorwiegend in die Hände von Sklaven, Freigelassenen oder Fremden, das heisst vorwiegend von Griechen und Halbgriechen.“

Dieser Zustand der Dinge wird begreiflich, wenn wir uns an erster Stelle daran erinnern, dass der normale Ursprung der Lehrer aus der Classe der Priester Folge der Thatsache ist, dass auf frühen Entwicklungsstufen die Priester durch ihre höheren Kenntnisse ausgezeichnet waren, und an zweiter Stelle, dass die Priester in Rom nicht in derselben Weise ausgezeichnet waren, da die von ihnen unterworfenen Griechen unterrichteter waren

als sie, und drittens, dass alle Auszeichnungen besiegtter Menschen dem ausgesetzt sind, verachtet zu werden.

§. 703.

Wenn wir uns nach Norden zu den Völkern der vorchristlichen Zeit und zu denen der älteren christlichen Zeiten wenden, so zeigt sich uns hier wiederum die ursprüngliche Identität des Priesters und des Lehrers und die schliessliche Scheidung der beiden. Wo PELLOUTIER im Übrigen sagt, dass bei den Celten ihre durchaus militärische Erziehung das Ziel verfolgte, Ausdauer, Behendigkeit und andere körperliche Fähigkeiten hervorzubringen, schreibt er:

„Pour entretenir les peuples dans la dépendance, et pour être toujours consultés comme des Oracles, les Ecclésiastiques vouloient être les seuls sçavans; de l'autre, les Celtes, qui regardoient tout travail, tant du corps que de l'esprit (Procop. Gotth. lib. I, cap. 2, p. 311) comme une chose servile, abandonnoient de bon coeur toutes les Sciences à leurs Druides; ils les consideroient non seulement comme des sçavans, mais encore comme des véritables Magiciens. Les études des Nations Celtiques se réduisoient uniquement à apprendre par coeur certains Hymnes, qui renfermoient leurs Loix, leur Religion, leur Histoire, et en général tout ce qu'on vouloit bien que le peuple sçût.“

Und hiermit steht die Angabe CAESAR's in Betreff der Druiden in Übereinstimmung: — „Eine grosse Zahl von Jünglingen kommen zusammen zu ihnen, um erzogen zu werden.“ „Sie erörtern vieles, . . . was sich auf die Eigenschaften und Macht der unsterblichen Götter bezieht und theilen ihre Hauptsätze den Jünglingen mit.“

Während der frühesten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung beinahe verloren gegangen, war so viel Bildung als überhaupt leben blieb, nur in kirchlichen Anstalten zu finden, und aus ihnen heraus wuchs sie von Neuem hervor. So schreibt HALLAM:

„Der Ruhm, zuerst Schulen eingerichtet zu haben, gebührt einigen Bischöfen und Äbten des sechsten Jahrhunderts. Sie traten an die Stelle der von den Barbaren zerstörten kaiserlichen Schulen . . . Die von Karl dem Grossen gegründeten oder wiederhergestellten Domschulen und Klosterschulen wurden die Mittel, jenen kleinen Theil von Gelehrsamkeit, welcher noch bestehen blieb, weiter zu erhalten.“

Bei der Schilderung der Kirche des sechsten Jahrhunderts erzählt uns MOSHEIM ferner, dass in den Kathedralschulen der



priesterliche Lehrer „die Jugend in den sieben freien Künsten unterrichtete als Vorbereitung zum Studium der heiligen Schriften“, und dass in den Klöstern „der Abt oder irgend einer von den Mönchen den Kindern und jungen Leuten, welche dem klösterlichen Leben geweiht waren, litterarischen Unterricht gab“. Diese Thatsache bestätigt die Angabe, dass ursprünglich der Unterricht, mag er nun der Laienjugend oder der geistlichen ertheilt worden sein, sich direct oder indirect auf religiöse Sühne bezog: der ausgesprochene Zweck, wie es von dem Concil von Vaison ausgedrückt wurde, war der, die Jugend zu veranlassen, „sich den heiligen Büchern zu widmen und die Gesetze Gottes zu kennen.“

Spätere Jahrhunderte voll von Kriegen und socialen Umwälzungen wurden Zeugen eines Verfalls dieser kirchlichen Lehranstalten, trotzdem von Zeit zu Zeit von Päpsten und Bischöfen Anstrengungen gemacht wurden, ihnen neues Leben einzuflössen. Wie aber zu erwarten war: wie Laien als Lehrer auftraten, erhob sich der Widerstand der Geistlichkeit. Dann sah, wie immer, die Classe der Priester es nicht gern, dass der Unterricht der Jugend in andere Hände kam. So gebrauchte zum Beispiel in Frankreich der Kanzler von Ste. Geneviève, welcher die Lizenzen zum Lehren an der Universität von Paris ertheilte, zuweilen seine Macht dazu, fähige Männer auszuschliessen, zuweilen auch, um Geld zu erpressen, und musste wiederholt durch päpstliche Vorschriften im Zaum gehalten werden. Dasselbe war auch in Deutschland der Fall.

„Sämmtliche Stellungen als Professoren an den Universitäten waren bis zum Ende des 15. und selbst noch in das 16. Jahrhundert hinein in den Händen der Geistlichkeit.“

„In Heidelberg wurde im Jahre 1482 zum ersten Male nach einem heftigen Kampfe einem Laien gestattet, eine Professur der Medicin anzunehmen.“

„Die allgemeine Zulassung von Laienprofessoren zu geistlichen Pfründen fand erst 1553 statt.“

#### §. 704.

England selbst bietet gleiche Beweise dar. In alten englischen Zeiten wurden „Pfarrkirchen häufig als Schulen benutzt“, wie PEARSON sagt. Und SHARON TURNER zufolge waren —

„die Geistlichen die Lehrer derer, welche etwas zu lernen wünschten . . . ihnen war die moralische und intellectuelle Erziehung

des Zeitalters anvertraut . . . So nahm der irische Mönch Maildulf, welcher sich in Malmesbury niederliess, . . . Schüler an, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen.“

Dies war auch noch in späteren Zeiten der Fall. So lesen wir in denselben beiden Schriftstellern, dass nach der Eroberung —

„die zahlreiche, über ganz England verstreute Geistlichkeit ein directes Interesse daran hatte, die Erziehung zu befördern. Sie verbesserten ihre dürftigen Einnahmen etwas als Privatlehrer und Schulmeister.“

„Eine der ersten Früchte dieses Wiederauflebens der Bildung in England war die ganz allgemeine Gründung von Schulen. Jeder Kathedrale und beinahe jedem Kloster wurde eine Schule angehängt . . . Während des Jahrhunderts nach der Eroberung treten uns unter der Geistlichkeit nur wenig Männer von irgend welcher Bedeutung entgegen, welche sich nicht während einer bestimmten Zeit ihres Lebens damit beschäftigt hätten, Andere zu unterrichten.“

Als ausgezeichnete, der Priesterschaft angehörende Lehrer aus der angelsächsischen Periode können beispielsweise angeführt werden: BEDA, ALCUIN, SCOTUS ERIGENA und DUNSTAN. Und nach der Eroberung verdienen als hinreichend hervorragende Lehrer speciell angeführt zu werden: ATHELARD VON BATH, JOHANN VON SALISBURY, ALEXANDER NECKAM, ROGER VON HOVEDEN, DUNS SCOTUS.

Es trat aber hier wie an andern Orten die Verweltlichung des Unterrichts in verschiedenen Weisen auf. Frühzeitig im 15. Jahrhundert hinterliessen Laien hier und da Geld zur Gründung von Schulen. Bei der Schilderung des ersten Theils des 16. Jahrhunderts sagt WARTON: „Da die Gewohnheit, unsere Jugend in den Klöstern erziehen zu lassen, ausser Gebrauch kam, wurden nahezu zwanzig Lateinschulen innerhalb dieser Periode gegründet.“ Gleichzeitig wurde auch eine langsame Umwandlung im Charakter unserer Universitäten eingeführt. Als Zusammenkünfte Theologie Studierender, welche sich um Lehrer von weit anerkanntem Rufe sammelten, beginnend, blieben sie während ihres weiteren Wachsens lange Zeit hindurch Stätten nur für geistliche Erziehung, und ahmten später solche nach. Beinahe herab bis auf die Gegenwart blieb die Annahme des gesetzlich eingeführten Glaubensbekenntnisses eine Bedingung für die Aufnahme an ihnen und für das Verleihen von Auszeichnungen, und dabei haben sie die ganze Zeit hindurch eine augenfällig priesterliche Art des Unterrichts und der Disciplin bei-



behalten. Wir finden das Beisammenleben in den Collegien unter einem an das mönchische erinnernden Régime; wir haben den täglichen Besuch der Andachtsübungen, gleichfalls klösterlich in ihrer Gemeinsamkeit; und wir haben das Tragen einer halbpriesterlichen Kleidung. Allmählich aber ist der klerikale Charakter der Erziehung durch die Einführung immer weiterer und weiterer nicht religiöser Unterrichtsgegenstände und durch die Milderung der Prüfungspunkte, welche der herrschende Ecclesiasticismus früher vorgeschrieben hatte, modificiert worden. Der grössere Theil derjenigen, welche gegenwärtig „die Universität beziehen“, thut es daher ohne die Absicht, die geistliche Laufbahn zu ergreifen: der Universitätsunterricht ist in hohem Maasse säcularisirt worden.

Mittlerweile haben aber die zahlreichen untergeordneteren Unterrichtsanstalten aller Grade, obgleich sie in der Mehrzahl der Fälle in die Hände von Laien übergegangen sind, noch immer in beträchtlichem Maasse, und ganz besonders in ihren höheren Graden, einen klerikalen Charakter beibehalten. Die öffentlichen Schulen werden im Allgemeinen von Geistlichen geleitet; und die meisten Lehrer bereiten sich vor, wenn sie nicht schon ordinirte Geistliche sind, sich ordinieren zu lassen. Ausserdem werden die Privatschulen im ganzen Königreiche, in welche die wohlhabendere Classe ihre Söhne schickt, in verhältnismässig grosser Zahl, von Geistlichen gehalten; und in zahlreichen Fällen nehmen Geistliche auch Privatschüler an. Es ist daher selbst jetzt noch die Differenzierung der lehrenden Classe von der priesterlichen unvollständig.

Als in bezeichnender Weise ein Licht auf die Entwicklung des Lehramtes werfend ist ferner noch anzuführen, dass im gegenwärtigen Augenblicke ein Kampf im Gange ist, um jene priesterliche Beaufsichtigung wieder zu erlangen, welche das säcularisierte System der öffentlichen Erziehung in hauptsächlichem Maasse abgeworfen hatte. Selbst als vor einem Vierteljahrhundert diese öffentliche Erziehung eingeführt wurde, war sie nicht vollkommen verweltlicht, da gewisse biblische Unterrichtsstunden gegeben wurden; und gegenwärtig macht man ernsthafte Anstrengungen, diesen biblischen Unterrichtsstunden noch gewisse Dogmen des durch das Gesetz festgestellten Glaubensbekenntnisses hinzuzufügen und damit die Lehrer an den Bürger-

schulen in gewisser Ausdehnung zu geistlichen Lehrern zu machen. Und das ist noch nicht Alles. Die Geistlichen haben sich angestrengt und strengen sich noch an, das Publicum dazu zu bringen, dass es ihnen hilft, kirchliche Dogmen in Kirchenschulen zu lehren. Gegenwärtig (Juni 1895) unterstützen der Erzbischof und die Geistlichen im Ganzen eine Parlamentsvorlage, wonach ihnen Staatsmittel ohne staatliche Controle übergeben werden sollen. Mit einer Anmaassung, welche den Priesterschaften aller Zeiten und aller Orte eigen ist, gleichviel was das Glaubensbekenntnis sein mag, sagen sie zum Staate: „Wir werden sagen, was gelehrt werden soll und du sollst dafür bezahlen.“

#### §. 705.

Ebensowenig hier wie an andern Orten begegnen uns Ausnahmen von der Absonderung und dem Zusammenschluss, welche die Differenzierung begleiten; doch ist, zum Theil wegen der erst vor kürzerer Zeit erfolgten Scheidung der Classe der Unterrichtenden von der Classe der Geistlichen, diese Umwandlung nicht so augenfällig gewesen.

Das Bestreben zur Integration der lehrenden Classe und ihre Sonderung von andern Classen zeigte sich zuerst bei den theologischen Lehrern. An der Universität von Paris —

„übernahmen halbunterrichtete Personen, welche kaum irgend welche Kenntnisse von den Elementen der Theologie hatten, das Amt öffentlicher Lehrer. Die Folge davon war, dass die theologischen Lehrer von besserem Rufe sich miteinander verbanden und eine regelrechte Gesellschaft bildeten; auch hatten sie genügenden Einfluss, um die Vorschrift durchzusetzen, dass Niemand ohne ihre Guttheissung und Erlaubnis zum Lehren zugelassen würde. Dies führte natürlich zu einer Prüfung der Candidaten und zu einem öffentlichen Versuche betreffs ihrer Fähigkeit, ebenso zu einer formellen Ceremonie für ihre Zulassung zu der Würde von Lehrern oder Doctoren“.

Das Gleiche ist bei unsern eignen Universitäten eingetreten. Kenntnis zunächst der anerkannten christlichen Lehre und dann von andern Gegenständen, welche zu wissen für Lehrer der christlichen Lehre für passend gehalten wurde, und dann Prüfungen zum Beweise des Erlangens solcher Arten von Kenntnissen, haben dazu beigetragen, eine Masse von Qualificierten zu bilden und die Nichtqualificierten auszuschliessen: so bildete sich ein zusammenhängendes und begrenztes Aggregat. Wenn-



gleich dissentierende Secten weniger streng auf Befähigungsnachweisen bestanden sind, so sind doch auch bei ihnen Einrichtungen entstanden, welche die nothwendige Bildung erleichtern und die nothwendigen priesterlichen Autorisierungen ertheilen.

Erst in neuerer Zeit hat sich bei säcularen Lehrern das Bestreben gezeigt, sich zu vereinigen. Ausser den verschiedenen Erziehungscollegien, welche unterrichten und examinieren und autorisieren, giebt es jetzt verschiedenartige professionelle Associationen. Einer allgemeineren Art sind die ‚Lehrer-Innung‘ [Teachers' Guild] und das Schottische Erziehungsinstitut. Von speciellerem Charakter sind dann die ‚Directoren-Conferenz‘ [von öffentlichen Schulen], die Vereinigung der Directoren mittlerer Secundärschulen, die Vereinigung weiblicher Oberlehrerinnen; das Collegium der Präceptoren; die Vereinigung von Hülfslern; die nationale Lehrervereinigung.

Gleiches findet sich bei den Einrichtungen zur Aufrechterhaltung einer allgemeinen Organisation von Allem, was auf die Erziehung Bezug hat: Schulmeister, Hülfslern, Collegien und die verschiedenen oben angeführten Vereinigungen. Diese Lehrer-Classe hat wie andere professionelle Classen wöchentliche und monatliche Zeitschriften, manche allgemeinen, manche speciellen Charakters, welche ihre Interessen vertreten, zum wechselseitigen Verkehr ihrer Mitglieder dienen und sie zu consolidieren beitragen.

---

## IX. Capitel.

### Architekt.

#### §. 706.

Ein Bauen, welches mit dem Namen Architektur geehrt werden könnte, war während der frühen Stufen socialer Entwicklung unmöglich. Vor dem Inslebentreten eines derartigen Bauens muss ein Fortschritt in den mechanischen Künsten gemacht worden sein, grösser als ihn Wilde der niederen

Typen gemacht haben, — grösser als wir ihn bei den nur wenig Civilisirten antreffen.

Es ist wohl richtig, dass Constructionen von unbehauenen Steinen, auf dem Erdboden in einer gewissen Ordnung hergerichtet, ebenso wie rohe unterirdische Steinkammern von prähistorischen Völkern hinterlassen worden sind und dass sie die Anfänge von Architektur darbieten. Wenn wir indessen diesen Begriff so weit ausdehnen, dass er diese Bauten mit einschliesst, so ist zu beachten, und zwar als bedeutungsvoll, dass die Kunst anfangs ausgeübt wurde entweder zur Aufbewahrung der Todten oder als im Dienste der zu Ehren des vergötterten Todten ausgeführten Ceremonien stehend. In beiden Fällen ist die selbstverständliche Folgerung die, dass die Architektur in ihren einfachen Anfängen die Ideen der primitiven Medicinmänner oder Priester ausführte. Irgend einen Leiter muss es dabei gegeben haben; und wir können die Schlussfolgerung kaum vermeiden, dass dies gleichzeitig der besonders geschickte Mann war und derjenige, von dem man annahm, dass er mit den Geistern der zu Ehrenden im Verkehr stand.

Sagen wir aber nichts weiter über diese unbestimmten Zeugnisse und wenden wir uns zu den Beweisen, welche uns diejenigen halbcivilisirten und civilisirten Völker darbieten, die Überreste und Nachrichten hinterlassen haben.

#### §. 707.

Hier tritt uns sofort die allgemeine Thatsache entgegen, der oben erwähnten Thatsache parallel, dass die uns von alten Völkern hinterlassene Architektur ein Ausfluss des Ahnendienstes gewesen ist. Ihre ersten Entwicklungsstufen werden uns entweder in Grabmälern oder Tempeln dargestellt, welche beiden, wie wir schon vor längerer Zeit gesehen haben, die weniger und die mehr entwickelte Form eines und desselben Dinges sind. Da beides Einrichtungen zur Verehrung sind, bald einfach, bald künstlich ausgearbeitet, so standen sie beide unter der Aufsicht der Priesterschaft; und der hieraus zu ziehende Schluss ist der, dass die ersten Architekten Priester waren.

Eine Erläuterung hierzu, welche zuerst angeführt werden mag, bietet das alte Indien dar. MANNING sagt: „Die Archi-



tektur wurde von gelehrten Hindus als heilige Wissenschaft behandelt.“ Ferner lesen wir bei HUNTER:

„Die indische Architektur leitete, obgleich sie auch als eine upa-veda oder supplementärer Theil der inspirierten Gelehrsamkeit gerechnet wurde, ihre Entwicklung mehr von buddhistischen als von brahmanischen Impulsen her.“

In TENNENT'S „Ceylon“ finden sich Stellen, welche in verschiedener Weise die Beziehungen zwischen Architektur und Religion und deren Dienern beleuchten. Von vielen Völkern wurde die Höhle zum primitiven Grabestempel gemacht und im Orient wurde eine solche in hohem Maasse entwickelt. Eine Stufe dieser Entwicklung in Ceylon wird in folgender Weise beschrieben:

„In dem Rajavali wird erzählt, Deveniapiatissa habe ‚an dem heiligen Orte von Mihintala Höhlen in dem soliden Felsen ausbrechen lassen‘, und diese sind die frühesten Aufenthaltsorte für die höheren Grade der Priesterschaft in Ceylon, von denen Nachrichten erhalten worden sind.“

„Die Tempel Buddha's waren anfangs ebenso anspruchslos wie die Wohnungen der Priesterschaft. Während der Kinderzeit des Buddhismus in Ceylon wird ihrer keine Erwähnung gethan; zu dieser Zeit waren Höhlen und natürliche Grotten die einzigen Anbetungsstätten.“

In Bezug auf spätere Entwicklungsstufen, während welcher „staunenerregende kirchliche Bauwerke“ entstanden, fügt TENNENT hinzu:

„Die geschichtlichen Annalen der Insel berichten mit frommer Dankbarkeit von den Reihen von Dabogas, Wiharas und Tempeln, welche „Deveniapiatissa und seine Nachfolger“ errichtet haben.“

Eine Dagoba „ist ein zur Aufbewahrung einer Reliquie des Gotama errichtetes Monument . . . und es wird in dem Mahawanso offen zugegeben, dass die Absicht bei Errichtung derselben die war, „Gegenstände zu schaffen, denen Opfergaben dargebracht werden könnten““.

Obgleich wir hier keine Beweise dafür haben, dass die Priester die Architekten waren, so weisen doch andere Stellen nach, dass buddhistische Tempel das Werk bekehrter Könige waren, welche nach Anleitung der Priester verfuhrten. Übrigens wird auf die ursprüngliche Entwicklung der Architektur zu kirchlichen Zwecken und auf die hieraus sich ergebende Heilig-

keit derselben in merkwürdiger Weise durch die Thatsache hingewiesen, dass die Priesterschaft „dem Volke verbot, seine Wohnungen aus irgend einem andern Material als aus an der Sonne gedörrtem Lehm zu errichten“.

Dieser letzte Auszug erinnert an den ganz allgemeinen Contrast, welcher in alten historischen Reichen zwischen den Wohnungen des Volkes und den Göttern und Königen geweihten Bauwerken bestand. Die ungeheuren Schuttberge, aus denen LAYARD die Überreste babylonischer und assyrischer Tempel ausgrub, sind aus den Trümmern an der Sonne getrockneter Ziegel zusammengesetzt, zweifelsohne untermischt mit zerfallenem Holze, wie es sonst beim Bau gewöhnlicher Häuser benutzt wird. Schichten auf Schichten dieser Trümmer wurden übereinander gehäuft, bis die Tempel begraben waren, wie selbst heutigen Tages noch manche Tempel in Ägypten begraben werden. War es nun wegen der Kostbarkeit des Steines, oder war es wegen des Verbotes, Steine zu andern als zu heiligen Bauwerken zu gebrauchen, oder haben diese Ursachen zusammengewirkt, die allgemeine Schlussfolgerung ist dieselbe: Architektur begann im Dienste der Religion (unter diesem Namen den einfachen und den entwickelten Ahnencultus mit begreifend) und stand in selbstverständlicher Folge hiervon unter der Aufsicht der Priesterschaft. Derartige weitere Zeugnisse, wie sie das alte Babylonien bietet, besitzen, obschon nur indirect, ziemliche Beweiskraft. PERROT und CHAPIEZ sprechen vom Tempel, welcher gleichzeitig Palast war, dass „feierliche Ceremonien seinen Bau einweihten und sein gutes Geschick den Göttern empfahlen“, weisen darauf hin, dass sein Plan durch feststehende Überlieferung (deren natürliche Aufbewahrer natürlich die Priester waren) bestimmt wurde, und schreiben dann:

„Ob sie zu der Kaste der Priester gehörten, wissen wir nicht. Wir sind aber geneigt, diese letztere Vermuthung anzunehmen, und zwar in gewissem Maasse wegen des tief religiösen Charakters der den Beginn des Baues begleitenden Ceremonien und wegen der uns von den Alten hinterlassenen Schilderungen jener Priester, welche sie die Chaldäer nannten.“

Hinreichende Belege für die vorausgesetzte Beziehung bei den Ägyptern wird von ihren alten Nachrichten geliefert. RAWLINSON sagt:



„Obgleich ihre älteste Architektur beinahe gänzlich den Charakter von Grabmalbauten darbietet, so findet sich eine gewisse Summe von Beweisen, dass selbst von Anfang an der Tempel eine Stelle in der Beachtung der Ägypter einnahm, wenn schon eine viel untergeordnetere Stelle als das Grabmal.“

Die allgemeinen Zeugnisse zusammenfassend, schreibt DUNCKER:

„An der Vollendung, welche die ägyptische Kunst erreichte, hatten die Priester einen leitenden Antheil. Die Bauwerke der Tempel und der Grabmäler der Könige konnten nur nach ihren Zeichnungen errichtet werden; denn bei diesen wesentlich heiligen Gegenständen handelte es sich um heilige Zahlen und Maasse.“

Einige specielle erläuternde Thatsachen mögen noch hinzugefügt werden. Von Mentu-hotep wird berichtet, dass er —

„als oberster Architekt des Königs die Anbetung der Götter beförderte und die Bewohner des Landes nach seinem besten Wissen unterrichtete, wie Gott es zu thun befohlen habe“.

Das Folgende sind Stellen, welche die 19. und beziehentlich 21. Dynastie betreffen. Den Bekenkhonsu lässt man auf seiner Statue sagen:

„Ich war ein grosser Architekt in der Stadt Amon's.‘ Ich war zwölf Jahre lang ein heiliger Vater Amon's.‘ Der in der Kunst Erfahrene, und der erste Prophet Amon's.“

Und Hirhor, der erste von einer Reihe von Priesterkönigen, nennt sich selbst, wo er an der Seite des Königs dargestellt wird: „Haupt-Architekt des Königs, Ober-General des Heeres.“ Mit Sicherheit lässt sich folgern, dass der Priester, wenn er auch nicht immer die Zeichnung entwarf, doch immer die Leitung hatte; denn, wie RAWLINSON sagt, „es ist . . . ziemlich sicher, dass es im alten Ägypten eine religiöse Censur der Kunst gab“.

Unter den, von der griechischen Litteratur dargebotenen Beweisen kommt als erster der aus der Iliade uns entgegen. Der Priester Chryses, nach Rache schreiend und die Hülfe Apollo's anrufend, sagt:

„Smintheus! Hab' ich dir einst den gefälligen Tempel gewölbet,  
Oder hab' ich dir einst von erlesenen Farren und Ziegen  
Fette Schenkel verbrannt; so gewähre mir dieses Verlangen:  
Meine Thränen vergilt mit deinem Geschoss den Achaiern.“

Wie sehen hieraus, dass die priesterliche Function des Opfernden mit der Function des, in selbstverständlicher Folge-

rung auch priesterlichen Architekten verbunden war. Spätere Hinweise sind erklärend, wenn nicht beweisend. Hier eine Stelle aus CURTIUS:

„Aber der unmittelbare Zusammenhang zwischen dem System heiliger Architektur und der apollinischen Religion geht klar daraus hervor, dass in den die Gründung seiner Heiligthümer betreffenden Legenden Apollo selbst als der göttliche Architekt bezeichnet wird.“

Und weiterhin schreibt er:

„So kam es, dass sich Dichterschulen bildeten, welche nicht weniger innig mit den Heiligthümern zusammenhingen als die Kunst der heiligen Architektur und der hieratischen Skulptur.“

Wie wir früher gesehen haben, verdunkelte das Fehlen einer priesterlichen Organisation in Griechenland die Entwicklung der Professionen im Allgemeinen und der der Architekten mit den andern.

Dass ein grosser Theil des römischen Cultus nicht einheimischen Ursprungs war und dass die Einführung von Kenntnissen und Fertigkeiten von auswärts die Entwicklung der Professionen verwirrte, haben wir bereits in andern Fällen gesehen. Der Einfluss der Etrusker war sehr ausgesprochen, und es scheint, als ob unter den von ihnen hergeleiteten religiösen Veranstaltungen sich auch die Architektur befunden hätte. DURY schreibt:

„Etrurien lieferte auch die Architekten, welche die Roma quadrata des Palatins erbauten und die ersten Tempel errichteten; es lieferte sogar die zur Ausübung gewisser Riten nothwendigen Flötenbläser.“

Während aber die schliesslich hergestellte Identität zwischen dem obersten Priester und dem obersten Architekten in der Person des Pontifex maximus den angenommenen Zusammenhang erläutert, erinnert sie uns auch an eine der ursprünglichen Ursachen des priesterlichen Ursprungs der Professionen — den Besitz von Wissen und Fertigkeiten bei den Priestern. Bei primitiven Völkern ist besondere Geschicklichkeit mit der Idee übernatürlicher Kraft in Verbindung gesetzt. Bei manchen africanischen Völkerstämmen wird selbst der Schmied als ein Magier angesehen. Es wurde daher ganz natürlich der Römer, welcher zuerst die Spannung eines Bogens ersann oder der zuerst in auffälliger Weise Geschicklichkeit bei Errichtung eines Bogens ent-



faltete, für einen von den Göttern Inspirierten gehalten. Denn obgleich gegenwärtig das Bogengewölbe so allgemein verbreitet ist, dass es keine Verwunderung mehr erregt, so muss es doch, als es zuerst angewandt wurde, als eine unbegreifliche Leistung angesehen werden. Darin liegt aber ein nicht unwahrscheinlicher, auf jeden Fall wenigstens ein unterstützender Grund für die Vereinigung von Priester und Brückenbauer.

## §. 708.

Nach dem Falle des römischen Reiches brachte die gesellschaftliche Desorganisation, welche die geistige Thätigkeit und ihre Erzeugnisse zum Stillstand brachte, mit diesen auch die Architektur zum Stillstand. Als ihr Wiederaufleben stattfand, sehen wir es in der Errichtung kirchlicher Bauwerke der einen oder der andern Art unter der Oberaufsicht der Classe der Priester. In Bezug auf gewisse Klöster der Benedictiner nach der Zeit Karl's des Grossen schreibt LACROIX:

„Es war dort, wo die tüchtigen Architekten und kirchlichen Ingenieure gebildet wurden, welche so viele prachtvollte Bauwerke durch ganz Europa errichteten und von denen die meisten, ihr Leben einem Werke des Glaubens und frommer Ergebung weihend, in Demuth ihren Namen der Vergessenheit preisgaben.“

Wo er von Frankreich spricht und erwähnt, dass bis zum 10. Jahrhundert die Namen von nur wenigen Architekten bewahrt worden sind, sagt derselbe Verfasser:

„Unter ihnen finden sich indessen Tutilon, ein Mönch von St. Gallen . . . Hugo, Abt von Montier-en-Der, Anstée, Abt von St. Gorze, Morard, welcher unter Mitwirkung des Königs Robert gegen das Ende des 10. Jahrhunderts die alte Kirche von St. Germain-des-Près in Paris wieder aufbaute, endlich Guillaume, Abt von St. Benignus in Dijon, welcher . . . das Haupt einer Kunstschule wurde.“

Ferner sagt er:

„In der Diöcese von Metz bedeckten Gontran und Adélard, gefeierte Äbte von St. Trudon, Hasbaye mit neuen Bauwerken. ‚Adélard,‘ sagt ein Chronist, ‚überwachte die Errichtung von vierzehn Kirchen.‘“

Diese Vereinigung von Functionen blieb lange Zeit hindurch bestehen. Nach der Angabe von VIOLETT-LE-DUC lieferten die religiösen Häuser und besonders die Abtei von Cluny während

des 11. und 12. Jahrhunderts die meisten Architekten des westlichen Europas, welche nicht bloss kirchliche, sondern auch bürgerliche und vielleicht militärische Bauten ausführten.

Die Absonderung des Architekten vom Priester ist auch in dem folgenden Citat aus LACROIX enthalten:

„Es geschah überdies in dieser Periode [des Übergangs vom Normännischen zum Gothischen], dass die Architektur, wie alle übrigen Künste, die Klöster verliess und in die Hände von Laien-Architekten übergieng, welche sich in Bruderschaften organisiert hatten.“

Ähnlich lautet die Angabe von VIOLETT-LE-DUC, welcher die Bemerkung macht, dass im 13. Jahrhundert der Architekt als ein Individuum und als Laie erscheint, und hinzufügt, dass wir um den Anfang desselben „einen Bischof von Amiens finden, . . . welcher einen Laien-Architekten, Robert le Luzarches, mit dem Bauen einer grossen Kathedrale beauftragt“. Ein merkwürdiger Beweis dieses Übergangs mag noch hinzugefügt werden.

„Raphael giebt in einem seiner Briefe an, dass der Papst [Leo X.] einen betagten Mönch beauftragt habe, ihn bei der Bauleitung von St. Peter zu unterstützen; und er giebt zu erkennen, dass er von seinem erfahrenen Collegen einige ‚Geheimnisse‘ der Architektur zu lernen hoffe.“

Wenn wir uns nach England wenden, so finden wir, dass KEMBLE in „The Saxons in England“ von den Mönchen bemerkt, dass —

„die Malerei, Sculptur und Architektur durch ihre Bemühungen allgemein bekannt wurden und dass die besten Vorbilder dieser civilisierenden Künste von ihren Kirchen und Klöstern dargeboten wurden.“

In Übereinstimmung hiermit steht die Angabe von ECCLESTON.

„Wilfrid von York und Benedict Biscop, Abt von Wearmouth im 7. Jahrhundert, ist die Einführung eines verbesserten Baustils zu verdanken; unter ihrer Leitung sind mehrere Kirchen und Klöster mit ungewöhnlicher Pracht erbaut worden.“

Und wo er später von den Normannenbauten und den Zeichnern derselben spricht, sagt er von den letzteren:

„Unter den Vordersten erscheinen die Bischöfe und andere Kirchenmänner, deren architektonische Geschicklichkeit allgemein nicht weniger wirksam war als ihre gut angewandten Reichtümer.“

Auf welche Weise sich der Übergang vom kirchlichen zum Laien-Architekten vollzog, wird nicht nachgewiesen; es ist aber



wahrscheinlich, dass schliesslich der klerikale Architekt sich auf den allgemeinen Charakter des Bauwerks beschränkte und den constructiven Theil dem Baumeister überliess, aus welchem der professionelle Architekt hervorgegangen ist.

### §. 709.

Hauptsächlich der Form wegen muss noch des Zusammenhaltens und der Consolidation Erwähnung gethan werden, welche in unserer Zeit in der Profession der Architekten eingetreten ist. Es ist wenig Anderes zu bemerken, als dass ein schärferes Absondern und ein Associieren der Architekten während früherer Perioden kaum vorkommen konnte, wo der Mitglieder der Profession nur wenige waren und wo die Zahl architektonischer Bauwerke nur klein war. Neuerdings hat sich indessen ein „Institut der Architekten“ gebildet und die Körperschaft der sich dieser Kunst widmenden Männer strebt sich immer mehr und mehr bestimmt zu gestalten dadurch, dass sie Qualificationsprüfungen vorgeschrieben hat.

Gleichzeitig wird die Pflege der Kunst und die Wahrung der Interessen der dieselbe Betreibenden durch verschiedene specielle Zeitschriften gefördert.

## X. Capitel.

### Bildhauer.

#### §. 710.

Die Verbindung zwischen Architektur, Sculptur und Malerei ist so innig, dass die Schilderung ihres Ursprungs, sie als von einander unterschieden betrachtet, nicht leicht ist; und diejenigen, welche nur nach den Beziehungen urtheilen, unter denen dieselben in den Überresten alter Civilisationen gefunden werden, werden leicht irregeführt. RAWLINSON bemerkt, dass —

„die Sculptur in Ägypten beinahe gänzlich ‚architektonisch‘ war und einfach oder auf alle Fälle wenigstens hauptsächlich zur architektonischen Verschönerung bestimmt war . . . Die Statuen der Götter

hatten ihre besonderen Plätze in den für sie hergerichteten Schreinen . . . Selbst die privaten Statuen von Individuen waren zum Schmucke für Grabmäler bestimmt.“

Die hier zu Grunde liegende Schlussfolgerung scheint die zu sein, dass, wie im historischen Ägypten die Sculptur nur der Architektur untergeordnet war, sie auch von Anfang an in diesem Verhältnis gestanden habe. Dies ist ein Irrthum. Es ist überreicher Grund zu der Schlussfolgerung vorhanden, dass überall die Sculptur in der Form von Holzschnitzerei der Architektur vorausgegangen ist und dass das Grabmal und der Tempel dem Abbilde folgte.

Im ersten Bande dieses Werkes (§§. 154—158) sind von verschiedenen Völkern dargebotene Beweise verschiedener Arten beigebracht worden zum Beweise dafür, dass ein Götzenbild in seiner anfänglichen Gestalt eine Darstellung eines Verstorbenen war, welche als beständig oder gelegentlich von seinem Geiste bewohnt aufgefasst wurde, welchem Opfer gebracht, Gebete um Hülfe und besänftigende Ceremonien geweiht wurden. Die in dem unkritischen Geiste des Wilden eintretende Verwirrung in Bezug auf die Eigenschaften des Originals und die nämlichen Eigenschaften, deren Vorhandensein in dem Abbilde des Originals vermuthet wurde, hat lange Zeit bestanden. Dieses Bestehenbleiben wird bei den Ägyptern durch die scheinbar fremdartige Gewohnheit erwiesen, in einer Abtheilung des Grabmals eine hölzerne Figur (oder mehr als eine) aufzustellen, welche bestimmt war, dem Geiste des Verstorbenen bei seiner Rückkehr, im Falle dass sein mumificierter Körper zerstört wäre, als Körper zu dienen. Noch verwunderlicher ist die in den oben erwähnten Abschnitten angeführte Thatsache, dass bei uns und andern Europäern noch vor wenig Jahrhunderten die Bildnisse von Königen und Prinzen, kostbar geschmückt, einige Zeit nach dem Tode regelmässige Mahlzeiten vorgesetzt bekamen; einige solcher Bildnisse werden noch in der Westminster Abtei aufbewahrt. Es soll hier nur das lange Festhalten der ursprünglichen Idee anerkannt werden; was uns hier allein angeht, ist, zu erwähnen, dass das Anfertigen einer geschnitzten oder modellierten Figur eines Verstorbenen auf niedrigen Entwicklungsstufen der Cultur in Verbindung mit andern Elementen primitiver Religion beginnt, und dass hiernach die Sculptur ihre Wurzel im Geisterdienst hat,



während der Bildhauer, in seiner ursprünglichen Form, einer der Vermittler dieses Dienstes ist.

Das Grabmal und der Tempel haben sich, wie in §. 137 gezeigt wurde, aus einem Schutzdache für das Grab entwickelt, — anfangs roh und vorübergehend, schliesslich aber kunstvoller und dauernd errichtet, während die Statue, welche der Kern des Tempels ist, eine künstlicher ausgearbeitete und vollendetere Form des ursprünglich auf dem Grabe aufgestellten Bildnisses darstellt. Die selbstverständliche Folgerung ist, dass wie bei dem Tempel so bei dem Standbilde der Priester, wenn er nicht selbst wie bei den Wilden der Ausführende ist, immer der die Ausführung Leitende ist, — der Mann, dessen Vorschriften der Bildhauer ausführt.

### §. 711.

Von Beweisen, welche zur Unterstützung dieses allgemeinen Satzes vorzubringen sind, wollen wir mit den an Umfang geringen beginnen, welche jetzt existierende nicht civilisierte Rassen darbieten.

In Bezug auf die Neger der Goldküste erzählt uns BOSMAN, dass sie „meistens ein kleines Häuschen oder eine Hütte . . . über dem Grabe bauen“, und ebenso dass sie an manchen Orten „mehrere irdene Bildnisse auf das Grab stellen“. Wo BASTIAN von den Negern der Küste spricht, sagt er, dass Thonfiguren verstorbener Häuptlinge mit ihren Familien gruppenweise unter den Dorfbaum gestellt würden. Über die Verfertiger dieser Thonbildnisse wird Nichts gesagt; in einem andern Falle aber finden wir Beweise für ihren priesterlichen Ursprung. Nach der Angabe von TUCKEY wird ein gewisser Fetisch-Felsen am Congo „als der besondere Wohnort des Seembi, des Geistes, welcher die Aufsicht über den Fluss hat“, betrachtet; und an einigen der Felsen findet sich „eine Anzahl erhabener Figuren“, aus irgend einer zusammengesetzten Masse gebildet, welche „wie flaches in Stein gearbeitetes Relief“ erscheinen, — rohe Darstellungen von Menschen, Thieren, Schiffen u. s. w.; „es wird erzählt, sie seien das Werk eines gelehrten Priesters Nokki, welcher die Kunst Alle diejenigen lehrte, die Lust hatten, ihn zu bezahlen.“

Die polynesischen Rassen bieten manche Zeugnisse dar; hierher bezügliche Thatsachen werden von COOK und ELLIS von

den Sandwich-Insulanern erzählt. Der Eine beschreibt die Begräbnisplätze und sagt, sie enthielten viele, ihre Gottheiten darstellende hölzerne Bildnisse, manche in Hütten und andere nicht; und der Andere theilt uns mit, dass „jeder berühmte tii [Geist] durch ein Abbild geehrt werde“. Dass diese gefeierten Geister ursprünglich die Geister verstorbener Häuptlinge waren, geht aus der Schilderung hervor, welche von einer verwandten polynesischen Rasse, den Neuseeländern gegeben wird. Bei diesen wurden nach der Angabe von THOMSON die Leichname der Häuptlinge in manchen Fällen innerhalb der Häuser, wo sie gestorben sind, begraben, wo sie von Verwandten wochenlang beklagt wurden [ein roher Tempel und eine Form von Verehrung]; „rohe menschliche Bildnisse, 20 oder 40 Fuss hoch“, wurden als Denkmäler für sie errichtet. Obgleich uns in keinem von diesen Fällen erzählt wird, von wem diese Bildnisse verstorbener Männer angefertigt wurden, so finden sich doch einmal die besten von den neuseeländischen Künstlern unter den Priestern, wie THOMSON bestätigt; dann erzählt uns ANGAS, dass beim Tättowieren meistens der Priester der Operateur ist (von ihm wird vorausgesetzt, dass er in allen Arten von Schnitzereien der Ausgezeichnetste sei); die naheliegende Folgerung ist daher, dass er auch der Verfertiger dieser Bildnisse ist, — wenigstens in dem Falle, wo es sich um Häuptlinge handelt, wenn nicht in andern Fällen. Denn während angegeben wird, dass die in einer rohen Manier verstorbene Glieder einer gewöhnlichen Familie darstellenden Hauspfosten von Gliedern der Familie angefertigt werden, so haben wir in der speciellen Charakterisierung der Bildnisse von Häuptlingen den Beweis, dass Priester dieselben ausgeführt haben. Dr. FERDINAND VON HOCHSTETTER sagt:

„Die geschnitzten Maorifiguren, welche man an den Wegen trifft, sind Denkmäler von Häuptlingen, welche auf ihrer Reise nach den wiederherstellenden Bädern von Rotorua ihrer Krankheit unterwegs erlegen sind. Manche von diesen Figuren sind mit Stücken der Kleidung oder mit Tüchern bedeckt; das Merkwürdigste an ihnen aber ist die genaue Nachahmung der Tättowierung der Verstorbenen, aus welcher die Maoris im Stande sind, zu erkennen, wem das Denkmal errichtet ist. Gewisse Linien sind dem Stamme eigenthümlich, andere der Familie und wieder andere dem Individuum.“

Da die Priester die professionellen Tättowierer und wahrscheinlich auch die Autoritäten in Bezug auf Stammes- und



Familienkennzeichen sind, so ist es nur eine billige Schlussfolgerung, dass sie auch die Verfertiger dieser Bildnisse von Häuptlingen sind, an welchen die Stammes-, Familien- und individuellen Kennzeichen dargestellt sind.

Gewisse Gebräuche haben sich bei den Australiern gefunden, welche, wenn auch nicht von directer, doch von indirecter Bedeutung sind. Bei der Ceremonie einer Weihe bei dem Murringstamme wird nach der Schilderung von HOWITT

„eine ähnliche rohe Umrissfigur eines Mannes in der Stellung des magischen Tanzes, welches auch Daramülün ist, von den alten Männern (Zauberern) bei den Ceremonien in die Rinde eines Baumes an dem Orte geschnitten, wo einer von ihnen dem Novizen einen Zahn ausschlägt . . .“

„Auf einem weiteren Stadium des Vorganges wird eine ähnliche Figur auf dem Boden aus Thon modelliert und mit den eingebornen Waffen umgeben, welche der Sage nach gleichfalls Daramülün erfunden hat.“

Hier ist die auf der Hand liegende Folgerung, dass der traditionelle Held, Daramülün, durch die Figuren dargestellt wird, welche die Zauberer (Medicinmänner oder Priester) anfertigen, während die Ceremonie der Weihe die Widmung des Novizen an ihn, als in der Figur gegenwärtig, bedeutet; es ist auch geradezu an dem Baume eine Strasse angegeben, auf welcher vermuthet wird, dass Daramülün zu dem Bildnisse herabstiege.

Durch die oben erwähnten Hauspfosten, welche bei den Neuseeländern als Erinnerungsmale für Glieder der Familie errichtet werden, werden wir zu einer weiteren Gruppe von Darstellungen geführt, welche die Hausgötter darbieten. Diese haben uns die Schilderungen verschiedener Rassen in verschiedenen Theilen der Welt kennen gelehrt.

In Bezug auf die Kalmücken und Mongolen, welche solche Hausgötzenbilder haben, erzählt uns PALLAS, dass die Priester die Maler ebenso wie die Verfertiger von Götzenbildern in Kupfer und Thon sind.

ELLIS zufolge scheint die Götzenanbetung der Malagassen „in vergleichsweise modernen Zeiten und lange Zeit nach dem Vorherrschen der Anbetung der Hausgötter aufgekommen zu sein“. Wer aber die Anfertiger Beider sind, geht daraus nicht hervor.

## §. 712.

Woher es kam, dass, während der Priester in den ersten Entwicklungsstufen der wirkliche Schnitzer der Bildwerke war, er ganz natürlich auf späteren Stufen der Beaufsichtiger derjenigen wurde, welche sie schnitzten, wird leicht verständlich, wenn wir uns daran erinnern, dass ein ähnliches Verhältnis zwischen dem Künstler und seinen Untergebenen gegenwärtig selbst bei uns besteht. Der moderne Bildhauer nimmt nicht die ganze Arbeit der Ausführung seines Werkes auf sich, sondern giebt die rohe Skizze einem geschickten Gehülfen, welcher, von Zeit zu Zeit über die nothwendigen Veränderungen unterrichtet, ein Thonmodell anfertigt, welchem sein Meister die vollendete Form giebt; die Ausführung des Modells in Marmor durch einen andern Untergebenen wird vom Bildhauer in ähnlicher Weise behandelt. Offenbar in einem entsprechenden Sinne waren durch den ganzen Orient die Priester in allen Zeiten Bildhauer, wie es manche noch in der jetzigen Zeit sind.

Bei der Schilderung der Singhalesen sagt TENNENT:

„Gleich der ägyptischen Priesterschaft regulierte die ceylonische die Art der Zeichnung der Bildnisse ihres göttlichen Lehrers durch ein starres Formular, womit sich entsprechende Anleitungen für das Zeichnen der menschlichen Figur im Zusammenhang mit heiligen Gegenständen verbanden.“

Wenn wir uns nach Ägypten wenden, so können nicht bloss Zeugnisse dafür angeführt werden, dass bildhauerisch auszuführende Formen der Anzubetenden von den Priestern in Übereinstimmung mit der in ihrem Besitze befindlichen Überlieferung vorgeschrieben wurden, sondern auch Beweise davon, dass sie in manchen Fällen die thatsächlich Ausführenden waren. Mentuhotep, ein Priester der 12. Dynastie, bietet ein Beispiel dar.

„Sehr geschickt in künstlerischen Arbeiten führte er mit seiner eignen Hand seine Zeichnungen aus, wie sie ausgeführt werden sollten.“ „Er war ausserdem mit religiösen Functionen betraut“ und „war das alter ego des Königs“. Seine Inschrift lautet: „Ich war es, welcher die Arbeiten zum Erbauen des Tempels einrichtete.“

Eine Inschrift aus der Zeit der 18. Dynastie erwähnt einen gewissen Bek, Architekten des Amenhotep IV., welcher als ‚Begleiter des göttlichen Wohlthäters‘ beschrieben wird und allem Anscheine nach ein Priester und sowohl selbst Ausführender



als Beaufsichtiger der Arbeiten Anderer war. Er wird erwähnt als —

„Aufseher der Arbeiten am Rothen Berge, als ein Künstler und Lehrer des Königs selbst, als ein Aufseher der Bildhauer nach dem Leben an den grossartigen Monumenten des Königs für den Tempel der Sonnenscheibe.“

Noch eine weitere Thatsache wird erwähnt. Bek sagt von sich selbst: „Mein Herr beförderte mich zum Amte des Haupt-Architekten. Ich habe den Namen des Königs unsterblich gemacht . . . [Ich liess] zwei Portrait-Statuen aus edlem harten Stein in diesem seinen grossen Bauwerke ausführen. Es ist dem Himmel gleich . . . So habe ich diese Kunstwerke, seine Statuen ausgeführt.“

Was griechische Nachrichten an Beweisen darbieten, ist zwar nicht umfangreich, aber bezeichnend. CURTIUS erwähnt die Thätigkeit der Sänger und der Componisten der Hymnen ebenso wie die der plastischen Künstler und sagt, dass „der Tempeldienst die ganze Mannigfaltigkeit dieser Leistungen umfasse“, wie auch, dass „die ältesten Bildhauer Personen von priesterlichem Charakter waren“. Auf einer andern Seite fügt er in Bezug auf die Sculptur hinzu:

„Auf diesem Gebiete künstlerischer Thätigkeit war Alles durch die Vorschriften der Priester und durch die innigen Beziehungen zur Religion festgesetzt . . . Sie [die Künstler] wurden als im Dienste der göttlichen Religion stehende Personen angesehen.“

Die Ausdehnung, bis zu welcher die Sculptur religiösen Zwecken diene, kann nach der Angabe MAHAFFY's beurtheilt werden, dass —

„die grössten Bildhauer, Maler und Architekten Arbeit und Pläne verschwenderisch auf das Bauwerk [des delphischen Orakels] verwandt hatten. Obgleich Nero 500 Bronze-Statuen fortgeschafft hatte, schätzte der Reisende die übrigbleibenden Kunstwerke auf 3000, und doch scheinen dieselben beinahe sämtlich Statuen gewesen zu sein“.

Als den Verlauf der professionellen Entwicklung zeigend, mag bemerkt werden, dass zwar in der archaischen griechischen Sculptur die Art und Weise der Darstellung der verschiedenen Gottheiten, wie in Ägypten und Indien, in Bezug auf Stellungen, Kleidung und Attribute so vollständig fixiert war, dass eine

Abweichung Gotteslästerung war, dass aber die Kunst des Bildhauers, in dieser Weise am Wachsthum gehindert, solange seine halbpriesterliche Function unter priesterlicher Aufsicht stand, doch gleichzeitig Freiheit zu erhalten und ihren geheiligten Charakter zu verlieren begann, als an solchen Stellen, wie an den Giebeln der Tempel andere als göttliche Figuren und andere als zum Gottesdienste gehörige Gegenstände dargestellt werden konnten. Augenscheinlich ist durch Übergänge dieser Art die Sculptur säcularisiert worden. Männer, welche mit dem Ciselieren von Statuen und Reliefs in Erfüllung priesterlicher Vorschriften beschäftigt waren, wurden einfach als eine höhere Classe von Handwerkern betrachtet und wurden nicht als Künstler anerkannt. Als sie aber nicht länger mehr in dieser Weise gänzlich unter Aufsicht standen, führten sie unabhängig Werke aus; sie ernteten Beifall durch ihre künstlerische Geschicklichkeit und wurden „hervorragende Berühmtheiten, deren Arbeitsräume von Königen besucht wurden“.

Zu den mehr als einmal angedeuteten Gründen, aus denen in Rom die normale Entwicklung der Professionen unterbrochen oder verdunkelt wurde, kann in Bezug auf die Profession des Bildhauers noch ein besonderer Grund hinzugefügt werden. MOMMSEN sagt:

„[Darum] war der ursprüngliche römische Gottesdienst ohne Gottesbilder und Gotteshäuser; und wenngleich auch in Latium, vermuthlich nach griechischem Vorbild, schon in früher Zeit der Gott im Bilde verehrt und ihm ein Häuschen (*aedicula*) gebaut ward, so galt doch diese bildliche Darstellung als den Gesetzen Numa's zuwiderlaufend.“

Die angeschlossene Bemerkung, dass die figürliche Darstellung der Götter „überhaupt als unrein und fremdländisch“ gegolten habe, scheint mit der Angabe von DURUY in Übereinstimmung zu sein.

„Selbst nach den Tarquiniern waren die Bildnisse der Götter, das Werk etruskischer Künstler, noch immer nur aus Holz oder Thon angefertigt, wie das des Jupiter auf dem Capitol und wie die Quadriga, die auf die Spitze des Tempels gestellt war.“

Die von den Römern empfundene Verachtung für jede andere Beschäftigung als die militärische und die daraus folgende Verachtung der Kunst und der Künstler, die von andern Völkern



eingeführt wurden, hatte als weitere Folge, dass in der Zeit der Cäsaren Bildhauer und Maler „meistens entweder Sklaven oder Freigelassene waren“. Die einzige Beziehung, welche die Priester noch mit den Bildhauern hatten, bestand wahrscheinlich darin, dass sie die Art vorschrieben, in welcher der oder jener Gott dargestellt werden sollte.

§. 713.

Schilderungen, welche aus den älteren christlichen Zeiten auf uns gekommen sind, erhärten das allgemeine Entwicklungsgesetz in der Beziehung, dass sie zeigen, wie wenig die zeichnenden Künste anfangs specialisiert waren. Es ist häufig die Bemerkung gemacht worden, dass in vergleichsweise modernen Zeiten die Scheidung zwischen den verschiedenen Arten geistiger Thätigkeit viel weniger scharf ausgesprochen war, als sie seitdem geworden ist; man vergleiche die Thatsache, dass LEONARDO DA VINCI ebenso ein Mann der Wissenschaft wie ein Künstler war, ferner die Thatsache, dass MICHEL ANGELO zu gleicher Zeit Dichter, Architekt, Bildhauer und Maler war. Diese Vereinigung scheint in den vorausgehenden Jahrhunderten noch mehr die Regel gewesen zu sein. Sich auf die Bildhauerkunst beziehende Beweise sind mit Beweisen betreffs verwandter Künste untermischt. So sagt ÉMÉRIC-DAVID: „Dieselben Meister waren Goldschmiede, Architekten, Maler, Bildhauer und zuweilen Dichter, ebenso gut wie sie Äbte oder selbst Bischöfe waren.“ Von den Gallo-Franken erfahren wir durch CHALLAMEL und Andere, dass die hauptsächlichste industrielle Kunst vorwiegend die Goldschmiedekunst war; grosse Künstler darin waren Mönche oder wenigstens Kleriker; ihre grossen Schulen waren Klöster; und es wurde für den Gebrauch der Kirchen gearbeitet — priesterliche Gewänder und Decorationen, Grabdenkmäler u. s. w. Im letzten Theile dieser Angabe sehen wir den Hinweis darauf enthalten, dass das Fertigen von Figuren in Bildhauerarbeit eine priesterliche Beschäftigung war. Dies ist auch in der Angabe von ÉMÉRIC-DAVID enthalten, dass im 10. Jahrhundert Hugo, Mönch in Montier-en-Der, Maler und Bildhauer war. Weitere Beweise dafür, dass verschiedenartige Kunstwerke von der Classe der Kleriker ausgeführt wurden, finden sich bei LACROIX und SERÉ, welche angeben, dass zeitig im 11. Jahrhundert ein Mönch Namens Odoram Schreine

und Crucifixe in Gold und Silber und Edelsteinen ausführte. In der Mitte des 12. Jahrhunderts war ein anderer Mönch, Theophilus, gleichzeitig Maler von Handschriften, Glasmaler und emaillierender Goldschmied.

In Bezug auf diese Wechselverhältnisse in England während alter Zeiten finde ich keine Belege. Die ersten einschlägigen Angaben beziehen sich auf Zeiten, in welchen die plastischen Künste, an denen allen ohne Zweifel jene Laien-Gehülfen theiligt waren, die unter priesterlicher Anleitung die rohe Arbeit verrichteten — wie das Ausmeisseln der Monumente im Rohen nach den Vorschriften —, gänzlich in die Hände dieser Laien-Gehülfen übergegangen waren. Da sie in den vorausgehenden Zeiten nichts Anderes als geschickte Handwerker gewesen waren, wurden ihre Arbeiten, als sie von ihnen monopolisiert wurden, lange Zeit hindurch als Handwerkerarbeiten angesehen. Daher die Angabe, dass —

„vor der Regierungszeit Karl's I. der Bildhauer kaum als Künstler betrachtet worden zu sein scheint.“ „Nicholas Stone war der am meisten in Aufnahme gekommene Bildhauer. Er war Baumeister des Königs.“

Ich will hinzufügen, dass in frühen Zeiten Mönche — St. DUNSTAN bietet ein Beispiel dar — sich damit beschäftigten, die Einzelheiten an kirchlichen Bauwerken auszuführen, — das Blätterwerk der Fenster, Decken u. dergl. Es wird erzählt, dass sie beim Modellieren der als Wasserspeier benutzten Köpfe sich zuweilen damit amüsierten, sich einander zu carikieren.

#### §. 714.

Die jüngeren Stufen in der Entwicklung der Sculptur sind nicht leicht zu verfolgen. Es scheint aber in modernen Zeiten ein Process eingetreten zu sein, welcher dem parallel ist, der, wie wir gesehen haben, in Griechenland eintrat. Während der ersten Stadien in der Verweltlichung seines Geschäftes blieb dem Bildner in Marmor die ihm früher zugetheilte Stellung noch anhaften, — er war ein höherer Handwerker. Erst als im Verlaufe der Zeit seine Geschicklichkeit für andere als heilige Zwecke verwandt wurde, wurde er unabhängig und fieng an, als Künstler Ansehen zu erlangen. Und seine Stellung hat sich in Verbindung mit der Thatsache gehoben, dass seine Arbeiten mehr und mehr



Gegenständen gewidmet wurden, die keinen Zusammenhang mit der Religion haben.

Es ist hier indessen zu beachten, dass selbst jetzt noch die Bildhauerkunst in beträchtlichem Maasse ihren ursprünglichen Charakter als Helferin des Ahnendienstes beibehalten hat. Ein in Marmor ausgeführtes Bildwerk in einer christlichen Kirche ist seiner Bedeutung nach wenig von einem in Holz geschnitzten Bildnis eines Verstorbenen verschieden, welches in wilden und halbcivilisierten Gesellschaften auf dessen Grab gestellt wird. In beiden Fällen lassen die Thatsache, dass ein Bildnis angefertigt worden ist, und die damit verbundene Art des Benehmens in dessen Gegenwart auf dieselbe veranlassende Empfindung schliessen: es ist immer mehr oder weniger Ehrfurcht oder Verehrung dabei. Überdies wird noch fortwährend die Sculptur in ausgedehntem Maasse zum Ausdruck dieser Empfindung nicht bloss in Kirchen, sondern auch in Häusern benutzt. Die Bewahrung einer Büste seitens der Nachkommen weist allgemein auf Anerkennung des Werthes des Originals hin und ist sonach in gerinem Maasse ein Act von Verehrungsdienst.

Es kann daher nur jene Art der Sculptur als absolut säcularisiert betrachtet werden, welche nicht der Darstellung verstorbener Personen entweder in öffentlichen oder in privaten Bauwerken gewidmet ist. Nur der, welcher seine Gegenstände der alten Mythologie oder der Geschichte oder von dem umgebenden Leben entnimmt, kann als der alleinige Bildhauer betrachtet werden, welcher jede Spur des ursprünglichen priesterlichen Charakters verloren hat.

Neben der Anerkennung des vollständig abgelaufenen Processes der Differenzierung kann hier Nichts in Bezug auf den Process der Integration hinzugefügt werden. Bildhauer sind bis jetzt noch nicht zahlreich genug geworden, um vollständig unabhängige Vereinigungen zu bilden. Soweit eine Verbindung unter ihnen eingetreten ist, haben wir es im nächsten Capitel zu erwähnen im Anschluss an die Verbindung der Maler.

---

## XI. Capitel.

### Maler.

#### §. 715.

Malerische Darstellung in ihrer rohesten Form geht nicht bloss der Civilisation voraus, sie kann sogar zurück bis auf den prähistorischen Menschen verfolgt werden. Die Abbildung von Thieren in eingeschnittenen Linien auf Knochen, wie sie in der Dordogne und an andern Orten entdeckt worden sind, beweisen dies. Und gewisse Wandmalereien, in Höhlen an verschiedenen Orten gefunden, weisen bei existierenden wilden Rassen oder deren Vorfahren auf eine gewisse Fähigkeit hin, Dinge durch Linien und Farben darzustellen.

Wenn wir aber diese einzelnen Thatfachen, welche ausserhalb jeder Beziehung zur Entwicklung der zeichnenden Künste während der Civilisation stehen, übergehen und von jenen Anfängen der Malerkunst ausgehen, welche die Uncivilisierten den ältesten Civilisierten überliefert haben, so sehen wir, dass Sculptur und Malerei gleichaltrig sind. Denn wenn wir als nicht malerisch jenes Bemalen des Körpers ausschliessen, durch welches Wilde sich gefürchtet oder bewundert zu machen versuchen, so finden wir, dass Malerei zuerst dazu angewandt wurde, das auf seinem Grabe aufzustellende Bildnis des Verstorbenen zu vervollständigen, — ein Malen des geschnitzten Bildnisses, welches dazu diente, dasselbe zu einem rohen simulacrum zu gestalten. Dies war der erste Schritt in der Entwicklung gemalter Figuren vergötterter Häuptlinge und Könige, — bemalter Statuen von Heroen und Göttern.

Wir werden diese Thatfache noch besser würdigen, wenn wir uns daran erinnern, dass die vollständige Differenzierung der Sculptur von der Malerei, wie sie jetzt besteht, bei alten Völkern nicht vorhanden war. In alten Zeiten waren alle Statuen gefärbt: das Ziel war, etwas hervorzubringen, was dem, dessen Gedächtnis erhalten werden sollte, so ähnlich wie möglich wäre.



## §. 716.

Die bereits erwähnten Bildnisse verstorbener neuseeländischer Häuptlinge, welche in gleicher Weise wie ihre Originale tätowiert waren, erläutern die primitiven Versuche, die Darstellungen verstorbener Personen durch Merkmale der Oberfläche und Farben zu vollenden; und die in unseren Museen aufbewahrten Götzenbilder, — nicht allein bemalt, sondern mit eingesetzten Nachbildungen von Augen und Zähnen, — lassen diese ursprüngliche Verbindung der beiden Künste erkennen.

Von Zeugnissen, dass die Priester diese Bildnisse ebenso wohl malten wie schnitzten, findet sich bei Reisenden nur wenig. BOURKE schreibt von den Apachen: „Alle Zaubermittel, Götzenbilder, Talismane, Medicinhüte und andere heilige königliche Abzeichen mussten vom Medicinmann gemacht oder wenigstens geweiht werden.“ Während aber die Mitwirkung des ursprünglichen Priesters beim Malen der Götzenbilder nur theilweise bewiesen bleiben muss, erhalten wir deutliche Beweise für die Thätigkeit der Priester in dem Anfertigen anderer colorierter Darstellungen religiöser Arten. Bei der Beschreibung gewisser Zeichnungen in Sand sagt Mr. CUSHING:

„Als ich während meines ersten Aufenthaltes bei den Zuñis diese Kunst bei den priesterlichen Magiern des Stammes und den Mitgliedern der Cultusgenossenschaften in grosser Verbreitung fand, nannte ich sie trockene oder Pulvermalerei.“ Die hervorgebrachten Gemälde „werden für geistig schattiert, so zu sagen, oder für von den Göttern oder göttlichen Thieren, welche sie darstellen, während der sie beschwörenden Zauberformeln oder Ausrufen bei den Feierlichkeiten aufgehaucht gehalten“ . . . Auf diesen Gebrauch der Zuñis, von diesen vermeintlich in's Leben zurückgerufenen Bildnissen Gebrauch zu machen, wird weiteres Licht geworfen durch ihren ähnlichen Gebrauch, nicht bloss Fetische aus Stein u. s. w. und zuweilen grössere Götzenbilder zu bemalen, dann die Farbe zu dem oben beschriebenen Gebrauch abzuwaschen, sondern auch Reliefbilder mit Pulver zu malen, das heisst, Bildnisse von Heroen oder göttlichen Thieren, Opferbergen etc. in Sand zu modellieren, zuweilen von ungeheurer Grösse, sie zusammen mit dem Reste der Bilder mit Pulver zu färben und später die Farbe zu medicinischen oder andern ceremoniellen Zwecken zu entfernen.

Die deutlichsten Beweise aber bieten die Navajo-Indianer dar. In einem Beitrag über „den Berggesang, eine Navajo-Ceremonie“, sagt Dr. WASHINGTON MATTHEWS:

„Die Leute, welche den grösseren Theil der eigentlichen Arbeit des Malens unter der Leitung des Vorsängers ausführen, sind [viermal] eingeweiht worden, brauchen aber keine erfahrenen Medicinmänner oder auch nur Aspiranten für den Beruf der Schamanen zu sein . . . Die Bilder werden nach einem genau festgesetzten Systeme gezeichnet. Häufig ist zu sehen, wie der Schamane den Arbeiter corrigiert und ihn die Arbeit auslöschen und revidieren lässt. In gewissen genau bestimmten Fällen ist dem Künstler erlaubt, seiner individuellen Phantasie zu folgen. Dies ist der Fall mit den prächtig gestickten Beuteln, welche die Götter um die Taille tragen. Innerhalb vernünftiger Grenzen kann der Künstler seinem Gotte einen so schönen Beutel geben, wie er nur wünscht. Andererseits werden andere Theile der Figuren nach Handbreiten und Spannen gemessen und es darf nicht eine Linie der heiligen Zeichnung geändert werden\*.“

Ohne Frage beschäftigte sich daher die Malkunst auf ihren ersten Entwicklungsstufen mit heiligen Gegenständen und der Priester war, wenn nicht selbst der Ausführende, doch der die Ausführenden Beaufsichtigende und Anleitende.

#### §. 717.

Die Überreste und Nachrichten alter historischer Völker ergeben Thatsachen, welche auf gleiche Verhältnisse hinweisen.

\* Diese letzten Sätze haben mich sehr überrascht und mir grosse Befriedigung gewährt. Als ich dabei war, die von den Ägyptern dargebotenen Beweise zusammenzustellen, war ich im Begriffe, eine mir erinnerliche Angabe (deren Autorität ich aber nicht im Stande war anzuführen) mit einzuschliessen, dass Wandmalereien vorhanden sind — ich denke, in den Gräbern der Könige, — wo ein Oberer dargestellt ist, der die Zeichnungen Untergeordneter corrigiert, und war im Begriffe, die Vermuthung zu äussern, dass, nach der bereits erläuterten innigen Beziehung zwischen der Priesterschaft und den plastischen Künsten zu urtheilen, dieser Obere wahrscheinlich ein Priester war. Und hier stiess ich plötzlich auf eine bestätigende Thatsache, welche eine noch frühere Culturstufe darbot: der Priester ist der Aufseher der malerischen Darstellungen, wenn er nicht der Ausführende ist. Diese Sätze enthalten noch eine andere wichtige Bestätigung. Die wesentlichen Theile der Darstellung sind dem Gegenstande nach heilig, der Ausführungsart nach starr fixiert; aber in gewissen nicht wesentlichen decorativen Theilen ist es dem ausführenden Künstler gestattet, nach seiner Phantasie zu verfahren. Dies dient dazu, die bereits in Bezug auf die griechische Kunst gezogene Folgerung zu bestätigen. Denn während in einem griechischen Tempel die Art den Gott darzustellen so feststehend war, dass ein Abweichen für Gotteslästerung galt, war dem Künstler bei der Zeichnung und Ausführung der peripherischen Theile des Bauwerks etwas Freiheit gewährt. Er konnte seine Phantasie und sein Geschick an den sculpturirten Figuren des Giebels und der Metopen zeigen: und hier entwickelte sich sein künstlerisches Genie.



Wie bereits gezeigt wurde, bestanden in America merkwürdige Übergänge zwischen der Verehrung des wirklichen todtten Menschen und der Verehrung seines Bildnisses, — Fälle, in denen eine Figur aus Theilen seines Körpers in Verbindung mit künstlichen Theilen gebildet wurde. Das Nilthal bietet andere Übergänge dar. In Bezug auf die makrobischen Äthiopier erzählt HERODOT die wunderbare Geschichte:

„Wenn sie den Leichnam entweder so, wie es die Ägypter thun, oder auf irgend eine andere Weise getrocknet haben, bedecken sie ihn über und über mit Gyps und bemalen ihn, ihn soviel wie möglich dem wirklichen Leben ähnlich machend; dann bringen sie eine hohle, aus Krystall gemachte Säule um ihn herum.“

Und dieser umgypsten, bemalten und eingeschlossenen Mumie brachten sie Opfertgaben. Der ägyptische Gebrauch wich hiervon einfach in der Art des Einschliessens der Mumie und in dem Bemalen ab: das eine war undurchsichtig und folglich das andere äusserlich. Denn die geschnittzte und bemalte Darstellung einer menschlichen Figur auf dem äusseren Mumienkasten war zweifellos eine conventionell feststehende Darstellung des Inhabers. Und da in allen solchen Fällen der Ahnendienst, bald von Privatpersonen, bald von grösseren oder kleineren Potentaten, eine Religion war, so war die dabei angewandte Malerei eine religiöse Kunst.

Die vorherrschenden Gegenstände der ägyptischen Wandmalereien sind Anbetung und Tödtung: das letztere in der That nur eine Form des ersteren; denn Gemälde siegreicher Kämpfe sind entweder Verherrlichungen des Befehlshabers, dessen Andenken gefeiert wird, oder des Gottes, durch dessen Beistand er siegte, oder Beider. Auf frühen Gesellschaftsstufen ist das Opfern von Feinden ein religiöses Opfer, wie es bei den Hebräern das Verhalten Samuels gegen Agag beweist. Die Malerei in diesen ägyptischen Fresken wurde daher zu heiligen Zwecken benutzt.

Dass im alten Ägypten der Priester der ursprüngliche Bildhauer war, haben wir bereits gesehen; und die Verbindung zwischen der Malerei und der Sculptur war so innig, dass von selbst folgt, er wäre auch der ursprüngliche Maler gewesen, — entweder unmittelbar oder durch Stellvertretung. Denn wenn man sieht, dass, wie BRUGSCH bemerkt, die ägyptische Kunst

„von Fesseln gebunden ist, welche der Künstler aus Furcht, gegen traditionelle Directive und alten Gebrauch anzustossen, nicht lockern durfte“, so geht hieraus hervor, dass die Priester als die Bewahrer der Überlieferungen die Hände derjenigen führten, welche bildliche Darstellungen machten, wenn nicht sie selbst dieselben machten. Wir haben aber directe Beweise. ERMAN sagt: „Unter dem alten Reiche wurde der Hohepriester von Memphis als ihr Haupt angesehen, er trug in der That den Titel ‚Hauptanführer der Künstler‘ und übte sein Amt wirklich aus.“ An einer andern Stelle, wo er die Verwaltung des grossen Tempels des Amon beschreibt, erzählt er uns, dass der thebanische Gott seine eignen Maler und seine eignen Bildhauer gehabt habe; beide standen unter der Aufsicht des zweiten Propheten. Wie in dem Falle der oben angeführten Indianer könnten wohl diese ausführenden Maler irgend eine religiöse Weihe durchgemacht haben und Halb-Priester gewesen sein.

In Zusammenhang mit dieser Anwendung der Malerei zu heiligen Zwecken in Ägypten will ich noch hinzufügen, was eine existierende Religion für Beweise darbietet. TENNENT sagt in Betreff der Buddhisten von Ceylon:

„Die Arbeiten des Bildhauers und Malers waren bei der Production dieser Bildnisse von Buddha, welche immer in Nachahmung des Lebens coloriert waren, miteinander verbunden; jeder Farbenton seines Gesichtes und Haares stand in religiöser Übereinstimmung mit göttlicher Autorität, und die Ceremonie des ‚Malens der Augen‘ wird von den frommen Buddhisten immer als eine festliche Feierlichkeit begangen.“

Es ist interessant zu bemerken, dass in den Wanddarstellungen Ägypten Übergänge von Sculptur zur Malerei erkennen lässt, oder genauer genommen, von gemalter Sculptur zu eigentlicher Malerei. In der am meisten bildhauerischen Art standen die bemalten Figuren aus der allgemeinen Oberfläche vor und bildeten ein Basrelief. In der Zwischenform, relief-en-creux, standen die Flächen der bemalten Figuren nicht vor, aber ihre Umrisse waren eingeschnitten und ihre Flächen convex gemacht. Als dann endlich das Einschneiden und Abrunden weggelassen wurde, wurden sie Gemälde.

Von den Griechen wurde gleichfalls das Bemalen dazu angewandt, vollendete Darstellungen der grösseren oder kleineren



angebeteten Persönlichkeiten anzufertigen, — bald die Statuen in Tempeln und bald die Figuren auf den Stelen zur Erinnerung an verstorbene Verwandte, welche in Relief geschnitten und, wie wir getrost annehmen können, in gleicher Weise wie andere in Bildhauerarbeit ausgeführte Figuren coloriert wurden, genau so, wie es die an den etruskischen Sarkophagen waren. Eine Rechtfertigung dieser Folgerung hat neuerdings die Entdeckung gewisser Überreste dargeboten, welche einerseits die Anwendung von Farben bei diesen Erinnerungszeichen, andererseits auch den Übergang von erhabenen colorierten Figuren zu colorierten, nicht erhabenen Figuren zeigen. Von Mr. ARTHUR SMITH, vom Britischen Museum, in Cyprien ausgeführte Untersuchungen haben ergeben —

„eine Reihe von Stelen oder Grabsteinen aus Kalkstein, auf welchen die Figur der Person gemalt ist, deren Gedächtnis sie gewidmet sind. Die Oberfläche des Kalksteines ist mit einem weissen Grunde präpariert, auf welchem die Figur in Farben gemalt ist, in einer Manier, welche lebhaft an die Fresken von Pompeji erinnert“.

Die hier zur Unterstützung des Ahnendienstes verwandte Malerei ist in diesem Sinne religiös. In Bezug auf andere Arten alten Gebrauchs der Malerei bei den Griechen scheinen nur sehr wenig Zeugnisse vorhanden zu sein. Wir lesen, dass vor den Perserkriegen die Verwendung der Malerei „beinahe auf die Decoration heiliger Bauwerke und einige wenige andere religiöse Zwecke beschränkt war, so auch das Colorieren oder Nachahmen von Basreliefs und auf Darstellungen von religiösen Ceremonien auf Vasen und anderswo“. In Übereinstimmung mit dieser Angabe steht die folgende von WINCKELMANN:

„Der Grund von dem späteren Wachstume der Malerei liegt theils in der Kunst selbst, theils in dem Gebrauche und in der Anwendung derselben: denn da die Bildhauerei den Götterdienst erweitert hat, so ist sie wiederum durch diesen gewachsen. Die Malerei aber hatte nicht gleichen Vortheil: sie war den Göttern und den Tempeln gewidmet, und einige Tempel, wie der Juno zu Samos, waren Pinacothecae, d. i. Gallerien von Gemälden; auch zu Rom waren in dem Tempel des Friedens, nämlich in den oberen Zimmern oder Gewölben desselben die Gemälde der besten Meister aufgehängt. Aber die Werke der Maler scheinen bei den Griechen kein Vorwurf heiliger zuversichtlicher Verehrung und Anbetung gewesen zu sein.“

Diese verhältnismässig langsame Entwicklung der Malerei war Folge ihrer ursprünglichen Unterordnung unter die Sculptur.

Eine selbstständige Entwicklung derselben gewann erst Raum, als sie sich stufenweise, wie oben angedeutet wurde, von ihr trennte; und anfangs bei der Decoration der Tempel angewandt, fand sie, wie es bei der Sculptur der Fall war, einen Spielraum an den nebensächlichen und weniger heiligen Theilen.

Zum Theil weil die griechische Natur und der verhältnismässig unzusammenhängende Bau der griechischen Nation die Entstehung einer priesterlichen Hierarchie mit den normalen, aus einer solchen hervorgehenden Entwicklungsformen verhin- derte, — und vielleicht hauptsächlich, weil die griechische Ci- vilisation in so hohem Maasse von den älteren, angrenzenden Civilisationen beeinflusst wurde, ist der weitere Verlauf der Entwicklung in der Kunst der Malerei und deren Ausübung unterbrochen worden. Wir können nur sagen, dass die Säcu- larisierung auf den späteren Stadien des griechischen Lebens scharf ausgesprochen wurde. Obgleich schon vor der Zeit des Zeuxis verschiedene Maler sich mit derartigen halbweltlichen Gegenständen wie Schlachten und mit andern vollkommen welt- lichen Gegenständen beschäftigt hatten, so behielten sie doch immer Anzeichen ihres religiösen Ursprungs, indem sie einmal ganz allgemein für die untergeordneten Theile des Tempels aus- geführt und dann von jener Empfindung gefärbt waren, welche in der Darstellung grosser, von Vorfahren verrichteter Helden- thaten zum Ausdruck kam. Dies ist in der That aus einer Bemerkung zu folgern, welche Mr. POYNTER aus Lucian citiert, dass Zeuxis nichts daran gelegen war, „die Darstellungen von Göttern, Helden und Schlachten zu wiederholen, welche bereits alltäglich und überall bekannt waren“.

#### §. 718.

Die ersten Stufen in der Geschichte der Malerei und der sie Ausübenden nach der Verbreitung des Christenthums sind in Folge der Einflüsse der um diese Zeit existierenden heid- nischen Kunst verworren. Es geschah erst, nachdem diese älteste italienische Kunst, gleich jeder andern alten Kunst in beinahe allen ihren Gegenständen religiös, von den barbarischen Ein- dringlingen thatsächlich zerstört worden war, dass die Anfänge der charakteristischen christlichen Kunst mit der Einführung der in Constantinopel bewahrten und weiterentwickelten Me- thoden und Gebräuche möglich wurden; und die in dieser Weise



wieder belebte, gänzlich heiligen Aufgaben gewidmete Kunst hatte zu Ausführenden durchaus nur Priester. „Von den Klöstern von Constantinopel, Thessalonich und dem Berge Athos,“ sagt Mr. POYNTER, „gingen griechische Künstler und Lehrer in alle Provinzen des südlichen Europas aus“; und demgemäss herrschte lange Zeit hindurch der formelle byzantinische Stil überall vor.

Von den spärlichen Thatsachen, welche die späteren Beziehungen zwischen Priester und Maler im frühesten christlichen Europa erläutern, bietet das 9. Jahrhundert eine dar.

Bogoris, der erste christliche König der Bulgaren, ersuchte den Kaiser Michael „um die Dienstleistungen eines Malers, welcher im Stande wäre, seinen Palast auszuschmücken“ und der Kaiser „ordnete den [Mönch] Methodius an den bulgarischen Hof ab“.

Das Fortdauern dieses Zusammenhanges geht aus der folgenden Stelle in EASTLAKE'S Geschichte hervor:

„Bei der Ausübung der zeichnenden Künste, wie bei den wenigen veredelnden Bestrebungen, welche während der dunkleren Jahrhunderte gepflegt oder gestattet wurden, waren die Mönche lange Zeit unabhängig von weltlicher Hülfe. Nicht allein die Gemälde, sondern auch die bunten Gläser, die goldenen und silbernen Kelche, die Reliquienkästen, alles das, was zur Ausschmückung und zum Dienste der Kirche gehörte, wurde von ihnen gezeichnet und zuweilen gänzlich von ihnen ausgeführt; und es war erst im 13. und 14. Jahrhundert, als die Kenntnisse der Klöster von der Welt im Ganzen aufgenommen wurden, dass die Malerei in einem gewissen Grade sich von dieser fördernden, wenngleich starren Beaufsichtigung frei machte.“

Hand in Hand mit der Ausübung der Malerei gieng die Kenntnis der unterstützenden Kunst, der Zubereitung der Farben. An einer späteren Stelle sagt EASTLAKE:

„Bei der Erörterung über die Art der Herstellung einer gewissen Farbe sagt Cennini, dass das Recept dazu leicht erlangt werden könne, ‚besonders von einem Mönche‘.“

An einer andern Stelle findet sich eine Andeutung eines frühen Schrittes zur Säcularisierung.

„Wenn Farben und andere Materialien nicht von Mönchen geliefert wurden, die die alten Gewohnheiten des Klosters beibehielten, so wurden sie vom Apotheker besorgt.“

Und weitere Schritte auf dem Wege der Trennung der Laien-Maler von priesterlichen Malern werden in der von LEVASSEUR citierten Angabe von LABORDE angedeutet, dahin lautend, dass die Illuminatoren des 13. Jahrhunderts zum grössten Theile Mönche gewesen sind, dass aber im 14. und 15. Jahrhundert

Laien mit ihnen concurrierten. Verschiedene Miniatur- und Ölmaler werden erwähnt. Maler blieben fortgesetzt auch Illuminatoren; sie malten auch Portraits und behandelten einige heilige Gegenstände.

Bei der ganzen, ausschliesslich heiligen Gegenständen gewidmeten alten christlichen Kunst bestand ein starres Festhalten an den autorisierten Darstellungsweisen, genau so wie in der alten heidnischen Kunst, ägyptischer oder griechischer. Diese Beaufsichtigung der kirchlichen Gemälde dauerte noch bis in das letzte Jahrhundert fort, so z. B. in Spanien, wo unter dem Titel „Pictor Christianus“ ein die heiligen Gemälde betreffendes Gesetz erlassen wurde, welches die Composition der Bilder im Einzelnen vorschrieb. Ja, derartige Regulative bestehen noch gegenwärtig. M. DIDRON, welcher im Jahre 1839 die Kirchen und Klöster von Griechenland besuchte, sagt:

„Ni le temps ni le lieu ne font rien à l'art grec; au XVIII<sup>e</sup> siècle, le peintre moriote continue et calque le peintre vénitien du X<sup>e</sup>, le peintre athonite du V<sup>e</sup> ou du VI<sup>e</sup>. Le costume des personnages est partout et en tout temps le même, non-seulement pour la forme, mais pour la couleur, mais pour le dessin, mais jusque pour le nombre et l'épaisseur des plis . . . On ne saurait pousser plus loin l'exactitude traditionnelle, l'esclavage du passé.“

Und bei Gelegenheit der Erwähnung des Parallelismus zwischen dem, von den mönchischen Künstlern des Orients befolgten starren Gesetzbuche und dem, von den Buddhisten in Ceylon befolgten, in gleicher Weise starren Gesetzbuche, führt Sir EMERSON TENENT ein bezeichnendes Vorkommnis betreffs der Maler-Mönche des Berges Athos an, welche Gemälde nach Muster „beinahe mit der Geschwindigkeit von Maschinen“ fabricieren. M. Didron wünschte ein Exemplar des Vorschriften-Codex, „unter kirchlicher Autorität aufgestellt,“ zu erhalten; als aber „der Künstler von M. Didron gebeten wurde, ihm ‚cette bible de son art‘ zu verkaufen, schlug er es naiverweise auf den Grund hin ab, dass . . ., en perdant son Guide, il perdait son art; il perdait ses yeux et ses mains.“

#### §. 719.

Was die späteren Stadien in dem Auftreten der Laien-Maler betrifft, so muss es genügen, anzuführen, dass von der Zeit von CIMABUE an, welcher von dem starr formalen Stile der priesterlichen byzantinischen Künstler abzuweichen begann, das Laien-



element vorherrschte. Unter einer Anzahl von augenscheinlich nicht geistlichen Malern werden nur einige wenige Kleriker genannt; so Don LORENZO, Fra GIOVANNI, Fra FILIPPO LIPPI, Fra BARTOLOMEO. Es ist aber inzwischen zu bemerken, dass diese weltlichen Maler, anfangs wahrscheinlich wie die weltlichen Bildhauer Gehülfen der Priester bei ihren Arbeiten, hauptsächlich und häufig ausschliesslich mit heiligen Gegenständen beschäftigt waren.

In Verbindung mit dieser Differenzierung des Laien-Malers von dem priesterlichen Maler trat unter den Laien-Malern eine Differenzierung des einen vom andern ein; und die Thatssachen weisen uns einen allmählichen Anfang nach, wo die blossе Vorstellung nur ein plötzliches Auftreten hätte vermuthen lassen. Wie ich von einem Akademiker erfahre, war die erste Form des Portraits (hierbei einige bei Seite lassend, welche unter einem bestehen gebliebenen classischen Einflusse in jenen frühesten Zeiten gemalt worden waren, ehe die Kunst von den Barbaren vernichtet worden war) die des Schenkgebers eines heiligen Gemäldes an eine Kirche oder ein anderes kirchliches Bauwerk, welchem gestattet worden war, sich in einer Ecke des Bildes in kniender Stellung mit zum Gebet gefalteten Händen darstellen zu lassen.

Etwas Ähnliches kam bei einer andern Kunstform vor. Landschaften erschienen zuerst als kleine und bescheidene Hintergründe zu Darstellungen heiliger Personen und heiliger Ereignisse, — Hintergründe, deren Composition eine eben solche Künstlichkeit zeigen, wie die der Figurencomposition. Im Verlaufe der Zeit gewann dieser Hintergrund eine grössere Bedeutung, er blieb aber doch für lange Zeit noch völlig untergeordnet. Nachdem sie aufgehört hatte, eine blossе Begleitform zu sein, wurde die Landschaftsmalerei in ihrer säcularisierten Form nur zum Theil von der Figurenmalerei unabhängig. Als sie sich zu einem anerkannten Zweige der Kunst entwickelte, war der Titel „Landschaft mit Figuren“ noch immer allgemein anwendbar; und bis in unsere Zeit herab ist es für nothwendig gehalten worden, einige lebende Wesen mit hineinzubringen. Erst ganz neuerdings ist reine und einfache Landschaft, von menschlichem Leben absolut losgelöst, allgemein geworden.

Natürlicherweise sind verschiedene Classen und Unterclassen von Künstlern, weit wenn auch nicht bestimmt unterschieden, in Folge dieser und anderer specialisierten Arten von Malerei

erschieden: die einen werden durch die Natur der behandelten Gegenstände, die andere durch die Beschaffenheit des angewandten Materials bestimmt.

§. 720.

Der Form wegen ist es nothwendig noch anzuführen, dass hier wie allerwärts diejenigen Einheiten einer Gesellschaft, welche sich durch Ausübung von Functionen einer gewissen Art verschieden machen, im Verlaufe der Absonderung von den übrigen beginnen, sich miteinander zu vereinigen. Die specialisierten Individuen bilden ein specialisiertes Aggregat [Process der Integration].

Als im Mittelalter die als Gehülfen der Priester zur kirchlichen Decoration verwandten Künstler eine besondere Classe wurden, entwickelten sie sich zu etwas einer Innung oder Gilde Ähnlichem. LABORDE citierend sagt LEVASSEUR, dass sie kaum von Handwerkern verschieden waren; — gleich diesen bildeten sie Corporationen unter dem Namen der *peintres, tailleurs d'ymaiges et voirriers*. In Italien entstand während des 14. Jahrhunderts eine „Bruderschaft der Maler“, welche, den heiligen Lucas zum Patron nehmend, zum Theil gegenseitigen Unterricht, zum Theil gegenseitige Hülfe und gegenseitigen Schutz zum Zwecke hatte.

Dass in modernen Zeiten sich die Neigung zur Integration gezeigt hat, ist allbekannt. Es braucht nur noch weiter bemerkt zu werden, dass der Entwicklung der hauptsächlicheren Kunst-Corporationen einige gefolgt sind, welche nach der Art der von ihren Gliedern ausgeübten Kunst specialisiert wurden, und auch dass die Consolidierung der Profession gegenwärtig durch Kunst-Zeitschriften, ganz besonders durch eine, *The Artist*, unterstützt wird, welche der professionellen Weiterbildung und den professionellen Interessen gewidmet ist.

## XII. Capitel.

### Entwicklung der Professionen.

§. 721.

Das Sprüchwort, dass man nicht alte Köpfe auf junge Schultern setzen kann, drückt bildlich unter andern Wahrheiten auch die Wahrheit aus, dass die Meinungen, welche in der



Jugend aus geringer Kenntniss in Verbindung mit nicht disciplinirtem Denken und Empfinden hervorgehen, nicht vor langen Jahren durch die Meinungen ersetzt werden können, welche erweiterte Kenntnisse und besser abgewogene geistige Kräfte hervorbringen. Und während es gewöhnlich unausführbar ist, die Resultate geistiger Entwicklung und Cultur voraus zu datieren, so ist es auch gewöhnlich unausführbar, während der früheren Entwicklungsstadien ein solches Misstrauen in die damals gebildeten Überzeugungen wachzurufen, wie es durch die Wahrnehmung, dass noch weit mehr zu lernen ist, verursacht werden sollte.

Diese allgemeine Bemerkung, so abgenutzt und platt sie ihrem Inhalte nach auch sein mag, bin ich zu machen veranlasst worden bei Gelegenheit der tiefgehenden Umgestaltung, welche das Studium vieler Völker an vielen Orten und in vielen Zeiten in den Ideen über sociale Organisation, wie sie eben geläufig sind, verursacht, — Ideen, nicht bloss von der Jugend unterhalten, sondern auch von der Mehrzahl der Alten, welche im Verhältnis zu dem zu untersuchenden Gegenstande gleichfalls jung sind. Denn geduldige Untersuchung und ruhiges Nachdenken machen es offenbar, dass verschiedene, mit starken Vorurtheilen betrachtete Einrichtungen wesentliche Einrichtungen gewesen sind, und dass allüberall die Entwicklung der Gesellschaft durch die Einwirkung von — ganz besonders politischen — Factoren bestimmt worden ist, deren Wesen von den höheren Gefühlen verurtheilt wird und welche mit dem vorgeschrittenen socialen Ideal unvereinbar sind.

Jemand, in welchem der Widerwille gegen autokratisches Regiment stark ist, erkennt nicht bereitwillig die Wahrheit an, dass ohne autokratische Herrschaft die Entwicklung der Gesellschaft nicht hätte beginnen können; und Jemand, dem der Gedanke an eine priesterliche Beaufsichtigung abstoßend ist, kann sich nicht ohne Schwierigkeit dazu bringen, einzusehen, dass auf früheren Stufen die priesterliche Beaufsichtigung nothwendig war. Aber eine Überlegung des Zeugnismaterials beweist einerseits diese allgemeinen Thatsachen und macht es andererseits klar, dass nach der Natur der Dinge Gruppen von Menschen, aus denen organisierte Gesellschaften hervorkeimen, beim Übergange aus dem homogenen in den heterogenen Zustand zuerst eine Form angenommen haben müssen, in welcher ein Individuum

prädominierte, — ein Kern der Gruppe diene als Mittel- oder Ausgangspunkt für alle späteren Schritte in der Entwicklung. Obgleich in dem Maasse wie die Gesellschaft fortschreitet, und ganz besonders in derselben Schnelligkeit, mit welcher der kriegerische Typus dem industriellen den Platz räumt, eine zwingende, politische und kirchliche Controle weniger nothwendig wird, so zwingen uns doch die Beweise zuzugeben, dass sie im Anfang unentbehrlich war.

Diese Verallgemeinerung, welche wir verschiedentlich durch politische Institutionen und kirchliche Einrichtungen erwiesen sahen, sehen wir auch jetzt wieder durch die professionellen Einrichtungen bestätigt. Wie die vorausgehenden Capitel gezeigt haben, sind die sämmtlichen Professionen durch Differenzierung aus dem Thätigkeitskreis heraus entstanden, welcher, als politischer beginnend, mit der Apotheose des verstorbenen Herrschers politisch-kirchlich wird und später die Professionen hauptsächlich aus seinem kirchlichen Element entwickelt. Ägypten, welches durch seine geschichtlichen Berichte wie durch seine Denkmäler die frühen Stufen des socialen Fortschritts so gut darstellt, zeigt uns, wie anfangs verschiedene Regierungsfunktionen, mit Einschluss der professionellen, im König und dem Kreise der den König Umgebenden miteinander vermengt waren. So sagt TIELE:

„Ein Conflict zwischen der Autorität des Priesters und des Königs war in älteren Zeiten kaum möglich; denn damals waren die Könige selbst, ihre Söhne und ihre hauptsächlichsten Staatsbeamten die Hauptpriester, und die priesterlichen Würden wurden von andern und bürgerlichen Functionen nicht abgesondert und nicht für unvereinbar mit diesen gehalten.“

Und weiter:

„Die Ämter der Priester waren staatliche Functionen, . . . welche der Art nach durchaus nicht verschieden waren von der des Befehlshabers der Truppen, des Statthalters eines Bezirkes, des Architekten und des Kammerherrn. Thatsächlich waren meistentheils beide Arten von Ämtern mit den nämlichen Personen besetzt.“

Und da, wie uns BRUGSCH erzählt, „Pharaoh's Architekten (die Mur-ket) . . . häufig von der Zahl der Söhne und Enkel des Königs waren,“ so sehen wir, dass in der Gruppe der Regierenden die politischen, kirchlichen und professionellen Functionen vereinigt waren.

#### §. 722.

Keine Gruppe von Einrichtungen erläutert mit grösserer Klarheit den Process der socialen Entwicklung; und keine zeigt



unabweisbarer, wie die sociale Entwicklung mit dem Entwicklungsgesetz im Grossen und Ganzen übereinstimmt. Die Keime, aus denen die professionellen Thätigkeitskreise hervorgehen, bilden anfangs einen Theil des regulativen Factors, differenzieren sich von ihm zu derselben Zeit, in der sie sich von einander differenzieren, und während sie einzeln durch das Auftreten von Unterabtheilungen vielgestaltiger werden, werden sie in sich selbst zusammenhängender und bestimmter abgegrenzt. Der Process ist vollkommen dem parallel, durch welchen die Theile eines individuellen Organismus aus ihrem Anfangsstadium der Einfachheit in das schliessliche Stadium der Complexität übergehen.

Ursprünglich nahm Einer, von welchem von ihm selbst und von Andern geglaubt wurde, dass er Macht über böse Geister habe, — der Mysterienmann oder Medicinmann, — und welcher Zwangsmethoden anwandte, um Krankheit erzeugende Geister auszutreiben, die Stelle des Doctors ein; und als seine Veranstellungen, deren Wirkung anfangs für übernatürlich gehalten wurde, dazu kamen, als natürlich wirkend verstanden zu werden, verlor sein Amt schliesslich seinen priesterlichen Charakter vollständig: die daraus hervorgehende Classe der Ärzte, ursprünglich gleichartig, theilte sich schliesslich in unterscheidbare Unterclassen, während sich ihre Consolidierung schärfer bestimmte.

Weniger zeitig, weil weiter entwickelte Gruppen voraussetzend, traten Diejenigen auf, welche als Darsteller der Freude, jetzt in Gegenwart des lebenden Herrschers und jetzt in der vermeintlichen Gegenwart des verstorbenen Herrschers, anfangs gleichzeitig Sänger und Tänzer waren und, von der Bevölkerung im Ganzen specialisiert, sehr bald auch von einander verschieden wurden; daraus entstanden im Verlaufe der Zeit zwei Gruppen professioneller Thätigkeit, deren Aufgabe, officiële Lobpreisungen politischer oder religiöser Art, sich immer weiter ausdehnte und in ihren Arten vervielfacht wurde. Und dann wurden durch gleiche Abstufungen vocale und nur instrumentale Musiker, und endlich Componisten von einander geschieden; und innerhalb dieser Classen traten wieder Unterabtheilungen auf.

Während jetzt dem lebenden Könige und jetzt dem verstorbenen Herrscher dargebrachte Ovationen tanzende und musikalische Formen angenommen hatten, nahmen sie auch, ursprüng-

lich spontan und unregelmässig, sehr bald aber wohlüberlegte und gemessene redende Form an: hieraus entstand zuerst die unrhythmische Sprache des Redners, welche bei gesteigerter gemüthlicher Erregung in die rhythmische Redeweise des Priester-Dichters übergieng, Verse singend, — Verse, welche schliesslich feststehende Preishymnen wurden. Mittlerweile bildeten sich aus der Begleitung roher Nachahmungen der Thaten des Helden, die bald von einem, bald von mehreren aufgeführt wurden, dramatische Darstellungen aus, welche nach und nach künstlicher ausgearbeitet der Anordnung des HAUPTSCHAU Spielers unterstellt wurden, der das Vorbild des Dramaturgen wurde. Und aus allen diesen, ursprünglich zum Anbetungsdienste gehörenden Keimen entstanden schliesslich die verschiedenen Professionen der Dichter, Schauspieler, Dramatiker und die Unterabtheilungen derselben.

Die grossen Thaten des Heldengottes, recitiert, in Hymnen oder Liedern besungen oder mimisch dargestellt, wurden natürlicherweise durch Einzelheiten noch ergänzt und wuchsen damit zu Schilderungen seines Lebens an. Der Priester-Dichter gab damit dem Biographen seinen Ursprung, dessen Erzählungen auch auf weniger heilige Persönlichkeiten ausgedehnt und damit säcularisirt wurden. Geschichten von dem vergötterten Häuptling oder König, in Verbindung mit Geschichten von seinen Begleitern und erweitert durch Erzählungen von damit in Verbindung stehenden Verhandlungen bildeten die ersten geschichtlichen Darstellungen. Und aus diesen Berichten über die Thaten einzelner Männer und ganzer Gruppen von Männern, zum Theil mehr aber durch Übertreibung in das Mythische übergehend, entstand das gänzlich Mythische, oder der Roman, welcher damals und überall den biographisch-historischen Charakter beibehalten hat. Hinzuzufügen ist noch, dass sich aus den durch diese persönliche Litteratur verstreuten Kritiken und Reflexionen langsam eine unpersönliche Litteratur herausbildete: die ganze Gruppe dieser Erzeugnisse hatte als gemeinsame tiefste Wurzel die Lobreden des Priester-Dichters.

Wie die Medicinmänner der Wilden und die Priester der alten civilisirten Völker bestrebt waren, ihren Einfluss zu vergrössern, so wurden sie auch beständig angetrieben, Kenntniss natürlicher Vorgänge und der Eigenschaften der Dinge zu erwerben; und da vorausgesetzt wurde, dass sie mit übernatür-



lichen Wesen in Verkehr stünden, so wurde angenommen, dass sie derartige Kenntnisse von solchen erhielten. In natürlicher Folge wurde daher der Priester der primitive Mann der Wissenschaft; durch seine speciellen Erfahrungen darauf geführt, über die Ursachen der Dinge zu speculieren, betrat er damit das Gebiet der Philosophie; Beides, seine Wissenschaft und seine Philosophie wurden im Dienste seiner Religion betrieben.

Nicht allein seine höhere Bildung, sondern sein vermeintlicher Verkehr mit den Göttern, deren Wortführer er war, machten ihn zur Autorität in Streitfällen; und da er auch als Historiker die Autorität in Bezug auf Verträge vergangener Zeiten und auf traditionelle Gebräuche, oder Gesetze, war, so erlangte er in beiden Eigenschaften den Charakter des Richters. Als dann ferner die Weiterbildung der gesetzlichen Verwaltung den Advocaten mit sich brachte, war auch dieser, obschon ursprünglich von Laienherkunft, zuweilen ein Kleriker.

In älteren Entwicklungsstufen als der gelehrte Mann des Stammes oder der Gesellschaft ausgezeichnet, und besonders ausgezeichnet als Besitzer jener Kenntnis, welche für die werthvollste gehalten wurde, — die Kenntnis unsichtbarer Dinge, — wurde der Priester nothwendigerweise der erste Lehrer. Überlieferte Angaben in Betreff der Geister und Götter anfangs nur den Neophyten seiner Classe, später aber den gebildeten Classen übermittelnd, ertheilte er sehr bald ausser dem Unterricht in übernatürlichen Dingen auch Unterricht über natürliche Gegenstände; und da er der erste weltliche Lehrer gewesen ist, hat er selbst bis herab auf unsere Zeiten einen grossen Antheil am weltlichen Unterrichten behalten.

Da das Veranstellen eines Opfers die ursprüngliche priesterliche Handlung war und das Errichten eines Altars für das Opfer in Folge davon gleichfalls eine priesterliche Handlung war, so ist die weitere Folge hiervon die, dass das Errichten eines Schutzdaches über den Altar, welches in seiner entwickelten Form der Tempel wurde, gleichfalls eine priesterliche Handlung war. Als der Priester aufhörte, selbst der Ausführende zu sein und die Handwerker anleitete, blieb er doch noch der Zeichner; und als er aufhörte, der wirkliche Zeichner zu sein, so fuhr doch der Baumeister oder Architekt später fort, seine allgemeinen Directiven auszuführen. Und da endlich der Tempel und der Palast in vielen alten Gesellschaftsformen zu gleicher Zeit der

Aufenthaltort des vergötterten Herrschers und des lebenden Herrschers war (selbst heutigen Tages noch enthält ein Palast gewöhnlich einen kleinen Tempel), und da sie die ersten Arten entwickelter Architektur waren, wurden sie der Ausgangspunkt säcularer Architektur.

Aus einem rohen geschnitzten oder modellierten Abbilde eines Menschen, welches auf seinem Grabe aufgestellt wurde, gieng die in Bildhauerarbeit ausgeführte, von seinem Tempel umschlossene Darstellung eines Gottes hervor. Im Anfange ein Erzeugnis priesterlicher Geschicklichkeit, blieb sie bei manchen alten civilisierten Völkern ein solches; und als sie später von einem Handwerker ausgeführt wurde, folgte die Ausführung doch allerwärts priesterlicher Leitung. Sich sehr bald auf die Darstellung anderer als göttlicher und halbgöttlicher Persönlichkeiten erstreckend, gieng sie damit in die verweltlichte Form über.

Dasselbe war mit der Malerei der Fall. Zuerst dazu angewandt, die geschnitzte Darstellung des verehrten oder angebeteten Individuums zu vervollständigen und bei manchen Stämmen ausserdem noch vom Priester und seinen Gehülfen dazu benutzt, die Thaten des Stammeshelden darzustellen, blieb sie lange Zeit hindurch Dienerin der Religion, entweder behufs Colorierung von Statuen (wie sie es jetzt noch bei römisch-katholischen Standbildern von Heiligen u. s. w. thut) oder behufs Ausschmückung von Tempeln oder zum Portraitieren verstorbener Personen auf Sarkophagen oder Stelen; und als sie unabhängig wurde, wurde sie lange Zeit hindurch beinahe gänzlich darauf verwandt, heilige Scenen wiederzugeben; ihre schliessliche Säcularisierung trat in Begleitung ihrer Untereintheilung in eine Verschiedenheit von Arten und ihrer Ausführenden in ebenso viel entsprechende Gruppen auf.

Es lässt daher die professionelle Entwicklung überall dieselben Züge erkennen. Auf Stufen, wie bei der von Huc als noch immer bei den Tibetanern bestehend erwähnten, wo „der Lama nicht bloss ein Priester ist, wo er Maler, Dichter, Bildhauer, Architekt, Arzt ist“, sind in einem und demselben Individuum oder in derselben Gruppe von Individuen alle die Potentialitäten vereinigt, aus denen die specialisierten Gruppen hervorgiengen, welche wir als Professionen kennen. Während aus der ursprünglichen einheitlichen Classe durch fortschreitendes Auseinanderweichen viele Classen hervorgehen, eine jede dieser Classen



wiederum ähnlichen Veränderungen unterliegt, bilden sich in ihr Unterabtheilungen, und selbst Unter-Unterabtheilungen, welche allmählich immer schärfer unterschieden werden, so dass der Fortschritt durchaus von einer unbestimmten Homogenität zu einer bestimmten Heterogenität stattfindet.

## §. 723.

Angesichts der Thatsache, dass die ungeheure Mehrzahl der Menschen hartnäckig an den politischen und religiösen Glaubensbekenntnissen festhält, in welchen sie aufgewachsen ist, und angesichts der weiteren Thatsache, dass sich um ihrer Glaubensbekenntnisse willen, auf welche Weise diese auch erlangt worden sein mögen, sehr bald Vorurtheile festsetzen, welche, praktisch genommen, widersprechende Beweise ausschliessen, ist es nicht zu erwarten, dass die vorausgehenden Erläuterungen, selbst in Verbindung mit ähnlichen, schon früher mitgetheilten Beweisen, sie dahin bringen wird, einzusehen, dass die Gesellschaft etwas Gewachsenes und kein Fabrikat ist und dass sie ihre Entwicklungsgesetze hat.

Von Premier-Ministern herab bis zu Hirtenjungen findet sich entweder Unkenntnis oder Vernachlässigung der Wahrheit, dass Nationen ihre Lebensformen durch natürliche Processe und nicht durch künstliche Veranstaltungen erlangen. Wenn nicht geglaubt wird, dass sociale Einrichtungen in dieser oder jener Form auf göttliche Vorschriften zurückzuführen sind, so wird doch geglaubt, dass sie so oder anders von Königen gemacht worden sind, und wenn nicht von Königen, dann doch von Parlamenten. Dass sie zu Stande gekommen sind durch kleine sich anhäufende Veränderungen, welche von den Herrschern nicht in Betracht gezogen wurden, ist eines jener offen daliegenden Geheimnisse, welches erst neuerdings einige Wenige erkannt haben und welches von den Meisten — Gebildeten ebenso wie nicht Gebildeten — nicht wahrgenommen wird. Obgleich das Umwandeln des Landes in eine Nahrung hervorbringende Fläche, gelichtet, eingehegt, drainiert und mit landwirthschaftlichen Einrichtungen bedeckt, von Menschen vollbracht worden ist, welche für ihren individuellen Vortheil arbeiteten, und nicht von gesetzgeberischer Oberleitung, — obgleich Dörfer, grössere und kleinere Städte unmerkbar bei dem Verlangen der Menschen nach Befriedigung ihrer Bedürfnisse entstanden sind, — obgleich

durch spontanes Zusammenwirken Canäle, Eisenbahnen, Telegraphen und andere Mittel des Verkehrs und der Verbreitung gebildet worden sind, so werden doch die natürlichen Kräfte, welche alles dies hervorgebracht haben, vernachlässigt als beim politischen Denken von keinem Belang. Unser unermessliches Fabrikationssystem mit seinen vielfachen Erfindungen, sowohl heimische als auswärtige Kunden versorgend, und die ungeheure Handelsmarine, durch welche seine Erzeugnisse über die ganze Erde gebracht und andere Erzeugnisse wieder zurückgebracht werden, sind natürlichen und nicht künstlichen Ursprungs. Jene Umwandlung, durch welche in Tausenden von Jahren die Beschäftigungen der Menschen so specialisiert worden sind, dass ein jeder Mensch, dazu beitragend, irgend einen kleinen Theil der Bedürfnisse seiner Mitbürger zu befriedigen, bei der Befriedigung seiner eignen Bedürfnisse durch die Arbeit von Hunderten anderer Menschen unterstützt wird, ist ohne Beabsichtigung und unbeachtet eingetreten. Das Wissen, sich zur Wissenschaft entwickelnd, welche in ihrer Masse so ungeheuer weit umfassend geworden ist, dass Niemand auch nur ein Zehntel davon umfassen kann und welche nun die productiven Thätigkeiten im Allgemeinen leitet, ist aus den Arbeiten einzelner Individuen hervorgegangen, veranlasst nicht durch eine regulierende Einwirkung, sondern durch ihre eignen Neigungen. So ist auch die noch umfassendere, als „Litteratur“ bezeichnete Masse entstanden, welche die in unserem Leben einen so grossen Raum einnehmenden Annehmlichkeiten gewährt. Es ist auch nicht anders mit der Tages-Litteratur. Jener überall vorhandene Journalismus, welcher den dringenderen geistigen Bedürfnissen der Menschen Befriedigung gewährt, ist aus der Thätigkeit von Bürgern hervorgegangen, welche einzeln ihren privaten Vortheil verfolgten. Und als Ergänzung Alles dieses erscheinen dann die unzähligen Compagnien, Associationen, Verbindungen, Gesellschaften, Clubs, dem Unternehmungsgeist, der Philanthropie, Cultur, Kunst, der Unterhaltung dienend, ebenso wie jene vielgestaltigen Anstalten, welchen alle Jahre Millionen als Stiftungen und Subscriptionen dargebracht werden: Alles aus dem nicht erzwungenen Zusammenwirken der Bürger hervorgehend. Und doch sind beinahe alle Menschen durch das unverwandte Betrachten der Handlungen der Minister und Parlamente so hypnotisiert, dass sie kein Auge haben für diese merkwürdige Organisation, welche



Tausende von Jahren ohne Hülfe von Regierungen, — ja, sogar trotz der regierungsseitigen Hemmnisse herangewachsen ist. Denn in der Landwirthschaft, dem Fabrikbetrieb, Handel, dem Bankwesen, Journalismus ist durch Gesetze unermesslicher Schaden angerichtet worden, — Schaden, welcher später durch sociale Kräfte geheilt worden ist, die dann den normalen Verlauf der Weiterentwicklung wieder möglich gemacht haben. Die Menschen sind sich des Lebens des socialen Organismus so wenig bewusst, dass sie blind bleiben, trotzdem dass die spontanen Handlungen seiner Einheiten, von denen jede ihr Auskommen sucht, und welche Ströme von Nahrung erzeugen, die stündlich an ihre Thür schlagen, trotzdem dass das Wasser für das Morgenbad, die Lichter für die Zimmer, das Feuer im Kamin, der Omnibus oder die Pferdebahn, welches sie zur City bringt, das Geschäft, welches sie betreiben (durch das Verbreitungssystem ermöglicht, an dem sie betheiligt sind), die Abendzeitung, in die sie einen Blick werfen, das Theater oder Concert, in welches sie gehen, die Droschke, welche sie nach Hause fährt, — dass Alles dies Folgen der nicht befohlenen Thätigkeitsäusserungen dieser organisierten Menschheit sind. Obgleich in Folge seiner vitalen Wirksamkeit Capital nach den Orten hingezogen wird, wo es am meisten gebraucht wird, die Zufuhr von Waaren an allen Orten in's Gleichgewicht gesetzt wird, die Preise ganz allgemein ausgeglichen werden — und zwar Alles ohne officiële Beaufsichtigung, so können sie, — der Wahrheit uneingedenk, dass diese Vorgänge gesellschaftlichen Ursprungs sind, ohne Beabsichtigung irgend Eines, doch nicht glauben, dass die Gesellschaft durch natürliche Kräfte verbessert wird. Wenn sie daher ein Übel sehen, was abgestellt werden muss, oder ein gutes Werk, was ausgeführt werden sollte, so rufen sie nach gesetzlicher Zwangsmaassregel als dem einzigen möglichen Mittel.

Mehr als dies ist wahr. Wenn, wie eine jede parlamentarische Debatte und eine jede politische Versammlung zeigt, das Verlangen nach Gesetzgebung jener wohlthätigen socialen Entwicklung keine Beachtung schenkt, welche so viel gethan hat und von welcher erwartet werden kann, dass sie eine noch grössere Wirksamkeit erlangt, so ignoriert es noch weit mehr die Gesetze dieser Entwicklung; — so erkennt es noch weniger eine natürliche Ordnung an in den Umänderungen, durch

welche die menschliche Gesellschaft aus ihren niedrigeren zu ihren höheren Stufen sich erhebt. Wir haben zwar gesehen, dass der in der Entstehung der Professionen sich darbietende Entwicklungsprocess im Charakter dem in der Entstehung politischer und kirchlicher Einrichtungen und überall anderwärts sich darbietenden Entwicklungsprocess ähnlich ist; zwar sollte die erste vernünftigerweise in Bezug auf irgend eine vorgeschlagene Maassregel anzustellende Untersuchung die sein, ob sie in die Richtung dieser Entwicklung einschlägt und was die Wirkungen eines dem normalen Gange der Dinge entgegenlaufenden Verfahrens sein werden; und doch wird nicht bloss eine solche Frage niemals aufgeworfen, sondern wer sie aufwürfe, würde in irgend einer Volksversammlung ausgelacht und im Hause der Gemeinen als Träumer belächelt werden: der einzige, sowohl in der cultivierten als in der uncultivierten Versammlung für weise gehaltene Weg ist der Versuch, die unmittelbaren Vortheile und Nachtheile abzuschätzen.

Auch wird keine Beweisführung und keinerlei Anhäufung von Beweisen hinreichen, diese geistige Haltung umzuändern, solange nicht ein verschiedener geistiger Typus und eine verschiedene Qualität der Bildung aufgetreten ist. Der Politiker wird noch immer seine Kraft darauf verwenden, Übel abzustellen und noch mehr anzurichten — im Schaffen, Umschaffen und wiederum Umgestalten, — im Durchsetzen von Beschlüssen zur Änderung von Beschlüssen, welche vorher bereits umgeändert worden waren, während sociale Pläneschmieder fortfahren werden zu meinen, dass sie nur die Gesellschaft in Stücke zu zerschneiden und sie nach ihrem idealen Muster wieder neu einzurichten brauchten, worauf die einzelnen Stücke sich wieder vereinigen und nach Wunsch thätig sein würden.



VIII. Theil.

## Industrielle Einrichtungen.

---

## I. Capitel.

### Einleitung.

#### §. 723 A.

Die oft angeführte Illustration eines rapiden Wachsthum, wie es ein rollender Schneeball darbietet, verdeutlicht das, was man zusammengesetzte Häufung nennen kann. Der Schneeball wächst an Grösse nicht durch Ansatztheile gleichen Umfangs, sondern durch Massen immer grösseren und grösseren Umfangs. Mit jeder erfolgten Umdrehung giebt ihm sein vermehrtes Gewicht eine verstärkte Kraft Schnee aufzunehmen; und ferner, mit jeder erfolgten Umdrehung vergrössert der erweiterte Umfang auch die Oberfläche für das Anhaften weiteren Schnees. Die Ansätze stehen daher in einem, wie man es ungefähr bezeichnen kann, dreifachen Verhältnisse. Ein ähnliches Beispiel sehen wir in der Ausbreitung einer grossen Feuersbrunst. Man beachte die einzelnen Stufen: ein Funke, welcher auf trockene Leinwand fällt, ein langsames glimmendes Verbrennen, eine kleine Flamme, eine grosse Flamme von in der Nähe befindlichen leichten Stoffen, welche Feuer fangen, eine intensive Flamme, bedeutend vergrössert durch das Entzünden des Mobiliars, ein Feuermeer infolge des Anbrennens des Fachwerks zwischen den Räumen und der Balkenlager zwischen den Geschossen. Das Resultat ist das Verbrennen des Hauses, dann vielleicht benachbarter Häuser, und weiter möglicherweise eines ganzen Stadtviertels: die nacheinander auftretende Vergrösserung des Feuers macht es ihm möglich, sich nicht bloss durch Berührung weiter zu verbreiten, sondern auch durch strahlende Hitze, welche entfernte Gegenstände entzündet.

Während diese Beispiele dazu dienen, den Verlauf des menschlichen Fortschritts, und ganz besonders des industriellen Fort-



schritts, von einem bestimmten Standpunkte aus anzudeuten, so thun sie es doch nur unvollständig; denn der industrielle Fortschritt bietet nicht bloss eine zusammengesetzte Beschleunigung dar als Resultat der Zunahme der werktätigen Kräfte, er bietet noch eine weitere Beschleunigung dar als Resultat der Abnahme der Widerstände. Während die Kraft der die Entwicklung bewirkenden Einflüsse in verdoppeltem Verhältnisse zunimmt, nimmt auch die Kraft der widerstrebenden Einflüsse in verdoppeltem Verhältnisse ab; und hieraus entspringt die Thatsache, dass es im Anfang tausend Jahre kostete, um einen Grad der Vervollkommnung zu erreichen, welcher gegenwärtig in einem Jahre erreicht wird.

Zur Unterstützung seiner Zähne und Hände hatte der primitive Mensch weiter nichts als Naturerzeugnisse gehabt, wie sie gerade um ihn herum lagen, — Kieselsteine, am Strande zusammengesuchte Muschelschalen, Knochen, Hörner und Zähne der Thiere, welche er getödtet und todt gefunden hatte, durch den Sturm von den Bäumen abgebrochene Äste. Allgemein gesprochen waren Stöcke und Steine seine Werkzeuge, und die Stöcke waren nothwendigerweise ungeformt; denn er besass nichts, womit er ihre Enden hätte abschneiden oder ihre Oberfläche hätte glätten können. Wie General PITT-RIVERS anführt und durch seine Sammlung nachweist, war der Stock der Erzeuger einer ganzen Gruppe von Werkzeugen — Grabwerkzeug, Speer, Boomerang, Wurfstock, Schild, Ruder, und der unerfindsame Wilde brachte diese abgeleiteten Formen nur im Laufe von Jahrhunderten hervor. Nur ganz allmählich entdeckte er, wie ein Stock oder eine Keule, zufällig in der einen oder der andern Richtung von der durchschnittlichen Form abweichend, besser zu einem besonderen Zwecke passte; später wählte er dann solche Stöcke oder Keulen zu solchen Zwecken: schliesslich gewöhnte er sich daran, passende Stücke Holz in passende Formen zu bringen.

Selbst dieser geringe Fortschritt wurde nur durch die Hülfe roher Werkzeuge möglich gemacht, erst zum Schaben und allmählich zum Schneiden; und das Hervorbringen solcher Werkzeuge fand beinahe unmerkbar während langer Perioden statt. Wie viele tausend Jahre die Steinzeit zurückreicht, wissen wir nicht; aber die roh behauenen Feuersteinwerkzeuge, welche in

geologischen Ablagerungen und in Höhlen, welche Reste ausgestorbener Thiere enthalten, gefunden werden, sprechen für ein hohes Alter. Das Zusammenstossen von Steinen, welches dann und wann Kanten hervorbrachte, zuweilen passend, um damit zu schaben, zuweilen passend, um damit zu schneiden, gab ohne Zweifel den ersten Hinweis; und aus dem Zerschneiden vieler Feuersteine zur Erlangung guter Stücke entwickelte sich unter den Händen der Geschickteren die Kunst, Bruchstücke mit scharfen Kanten abzuspalten, zuweilen mit Zurücklassung eines grossen scharfkantigen Kerns, der gleichfalls als ein rohes Werkzeug von Nutzen war. Aus diesen, gleich den hölzernen Werkzeugen langsam untereinander verschieden werdenden Formen, entstanden bestimmt geformte Schaber, gezähntrandige Stücke als Sägen, blattförmige Klingen und das, was augenscheinlich Speerspitzen waren. Während der darauf folgenden neolithischen Periode, der neueren Steinzeit, wurde die Entwicklung von Werkzeugen, welche mit manchen beinahe gleichförmig archaischen anfiengen, ohne Zweifel durch einen höheren Typus von Menschen auf eine höhere Stufe geführt. Beile mit polierten Kanten, dann solche über und über poliert, wurden hergestellt; und sehr bald kamen Werkstücke dazu, durch welche Löcher gebohrt waren, um ihre Befestigung am Griffe zu erleichtern. Die Betrachtung einer der polierten Pfeilspitzen zeigt, dass ein bedeutungsvoller Schritt gethan worden war: der Gebrauch von Werkzeugen zur Herstellung von Werkzeugen. Dieser Fortschritt, welcher zu gleicher Zeit die Fähigkeit verlieh, Holzstücke passend zu gestalten, machte die Anfertigung solcher grossen Schneidewerkzeuge möglich wie eine Hohldeichsel. Es ist nur nöthig, sich die zum Aushöhlen eines Canoes aus einem Baumstamme nothwendigen Handlungen vorzustellen, um zu sehen, welche Fortschritte gemacht worden sein mussten, ehe selbst dies einfache Mittel, über das Wasser zu gelangen, hergestellt werden konnte.

Aus der Betrachtung derartigen archäologischen Beweismaterials kann man eine Idee von den ungeheuren Schwierigkeiten erhalten, welche im Verlaufe einer unendlich langen Periode den Fortschritt in den Kunstfertigkeiten verhinderten; und selbst in diesen frühen Zuständen können wir sehen, wie sehr der Fortschritt durch das unterstützt wurde, was wir als



seinen hauptsächlichsten Factor kennen lernen werden, — das Zusammenwirken von Hilfsmitteln.

§. 724.

Durch welche Stufen der Zustand des Jagdlebens in den des Hirtenlebens hinübergeleitet worden ist, werden wir wahrscheinlich niemals kennen lernen. Die Domestication pflanzenfressender Thiere muss ein langer Process gewesen sein. Nur wenn die Zahl der aufgezogenen Thiere ihren Besitzern eine bessere Subsistenz darbot, als die durch das Fangen wilder Thiere und das Sammeln wilder Früchte zu erlangende, konnte jene Form socialer Vergesellschaftung eintreten, welche in so grosser Ausdehnung in Asien bestanden hat und welche bei der Einführung des Gefüges und der Gewohnheiten der meisten civilisierten Gesellschaften von so hoher Bedeutung gewesen ist.

Ausser den Schwierigkeiten, welche das Hirtenleben bei seinem ersten Auftreten zu überwinden hatte, hatte es beständig mit weiteren Schwierigkeiten zu kämpfen. Nahrung für die Herden zu finden, war ein sich täglich von Neuem aufdrängendes Problem, welches fortwährende Wanderungen nöthig machte. Zeiten der Dürre, Verluste in den Herden verursachend, war ohne Zweifel häufig Veranlassung zum Aufgeben des Hirtenlebens und zum Zurückkehren in das Jägerleben. Entmuthigung muss häufig infolge der Unfähigkeit, genügenden Wasservorrath für die Herden zu finden, eingetreten sein. Unaufhörliche Mühen beim Hüten der Herden waren eine schwere Last. Raubthiere, zuweilen sich bei Tage verstohlen heranschleichend und immer des Nachts zu befürchten, verursachten trotz beständiger Arbeit ernste Verluste. Und ausser den Feinden von grösserer Art, gab es noch kleine Feinde zu bekämpfen, — die verschiedenen inneren und äusseren Schmarotzer und die Fliegen Schwärme, denen zu gewissen Zeiten nothwendigerweise entgegen werden musste, wie in unserer Zeit noch die Kalmücken mit ihren Herden vor ihnen in die Berge flüchten.

Zu den Feinden aus dem Thierreich kamen noch die menschlichen Feinde. Zwischen den Menschen, welche ein Hirtenleben begonnen hatten, und den jagenden Stämmen, von denen sie ausgegangen waren, muss eine chronische Feindseligkeit ent-

standen sein und räuberische Eingriffe in Herden müssen häufig stattgefunden haben. Dann entstanden aber auch sehr bald Streitigkeiten zwischen den Hirtenstämmen untereinander. Der Streit zwischen den Nachkommen des Abraham und denen des Lot, welche aus den rivalisierenden Ansprüchen an Weidegründe entsprangen, bietet ein Beispiel dieses Übelstandes dar. Es müssen auch nicht bloss Kämpfe um Weideplätze, sondern auch um gestohlenes Vieh vorgekommen sein; es kommen ja solche noch jetzt zwischen südafrikanischen Stämmen vor, wie sie bei uns selbst noch vor nicht vielen Generationen an der Grenze von Schottland vorgekommen sind.

Ausser den allgemeinen Widerständen gegen den Fortschritt, die hierdurch gegeben sind, hat es in manchen Fällen noch besondere, mit jenen verwandte Widerstände gegeben. Die Annahme einer höheren Form socialen Lebens von einem Volke erzeugt Feindschaft bei benachbarten Völkern, welche der alten Form anhängen. Die Geschichte von Kain und Abel, welche als „Ackermann“ und als „Schäfer“ bezeichnet werden (welche aber nicht als wirkliche Einzelmenschen angesehen werden können, da doch Adam nicht in der Lage war, seine Söhne als Ackerbauer und Viehzüchter einzurichten), bezieht sich offenbar auf Anführer von Stämmen, zwischen denen Streit ausgebrochen war, weil die Angehörigen des einen Ländereien zum Betriebe von Ackerbau verwandten, auf welche der andere Stamm als Weidegrund für seine Herden Anspruch erhob. Hieran können wir kaum zweifeln, wenn wir aus den alten Büchern des Morgenlandes erfahren, dass diese Ursache chronische Kriege veranlasst hat.

Es waren demnach die beim Übergange aus dem Jägerleben in höhere Lebensformen zu überwindenden Widerstände zahlreich und gross und verursachten ohne Zweifel unzählige Misserfolge. Die Natur zeigt uns, dass viele Samen hervorgebracht werden, dass nur wenige zum Keimen kommen und dass von denen, welche keimen, nur einige bis zur Reife leben bleiben. Bei den gesellschaftlichen Typen ist das Nämliche eingetreten. Wir dürfen ganz getrost den Schluss ziehen, dass diejenigen socialen Formen, aus denen die civilisierten Gesellschaftsformen hervorgegangen sind, sich nur nach zahllosen vergeblichen Versuchen gebildet haben.



## §. 725.

Wie andere Arten des Fortschritts ist der sociale Fortschritt nicht geradlinig, sondern divergierend und immer weiter divergierend. Jedes verschieden gewordene Erzeugnis lässt eine neue Gruppe verschiedenartiger Erzeugnisse aus sich entstehen. Während sich die Menschen über die Erde ausbreiteten, haben sie Umgebungen verschiedenartigen Charakters gefunden, und in jedem Falle ist das angenommene sociale Leben, — zum Theil durch das früher geführte sociale Leben bestimmt, — zum Theil durch die Einflüsse der neuen Umgebung bestimmt worden, so dass die sich vervielfältigenden Gruppen jederzeit die Neigung gezeigt haben, bald kleinere, bald grössere Verschiedenheiten darzubieten: es sind Gattungen und Arten von Gesellschaften entstanden.

So niedrig stehende Völkerschaften wie die Feuerländer, Tasmanier, Australier und die Eingebornen der Andaman-Inseln, leben ausschliesslich von wilder Nahrung, gesammelter oder gefangener; und bei den Feuerländern und den Eskimos ist überhaupt keine andere Nahrung zu erhalten. Anderswo, wie in Australien, wird das Leben von zahmen Thieren und ihren Producten dadurch unmöglich, dass für die Domestication passende Arten nicht vorhanden sind. Und diese niedrig stehenden Varietäten von Jägervölkern bieten keinerlei Rudimente von Landwirthschaft dar. Bei den höher stehenden jagenden Stämmen Nord-Americas verhält es sich anders. Während einige ausschliesslich von Wild, von Wurzeln und Früchten leben, sind andere zum Theil aus dem Jägerleben zu Landwirthschaft treibenden übergegangen. Die Dakotas sind im Allgemeinen nur Jäger; eine Abtheilung derselben aber, die Mdewakantonwans, fiengen vor ungefähr einem Jahrhundert (offenbar infolge der Nachahmung des bei den Weissen Gesehenen) an, Korn, Bohnen und Kürbisse zu bauen. Auch die Mandans lebten nicht ausschliesslich von wilder Nahrung, sondern zogen „Korn und einige Kürbisse und Melonen“. Vor Allem aber besaßen die Irokesen, die in ihrer politischen Organisation wie in ihren Lebensgewohnheiten am meisten civilisierten, eine beträchtlich entwickelte Agricultur, welche sie, nach ihren Überlieferungen zu urtheilen, nicht den Europäern zu verdanken hatten. Bei der Schilderung der Einfriedigung eines Dorfes sagt MORGAN:

„Rings um dasselbe lagen die Dorffelder, häufig aus mehreren hundert Ackern cultivierten Landes bestehend, welche in Pflanzstellen eingetheilt waren; die den verschiedenen Familien gehörenden waren durch Randstreifen unbebauten Landes umgrenzt.“

Er erzählt uns an einer andern Stelle, dass —

„Korn [Mais] jederzeit der hauptsächlichste Verbrauchsartikel bei den Irokesen gewesen ist. Sie bauten diese Pflanze an, und auch die Bohne und den Kürbis, ehe die Ligue gebildet wurde.“

Süd-America bietet ähnliche Gegensätze dar. Die Abiponen und Patagonier erhalten sich nur von wilder Nahrung; künstliche Producte werden aber von den Stämmen von Guiana, den brasilianischen Stämmen und andern benutzt, wobei diese Stämme verschiedene Grade des Fortschrittes darbieten. Von den Tupis lesen wir:

„Die eingeborene Art, ihn [den Boden] zu cultivieren, war roh und summarisch; sie hieben die Bäume nieder, liessen sie so lange liegen, bis sie trocken genug waren, um zu brennen, und pflanzten dann den Mandioc zwischen die Stümpfe.“

Das Gleiche wird von den Indianern von Guiana gesagt. Dagegen erzählt BATES von den Mundrucus, dass „sie grosse Mandioca-Anpflanzungen machen und das im Überschuss Erzeugte verkaufen“. So schreibt auch WALLACE in Bezug auf die Uaupés:

„Sie sind ein ackerbauendes Volk; sie haben ständige Wohnsitze und cultivieren Mandioca, Zuckerrohr, Pataten, Carrá, oder Yam, Pupunha, Palmen, Cocura (eine den Trauben ähnliche Frucht), Ananas, Mais, Urucú, oder Arnotto, Pisang und Bananen, Abios, Cashews, Ingás, Pfeffer, Tabak und Pflanzen zum Färben und zu Seilen.“

Es ist hiernach das Halten von Thieren nicht überall dem Ackerbau vorausgegangen. Im Westen sind beträchtliche Culturen entstanden, welche keinerlei Zeichen eines Ursprungs aus dem Hirtenzustande darbieten. Die alten Mexikaner und Central-Amerikaner besorgten ihren Getreidebau ohne die Hülfe von Zugthieren; und in Ermangelung von Pferden, Rindern und Schafen, welche ihnen fehlten, war keine Viehwirthschaft vorhanden, welche sie bei der Landwirthschaft durch das Darbieten von Dünger und Zugkraft hätte unterstützen können. Natürlich ist eine gleiche Geschichte der Gewerbthätigkeit bei den Südsee-Insulanern erkennbar.



Hier kommt es uns aber nicht so viel darauf an, diesen unabhängigen Ursprung des Ackerbaues hervorzuheben (welcher auf den angeführten Entwicklungszuständen eine Art weiter gebildeter Gärtnerei ist), wie die auf den früheren Stufen sich der Cultur entgegenstellenden Hindernisse zu betonen. Eine Idee von denselben kann man sich nach der Schilderung machen, welche Mr. JAMES RODWAY, F. L. S., von „dem Kampfe des Menschen mit der Natur“ in Süd-America entwirft, wo urbar gemachte Landstücke sehr bald von dem eindringenden Pflanzenleben der Umgebung wieder zurückerobert werden. Wo er von dem urbar gemachten Fleck eines gewöhnlichen Ansiedlers spricht, sagt er:

„Unmittelbar dahinter findet sich der Wald, welcher gewissermaassen seine Arme ausstreckt, um das kleine halbgerodete Stück zu umfassen. Peitschenartige Ausläufer kriechender Rebarten strecken sich über die Fruchtbäume aus und bringen einen nach dem andern unter ihr Dach . . . Endlich fängt der Mensch an einzusehen, wie das Dickicht vorrückt und sieht hoffnungslos dem Eindringen zu . . . Zuletzt ist das Haus rings davon umgeben und Rankengewächse laufen über das Strohdach. Wahrscheinlich sind die Stützpfeiler von Holzameisen angegriffen worden und drohen nachzugeben. Es muss ein neues Haus gebaut werden, und dies kann besser auf einem Stück frisch gerodeten Landes geschehen; der Ort wird daher aufgegeben, und die Natur triumphiert wiederum. Wenige Monate später ist das Stück Land ganz überwachsen, das Haus eingefallen und das Dickicht undurchdringlich.“

Verschiedene Bergstämme in Indien bieten Beispiele roher Landwirthschaft und ihrer Schwierigkeiten dar. Was die Lepchas betrifft, welche „selten länger als drei Jahre auf einer Stelle bleiben“, so lesen wir, dass der Hergang des Urbarmachens darin besteht, dass „die kleineren Bäume niedergeschlagen, die Zweige der grossen, welche verbrannt werden, abgehauen werden und der Boden mit dem ‚Bân‘ aufgekratzt wird, worauf nach dem Eintritte eines Regenschauers der Same in den Boden geworfen wird“. Von den Bodo und Dhimáls wird gesagt: „Die charakteristische Arbeit ist das Urbarmachen eines frischen Landstücks, was alle zwei Jahre vorgenommen wird . . . Abbrennen ist der letzte erfolgreiche Process.“ „Die Kukis,“ sagt BUTLER, „erbauen nur eine Ernte und verlassen dann das Stück Land; dann schneiden sie frische Bambuswälder nieder zur Cultur des nächsten Jahres“. In Bezug auf die Menschen eines andern Stammes schreibt MASTERS:

„Nachdem der Naga ein Stück Land zwei Jahre, häufig auch nur ein Jahr lang cultiviert hat, findet er es so voll von Unkräutern, . . . dass es sich nicht der Mühe verlohnt, es noch einmal anzusäen; dementsprechend rodet er ein frisches Stück Dickicht aus.“

Und MASON sagt von den Karenen:

„Die meisten Stämme der Karenen wechseln ihre Felder alljährlich . . . Sie machen einige wenige Morgen Landes urbar, brennen sie gegen das Ende der trockenen Jahreszeit nieder, wonach die Asche als Dünger dient, und sobald die ersten Regenschauer niedergehen, bauen sie ihren Reis.“

Wie mühsam und beschwerlich ihr Ackerbau ist, das beweisen Photographien zur Illustration des Lebens der Karenen, welche mir Mr. MAX FERRARS von Maulmain, Burma, zu schicken die Freundlichkeit gehabt hat. Auf ihnen sieht man ein urbar gemachtes Stück Waldes, welches nach einer einzigen Reisernte zehn bis zwanzig Jahre brach liegen gelassen werden muss; da ist das Gerüst zu sehen, welches an einem steilen Bergabhang zum Dreschen errichtet worden ist; da sieht man die Hütten zum Bewachen, manche von ihnen von einem besonderen Bau, um den von Tigern drohenden Gefahren zu begegnen. Ähnliches findet sich bei den Gonds. Ungeachtet er schon einen Zaun rings um sein urbar gemachtes Land hergestellt hat, wacht doch zuweilen der Besitzer einer Dhya des Nachts auf einer in der Mitte des Feldes errichteten Plattform, um es vor wilden Thieren zu schützen.

Wenn wir uns daran erinnern, dass ein derartiger roher Ackerbau, wie ihn diese Bergstämme ausführen, nur mit Hülfe eines Werkzeuges möglich gemacht wird, welches sie schon weiter vorgeschrittenen Völkern verdanken, — der Axt, — so können wir uns eine Idee machen von den beinahe unübersteiglichen Hindernissen, welche von Anfang an zu bewältigen waren, wo es keine Werkzeuge gab als zugespitzte Stäbe und Hacken, die aus dem Schulterblatt von Thieren gemacht waren, und wo von Pflanzenbau nichts bekannt war. Es ist überhaupt zu verwundern, dass Landbau jemals entstanden ist: der Ertrag war so unbestimmt und die erforderliche Mühe und Arbeit so gross. Und hier ist ein Beispiel jener zunehmenden Schnelligkeit des Fortschrittes zu beobachten, welcher anfangs erwähnt wurde als sich aus der Abnahme der Widerstände ergebend.



Während die rohe Cultur auf kleine zerstreut liegende Stellen mitten in ungeheueren, mit Wald bedeckten Strecken beschränkt war, überwand die wilde Natur beständig die künstlich hergestellte Natur des primitiven Landwirthes. Der Antagonismus der wilden Natur verlor aber allmählich seine Wirkungskraft in demselben Maasse als die urbar gemachten Stellen grösser und die nicht urbar gemachten kleiner wurden. Noch immer indessen bildet das Ausjäten des Unkrauts während des Wachstums der Feldfrucht einen beträchtlichen Theil der Kosten der Bewirthschaftung; und das Reinigen des Bodens und Verbrennen der Unkräuter nach der Ernte bildet einen weiteren Theil der Kosten; wozu noch kommt, dass ein grosser Theil der Ernte häufig durch schädliche Insecten zerstört wird. Der Gedanke an diese Thatsachen dürfte den Eindruck verstärken, welchen die ungeheueren natürlichen Widerstände gegen die Cultur des Bodens auf jenen frühen Entwicklungsstufen hervorrufen.

§. 726.

Jenem ausgebildeten, gegenwärtig mit dem Namen Landwirthschaft oder Agriculture bezeichneten Systeme, nach welchem das Halten und Ziehen von Thieren und der Bau von Pflanzen gleichzeitig in einer derartigen Weise betrieben wird, dass das Eine das Andere unterstützt, standen im Anfange noch mehr Hindernisse entgegen. Das Erhalten von Thieren auf wilden, weit zerstreut ausgebreiteten Weidegründen war ausgeschlossen, sobald die Bebauung des Bodens begann. Nur solche Wohnplätze waren benutzbar, welche innerhalb eines mässig grossen Bezirks Gras oder Wurzeln darboten. Auch wurde ein beständiger Vorrath von Wasser nothwendig, da das tägliche Treiben der Rinder und Schafe nach entfernt liegenden Tränkplätzen unausführbar war. Ferner war ein nothwendiges Erfordernis, dass sich in keiner weiten Entfernung Holz vorfand, zum Heizen, zu Geräthen und zum Bauen von Wohnungen. Passende Örtlichkeiten waren daher nur wenige vorhanden. Es war aber auch ein gewisser Fortschritt in den Kunstfertigkeiten erforderlich. Ehe die von Zugthieren dargebotenen Vortheile zugänglich gemacht werden konnten, musste ein rohes Werkzeug zum Umstürzen der Ackererde erfunden werden; auch mussten schneidende Werkzeuge von solcherlei Art, dass sie die Anwendung

einer beträchtlichen Gewalt gestatteten, hergestellt werden. Ein einigermaassen beträchtliches Stück Landes konnte nicht eher ordentlich bebaut werden, bis irgend eine Einrichtung getroffen worden war, die Arbeiten beim Einbringen der Ernten und beim Hinausschaffen des Düngers zu vermindern: zuerst war es wahrscheinlich eine Art Schlitten. Dann erforderte auch der Schutz der domesticirten Thiere vor Räubern, thierischen wie menschlichen, eine Hürde, wo auch der Dünger angesammelt werden konnte.

In unserer gegenwärtigen Zeit bietet Africa mehrere Übergangsformen dar. Die Hottentotten und Damaras sind nur Hirtenvölker und Nomaden. Die Betschuanen „treiben ihre Herden auf die Weide und errichten Einzäunungen für sie, und ausser ihren Gärten sind auch ihre Felder gewöhnlich ringsherum umzäunt“. THOMPSON sagt von ihnen:

„Die Betschuanen sind bis zu einem gewissen Grade ein Culturvolk, aber doch nicht genügend, um von ihrem Boden mehr als einen precären und ungenügenden Zusatz zu ihrer Subsistenz als Hirten und Jäger zu erzielen.“

Von den Kaffern lesen wir, dass sie sich einen beständigen Vorrath von grünem Grase durch das Abbrennen des alten Grases sichern, dass sie mit kleinen Spaten aus hartem Holze graben, dass sie Einzäunungen rings um ihre Dörfer und zuweilen um ihre Kornfelder anlegen, und dass sie unterirdische Kornspeicher haben wie die Irokesen. Die Neger der Küstenländer „haben weder den Pflug noch Lastthiere zu ihrer Unterstützung bei Bearbeitung der Felder“; ihr Landbau „besteht darin, dass sie den Reis auf die Erde werfen und ihn mit einer Art Hacke leicht in dieselbe einkratzen“; sie „ziehen niemals auf einer und derselben Anpflanzung zwei Ernten hintereinander“. Im Congo-Gebiete wird das Land nur mit der Asche gedüngt, die das Verbrennen des langen schilfigen Grases erzielt: die Leute haben keine Zugthiere und demzufolge auch keine Pflüge. Bei den Ashantees hat der Ackerbau keinen weiteren Fortschritt gemacht, als dass gerodet und verbrannt, später der Boden oberflächlich bearbeitet und Samen ausgestreut wird. Die Neger des Innern, welche vielerlei Pflanzen cultivieren, sind in der Art und Weise der Bearbeitung, ebenso wie in Bezug auf die Mannigfaltigkeit ihrer Thiere weiter fortgeschritten: Kamel, Pferd, Esel, Ochs,



Schwein, Ziege, Schaf, Truthuhn, Ente, Gans und Huhn. Ein Volksstamm in der Nähe des Gambia, welchen MUNGO PARK besuchte, „sammelt den Dünger ihrer Rinder, um damit das Land zu düngen“. Eine Rasse eines höheren Typus, die Fulahs, welche ebensowohl Pferde als auch Rinder haben, „bauen mehrere aufeinander folgende Ernten auf einem und demselben Stück Boden, . . . sie sammeln die Unkräuter u. s. w. . . und verbrennen sie, . . . hacken die Asche, nachdem sie sie mit dem Dünger der Rinder durchmengt haben, in die Erde“. Noch weiter entwickelt ist der Landbau bei dem mächtigsten unter den africanischen Volksstämmen, den Dahomeern, welche Rinder, Schafe, Ziegen und Hühner haben. „Manche, arbeitsamer, vertheilen die ungeheuren Haufen von Küchenabfällen, welche sich um ihre Häuser herum angehäuft haben, über ihr Zaunland.“ In einigen Fällen werden alljährlich zwei Ernten von einem und demselben Stück Landes erbaut. Dann haben die Abyssinier einen weiteren Schritt gethan. HARRIS sagt:

„In Shoa ist, mit Ausschluss der africanischen Hacke, der Pflug im Gebrauch und beim Sammeln und Vertheilen des Wassers zur künstlichen Bewässerung wird eine bedeutende Arbeitsamkeit entfaltet . . . Zwei Ernten werden in jedem Jahre eingeheimst.“ Zum Pflügen werden Rinder benutzt und zum Austreten des Korns mit Maulkörben versehene Ochsen. „Dreiundvierzig Arten von Körnerfrüchten und andern nützlichen Erzeugnissen werden bereits in Abyssinien cultiviert.“

Dieser Gebrauch eines den Boden umwendenden Geräthes und diese Benutzung des von Thieren herrührenden Düngers sind Fortschritte in der Cultur von alleroberster Bedeutung; hauptsächlich weil sie eine grosse Zahl von Einwohnern in einem fest umgrenzten Wohnort möglich machen. Ägyptische Wandmalereien zeigen, dass ein von Ochsen gezogener Pflug schon frühzeitig in Gebrauch war. Beim Auszuge aus ihrer Gefangenschaft nahmen die Juden die von ihnen erworbenen landwirthschaftlichen Kenntnisse mit; und während einige von den Stämmen zu ihrem ursprünglichen Hirtenleben zurückkehrten, liessen sich andere mit Annahme eines vorgeschrittenen landwirthschaftlichen Systems nieder, worauf dann die Entwicklung städtischen Lebens folgte. Die Schilderungen ihres Lebens zur Zeit der Richter und der Könige erwähnen das Pflügen, Düngen, Säen, Ernten, Garbenbinden, Austreten des Getreides, Dreschen, Bewässerung, das

Terrassieren von Bergabhängen, und gleichzeitig auch das Wachsen von Weinstöcken, Ölbäumen und verschiedenen Früchten. Dasselbe ereignete sich bei den arischen Rassen. Ursprünglich Hirtenvölker, breiteten sie sich über Europa aus und nahmen nach Unterwerfung der eingebornen Rassen eine Lebensweise an, bei welcher eine gleiche Verbindung jener beiden leitenden Vorgänge, — der Haltung von Herden und des Bauens von Feldfrüchten, — mit gleichem Erfolge bestand: einem festsitzenden Leben und einer städtischen Cultur.

Obgleich nun aber auf diese Weise die höchsten Erfolge erreicht worden sind, so müssen wir uns doch daran erinnern, dass, wie es die alten americanischen Völkerschaften zeigen, grosse Fortschritte auch auf andere Weise gemacht werden können.

## §. 727.

Der vorstehende flüchtige Umriss wird seinen Zweck erfüllen, wenn er davon einen allgemeinen Eindruck hinterlässt, dass der gewerbliche Fortschritt in frühester Zeit auf viele und bedeutende Hindernisse gestossen ist und dass seine Schnelligkeit zugenommen hat in dem Maasse, als er eines dieser Hindernisse nach dem andern überwunden hat: das Vermögen, die Natur zu behandeln, hat Schritt für Schritt zugenommen, während die von der Natur dargebotenen Widerstände Schritt für Schritt abgenommen haben.

Aber nichts einer vollständigen Vorstellung der Hemmnisse, zu deren Überwindung viele Jahrtausende nothwendig gewesen sind, Entsprechendes lässt sich bilden, ehe diejenigen einer Betrachtung unterzogen worden sind, welche aus der menschlichen Natur selbst hervorgehen. Die ursprünglichen Züge derselben waren in verschiedenerlei Weise der Verbesserung entgegen. Chronischer Kriegszustand, welcher für die Jagd betreibende Stämme charakteristisch ist (ursprünglich durch Zahlenzunahme und daraus entspringenden Mangel an Nahrung veranlasst) verhindert ein sesshaftes gewerbliches Leben. Es geschieht dies durch das Abziehen der Männer von friedlichen Beschäftigungen, durch das Erzeugen eines Gefühls der Verachtung für alle Beschäftigungsweisen, mit Ausnahme des Kämpfens, und eines Stolzes auf Raub, und durch die häufig verursachte Zerstörung der Niederlassungen und die entsprechenden Verluste der Natur-



producte. So führt BARROW an, dass die Kaffern zuweilen wegen der Kriege genöthigt sind, die landwirthschaftlichen Beschäftigungen für mehrere Jahre aufzugeben. Die Ureinwohner Griechenlands, welche ihre Waffen mit auf das Feld nahmen, müssen vom Ackerbau bedeutend durch die Raubzüge abgeschreckt worden sein, welche die Stämme unter- und gegeneinander ausführten. Von der sagenhaften Periode schreibt GROTE:

„Die Berühmtheit des Autolykus, des Grossvaters des Odysseus mütterlicher Seite, in seinem Leben voll von Raub und Meineid im Grossen, und der Reichthum, welchen jenes ihm zusammenzubringen in den Stand setzte, werden [in den homerischen Gedichten] mit der nämlichen unbefangenen Bewunderung beschrieben, wie die Weisheit des Nestor oder die Stärke des Ajax . . . Entführung von Rindern und Unternehmungen zu nicht herausgefordertem Raube ebenso wie zur Rache, zwischen benachbarten Stämmen, sind gewöhnliche Vorkommnisse.“

Solange die räuberischen Instincte vorherrschen, stehen sie offenbar den Lebensgewohnheiten im Wege, welche zu einem höheren socialen Zustande führen.

Die für ein wildes Leben passende geistige und körperliche Constitution kann nur durch langsame Schritte umgemodelt werden zur Anpassung an ein sesshaftes Leben. Begierden, welche in der Jagd, in Abenteuern, im Umherwandern ihre Befriedigung finden und welche selbst in uns nicht ganz erstorben sind, sind in der Brust des Wilden so stark, dass Ruhe einfach unerträglich wird; und der Wechsel, welcher ihm nicht die seinen Kräften und Empfindungen entsprechenden Thätigkeiten versagt, sondern ihm auch noch eintönige Arbeit aufnöthigt, ist beides, sowohl negativ als positiv, abstossend. Der plötzliche Übergang von nicht civilisiertem zu civilisiertem Leben ist geradezu verderblich; so zeigte sich dies, als die Eingebornen von Paraguay durch die Jesuiten zu regelmässiger Gewerbsthätigkeit genöthigt wurden. Sie wurden unfruchtbar und die Zahl der Colonisten verminderte sich.

Die Lebensgewohnheiten der Voraussicht müssen erlangt werden. Die niedrigsten Typen unter den Menschen, welche im Überfluss schwelgen, wenn der Zufall ihnen solchen bringt, bleiben später unthätig, bis sie der Hunger zur Thätigkeit zwingt. Obgleich die höheren Rassen unter den Jagd-treibenden diesen Zug weniger ausgesprochen darbieten, so fehlt doch

auch ihnen jenes beständige Vorausbedenken und jene Unterordnung der Gegenwart unter die Zukunft, welche für ein landwirthschaftliches Leben erforderlich ist.

Noch einmal: jener frühe Typus der Natur, über welchen der Gebrauch so tyrannisch herrscht, muss gründlich modificiert werden. Die Gebräuche des Stammes, trotzdem sie vielleicht grausam sind, werden vom jungen Wilden bei seiner Aufnahme ohne Murren ertragen; und der Gedanke an die Heiligkeit, welcher mit Gebräuchen dieser Art verbunden ist, ist mit den Gebräuchen im Allgemeinen verbunden. Selbst die niedrigeren civilisierten Rassen hängen an den durch Überlieferung geheiligten Methoden trotz der Beweise, dass andere Methoden viel besser sind. Der Gedanke an Verbesserung, der gegenwärtig unter uns so vorherrschend ist, existiert anfangs gar nicht; und wenn durch einen Zufall bessere Weisen angedeutet werden, wird ihnen hartnäckig Widerstand geleistet.

Nach verschiedenen Richtungen hin ist denn der gewerbliche Fortschritt, in Übereinstimmung mit den Fortschritten im Grossen und Ganzen, ursprünglich mit unmerkbarer Schnelligkeit nur im Verlaufe der Zeiten wahrnehmbar und nur in der neueren Zeit rapid geworden. Während die ihn fördernden Kräfte beständig zugenommen haben, sind die widerstehenden Kräfte, beides, sowohl äussere als auch innere, beständig schwächer geworden, bis denn zuletzt die Geschwindigkeit eine solche geworden ist, dass die Fortschritte, welche Wissenschaft und Unternehmungsgeist im Laufe dieses Jahrhunderts gemacht haben, dem Betrage nach grösser sind als die während aller vergangenen Jahrhunderte zusammengekommen gemachten.

---

## II. Capitel.

### Specialisieren der Leistungen und Theilung der Arbeit.

#### §. 728.

Diese Bezeichnungen sind in einem gewissen Sinne gleichbedeutend, in einem andern Sinne aber nicht. In dem weitest umfassenden Gebrauche bezieht sich der Ausdruck „Theilung der



Arbeit' auf alle Theile jenes Aggregats von Thätigkeiten, durch welche das Leben einer Gesellschaft ausgeführt wird: die die Regierung betreffenden, die für die Streitbarkeit sorgenden, die kirchlichen, die professionellen ebenso gut wie die gewerblichen. Obgleich aber der Ausdruck passenderweise als dem Sinne nach gleichbedeutend mit Specialisierung der Leistungen gebraucht werden könnte, so hat doch die allgemeine Annahme des Wortes Arbeit — einer auf Production verwandten Anstrengung — seine Anwendbarkeit beschränkt. Er bedeutet jetzt nur jene Specialisierung der Functionen, welche direct oder indirect die Befriedigung materieller Bedürfnisse und die Herstellung materieller Hilfsmittel für geistige Bedürfnisse betrifft.

Der letzte Absatz dieser Definition deckt zahlreiche Vorgänge, welche in keinerlei Weise mit der Erhaltung oder mit der Befriedigung der niederen Begierden in Zusammenhang stehen. Der Verfertiger eines musikalischen Instruments, der Setzer, welcher bei der Herstellung eines Buches hilft, der Photograph und der Verkäufer von Chromolithographien, der Blumenzüchter und das Blumenmädchen auf der Strasse, sie sind Alle mit der Hervorbringung oder der Verbreitung materieller Gegenstände beschäftigt; diese Gegenstände haben aber mit dem Erhalten des Lebens nichts zu thun. Es giebt viele Classen, deren Arbeit dem Unterricht oder der ästhetischen Befriedigung dienstbar sind; und während die Theilung der Arbeit, um die es sich hier handelt, diejenigen nicht in Betracht zieht, welche durch ihre geistigen Anstrengungen Unterricht und Befriedigung darbieten, zieht sie unter Andern diejenigen in Betracht, welche dem Unterricht und der Befriedigung durch die Herstellung der nothwendigen Einrichtungen dienstbar sind.

Es muss noch eine andere Erklärung hinzugefügt werden. Geistige und körperliche Thätigkeiten werden bei allen Beschäftigungen durcheinander gemengt. Wenn wir die Äusserungen der politischen, religiösen und administrativen Thätigkeit ebenso wie die Thätigkeit der Professionen, welche sämmtlich ihrem Wesen nach geistig sind, ausgeschlossen haben, bleiben noch immer unter den geistigen Thätigkeiten diejenigen, durch welche die Processe der Production und Verbreitung reguliert werden. Der Fabrikant mit seinen oberen Beamten, der Kaufmann mit seinen Abtheilungsvorständen und ihren Gehülfen,

Alles sind Männer, deren Anstrengungen, obschon gewöhnlich nicht Arbeit genannt, hier mit eingeschlossen werden müssen; denn sie gehören zu den Leistungen der Organisation, durch welche die Herstellung, Verbreitung und der Tausch ausgeführt werden.

## §. 729.

Wo nur immer Individuen ihre Handlungen zu einem gemeinsamen Zwecke, welcher nicht absolut einfach ist, miteinander verbinden, da tritt auch eine gewisse Theilung der Arbeit ganz von selbst ein. Wir sehen dies selbst an einem so vorübergehenden Ereignis wie einem Picknick. Sobald man sich für einen Platz zum Einnehmen der Erfrischungen entschieden hat, fangen Einige an, die Körbe auszupacken, Andere sammeln Farnkräuter, um darauf zu sitzen, und während die Damen das Tischtuch ausbreiten und Messer und Gabeln herumlegen, holt sofort einer der Herren Wasser von einer in der Nähe befindlichen Quelle und ein anderer nimmt den Wein, um ihn in dem vorbeifliessenden Bache zu kühlen. Ein Jeder hat das Bewusstsein, dass Verwirrung entstehen würde, wenn Alle die nämliche Sache verrichten wollten, und ohne weitere Anleitung nimmt sich ein Jeder sofort ein anderes Geschäft vor.

Die Nothwendigkeit, eine jede Gesamtaufgabe in einzelne Theile zu zerlegen, ergiebt sich in der That schon aus der Handlungsweise einer einzelnen Person. Nehmen wir an, ein Schreiber habe viele Exemplare einer Brochure einzuschlagen und zu adressieren. Wenn er unmethodisch verfährt und erst ein Stück Umschlagpapier abschneidet, dann das Falzbein hinlegt, ein Exemplar der Brochure nimmt und es einschlägt, dann den Gummipinsel nimmt und den Papierumschlag festklebt, dann den Pinsel wieder hinlegt, das Adressbuch aufschlägt, seine Feder eintaucht und nun schreibt, so wird er ganz offenbar, bevor er fertig geworden ist, viel Zeit und viel Kraft auf diesen beständigen Wechsel der Handlungen und Wechsel der betreffenden Gebrauchsgegenstände verschwendet haben. Ist er aber geschäftlich und praktisch, so wird er zuerst die ganzen erforderlichen Papierumschläge schneiden, zunächst wird er dann alle adressieren, wird dann zwanzig oder mehr so einen über den andern legen, dass der Rand von einem jeden frei vorspringt,



und wird dann die ganze Anzahl mit einem Male mit Gummi oder Leim befeuchten. Im weiteren Verfolg wird er dann eine jede Brochure so hinlegen, dass der frisch gummierte Rand sich in der passenden Lage findet, dann wird er den Rand herumschlagen und ihn festdrücken. Endlich wird er die Postmarken aufkleben und die Brochuren in Packete zusammenpacken. Der Übergang von dieser individuellen Theilung der Arbeit zu einer socialen Theilung ist ganz offenbar. Denn wenn, anstatt dass jeder einzelne dieser Processe von einer und derselben Person einer nach dem andern ausgeführt würde, ein jeder von einer verschiedenen Person verrichtet wird, so haben wir eine Arbeitstheilung vor uns in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes.

Aber ausser dem sich unmittelbar daraus ergebenden Vortheil, dass ein Individuum seine Aufgabe in einzelne Theile zerlegt, oder dass eine Anzahl von Individuen die einzelnen Theile der Aufgabe unter sich vertheilen, findet sich, wenigstens in diesem letzteren Falle, noch ein weiter erlangter Vortheil von grosser Bedeutung. Wenn die Fähigkeiten eines jeden der zusammenwirkenden Individuen auf einen Process verwandt werden, dann erlangt es durch Übung eine solche Geschicklichkeit, dass es seinen Antheil an der gesammten Aufgabe bei weitem schneller und nachdrücklicher ausführen kann, als es je durch Jemand, der sämmtliche Theile übernimmt, geschehen könnte.

Diese Beispiele im Auge behaltend, sind wir nun darauf vorbereitet, die naturgemäss in der menschlichen Gesellschaft auftretende Arbeitstheilung zu studieren. Es sind mehrere bestimmte Factoren vorhanden, die wir der Reihe nach betrachten wollen.

#### §. 730.

Die primäre Ursache der natürlichen Wahl der Beschäftigungen sind gewisse organische Verschiedenheiten zwischen den Individuen, zum Theil körperliche, zum Theil geistige. Wir wollen dieselbe der Kürze wegen die physio-psychologische Ursache nennen.

Das bekannteste und ausgesprochenste Beispiel ist die den Unterschied des Geschlechts begleitende Verschiedenheit der Thätigkeit. Gewisse Vertheilungen der, beziehentlich für Männer

und für Frauen passenden Beschäftigungen finden wir, von den allerfrühesten Zuständen an, auf der ganzen Erde. Obgleich sie durchaus nicht gleichförmig sind und merkwürdige Ausnahmen darbieten, so haben sie doch gewöhnlich einen gemeinsamen Charakter, zum Theil bestimmt durch die verhältnismässige Fähigkeit oder Unfähigkeit der Geschlechter, und bei rohen Gesellschaftsformen zum Theil durch die Geschicklichkeit der Männer bestimmt, die am wenigsten erwünschten Beschäftigungen den Frauen aufzunöthigen. Ohne etwa behaupten zu wollen, dass der wilde Mann moralisch tiefer steht, als die Frau des Wilden (diese letztere zeigt genau so grosse Grausamkeit wie der Mann, wo die Gelegenheit deren Äusserung gestattet), so ist doch klar, dass unter Menschen, welche bis zu extremem Grade selbstisch sind, der Stärkere den Schwächeren misshandeln wird, und dass sich ausser andern Formen von Misshandlung auch die finden wird, den letzteren alle die unangenehmen Aufgaben aufzubürden, die sie auszuführen im Stande sind. Als typisch für die Theilung der Arbeit bei den niedersten Rassen kann die sich bei den Feuerländern findende angesehen werden. Während die Männer kämpfen, jagen und die grösseren Arten von Nahrungsmitteln beschaffen, —

„nähren die Frauen die Kinder, besorgen sie das Feuer, . . . machen sie Körbe und Wassereimer, Angelleinen und Halsbänder; sie gehen in ihren kleinen Canoes aus, kleine Fische zu fangen, sie sammeln Muscheln, tauchen nach Seeigeln, besorgen das Canoe und rudern bei gewöhnlichen Gelegenheiten ihre Herren umher, während diese faul dasitzen.“

Und ein gleicher allgemeiner Gegensatz besteht bei den Andaman-Insulanern, den Tasmaniern und Australiern.

Jägerstämme von höherem Typus zeigen uns ähnliche Vertheilungen der Arbeit: Beispiele sind die Dakotas, Chippewähs, Comanchen und Odschibbwähs. Während die Männer kämpfen, jagen, fischen und gelegentlich solche Arbeiten übernehmen, welche Kraft und Geschicklichkeit erfordern, — Häuser bauen und Canoes anfertigen, — ist den Frauen alle die Plackerei überlassen, die nicht über ihre Kräfte geht; und wo, wie bei den Irokesen, das vom Stamme geführte Leben theilweise ein landwirthschaftliches ist, verrichten die Frauen die ganze Wirthschaftsarbeit. Ein auffallender, von der Art zu leben abhängen-



der Gegensatz sei nochmals erwähnt. Wie in §. 326 hervor-  
gehoben worden ist, haben die Frauen da, wo die Vertheilung  
der Beschäftigungen eine solche ist, dass die Beschaffung des  
Lebensunterhalts gleichmässig für beide Geschlechter ausführbar  
ist, wie bei den Chinooks, einen völlig verschiedenen Stand und  
werden mit der gehörigen Rücksichtnahme behandelt.

Die uncivilisierten Völkerstämme Süd-Americas bieten That-  
sachen einer im Allgemeinen ähnlichen Art dar, die nur je nach  
dem weiteren Umfange, in welchem ein landbauendes Leben  
angenommen worden ist, unbedeutende Verschiedenheiten auf-  
weisen. Von Stämmen in Brasilien und Guiana, von Cariben,  
Uaupés lesen wir, dass, wenn die Männer nicht im Kriege oder  
mit dem Fangen von Thieren beschäftigt sind, sie als ihre  
Arbeit nur das Lichten des Bodens durch Fällen von Bäumen  
u. s. w. übernehmen, das Bebauen aber den Frauen überlassen.  
Ein ähnliches allgemeines Verhältniss findet sich bei africanischen  
Völkerschaften. Ausser dem Jagen und Kämpfen besorgen bei  
den Hottentotten und Damaras die Männer die Kinder, über-  
lassen aber alles Andere den Frauen, selbst das Erbauen der  
Hütten. Beinahe das Nämliche gilt für die Betschuanen und  
Kaffern. Gehen wir weiter zu den nördlicheren Negergesell-  
schaften — den Ost-Africanern, den Congo-Leuten, den Negern  
der Küsten und den Negern des Inlandes, — welche in aus-  
gedehntem Maasse landbebauend geworden sind, so finden wir,  
dass ein grösserer Theil der Arbeiten von den Männern über-  
nommen wird. Sie bauen, vereinigen sich zur Arbeit in den  
Plantagen und verrichten dabei die schwerere Arbeit; und nach  
Entwicklung verschiedener besonderer Gewerbe, — Tischler,  
Schmied, Lederarbeiter, Weber, — haben sich Viele diesen ge-  
widmet. Im Reiche der Aschantees und Dahomeer ist dies Er-  
greifen besonderer Geschäftszweige und bestimmt beschränkter  
Arbeit noch mehr ausgesprochen. Die Fulahs, welche einem  
höheren Typus angehören und in deren Leben das Jagen nur  
einen geringen Raum einnimmt, bieten eine noch viel bedeutendere  
Annäherung an die Arbeitstheilung zwischen den Geschlechtern  
bei civilisierten Nationen dar. Die Arbeit der Frauen umfasst  
ausser den häuslichen Pflichten wenig mehr als den Handel,  
während die Männer die Herden und den Ackerbau besorgen.  
Bei den Abyssiniern ist der Zustand der Dinge ziemlich ähnlich.

Es treten hier und da Anomalien auf, welche in §. 326 an einzelnen Beispielen erläutert worden sind. Wenn wir aber diese abweichenden Gebräuche hier bei Seite lassen, so haben wir nur noch eine weitere allgemeine Thatsache hervorzuheben, welche ich, obgleich sie schon früher erwähnt und an Beispielen nachgewiesen worden ist, doch nochmals anführe, weil sie besonders lehrreich ist.

Nicht miteinander verwandte und in weit von einander entfernten Gegenden lebende Völkerschaften zeigen uns, dass da, wo ausnahmsweise Lebensbedingungen ein vollkommen friedliches Leben möglich gemacht haben und wo die Männer nicht mehr mit Krieg und der Jagd beschäftigt sind, die Theilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern ihrem Charakter nach menschlich wird: die Männer verrichten die schwere Arbeit ausser dem Hause, die Frauen die leichtere Arbeit im Hause. Dieser Gegenstand wurde angeführt, wo von den häuslichen Einrichtungen gehandelt wurde (§§. 327—329). Bei den Bodo- und Dhimál-Stämmen roden die Männer die Felder aus, graben den Grund und Boden und bauen die Häuser, —

„die Frauen dagegen, von den Mädchen unterstützt, sind innerhalb der vier Wände mit Spinnen, Weben und Färben der Kleidung der Familie, mit Brauen und mit Kochen beschäftigt“.

In ähnlicher Weise lesen wir von einem andern Bergvolke, den friedlichen Santals:

„Die männlichen Kinder pflügen, hüten die Rinder, bringen die Ernte ein, bauen und reparieren die Familienhäuser, fertigen die Karren und Pflüge an, destillieren den Páchúü, Brantwein aus Reis, und verrichten die ganze Arbeit ausser dem Hause, während die weiblichen Kinder den Inerá und den Reis enthülsen, das Öl aus den Senfsamen auspressen, die Nahrung für den Hausstand kochen, den Markt besuchen, wenn einer in der Nähe ist, und nach den Hühnern, Schweinen, Ziegen und Tauben sehen; wenn die Eltern alt und schwach werden, werden die Kinder ihre Stützen und Erhalter.“

SHORTT erzählt das Nämliche von den Todas, einem gleichermaassen unkriegerischen Volksstamme. Die Frauen „werden zu Hause gelassen, um das zu verrichten, was europäische Frauen als ihren rechtmässigen Pflichttheil betrachten und thun selbst nicht einmal einen Schritt aus dem Hause, um Wasser oder Holz zu holen“. Dasselbe ist auch der Fall mit einem von jenen entfernt lebenden Volke, den Pueblos von Nord-America, welche



durch die Bauart ihrer zusammengesetzten Dorfwohnungen „schwarze Barbarei ausschliessen“ und ein rein landbauendes Leben führen. MORGAN sagt: „Bei den Dorf-Indianern gilt es jetzt als Regel, dass die Männer die schwere Arbeit auf sich nehmen, was zweifellos der Fall war, als dieser Pueblo erbaut wurde.“

Diese auffallenden, von uncivilisierten Völkerschaften dargebotenen Contraste erinnern uns an die gleichartigen Gegensätze, welche bei den civilisierten Nationen bestehen. In Ländern, wo, wie in Deutschland und Frankreich, die militärische Organisation hoch entwickelt ist, ist die Arbeit ausserhalb des Hauses, welche den Frauen zufällt, schwer und andauernd regelmässig, während sie in England und America, mit dem geringeren militärischen Charakter ihrer Organisation, weniger umfangreich und leichter ist.

Offenbar entwickeln sich diese Gegensätze unvermeidlich. Solange die Energie der Männer hauptsächlich darauf gerichtet ist, Feinde oder das Wild zu tödten, müssen Arbeiten anderer Arten hauptsächlich den Frauen zufallen; und umgekehrt, wo die Männer nicht in dieser Weise durch Kriege oder Jagd abgezogen werden, nöthigt sie der Druck der zunehmenden Bevölkerung allmählich dazu, productive Gewerbe zu betreiben und die schwerere Arbeit zu übernehmen.

#### §. 731.

Psycho-physische Verschiedenheiten anderer Arten als die durch das Geschlecht bestimmten äussern, besonders in früheren und in neueren Zeiten, wahrnehmbare Wirkungen auf die Vertheilungsweise der Leistungen.

Selbst von den Feuerländern, so niedrig ihre Stellung auch ist, erzählt uns FITZROY:

„Es ist doch merkwürdig, dass gewöhnlich ein Jeder der Eingebornen für eine besondere Leistung erzogen wird: so wird der Eine ein Specialist im Speerwerfen, ein Anderer ein Specialist für Schlingen, ein Dritter für Bogen und Pfeile; diese Vorzüglichkeit in einer Richtung verhindert es aber nicht, dass sie in allen übrigen eine beträchtliche Fertigkeit erlangen.“

Gleicherweise lesen wir von den Indianern der Hudson's Bay: „Viele Personen besitzen die Geschicklichkeit nicht, welche für

die Anfertigung eines Canoes erforderlich ist, und sie stellen diejenigen dazu an, welche Erfahrungen gehabt haben und von denen es bekannt ist, dass sie ein ausgezeichnetes Boot bauen.“ In ähnlicher Weise sagt derselbe Schriftsteller von den benachbarten Eskimos: „manche Frauen zeichnen sich in der Anfertigung von Stiefeln aus und machen in manchen Jahren zeitweise nichts Anderes als Stiefel, während Andere dafür die andern Kleidungsstücke herstellen.“ Von den Malegassen schreibt ELLIS, dass, während sie Alle in gewissem Maasse Landbauer und Hirten blieben, sich doch eine Anzahl von ihnen einer besonderen Beschäftigung widmete, in welcher sie sich auszeichnete.“

Dass es bei den vollständig civilisierten Völkern in gleicher Weise Specialisationen der Leistungen giebt, welche durch natürliches Geschick veranlasst werden, bedarf keines Beweises: Professionen und Handwerke werden häufig dadurch bestimmt. Während der zwischen inneliegenden Entwicklungsstufen, auf denen die Beschäftigungen durch Kasten und Gilden reguliert werden, werden die Individuen daran gehindert, ihren natürlichen Neigungen zu folgen. Nichtsdestoweniger entwickelte sich das, von organisierten Gruppen, Generation auf Generation ausgeübte Handwerk wahrscheinlich bei Vorfahren mit speciellen Anlagen; und in gewissem Maasse durch Vererbung, in noch höherem Maasse aber durch die Cultur bildete sich eine gewisse psycho-physische Veranlagung. In Bezug auf die Hindus führt DUTT eine erläuternde Thatsache an: „Die arischen Vaisyas trieben im alten Indien verschiedene Gewerbe und Professionen, ohne aber besondere Kasten zu bilden; es waren dies Schreiber und Ärzte, Goldschmiede und Schmiede etc.“; alle diese Beschäftigungen von verhältnismässig ziemliches Geschick voraussetzenden Arten waren in die Hände der intelligentesten Leute gekommen.

Ausserdem, dass einzelne besonders dazu veranlagte Individuen gewisse Erwerbszweige ergreifen, kommt es auch vor, dass ganze Abtheilungen eines staatlichen Gemeinwesens in ähnlicher Weise gewisse Handwerke ergreifen. So sagt GARCI-LASSO, wo er von Peru schreibt:

„Das feine Zeug wurde in den Provinzen angefertigt, wo die Eingebornen am erfahrensten und geschicktesten in seiner Herstel-



lung sind; die gröbere Art wurde in Districten gemacht, wo die Eingebornen weniger Geschick besaßen.“

In Bezug auf eine Abtheilung desselben Volkes erzählt uns CIEZA, dass die Canchen „im Bearbeiten, besonders von Gold und Silber, immer geschickt sind“. Ein auf ähnlichen Ursachen beruhendes örtliches Specialisiren der Gewerthätigkeit besteht auf den Fidschi-Inseln. Einige von ihnen „sind berühmt wegen solcher Sachen, wie hölzerne Teller, Ruder, Canoes u. s. w., andere wegen ‚Tapa‘, ‚Sinnet‘, Matten, Körbe u. s. w., wieder andere wegen ihrer Töpfe, Fischnetze, Curcumä und ‚Loa‘ (Lampenschwarz)“.

Als von gleicher Natur kann noch auf jenes umfassendere Specialisiren der Leistung hingewiesen werden, welches sich zwischen Nationen herausbildet. Für dasselbe mag die Veranlagung des englischen Volkes für maritimes Leben als Beispiel angeführt werden.

Unter den von psycho-physischen Eigenthümlichkeiten abhängigen Arbeitstheilungen ist zunächst noch die Verweisung niederer Beschäftigungen an die geknechteten Classen hervorzuheben. Dies tritt zuweilen ganz unabhängig von einem Zwange auf. In Bezug auf gewisse Japaner, welche Pferde tödten und ihnen die Haut abziehen, schreibt ADAMS:

„Es fanden sich selbst unterhalb dieser [Landbauern u. s. w.] in der socialen Stufenweise noch zwei Classen von Menschen, die Eta und die Hinin. Die Eta waren eine Classe von Ausgestossenen, die in besonderen Dörfern oder Niederlassungen, von der übrigen Bevölkerung getrennt, lebten; mit dieser ehelich zu vermischen, war ihnen nicht gestattet. Ihre Subsistenzmittel erwarben sie sich durch die Bearbeitung von Häuten und durch Umwandlung dieser in Leder. Das Arbeiten mit präpariertem Leder galt nicht für eine Verunreinigung, es war nur die Behandlung der rohen Häute, welche dafür angesehen wurde.“

Dass Unfähigkeit zu höherer Arbeit zu diesem Specialisiren geführt hat, ist eine Meinung, welche wir bereitwillig annehmen, wenn wir daran denken, dass selbst bei uns die Classe der „Nachtarbeiter“, welche, wie ich glaube, noch immer in einigen Orten existiert, doch aus den niedriger Stehenden gebildet worden ist, da sicher wohl nur Diejenigen, welche nicht im Stande waren, sich auf andere Weise zu erhalten, sich einer so widerwärtigen Arbeit unterzogen haben. Selbstverständlich sind die

dienenden Classen hauptsächlich aus Gefangenen und deren Nachkommen gebildet worden, und da, dem Durchschnitte der Fälle nach, besiegte Völker in irgend einer oder der andern Richtung ihren Besiegern gegenüber untergeordneter Natur waren, so können wir annehmen, dass die Arbeitstheilung zwischen den die Sklaven liefernden und den herrschenden Classen einen psycho-physischen Ursprung hatte. Dies war wahrscheinlich der Fall mit den Heloten von Sparta, und es ist sicher der Fall gewesen mit den heidnischen Neger-Völkern, welche während des Verlaufs so vieler Generationen von ihren christlichen Herren geraubt worden sind. Doch besteht dies Verhältniß nicht ganz allgemein, denn zuweilen werden die höher entwickelten Völker von den ihnen an Zahl und an Wildheit überlegenen untergeordneten Völkern besiegt. Etwas Derartiges ereignete sich in Mexico, wo die civilisierten Tolteken von den barbarischen Chechemecas und Azteken überwunden wurden, welche, nun zu Herrschern geworden, zweifelsohne die besseren Leute zwangen, die schlechteren Arbeiten auszuführen. Die deutlichsten Beispiele bieten aber Griechenland und Rom dar. Siege bei ihren Kriegen hingen von andern Ursachen ab, als von geistiger oder körperlicher Überlegenheit. GROTE sagt von den Griechen: „Sklaverei war ein Elend, welches in jener Periode der Unsicherheit über einen Jeden kommen konnte.“ Wie wenig bei den Römern Sklaverei mit einer untergeordneten Natur in Verbindung stand, wird durch verschiedene, in der letzten Abtheilung des vorliegenden Werkes, welche von den Professionen handelt, angeführte Thatsachen bewiesen; es wird ferner bewiesen durch die folgende Stelle aus MOMMSEN:

„Der Geschäftsbetrieb . . . erfolgte durchgängig durch Sklaven. Der Geldverleiher und der Banquier richteten . . . Nebencomptoire und Zweigbanken unter Direction ihrer Sklaven und Freigelassenen ein. Die Gesellschaft, die vom Staate Hafenzölle gepachtet hatte, stellte für das Hebegeschäft in jedem Bureau hauptsächlich ihre Sklaven und Freigelassenen an. Wer in Bauunternehmungen machte, kaufte sich Architektensklaven; wer sich damit abgab, die Schauspiele oder Fechtspiele . . . zu besorgen, erhandelte oder erzog sich eine spielkundige Sklaventruppe. Der Kaufmann liess sich seine Waren auf eignen Schiffen unter der Führung von Sklaven oder Freigelassenen kommen und vertrieb sie wieder in derselben Weise im Gross- und Kleinverkehr. Dass der Betrieb der Bergwerke und der Fabriken lediglich durch Sklaven erfolgte, braucht danach kaum gesagt zu werden.“



Wir müssen daher in Beziehung auf den psycho-physischen Factor bei der Theilung der Arbeit sagen, dass sie, wenn ihr freier Spielraum gewährt wird, wohlthätiges Specialisiren hervorruft, dass aber ihre Wirkungen durch die Wirkungen anderer Factoren so durchkreuzt werden, dass nur wenig Bestimmtes in Bezug auf ihren Antheil an der weiteren Organisation der Gewerbethätigkeit gesagt werden kann.

### §. 732.

Viel bestimmtere Wirkungen können mit vollem Rechte dem Charakter der Umgebung zugeschrieben werden. Wir wollen diese unter dem Sammelbegriff der topischen Arbeitstheilung betrachten.

In vollständig rohen Gesellschaftsformen fangen die durch die umgebenden Verhältnisse verursachten Differenzierungen an aufzutreten. Es giebt „zwei Zweige der Ostiaken, Jäger und Fischer“: die letzteren leben an den Ufern des Ob, die andern an andern Orten. Offenbar wird Seefischerei selbst in unentwickelten Gemeinwesen durch die Nähe des Meeres bestimmt und giebt Veranlassung zu industriellen Niederlassungen. Hier-nach sind „Viele von den [Gesellschafts-]Insulanern Fischer von Profession“. Andere derartige natürliche Gelegenheiten sind ebensowohl auf die wenig civilisierten wie auf die civilisierten Gesellschaften von Einfluss. Unter den Chibchas waren „die Poyras [oder Yapotogen, an den Ufern des Neyba] grosse Bergleute, da es in ihrem Lande sehr viele Goldadern gab“. In Mexico:

„wird ein ausgedehnter Handel mit diesem Salze [von der Oberfläche des Bodens gesammelter Salpeter] von den Mexikanern von Yxtapaluca und Yxtapalapa getrieben, welche Namen die Orte bedeuten, wo Salz oder Yxtatl gesammelt wird; und bis auf den heutigen Tag ist das Volk von Yxtapalapa noch damit beschäftigt.“

Ebenso werden in Peru —

„die Schuhe in den Provinzen gefertigt, wo Aloes in der grössten Fülle vorkommen, denn sie werden aus den Blättern eines Maguey genannten Baumes gemacht. Auch die Waffen werden von den Provinzen geliefert, wo die Materialien zu ihrer Herstellung am reichlichsten vorhanden sind“.

Von alten Völkerschaften können die Phönizier als ein Beispiel darbietend angeführt werden.

„Der Schiffbau war in den Städten des nördlichen Phöniziens concentrirt, dessen Bewohner dadurch darauf geführt wurden, dass ihr gebirgiges Land weniger fruchtbar war und die Wälder des Libanon zu ihrem Bezirke gehörten.“

Zu diesem Falle mag noch weiter angefügt werden, dass für Venedig die günstigen Wasserverbindungen und die Unzugänglichkeit für Feinde, welche die Einfuhrkanäle nicht kannten, einen Vortheil zur Entwicklung des Handels darboten.

Bereits im zweiten Theile dieses Werkes sind Beispiele ähnlicher Art, wie sie England selbst darbietet, angeführt worden. Einige wenige andere, jene bestätigenden Fälle mögen hier noch gegeben werden. Das Domesday-Buch zeigt, dass —

„Salzwerke in manchen Grafschaften, besonders in solchen, die an der Küste liegen, sehr zahlreich waren. In Sussex gab es zur Zeit der Eroberung davon nicht weniger als dreihundertundfünfundachtzig“.

Die Anfertigung wollener Stoffe begann in „den Grafschaften, welche die beste Wolle producierten, und bei dem unvollkommenen Zustande der Verkehrsmittel wurden natürlich die Fabriken in erreichbarer Nähe vom Rohmaterial localisirt“. Als aber die Strassen verbessert wurden, verursachten die grossen Erleichterungen, welche Yorkshire darbot, eine Wanderung dahin, so dass dies der Haupt-Wollbezirk wurde.

„Die Seidenweberei von England entstand in den billigen Theilen seiner Hauptstadt, weil sie ihre Abnehmer für die kostspieligen ornamentalen Zeuge unter der luxuriösen Bevölkerung des Hofes suchen musste; dort blieb sie ein Jahrhundert lang bestehen, . . . bis sie in der selbstthätigen Maschinenarbeit der Baumwollenweberei-Districte einen dem Monopole von Spitalsfield nachtheiligen Anziehungspunkt fand.“

Die Billigkeit der Arbeitskraft, hier durch Kohle und dort durch Wasser erlangt, ist in der That eine machtvolle Ursache dieser örtlichen Theilung der Arbeit gewesen. Nach 1769 —

„wurden die grossen Fabriketablissemens der Herren Arkwright und Strutt in Belper, Cromford und Milford, früher Orte von der alleruntergeordnetsten Bedeutung, dorthin verpflanzt infolge der Erleichterungen, welche diese Plätze in Bezug auf die Erlangung von Wasserkraft in reichlichstem Maasse gewährten; und in vielen andern Fällen führte derselbe Umstand zur Gründung von Baumwollen-Fabriken an Orten, welche so abgelegen waren, dass es nothwendig wurde, Arbeiter aus der Entfernung heranzuziehen“.



Die Einflüsse der ganzen Umgebung, welche hiernach die Differenzierung unter den Theilen des socialen Organismus herbeiführen, sind häufig unwiderstehlich. Man braucht nur zu fragen, was das Resultat davon sein würde, wenn man versuchen wollte, Weizen zu bauen an den Abhängen der schottischen Berge, wo Schafzucht getrieben wird, oder den Abbau von Zinn von Cornwall nach Lincolnshire zu verlegen, um einzusehen, mit welcher Nothwendigkeit manche örtliche Arbeitstheilungen eintreten.

### §. 733.

Für den nächsten Abschnitt in der Darstellung unseres Gegenstandes die Überschrift „locale Arbeitstheilung“ zu wählen, erscheint widersinnig, da doch eine örtliche, topische Theilung doch eben eine locale ist. Indessen bezieht sich der Ausdruck „local“, wie er hier angewandt wird, auf die Theilung der Arbeit innerhalb einer und derselben Örtlichkeit, während topisch oder örtlich sich auf die Vertheilung der Arbeit auf verschiedene Örtlichkeiten bezieht. Um diesen Unterschied zu bezeichnen, scheint sich kein besonderer Ausdruck zu bieten, und ich sehe mich genöthigt, das Wort local in dem angeführten Sinne zu gebrauchen.

Schon wo die einzelnen, an verschiedenen Orten von Männern und Frauen übernommenen Pflichten aufgezählt wurden, ist auf die Thatsache hingewiesen worden, dass die locale Theilung der Arbeit unter den Gliedern eines jeden Hausstandes entsteht. Wie BOGLE von dem Volksstamme der Bhutan sagt: „eine jede Familie ist in den meisten der nützlichen Künste wohlbewandert und enthält in sich beinahe alle Lebensbedürfnisse.“ Und dieser Zustand charakterisiert im Allgemeinen frühe Entwicklungsstufen.

Der Übergang zu einem weiter differenzierten Zustande zeigt sich zuerst durch das Auftreten Einiger, welche dies oder jenes Handwerk mit grösserem Geschick als gewöhnlich betreiben. Wo DUFF MACDONALD von den Negeren schreibt, bemerkt er, dass in der Nähe von Blantyre „der Holzarbeiter kaum ein besonderes Geschäft hat. Beinahe Jedermann verrichtet seine eigene Holzarbeit für sich selbst.“ Eine theilweise Arbeitstheilung zeigt sich aber bei diesen Leuten in anderer Weise. Derselbe Schriftsteller erzählt uns, dass —

„die hauptsächliche Methode, den Lebensunterhalt zu gewinnen, die Bebauung des Bodens ist. In der Nähe eines an Fischen reichen Sees kann die Bebauung des Bodens, wenn sie auch nicht ganz aufgegeben wird, eine untergeordnete Stelle einnehmen“.

Er sagt auch weiter, dass der Schmied „nicht so ausschliesslich von seinem Handwerk lebt, dass er seine Farm vernachlässigen könnte“. Das Beispiel von Tahiti weist einen Fall von noch weiter gehender Specialisation auf.

„Die meisten Eingebornen können ein Buhoe aushöhlen, aber nur diejenigen, welche regelmässig zu der Arbeit erzogen sind, können ein grosses Canoe bauen, und dabei besteht eine beträchtliche Theilung der Arbeit.“

Derartige erste Schritte sind offenbar unvermeidlich. Es wird immer Einige geben, welche für besondere Handwerke besondere Geschicklichkeit besitzen; immer wird es der Fall sein, dass die ihnen als den Ausübenden derartiger Handwerke übertragene Menge Arbeit im Anfang nicht hinreichen wird, ihnen einen Lebensunterhalt ohne das Weiterführen der gewöhnlichen Beschäftigungsweise zu beschaffen; und es wird beständig der Fall eintreten, dass es in dem Verhältnis, in welchem die Bevölkerung zunimmt und die Aufträge für sie sich vermehren, möglich und vortheilhaft werden wird, sich ausschliesslich derartigen Handwerken zu widmen.

Unter sich sonst gleichbleibenden Verhältnissen wird die Ausdehnung, in welcher die locale Theilung der Arbeit durchgeführt wird, von dem Grade der Isolirtheit der Gruppe bestimmt werden, — Isolirtheit, wie sie bald durch die Entfernung von andern Gruppen, bald durch die Feindschaft gegen andere Gruppen, bald durch Beides verursacht wird. Für ökonomische Unabhängigkeit boten in den mittelalterlichen Zeiten die Klöster gute Beispiele dar. Dr. JESSOPP sagt:

„Alles und Jedes, was gegessen oder getrunken oder getragen wurde, beinahe Alles, was in einem Kloster gemacht oder gebraucht wurde, wurde an Ort und Stelle producirt. Das Getreide wuchs auf ihrem eignen Grund und Boden; das Korn wurde auf ihrer eignen Mühle gemahlen; ihre Kleidungsstücke wurden aus der Wolle ihrer eignen Schafe verfertigt; sie hatten ihre eignen Schneider und Schuhmacher, und Tischler und Schmiede, beinahe jederzeit zu erreichen; sie hielten ihre eignen Bienen; sie erbauten ihre eignen Garten-erzeugnisse und ihre eignen Früchte; ich vermuthe, sie verstanden



mehr von Fischcultur als wir Modernen uns, bis vor ganz kurzer Zeit, zu verstehen rühmen konnten; ja, sie hatten ihre eignen Weinberge und machten sich ihren eignen Wein.“

Für industrielle Unabhängigkeit bieten in jenen Zeiten in ähnlicher Weise die Lehnsgüter und die feudalen Herrnsitze Beispiele dar. In Frankreich wurde zu Ende des 9. Jahrhunderts als ein Resultat des entstehenden Feudalismus und der damit auftretenden Isoliertheit der Herrnsitze die Verbreitung der Waren erschwert und gehemmt: „Jedermann machte sich seine Kleidung . . . und seine Waffen für sich, oder sie wurden ihnen von seinen Leuten gemacht.“ Und während der ersten Feudalperiode bis auf 1170:

„Auf den Landgütern wurden die verschiedenartigsten Handwerke häufig gleichzeitig ausgeübt: ein und derselbe Mann war auf einmal Fleischer, Bäcker, Schafhirt, Weber u. s. w. . . . Im Mittelalter wurden auf den Schlössern beinahe sämmtliche Artikel, die auf ihnen gebraucht wurden, hergestellt, besonders Kleidung, welche von Frauen, selbst der höchsten Rangclassen, gesponnen, gewoben und zugerichtet wurden.“

In jenen Zeiten des ganz allgemeinen Gegensatzes war es für jede einzelne Gruppe nothwendig, sich selbst genügen zu können. Die Gefahr, „von dem Fremden abhängig zu sein,“ welche während der Agitation für den Freihandel so beständig hervorgehoben wurde, war eine Gefahr, welche in den Zeiten des Feudalismus innerhalb jeder einzelnen Nation vorhanden war und es für jede einzelne Gruppe erforderlich machte, ein vollständiges Gesellschaftsganze zu bilden.

Auf locale Gruppen anderer Arten hatte in jenen Zeiten eine relative Isolierung dieselbe Wirkung. Prof. CUNNINGHAM spricht vom 12. Jahrhundert und sagt da:

„In einem jeden Dorfe scheint im Verhältniß eine grössere Anzahl von Handwerksleuten vorhanden gewesen zu sein, als wir es gegenwärtig bei der ländlichen Bevölkerung finden; jeder Hausstand, oder auf alle Fälle wenigstens jede kleine Gruppe, hatte das erforderliche Geschick, die hauptsächlichsten Artikel der Kleidung und des Hausgebrauchs zu liefern, so dass die Dörfer nicht so rein ackerbauend waren, wie sie es heutzutage sind.“

Gleichzeitig waren auch Städte vergleichsweise unabhängig von den Dörfern. Prof. CUNNINGHAM fährt folgendermaassen fort:

„Die Städtebewohner hatten nicht gänzlich den ländlichen Beschäftigungen entsagt; die Differenzierung zwischen Stadt und Land war unvollkommen; es wäre thatsächlich wohl richtiger zu sagen, dass sie kaum begonnen hatte.“

Es liegt allerdings auf der Hand, dass dies Verhältnis, da die Städte doch anfangs nur grössere Dörfer waren, mit Nothwendigkeit bestehen musste. Innerhalb jeder einzelnen bestand eine grössere Verschiedenartigkeit, weil sie nicht durch ein Verschiedenwerden gegenseitig von einander abhängig geworden waren.

Die Ausdehnung, bis zu welcher die locale Theilung der Arbeit geht, wird zum grossen Theil von der Grösse der Gruppe bestimmt. Wo nur zwanzig Personen vorhanden sind, da können nicht dreissig Handwerke getrieben werden. Ein anderes vorläufiges Erfordernis ist, dass die Bestandszahl der Gruppe eine derartige ist, dass die auf jede Art von Handwerker entfallende Nachfrage seine Geschicklichkeit in gehörigem Maasse entwickelt und die Vorrichtungen bezahlt macht, die ihm eine Überlegenheit gewähren: andere Mitglieder der Gruppe würden sonst keinen Vortheil darin finden, ihn zu beschäftigen. An dritter Stelle muss der Umfang seines Geschäfts so sein, dass es ihm den Lebensunterhalt gewährt; und in kleineren Gruppen schliesst das verschiedene Arten von Beschäftigungen aus. Es ist daher ein dreifacher Grund vorhanden für die beschränkte Arbeitstheilung in, nur Wenige enthaltenden Gruppen und für die Vermehrung der Beschäftigungsarten in Begleitung einer Zahlenzunahme: die Gruppe wird heterogener in dem Maasse als sie grösser wird. Durch alle Stufen der socialen Entwicklung durch sehen wir Belege für diese Wahrheit. Im Vergleiche mit den Beschäftigungsarten in kleinen Stämmen sind die Beschäftigungsweisen in volkreichen Negerstämmen zahlreich; und eine gleiche Vielfältigkeit der Gewerbe existiert bei den Fidschi-, den Sandwich-Insulanern, den Bewohnern von Tahiti, den Tonga- und den Samoa-Insulanern. Gesellschaften des Alterthums bieten reichliche Zeugnisse dar. Da die Fruchtbarkeit des Nilthales eine starke Bevölkerung möglich gemacht hatte, waren auch die Erwerbszweige zahlreich geworden.

„Von Gewerbsleuten erwähnen die gräco-ägyptischen Documente, welche auf uns gekommen sind, Fischer, Schnitter, Bäcker, Anfertiger



von Honig, Öl, von Cici, den Pastetenbäcker, Milchverkäufer, Wasserträger, Zeughändler, Wollenfabrikant, Tauverfertiger, Leinenzeugmacher, den Verfertiger gefärbter Zeuge, den Zeugwalker, den Purpurchändler, den Teppichverfertiger, den Matratzenmacher, den Schuhmacher (?), die Hauptarbeiter in Bergwerksangelegenheiten, den Kupferschmied, den Kupferciseleur, den Eisenschmied, den Messingschmied, den Schwertfeger, den Goldschmied, den Elfenbeinarbeiter, den Böttcher, Steinmetz, Steinarbeiter, den Steingrubenarbeiter, den Alabasterarbeiter, den Hieroglyphengraveur, den Bildhauer, Architekt, Maurer, Schiffbauer, Decorationsmaler, Heizer, Reiniger, Geometer, Bootsmann, Lootsen, Flötenbläser, Leierspieler, Tänzer, Faustkämpfer, Karawanenführer; Arzt, Barbier, Parfumeur, Einbalsamierer, Leichenconductführer, den Choachyt, Taricheut, Paraschist.“

Dasselbe war in Griechenland eingetreten; und den damit in Zusammenhang stehenden Unterschied in der Arbeitstheilung in kleinen und grossen Orten, hatte bereits XENOPHON erkannt.

„In kleinen Städten macht ein und derselbe Mann ein Ruhebett, eine Thür, einen Pflug und einen Tisch; und häufig ist dieselbe Person auch noch ein Baumeister und ist sehr zufrieden, wenn er damit Kunden genug finden kann, sich zu erhalten; es ist für einen Mann, welcher viele Dinge bearbeitet, unmöglich, Alles gleich gut zu thun; weil aber in grossen Städten viele Menschen sind, die jedes einzelne besondere Ding brauchen, so reicht ein Handwerk hin, um jedes Individuum zu erhalten, und in der That sogar häufig nicht einmal ein ganz vollständiges Gewerbe, sondern der eine Mann macht Schuhe für Männer und ein anderer Schuhe für Frauen; zuweilen kommt es vor, dass Einer seinen Lebensunterhalt damit findet, dass er Schuhe flickt, ein Anderer, dass er sie ausschneidet, ein Anderer, dass er nur Oberleder (*χιτῶνας*) ausschneidet; und ein Anderer thut nichts von diesem Allen, sondern setzt einfach die einzelnen Stücke zusammen. Es muss also Derjenige, welcher mit einer Arbeit des geringsten Umfangs beschäftigt ist, dieselbe nothwendigerweise am besten ausführen.“

Aus dem alten Rom haben wir Beweise von einer ähnlichen Verschiedenheit der gewerblichen Einrichtungen in frühen und in späteren Zeiten. MOMMSEN sagt:

„Acht Innungen von Handwerkern wurden unter den Einrichtungen des Königs Numa aufgezählt, d. h. unter den Einrichtungen, welche in Rom seit unvordenklichen Zeiten bestanden hatten. Es waren dies die Flötenbläser, die Goldschmiede, die Kupferschmiede, die Tischler, die Walker, die Färber, die Töpfer und die Schuhmacher.“

In späteren Zeiten werden aber anstatt acht besonderer Gewerbe deren 60 aufgeführt, welche meistens von Griechen

betrieben werden. Wenn wir auf neuere Zeiten herabkommen, so wird es genügen, Frankreich namentlich anzuführen, wo in der früheren Feudalzeit (11. und 12. Jahrhundert) 76 Gewerbe aufgezählt werden, während am Ende des 16. Jahrhunderts ihre Zahl auf 170 gestiegen war.

Die locale Arbeitstheilung ist der örtlichen [topischen] Theilung der Arbeit dienstbar. Eine jede irgendwie bedeutende Abtheilung der Gemeinde, welche zum Betriebe eines besonderen Gewerbes günstig gestellt ist, kann sich dem Betriebe dieses Gewerbes nur unter der Bedingung widmen, dass sich eine Menge von Arbeitern und Händlern mit ihr in Verbindung setzen, welche die Bedürfnisse der sich diesem besonderen Gewerbe widmenden Menschen befriedigen. Wenn Sheffield Messer fabriciert, Lancashire Baumwollenzeuge webt, Yorkshire Wollenwaaren anfertigt, so ist in einem jeden einzelnen Falle eine locale Entwicklung der verschiedenen Gewerbe und Professionen erforderlich, welche den Handwerkern u. s. f., die die Stahlwaaren, Calicos oder Wollenwaaren producieren, dienen und helfen.

Und hier gestatte ich mir, auf eine lehrreiche Parallele zwischen der sociologischen Theilung der Arbeit und der physiologischen Arbeitstheilung hinzuweisen. Bereits im 2. Theile, „Inductionen der Sociologie“ (§§. 216—219), sind verschiedene Parallelen namentlich angeführt worden; hier ist noch eine weitere. Denn in dem Körper eines Individuums ebenso wie in dem politischen Körper ist die Bedingung, unter welcher allein sich irgend ein Organ seinen speciellen Functionen widmen kann, die, dass es von Systemen erhaltender, reinigender und anregender Vorrichtungen durchsetzt wird. Mag es ein Muskel oder ein Nervencentrum sein, mögen es die Lungen oder Därme sein, die Leber, die Nieren, oder die Bauchspeicheldrüse (Pancreas), überall hin verbreitet sich verästelnd ein System von Arterien, kleineren arteriellen Gefässen, Capillargefässen, ein System von kleineren und grösseren Venen, ein System von Lymphgefässen, von Nervenfasern und ein allgemeines Gerüst von Bindegewebe, welches die einzelnen Bestandtheile an ihrem Orte erhält. Damit die Gruppe von Nervenzellen oder von Leberzellen oder von Nierenzellen ihre Rollen in der topischen Arbeitstheilung erfüllen können, müssen in ihnen allen, sich durch sie hindurch



verzweigend, die verschiedenen Einrichtungen vorhanden sein zur Ernährung, zur Herbeischaffung des zu bearbeitenden Materials, zur Fortschaffung der Producte und zur Reizung.

### §. 734.

Wir haben bis jetzt die topische (örtliche) Arbeitstheilung und die locale Theilung der Arbeit betrachtet. Es bleibt noch die Arbeitstheilung im Einzelnen übrig, — jene Theilung, welche innerhalb einer jeden producierenden oder verbreitenden Gewerbeanlage auftritt. Es ist dies die Form, welche wir gewöhnlich im Sinne haben, wenn der Ausdruck gebraucht wird.

In dieser Richtung charakterisierte Specialisierungen treten schon auf vergleichsweise frühen Entwicklungsstufen auf. So sagt BURTON in seinem „Abeokuta“:

„Afrikaner, wie Asiaten, sind gross in der Theilung der Arbeit,“ so z. B. beim Bauen eines Hauses. „Einige hackten eine tiefe Höhle aus . . . Eine andere Gruppe bearbeitete den Lehm, . . . während eine dritte Partie damit beschäftigt war, Gras als Dachstroh und Palmblätter für das Dach zuzurichten. Wenn das eigentliche Bauen beginnt, dann wird eine Schicht Leute dazu bestimmt, Lehmballen nach dem Orte der Handlung zu bringen, eine zweite Schicht Arbeiter breiten die Lehmballen in die Form von Mauern aus und schlagen sie platt, eine dritte Gruppe, Knaben und Mädchen, reichen weitere Lehmballen vom Boden oder vom Gerüst den weiter oben stehenden Maurern zu, ferner ein Aufseher, der mit seiner hölzernen Schaufel die Sachen loth- und wagerecht macht, und endlich Strohdachdecker, um das Ganze fertig zu machen.“

Das Wachsthum jener Arbeitstheilung, welche mit dem Erzeugen einer Waare ihr Ende findet, wird von unserer eignen Geschichte genügend dargeboten. In der Mitte des 16. Jahrhunderts —

„waren mehrere bestimmte Classen von Arbeitern bei der Anfertigung von Tuch beschäftigt. Da gab es Weber, Walker, Arbeiter an der Walkmühle, Tuchscheerer, Färber, Schafscheerer, Wollkrämpler und Sortierer und Spinner, ebenso Krämpler und Spuler von Garn.“

Und wie sich diese Unterabtheilungen allmählich vervielfältigt haben, wird durch die Thatsache erwiesen, dass selbst vor fünfzig Jahren schon die Classen von, bei der Wollenmanufactur beschäftigten Arbeitern von den oben genannten zwölf auf das Doppelte dieser Zahl vermehrt waren.

Es lässt sich aber keine ganz zutreffende Vorstellung dieser auf Einzelheiten sich erstreckenden Arbeitstheilung bilden, solange wir nur die mit ihrer Hand thätigen Arbeiter in Betracht ziehen und die geistigen Arbeiter, welche jene leiten und anstellen, ausser Auge lassen. Bei einem nicht entwickelten Handwerksbetrieb ist der Verfertiger einer Waare beides, Gehirnarbeiter und Handarbeiter, auf einmal; in einem entwickelten Gewerbebetriebe haben sich aber Gehirnarbeit und Handarbeit getrennt; und während die Arbeit der Hände in hohem Maasse weiter getheilt worden ist, ist auch die Gehirnarbeit bedeutend vertheilt worden. Ich theile hier die Skizze der Organisation eines Fabriketablissements in Birmingham mit, welche mir einer meiner Freunde, Theilhaber in dem Geschäft, überlassen hat. In der anordnenden Abtheilung enthält die erste Classe nur die Vorstände der Firma, von denen der eine Vormann ist. In der nächsten Classe stehen der Obergeringieur, der Arbeitsordner, der Vorstand der Abtheilung für Anschläge und Berechnung, der Vorstand des Cassen-Departements und der Vorstand des fertigen Lagers. Dann kommt die dritte Classe von Gehirnarbeitern, welche von Frauen gebildet werden, — der Facturen-Beamte, der Lagerhalter und der Assistent in der Cassenabtheilung. Das Nächste sind zwei Mittelstellungen zwischen Kopf und Händen: der Vormann der Giesserei-Abtheilung und der Vormann-Zurichter oder Ingenieur-Mechaniker, welche Beide untergeordnete Gehülfen zur Unterstützung in ihren Functionen haben. Von diesen anordnenden Classen steigen wir hinab zu den arbeitenden Classen; und von diesen giebt es elf Arten im ersten Grade, neun Arten im zweiten Grade und sieben Arten im dritten Grade. Es sind daher acht Arten von Gehirnarbeitern, vier Arten von halben Gehirn- und halben Handarbeitern und siebenundzwanzig Arten von Handarbeitern vorhanden.

Schränken wir unsere Aufmerksamkeit auf die werkthätigen Theile industrieller Anlagen ein, so können wir passenderweise zwischen zwei leitenden Formen der in ihnen sich darbietenden Arbeitstheilung unterscheiden: der gleichzeitigen und der einander folgenden. Es giebt Fälle, in denen die verschiedenen Theile irgend eines endlichen Products zu derselben Zeit von verschiedenen Gruppen von Handwerkern hergestellt werden, um später wieder von andern Handwerkern miteinander verbunden



zu werden; und es giebt andererseits Fälle, in denen das schliesslich hergestellte Erzeugnis durch eine Reihe von Arbeitern von Hand zu Hand geht, von denen ein Jeder oder eine Jede ihm seine oder ihre besondere Modification aufprägt. Wir wollen ein Beispiel von jeder Art betrachten.

Der Oberaufseher der Midland Railway-Werkstätten in Derby hat mir eine Schilderung der verschiedenen Classen von Leuten mitgetheilt, welche beim Anfertigen der einzelnen Theile der Locomotiven beschäftigt sind. Es ist unnöthig, hier ihre Namen und ihre speciellen Functionen aufzuführen. Die That-sache, welche uns hier angeht, ist, dass sich die Zahl der Classen auf nahezu vierzig beläuft, und, wenn man die verschiedenen Arten der Zurichtung mitzählt, auf ungefähr fünfzig: ihre sämtlichen verschiedenen Producte werden schliesslich von dem Erbauer und seinen Gehülfen zusammengesetzt.

Von der reihenförmigen Theilung der Arbeit wird ein gutes Beispiel von einem grossen Etablissement zur Herstellung von Biscuits dargeboten. Das Erste in der Reihe ist eine Abtheilung zur Inempfangnahme und Magazinierung der Rohmaterialien. Das Abwiegen der verhältnismässigen Mengen der Bestandtheile jeder besonderen Art von Biscuit ist der erste Vorgang. Dann kommt zunächst die Mischmühle, in welche Bedienstete diese Bestandtheile einschütten. Aus dieser kommt der zubereitete Teig heraus, welcher, in die Rollpressen übergehend, aus diesen in Platten von der gehörigen Dicke hervorgeht. Aus diesen Platten schneiden Stempelmaschinen Biscuits der gewünschten Grössen und Formen und befördern sie weiter auf Bretter. Diese Bretter, in die Mündungen ungeheurer Öfen gebracht und auf sich drehenden Rollen langsam durch sie hindurch geführt, werden auf der andern Seite mit den ordentlich gebackenen Biscuits herausbefördert. Durch eine mechanische Vorrichtung dann in das Sortierzimmer geschafft, werden die geordneten Biscuits von da zu den Leuten gebracht, welche sie verpacken. Endlich kommt das Etiquettieren und Stempeln der Büchsen daran.

Es wird uns hier wiederum gezeigt, wie eng die Analogien zwischen der sociologischen Arbeitstheilung und der physiologischen Theilung der Arbeit sind. Ausser der That-sache, dass, wie im socialen Organismus so auch im individuellen Organismus regulative Theile und werktthätige Theile vorhanden sind, —

die nervösen Organe und die verschiedenen andern Organe, — finden wir auch die Thatsache, dass bei diesen Organen beides sich findet, sowohl eine gleichzeitige als auch eine reihenweise nacheinander auftretende Arbeitstheilung. Während wir sehen, dass Knochen, Muskeln, Herz, Lungen, Leber, Nieren u. s. w. ihre beziehungsweisen Leistungen gleichzeitig ausführen, sehen wir, dass die Theile des Nahrungschanals ihre Functionen einer nach dem andern ausführt. Es tritt aufeinanderfolgend ein das Kauen, Einspeicheln, Hinabschlucken, das Auflösen, die Chymusbildung, Chylusbildung und schliesslich die Aufsaugung durch die Milchgefässe.

Und hier ist es allerdings merkwürdig, einen einzig dastehenden Fall zu beachten, in welchem zwei Gruppen sociologischer Arbeitstheilungen von der reihenweisen Art mit dieser physiologischen Reihe von Theilungen der Arbeit verbunden sind. Wir haben zuerst das Pflügen, Eggen, Säen, Ernten, Auf- und Abladen, Dreschen, Zu-Markte-Schaffen, Überführen in die Speicher des Getreidehändlers, Entfernen von dort zum Mahlen und endlich das Schaffen des Mehles zu den Bäckern; wir sehen ferner, wie hier gewisse reihenartig sich folgende Processe beim Backen von Broden durchgemacht werden oder, wenn wir jenem Theile des Mehles folgen, aus denen Biscuits gemacht werden, dass die oben beschriebenen Processe untereinander verbunden sind. Endlich tritt in dem, welcher von den Broden oder von den Biscuits isst, die physiologische Reihe von Arbeitstheilungen ein. Es werden daher vom Pflügen an bis zur Aufsaugung der Nahrung drei Reihen von Arbeitstheilungen in einem gewissen Sinne Theile einer verbundenen Reihe.

## §. 735.

Noch ein weiterer Abschnitt muss hinzugefügt werden. Eine Übereinstimmung mit dem allgemeinen Gesetze der Entwicklung ist an verschiedenen Stellen hervorgehoben worden. Wenn wir hier auf jene Wiedervertheilung von Stoff und Bewegung zurückgehen, welche allgemein die Entwicklung darstellt, so ist zu beachten, wie in der Welt der Gewerbethätigkeit überall das Gesetz bezeugt wird, dass Bewegung entlang der Richtung des geringsten Widerstandes oder der Richtung des stärksten Zuges oder in der Resultante aus beiden stattfindet.



Das Wachsthum einer Gesellschaft als eines Ganzen findet meistens über Gegenden hin statt, wo die zu überwindenden Widerstände am geringsten sind. Der einen Grenze entlang finden sich feindliche Stämme, während in einer andern Richtung keine Feinde vorhanden sind: die Bevölkerung breitet sich daher hierhin aus. Auf dieser Seite liegt ein fruchtbarer Landstrich, während auf der andern Seite ein öder Strich Landes liegt: und da die Schwierigkeiten für das Leben in diesen Richtungen verhältnismässig gross oder verhältnismässig klein sind, so nimmt die sociale Masse da zu, wo die Schwierigkeit relativ gering ist. Ferner herrscht in einem Theile des Wohnsitzes Malaria, während ein anderer gesund ist; die geringere Sterblichkeitsziffer in dem letzteren bestimmt die Vermehrung der Einwohnerzahl hier.

Die örtliche (topische) Arbeitstheilung bietet uns ähnliche Ursachen und Resultate dar. Die Küstenbevölkerung, dicht bei einem Vorrath von Nahrung lebend, findet es leichter zu bestehen, wenn sie sich diese aus dem Wasser holt, als mit denen in Concurrenz zu treten, welche ackern; und wenn die Fische in Menge erscheinen und die Nachfrage aus dem Inlande gross ist, dann nimmt die fischfangende Bevölkerung zu. Dasselbe gilt für Weizen bauende und Schafherden haltende Gruppen; die natürliche Beschaffenheit eines jeden Bezirks macht es seinen Bewohnern leichter, mit einer dieser Beschäftigungen den Lebensunterhalt zu erlangen, als mit einer andern, und ihre Bestrebungen folgen den Richtungen des geringsten Widerstandes. Wenn in irgend einer Gegend jene Anpassung der Natur eingetreten ist, welche die passende Beschäftigung hervorruft, da findet Widerstand gegen einen Wechsel der Function statt; das würde z. B. der Fall sein, wenn die Körper der Lancashire Weber die Arbeit der Kohlenbergleute ausführen sollten. Selbst ein Wechsel in der topischen Theilung der Arbeit, wie z. B. eine Wanderung der meisten Wollenmanufacturen von Gloucestershire nach Yorkshire erläutert den nämlichen Einfluss: denn infolge der dichten Nähe eines Wolle einführenden Platzes und des Vorhandenseins reichlicher Steinkohle, welche eine bessere Kraftquelle abgibt als Wasser, ist der Widerstand gegen die Production von Wollenzeugen, nach den Kosten der Fracht, der Arbeit und des Heizmaterials (Alles einen entsprechenden Theil

menschlichen Kraftaufwandes darstellend) berechnet, geringer als er an dem ursprünglichen Sitze des Industriezweiges war.

Bei der localen Arbeitstheilung bewirken und erzeugen analoge Ursachen auch analoge Wirkungen. Wie schon National-Ökonomen hervorgehoben haben: eine jede Wahl eines Gewerbes wird bestimmt durch die Gesammtheit der anregenden und abschreckenden Umstände, und das gewählte Gewerbe ist dasjenige, welches der Befriedigung der Gesammtheit der Bedürfnisse den geringsten Widerstand bietet. Dasselbe ist der Fall beim Übergange aus dem Zustande eines Producenten in den eines Abnehmers. Wenn in einem Dorfe die Frau eines Arbeiters Brod von einem Bäcker kauft, so geschieht es, weil die bei der Herstellung hausbackenen Brodes zu überwindenden Schwierigkeiten den Widerstand gegen diese Verfahrungsweise grösser machen als die Widerstände gegen das Verfahren, welches durch Extraausgaben dargestellt wird; und wenn der Landwirth aufhört, sein eigenes Bier herzustellen und es von einem localen Brauer kauft, so geschieht es, weil im Durchschnitt der Fälle der Aufwand an Kraftanstrengung durch die modernen Verhältnisse auf dem letzten Wege kleiner als auf dem ersteren gemacht worden ist.

Es ist auch nicht bloss in derartigen reich gegliederten Theilungen der Arbeit und Entwicklungsformen entsprechender socialer Gebilde, dass wir Bewegung entlang den Richtungen des geringsten Widerstandes finden. Wir finden sie auch in den Thätigkeitsäusserungen dieser Gebilde. Das Gesetz der Zufuhr und der Nachfrage, welches Ströme von Waren von Orten, wo sie überreichlich vorhanden sind, nach Orten, wo sie fehlen, voraussetzt, ebenso wie eine darauf folgende Ausgleichung ist eine Folgerung aus demselben Gesetze. Denn da Geld überall Arbeit darstellt, so ist das Kaufen am billigsten Markte die Befriedigung eines Bedürfnisses mit dem geringsten Aufwand von Arbeit; und das Verkaufen am theuersten Markte, wobei der grösste Betrag dieses Repräsentanten der Arbeit erhalten wird, vermindert die später erforderliche Arbeit.

---



### III. Capitel.

#### Erwerb und Production.

##### §. 736.

Keines dieser beiden Wörter genügt für sich allein, die hier zu behandelnden Erscheinungen zu decken. Von jenen frühen Entwicklungsstufen, auf denen die Menschen von den wilden Erzeugnissen lebten, die ihnen ihr Wohnsitz darbot, schreiten sie zu jenen Stufen fort, auf denen die Dinge, die sie bedürfen, obschon sie von ihrem Wohnsitze hervorgebracht werden, doch nur mit der Hülfe von Arbeit producirt werden; und es ist dieser Antheil von Arbeit als hauptsächlichem Factor, welcher die Production als solche darstellt, im Gegensatze zum einfachen Erwerb.

Das alleraugenfälligste Beispiel hierfür bietet der Bergbau dar. Steinkohle, Eisenerz oder Kupfererz liegt fertig und bereit da, und genau genommen fällt das Erlangen derselben unter den Begriff des Erwerbs; da aber die erforderliche Arbeit schwer ist, so rechnen wir das Abbauen der Kohlen unter das Capitel der Production. Ferner eignen sich Fischer einfach das an, was die Natur in den benachbarten Meeren darbietet; da aber das Fangen der Fische mit Netzen oder auf andere Weise eine mühsame Beschäftigung ist, so betrachten wir die Fische als die Production einer Industrie.

Von einem der allerallgemeinsten Gesichtspunkte aus betrachtet wird der menschliche Fortschritt nach dem Grade gemessen, in welchem der einfache Erwerb durch Production ersetzt wird: zuerst ausgeführt durch die Kraft der menschlichen Hände, dann durch Kraft von Thieren und schliesslich durch Maschinenkraft.

##### §. 737.

Der Übergang ist langsam, weil unter andern Erfordernissen die menschliche Natur umgemodelt werden muss, und das Ummodeln kann nicht schnell geschehen. Dem von den Paraguay-Indianern dargebotenen Beispiele, was bereits angeführt worden

ist, können noch einige von Mr. BROUGH SMYTH bei seiner Charakterisierung des Australiers mitgetheilten hinzugefügt werden. Er „ist nicht einer, der Lasten tragen oder mühsam graben oder Zwang ertragen würde“; er hat „keine solchen Hände, wie sie unter den arbeitenden Classen in Europa zu sehen sind. Ein englischer Ackerbauer würde vielleicht zwei seiner Finger in das Loch eines Australier-Schildes stecken können; er würde aber nicht mehr thun können“. Die hiermit angedeutete Anpassung der Hände an den täglichen Gebrauch von Werkzeugen bei den civilisierten Völkern muss sehr allmählich von statten gegangen sein; und die Abneigung, verhältnismässig schwache Hände zur Arbeit zu benutzen, muss ein beständiges Hindernis für die Production gewesen sein.

Hierzu kommt ferner noch jener Mangel an Erregungsfähigkeit, die sich, wie früher schon bemerkt wurde, in der Unfähigkeit, die Gegenwart der Zukunft zum Opfer zu bringen, zu erkennen giebt. So sagt Mr. BROUGH SMYTH von dem Australier: „Er strengt sich gern an, wenn die Anstrengung vergänglich ist; er wird sich aber nicht für weithinausliegende Zwecke plagen, wie sich der weisse Mensch plackt, ebensowenig würde er, wie es der Neger thut, unter der Peitsche arbeiten.“

Ausser dem Mangel der nothwendigen Empfindung macht sich auch der Mangel jenes intellectuellen Processes geltend, aus welchem Voraussicht hervorgeht: es ist nicht das angemessene Erkennen und Abwägen der Mittel und der Zwecke und der Werthe vorhanden. Mr. DODGE bemerkt von dem nordamerikanischen Indianer:

„Er ist noch nicht auf jener Stufe des Fortschritts angekommen, auf welchem ‚eine Tagesarbeit‘ einen bestimmten Werth hat. Wenn er sich den Werth irgend eines Artikels überlegt, so ist sein erster Gedanke: ‚Kann ich es selbst machen?‘ und wenn dies der Fall ist, so spielt die Anzahl von Tagen, die es ihm kosten wird, keine weitere Rolle.“

Ein weiteres Hindernis entspringt aber aus seiner Bereitwilligkeit Entbehrungen zu ertragen und sich mit den allerrohesten Befriedigungen zufrieden zu geben. Ein Wilder, welcher das Fallen von Schnee auf seinen nackten Körper ertragen kann, ist weniger, als es ein höher stehender Mensch sein würde, dazu veranlasst, sich mit der Beschaffung von Kleidern anzu-



strengen. Wenn uns HUMBOLDT erzählt, dass die Guahibos „eher sich von faulen Fischen, von Skolopendern und Würmern ernähren, als ein kleines Fleckchen Grund und Bodens bebauen würden“; oder wenn wir von den Eskimos der Hudson's Bay lesen, dass „das Blut der Renthierse häufig mit der halbverdauten, im Magen der Thiere enthaltenen Futtermasse gemischt und der Magen mit seinem Inhalte unter Hinzufügen des Blutes roh oder gekocht gegessen wird“, so sehen wir, dass der Übergang von Erwerb zu Production bei den niederen Menschenrassen durch die Abwesenheit der Gefühle, welche bei den höheren Rassen zur Entwicklung gekommen sind, verhindert wird.

#### §. 738.

Als ein Mittel, die Bedürfnisse zu befriedigen, dehnt sich die Production in dem Maasse aus, als die Bedürfnisse sich vielfältigen und stärker werden; und die Reihenfolge, in welcher sich die verschiedenen Arten der Production entwickeln, wird durch die verhältnismässige Stärke der Bedürfnisse bestimmt.

Die erste dieser, schon hinreichend augenfälliger Wahrheiten wird durch eine die Gonds betreffende Angabe ROWNEY's erläutert. Nachdem er erwähnt hat, dass „der Gond übermässig indolent und widerwillig zur Arbeit ist“, bemerkt er sofort, dass die Brinjáris (Händler) „es erreicht haben, neue Bedürfnisse und Geschmacksrichtungen bei ihnen hervorzurufen“, und dass die Bezahlungen zur Befriedigung derselben „sie gezwungen haben, bei der Nutzbarmachung der Producte ihrer Wälder fleissiger zu sein“. Es hat demnach Zunahme ihrer Bedürfnisse Production in Überschuss und gleichzeitig auch Tausch veranlasst.

Die andere Wahrheit, sich in gewissen, von selbst einleuchtenden Resultaten darstellend, wird auch durch Resultate erläutert, welche nicht von selbst einleuchtend sind. Natürlich muss den ursprünglichsten Bedürfnissen nach Nahrung und Wärme zunächst in einem gewissen Grade Genüge geleistet werden; und ebenso natürlicherweise sind die ersten Arten der Production solche, welche diesen ursprünglichsten Bedürfnissen dienstbar sind. Aber schon lange, ehe körperliche Bedürfnisse vollständig befriedigt sind, führen gewisse geistige Bedürfnisse zu andern Productionsformen. Dies sind die Begierden, welche Krieg ver-

anlassen, und die Begierde nach Bewunderung, — die eine führt auf die Anfertigung von Waffen, die andere auf die Anfertigung von Schmuckgegenständen. So fremd diese Begierden einander zu sein scheinen, so sind sie doch dem Grunde nach miteinander verwandt; denn in Beiden drückt sich der Ehrgeiz aus, als überlegen anerkannt zu werden und Beifall zu erlangen. Es wird daher auf die Herstellung von Waffen, zum Theil für die Jagd, aber zum grösseren Theile für den Krieg, von den Wilden grosse Geduld und grosses Geschick verwandt, während ein zugespitzter Stock zum Ausgraben von Wurzeln, ja selbst als landwirthschaftliches Werkzeug benutzt wird; es ist daher während der frühen Stufen der Civilisation die sich in den Waffen und der Rüstung zeigende Kunst der sich an den Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens zeigenden weit voraus. Im alten Japan „ist die Beschäftigung eines Schwertschmiedes eine ehrenvolle Profession, deren Mitglieder vornehmen Blutes sind“. Die von den Römern gebrauchten Waffen waren schön geformt und poliert zu einer Zeit, wo, wie wir durch MOMMSEN erfahren, der römische Pflug noch immer seinen primitiven rohen Bau bewahrt hatte. In Betreff einer späteren Periode lesen wir, dass in Gallien acht Fabriken von Waffen in einer Zeit existirten, aus welcher keine andern industriellen Anlagen erwähnt werden. Es bestand dann ferner auch im mittelalterlichen Europa der Contrast zwischen der gut gearbeiteten Rüstung und den ebenso gearbeiteten Waffen einerseits und den rohen häuslichen Gebrauchsgegenständen andererseits. So war es auch bei uns selbst. In der alten englischen Periode gab es „zwei Classen von Schmieden, denen, welche Rüstungen und Waffen zu militärischen Zwecken schmiedeten, und andere, welche damit beschäftigt waren . . . Geräthe zur Landwirthschaft herzustellen. Nach der Eroberung —

„war die Kunst, Metalle zu verfeinern und zu bearbeiten, vielleicht . . . zu grösserer Vollkommenheit gebracht worden, als irgend eine von den nützlichen Künsten; auch war eine hochgebildete Classe von Menschen in dieser Abtheilung der Industrie beschäftigt.“

Dann wird uns ferner erzählt, dass um den Anfang des 15. Jahrhunderts „die mit der Arbeit in Metallen beschäftigten Handwerker zahlreich waren. Die Rüstungsverfertiger waren ihrer Geschicklichkeit und ihres Geschmacks wegen ebenso



ausgezeichnet wie die Goldschmiede.“ Inzwischen waren, wie wir in Museen sehen, Gebrauchsgegenstände für das tägliche Leben, — Werkzeuge, Schlösser, Drücker u. s. f. — von sehr roher Arbeit.

Zahllose Anekdoten über Wilde, welche werthvolle Producte gegen Perlen, auffallende Putzstücke und andere zur Schmuckentfaltung dienende Gegenstände eintauschen, zeigen, wie stark bei ihnen der Wunsch ist, sich dadurch auszuzeichnen, dass sie schöne oder kostbare Sachen tragen. Die Geschichte civilisierter Völker weisen den nämlichen Wunsch nach. „Das Gewerbe der Goldschmiede,“ sagt MOMMSEN, „existierte in Rom seit unvor-denklichen Zeiten.“ Erwähnungen von goldenen Schmuckgegenständen und von werthvollen Steinen begegnen uns überall in den Geschichtsbüchern der alten historischen Völker, und überall sehen wir, dass diese Dinge, bezeichnend für grosse Besitzthümer, Zeichen von Classensuperiorität waren und dass sie dazu halfen, die niederen Classen zu unterwerfen. Das Folgende ist eine Thatsache aus unserer eignen Geschichte, welche die daraus ableitbare Nachfrage andeutet:

„Im Jahre 1423 war die Ausdehnung der von den Goldschmieden von Newcastle, York, Lincoln, Norwich, Coventry, Salisbury und Bristol, ausser denen von London, ausgeführten Arbeiten in Gold und Silber so bedeutend, dass es nothwendig geworden war, an jedem dieser Orte eine Probieranstalt einzurichten.“

Indessen, die Wirkung ist dort am meisten ausgesprochen, wo die beiden Motive verbunden auftreten; Beispiele hierfür geben in Zeiten des Alterthums die geschnitzten und ciselierten Schilde ausgezeichneter Kämpfer, und in den Zeiten des Feudalismus die mit mühsamer eingelegter Arbeit versehenen Schwerter und Rüstungen, welche Könige und wohlhabende Edelleute benutzten.

In wie bedeutendem Umfange selbst heutigen Tages noch die Production den Gelüsten dieser Art dienstbar ist, sehen wir in unserem eignen Haushalte, wo ein jeder Blick um uns herum den Beweis bringt, dass der Gedanke an die Benutzbarkeit von dem Gedanken an die äussere Erscheinung beherrscht wird.

#### §. 739.

Es tritt uns hier wiederum der Antagonismus entgegen zwischen den auf Kampf sich beziehenden und den gewerblichen

Arten von Thätigkeit und den kriegerischen und industriellen Gesellschaftstypen. Denn wenngleich kriegerische Thätigkeit jene Gewerbezweige fördert, welche Vorrichtungen zum Angriff oder zur Vertheidigung betreffen, und zur Entwicklung gewisser Künste führt, so z. B. zu der ‚Geschütze von hundert Tonnen‘ und Panzerplatten von fünfzehn Zoll Dicke anzufertigen, so sind doch auch Methoden erfunden worden, welche verschiedene friedfertige Berufsarten wohlthuend beeinflusst haben; in den meisten Beziehungen sind indessen die auf Zerstörung gerichteten Thätigkeitsäusserungen den productiven Handlungen antagonistisch gewesen. Chronische Kriege haben in früheren Jahrhunderten die gewerbliche Organisation in Europa wiederholt unterbrochen. Zwischen dem 5. und 10. Jahrhundert hörte in Frankreich die grössere Zahl der Gewerbe zu blühen auf oder verschwand geradezu ganz und gar. Im 16. Jahrhundert waren „die Landstrassen so von wilden Rosen und Dorngebüsch überwachsen, dass es schwer war, ihre Richtung zu verfolgen“. Der dreissigjährige Krieg rief in Deutschland ein sociales Chaos hervor: die Männer giengen vollständig bewaffnet auf ihre Felder, um den Marodeurs begegnen zu können. Der Antagonismus offenbart sich nicht allein in dieser directen Weise, sondern selbst noch mehr auf indirecten Wegen. Viele Beispiele haben uns gezeigt, dass in wilden oder halbcivilisierten Gesellschaften die Männer, welche, wenn sie nicht im Kriege waren, der Jagd oblagen, den Frauen die überhaupt etwa ausgeübte Production überliessen. Die unmittelbare Folge ist, dass die Production in ihrer Ausdehnung bedeutend beschränkt wird. Die entfernte Folge ist, dass die Bevölkerung ein Hemmnis erfährt und die Stärke der Gesellschaft niedergehalten wird, nicht bloss durch den Mangel an Producten, sondern auch durch Unfruchtbarkeit; denn das Vermögen der Frauen, Kinder zu producieren, wird vermindert, wenn sie mit Arbeiten überbürdet werden.

Es entsteht noch ein weiter abliegendes Übel. Während der frühen Entwicklungsstufen ist der Widerspruch gegen Veränderung ganz extrem: selbst der einfache Gedanke an eine Verbesserung existiert nicht. Und wenn schon männliche Barbaren conservativ sind, so sind die Frauen von Barbaren noch conservativer. Selbst bis auf unsere gegenwärtigen Zeiten herab ist dieser Gegensatz zwischen den Geschlechtern offenbar. Es



vermindert daher das Austreten der Männer aus der Zahl der Producenten nicht bloss direct die Quantität der Producte, sondern hemmt auch durch die nicht erfolgende Annahme verbesserter Methoden die Zunahme der Quantität, während es auch die Verbesserung der Qualität zum Stillstand bringt.

Eine Verbesserung wird auch nicht auf diesem Wege allein verlangsamt. In dem Verhältnis als der kriegerische Charakter einer Gesellschaft zum Ausdruck gelangt, ist die Verachtung für alle andern Beschäftigungen als den Krieg gross. Die Production bleibt den niedrigsten Intelligenzen überlassen, und die höheren Intelligenzen können ihnen nicht anders als unter der Strafe der Schande helfen. Selbst das Erlangen und die weitere Verbreitung derartiger Kenntnisse, wie sie der besseren Leitung gewerblicher Thätigkeit dienen, wird beständig durch den Spott gehemmt, welchen die Kämpfer und Krieger über die Denker und Lehrer ausgiessen.

Betrachtet man die Thatsachen im Grossen und Ganzen und zerlegt man den socialen Organismus in den erhaltenden Theil und in den ausgehenden Theil, von welch' letzterem die Körperschaft der Krieger den hauptsächlichsten Bestandtheil bildet, so können wir sagen, dass dieser letztere, vom ersteren lebend, beständig dessen Wachsthum zurückhält und gelegentlich, durch die übertriebenen Anforderungen, die er erhebt, Verkümmern und Verfall verursacht.

#### §. 740.

Der Fortschritt der industriellen Thätigkeit ist hiernach in mehrfacher Weise von der Verminderung kriegerischer Thätigkeit abhängig. Während der Krieg die Sterblichkeit der Männer erhöht, vermindert er durch übermässige Arbeit die Fruchtbarkeit der Frauen und hemmt dadurch die Vermehrung der Bevölkerung; das in Überschuss Producierte oder das Capital, was die Industrie angehäuft hat, entfremdet er hier, dort zerstört er es; und er erzeugt Verachtung für friedfertige Beschäftigungen, lässt sie daher ohne gute Leitung.

Friede, welcher zu gegenseitigem Druck der Bevölkerung und der daraus folgenden Schwierigkeit für die Befriedigung der Bedürfnisse führt, veranlasst zu beständiger Betriebsamkeit, veranlasst Sparsamkeit, ruft bessere Methoden hervor. Die

Stärke der Bedürfnisse führt die Menschen einzeln darauf, sich Beschäftigungen zuzuwenden, für welche sie am meisten geeignet sind und mittelst deren sie das Meiste verdienen können; es wird damit auch möglich, dass sich die Zahl der speciellen Beschäftigungsweisen vermehrt, da die Zunahme der Bevölkerung Menschen für jede Berufsart darbietet. Und noch einmal, das weiter gehende Specialisiren der Gewerthätigkeit entwickelt nicht bloss Geschicklichkeit in einer jeden und verbessert damit die Producte, sondern jedes der verbesserten Producte dient wieder mehr oder weniger dazu, die Production im Allgemeinen zu erleichtern.

In jeder Weise entwickelt daher die Zunahme der Bevölkerung durch ihre Wirkungen und Gegenwirkungen einen socialen Organismus, welcher in dem Maasse heterogener wird als er an Umfang zunimmt; auf der andern Seite ist die Concurrenz die unmittelbare Ursache der Verbesserung der Producte nach Quantität und Qualität.

#### IV. Capitel.

#### Hülf-Production.

##### §. 741.

Bis hierher ist bei Betrachtung der Production dieselbe so aufgefasst worden, dass darunter nur die Herstellung derjenigen Gegenstände verstanden wurde, welche an sich selbst gewisse Bedürfnisse befriedigen. Aber ein grosser Theil der Gegenstände, welche die Menschen producieren, sind nicht mit unter diese einbegriffen und gehören in die Kategorie von Hülfproducten, — Erzeugnisse, welche in sich selbst keinen Werth haben, aber Werth und Bedeutung dadurch erlangen, dass sie die Menschen beim Anfertigen von Gegenständen, welche unmittelbare Befriedigung verschiedener Art gewähren, unterstützen.

Production und Hülf-Production entstehen zu gleicher Zeit. Schaber aus Feuerstein, an und für sich ohne Werth, waren nur zum Zurichten von Holz oder zum Reinigen von Häuten



von Nutzen; und zugespitzte Stöcke, die zum Ausgraben von Wurzeln angewandt wurden, waren nur als Hilfsmittel zur Erlangung des Lebensunterhaltes von Werth. Wie wir es hier auffassen, ist daher das Anfertigen von Feuersteinschabern oder von zugespitzten Stöcken eine Form von Hilfs-Production. Dasselbe gilt für die Bogen und Pfeile, die knöchernen Angelhaken u. s. w., welche jeder Wilde sich selbst anfertigt.

Die Hilfs-Production aber, welche nun in Betracht gezogen werden soll, existiert nicht, solange der Producent und der Hilfs-Producent ein und derselbe Mensch ist. Sie entsteht nur dann, wenn eine besondere Art von Arbeiter, nun nicht länger ein Producent im ursprünglichen Sinne, ein Producent im secundären Sinne wird, dadurch, dass er sich damit beschäftigt, ein oder das andere Hilfsmittel zur Production anzufertigen.

#### §. 742.

Das Auftreten der Hilfs-Producenten ist offenbar zum Theil zusammenfallend mit dem Auftreten der Arbeitstheilung, und die darin enthaltene Art der Theilung der Arbeit beginnt sehr früh. SCHOOLCRAFT schreibt:

„Der Tradition der Odschibbewähs zufolge fand sich vor der Einführung von Schusswaffen unter unseren nordischen Stämmen eine besondere Classe von Leuten, welche ‚Anfertiger von Pfeil-Spitzen‘ genannt wurden. Sie wählten die passenden Steine aus und widmeten sich dieser Kunst; im Austausch gegen ihre Feuerstein-Pfeilspitzen nahmen sie von den Kriegern die Häute und das Fleisch der Thiere.“

Dasselbe war, wie er meint, mit den irdenen Gebrauchsgegenständen der Fall.

„Dass die Töpferei bei den alten Bewohnern von Florida und bei andern americanischen Stämmen eine feststehende Kunst und der Beruf einer besonderen Classe in der Gemeinde war, wird nach den vorausgehenden Thatsachen für erwiesen angesehen.“

Und KOLBEN erzählt uns, dass unter den Hottentotten die Reichen zu faul sind, sich selbst eine Rüstung anzufertigen, dass vielmehr ein armer Mann ein vollständiges Stück macht, was er dann gegen Vieh eintauscht. Die deutlichsten Beispiele liefern aber die Schmiede, wie solche in nur unbedeutend civilisierten Gesellschaften, wie denen von Africa und in Theilen von Asien, existieren. Denn offenbar gewähren die meisten der

Producte des Schmieds, oder zum wenigsten alle diejenigen, welche gewerblichen Zwecken dienen, nicht directe Befriedigung, sondern bilden nur Hülfsmittel zum Producieren von Gegenständen, welche dies thun: er ist ein Hülf-Producent.

## §. 743.

Schon frühe Zeiten civilisirten Lebens bieten hier und da Belege für derartige Verschiedenartigkeiten dar. Bei der Besprechung der carolingischen Zeit sagt LEVASSEUR:

„Der Goldschmied . . . schmolz und legierte die Metalle, blätterte sie; er fertigte die Substanz seiner Artikel, er ciselirte oder gravierte die Verzierungen, brachte das Email an, fasste die Steine und polierte und brunierte sie mit seinen eignen Händen . . . Er musste auch wissen, wie er seine sämtlichen Geräthschaften anzufer-tigen habe.“

Offenbar war in jenen Zeiten die Zahl der für die Arbeit der Goldschmiede und für verwandte Arbeiten erforderlichen Werkzeuge nicht hinreichend gross, um das Anfertigen derselben zu einem besonderen Berufszweige zu machen. Es wurde erst dann ein besonderer Berufszweig, als die Nachfrage nach solchen Geräthschaften gross wurde. Der Goldschmied blieb ein Pro-ductent; der Verfertiger seiner Werkzeuge und anderer derartiger Werkzeuge wurde ein Hülf-Producent.

Ähnliche Schritte sind während der Entwicklung eines jeden ansehnlichen Fabricationszweiges gethan worden. In England waren im 16. Jahrhundert die tuchmachenden Bezirke Zeugen einer derartigen Entwicklung.

„Zahlreichen Handwerkern und Arbeitern wurde Beschäftigung beim Anfertigen der Instrumente und Geräthschaften gegeben, welche bei den verschiedenen Processen, durch welche Wolle zu Tuch ver-arbeitet wird, nothwendig sind.“

Dasselbe ist bei den Zimmerleuten und Tischlern der Fall gewesen. Für ihre Sägen, Hobel, Meissel, Hohlmeissel, Bohrer u. s. w. sind sie an verschiedene Hülf-Producenten gewiesen. Und wie es mit den Werkzeugen ist, so gilt es auch für das Material. Die Ziegelsteine, Schiefertafeln, zugeschnittenen Balken, der Kalk und die vielerlei Dinge, welche miteinander zusammen-gebracht werden, um ein Haus herzustellen, selbst bis hinab zu den Haspen, Schlössern und Drückern, welche alle von Hülf-



Producenten geliefert werden, bieten nicht ein einziges Stück von ihnen direct Befriedigung; sie gewähren aber Befriedigung, wenn sie von dem Bauherrn zusammengefügt werden.

Eine wie bedeutende Rolle die Hülf-Production heutigen Tages spielt, sehen wir an den zahlreichen Geräthschaften, welche von dem Landwirthe gebraucht werden. Ausser dem Pfluge, der Egge, Sense, dem Rechen, der Gabel und dem Dreschflegel, benutzt er den Dampfpflug, den Hackpflug, die Säemaschine, die Pferdehacke, Mähmaschine, die Garbensammel- und Bindemaschine, den Elevator, die Dreschmaschine, ebenso noch verschiedene neue Vorrichtungen für die Milchwirthschaft. Ganze Städte widmen sich gegenwärtig der Hülf-Production; so Sheffield, wo vielfache Arten von schneidenden Werkzeugen u. s. w. fabriciert werden, oder Birmingham, von wo, ausser andern Arten von Eisenwaren, die zum Zimmern und Tischlern nöthigen Schrauben und Nägel oder die Knöpfe und die Heftel und Schlingen kommen, welche die Kleidung zusammenhalten.

#### §. 744.

Es ist aber noch die allerauffallendste Entwicklungserscheinung zu erwähnen. Dem Anfertigen von Geräthschaften zur Erleichterung der Production ist das Anfertigen von Geräthschaften zum Anfertigen jener Geräthschaften gefolgt.

Eine Drehbank, wie eine solche gewöhnlich zum Drechseln von Artikeln für den Hausgebrauch verwandt wird, ist das allerbekannteste Beispiel. Eine Drehbank, dazu benutzt, Theile anderer Drehbänke, ebenso wie Theile anderer Maschinen herzustellen, ist ein bei weitem merkwürdigeres Beispiel. Und eine Hobelmaschine, welche vollkommen gerade Hölzer und vollkommen ebene Lager für verschiedenartige Zwecke liefert, auch zur Production richtiger Lager für die Drehbank dient, ist eine Einrichtung, welche noch einen Schritt weiter hinter die Geräthschaften selbst thut. Ein Dampf-Hammer erläutert diese Beziehungen noch besser. Zur unmittelbaren Befriedigung irgend eines menschlichen Bedürfnisses ist er nutzlos. Er ist ohne Nutzen zur directen Production von Gegenständen, welche unmittelbar dazu beitragen, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen. Aber die ungeheuren Massen von Eisen, welche er in annähernd passende Formen zermalmt, werden sofort zu Theilen von Ma-

schinen verarbeitet. Und selbst diese Maschinen werden den menschlichen Bedürfnissen nur auf indirectem Wege dienstbar, wenn sie dabei helfen, Gegenstände anzufertigen, welche wiederum ihrerseits helfen, menschlichen Bedürfnissen dienstbar zu sein.

Ein Jeder, welcher einmal ein Gewerbe-Adressbuch oder eine Nummer einer solchen Zeitung wie „The Ironmonger“ in die Hand nimmt und in dieser letzteren die illustrierten Anzeigen überblickt, wird über die Ausdehnung erstaunt sein, bis zu welcher gegenwärtig die Production von der Hilfs-Production abhängig ist, in einem, zwei oder drei Graden der Entfernung von dem schliesslich erzielten Product.

---

## V. Capitel.

### Verbreitung.

#### §. 745.

Verbreitung ist eine nothwendige begleitende Thatsache der Arbeitstheilung. Die Bedingung, unter welcher allein die Menschen sich verschiedenen Beschäftigungen widmen können, ist, dass eine Übertragung ihrer bezüglichen Producte von einem auf den andern stattfindet.

Diese Übertragung, welche ursprünglich direct zwischen dem Producenten und dem Consumenten stattfindet, nimmt schon von Anfang an zwei Formen an. Der Consument wendet sich an den Producenten, um etwas von seinem Überschusse zu erhalten, oder der Producent bringt seinen Überschuss zur Kenntniss des Consumenten, in der Hoffnung ihn zu veräussern und irgend ein Aequivalent dafür zu erhalten. Für diese beiden Alternativen bieten sich hier und auswärts verschiedenartige Beispiele. Bei der Beschreibung des Volkes von Merv sagt O'DONOVAN:

„Auf einem europäischen Markte erwartet man, dass der Verkäufer seine Waren ausruft; in Merv findet aber das Gegentheil statt. Ein Mann geht die Reihe der Buden [im Bazar] entlang und ruft aus: ‚Ich brauche sechs Eier‘, oder ‚Ich brauche zwei Hühner‘ . . . Kein Händler giebt sich jemals die Mühe, seine Waren en évidence zu bringen.“



Obschon dieser Vorgang uns fremdartig scheint, so weichen doch, da unsere eignen Einkäufe in den Läden damit beginnen, dass wir nach diesem oder jenem Artikel fragen, die beiden Gebräuche nur in der Beziehung von einander ab, dass das Bedürfnis in dem einen Falle im Freien und im andern Falle innerhalb eines geschlossenen Raumes geäußert wird.

Der umgekehrte Hergang findet täglich um uns her statt. Strassenverkäufer, vom Höker bis zum Zeitungsjungen, bieten Beispiele für jene Form der Vertheilung dar, bei welcher der Verkäufer anbietet, während der Käufer darauf antwortet; und in verschiedenen Theilen von London sehen wir an Sonnabend-Abenden, wo Ladeninhaber vor ihren Thüren stehen, den nämlichen umgekehrten Vorgang.

Ich führe diesen Gegensatz hier an, weil er, wie wir sehen werden, auf den frühesten Stufen besteht und zwei scharf von einander unterschiedene Vertheilungsarten aus sich hervorgehen lässt.

#### §. 746.

Obgleich die Art der Verbreitung, wie sie von den Hottentotten ausgeführt wird, wo der Verfertiger irgend einer Vorrichtung zur Vertheidigung sie gegen den Empfang von Vieh weggiebt, von Reisenden nicht häufig beschrieben wird, da sie nicht aufdringlich ist, so ist dies doch ausser allem Zweifel die ursprüngliche Art der Verbreitung. Solange bis ein Individuum wegen seiner Geschicklichkeit beim Anfertigen eines besonderen Gegenstandes gerühmt wird, kann keine derartige Nachfrage bei ihm eintreten, dass es veranlasst wird, sich dieser Anfertigung besonders zu widmen; es kann auch kein Anfang zu einer Verbreitungsart daraus resultieren, bei welcher der Gegenstand im Tausch für irgend etwas Anderes hingegeben wird. Sobald aber einmal das Individuum oder der Stamm, infolge grosser Geschicklichkeit oder örtlicher Vortheile für gewisse Artikel oder Classen von Artikeln ausgezeichnet geworden ist, werden von den Producenten den Consumenten Anerbietungen gemacht und Reisen unternommen, solche Angebote zu machen. Das Folgende sind einige erläuternde Thatsachen.

„In Guiana hat „jeder Stamm seinen ihm eignen Fabricationszweig“; und seine Mitglieder besuchen beständig die andern, häufig

feindlichen Stämme zum Zwecke des Austausches der Producte ihrer eignen Arbeit gegen solche, welche nur von den andern Stämmen producirt werden. Diesen handeltreibenden Indianern ist gestattet, unbelästigt durch das Land des Feindes zu gehen.“

Von den Mosquitos schreibt BANCROFT: „Die Eingebornen von Honduras führten beständig Kriege . . . Indessen kamen benachbarte Stämme zu gewissen Zeiten zum Abschluss eines Waffenstillstandes überein, um den Austausch von Waaren zu gestatten.“ Ein gutes Beispiel bieten auch manche von den Papuas von Neu-Guinea dar, — die Leute von Port Moresby. Diese machen jährliche Canoe-Reisen nach einem andern District, um ihre, von ihren Frauen während des Jahres angefertigten Topfwaren gegen verschiedene Artikel, deren sie bedürfen, einzutauschen.

Ob das Geschäft von dieser frühesten Art ist oder nicht ist, wo der Consument sich an den Producenten mit dem Anliegen wendet, etwas für ihn anzufertigen, oder ob es von jener abgeleiteten Art ist, wo der Producent, jetzt schon schärfer von andern unterschieden, sein Product dem Consumenten hinbringt, es wird uns hier in gleicher Weise die Verbreitung in ihrer ursprünglichen Form dargeboten, — eine directe Übertragung von Einem, welcher anfertigt, zu dem Andern, welcher gebraucht.

#### §. 747.

Im Laufe der Entwicklung muss sich der En-gros-Händler irgend welcher Art aus dem Detail-Händler heraus entwickeln; und wie wir sehen, ist der Detail-Händler in seiner ursprünglichen Form Einer, welcher einen Gegenstand verkauft, den er selbst producirt, mag er nun Verfertiger von Waaren oder Bebauer des Grundes und Bodens sein. Von den Griechen lesen wir:

„Der Landbewohner, welcher seine Producte zur Stadt brachte, der Handwerker, welcher seine Arbeiten verkaufte, und die Frau, welche ihre Bänder und Kränze zum Kauf anbot, Alle gehörten zu der Classe der *ἀντοπώλαι*.“

Unsere eigene frühe Geschichte giebt verschiedenartige Beispiele dieser unentwickelten Form von Verbreitung:

„Wir können uns den mittelalterlichen Handwerker vergegenwärtigen, — insoweit als Geldwirthschaft sich entwickelt hatte, — als einen Mann, welcher viel Zeit auf den Versuch zu verwenden



hatte, seine Waren anzubringen. Hereward besuchte William's Lager als ein Töpfer, und viele Handwerker müssen in einem gewissen Maasse Hausierer gewesen sein oder Jahrmärkte besucht haben, damit sie ihre Waren an den Mann brächten.“

Ausserdem fand aber neben der Verbreitung von Artikeln durch den Handwerker, welcher dieselben zuweilen zu Hause verkaufte und zuweilen zu ihrem Verkaufe mit ihnen herumzog, eine Verbreitung oder Vertheilung von besonders geschickter Art durch wandernde Arbeiter statt. Im weiteren Verlaufe der obigen Beschreibung machen CUNNINGHAM und Mc ARTHUR die Bemerkung, dass „wir von ihnen in andern Fällen als von Leuten denken können, welche behufs Aufsuchung von Kundschaft herumzuwandern hatten, wie es reisende Schneider in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts thaten“, oder wie es die Nätherinnen thun, welche in der Jetztzeit häufig in den Haushaltungen verwendet werden. Und nach der Erwähnung dieses Systems in früheren Zeiten erzählt uns ROGERS, dass es ausser einer vorzüglichen Classe wandernder Tischler auch herumwandernde Ziegeldecker, Schieferdecker und Maurer gab. Selbst jetzt noch werden in den entfernteren Theilen von Schottland herumziehende Trupps von Maurern verwendet. HUGH MILLER gehörte zu einem solchen.

Es ist in der That diese einfache Art der Ausbreitung ebenso der Artikel wie des besonderen Geschicks, und zwar sowohl in ihrer stationären als auch in ihrer nomadischen Form noch bei uns gebräuchlich. Überall sind Schuhmacher zu finden, welche zu gleicher Zeit Producenten und Weiterverbreiter sind; und auf unseren Strassen hören wir gelegentlich den Scheeren-schleifer und den Ausbesserer von Stühlen.

#### §. 748.

Diese frühe Entwicklungsstufe industrieller Organisation, auf welcher der Producent und der Verbreiter eins waren, war indessen noch ganz speciell durch periodische Zusammenkünfte ausgezeichnet, — durch Jahrmärkte oder Messen.

Versammlungen dieser Art finden sich überall. MONTEIRO beschreibt ihr Vorkommen bei den Völkerschaften des Congo. MOMMSEN sagt von Rom, dass „Jahrmärkte oder Messen (mercatus), welche von den gewöhnlichen wöchentlichen Märkten

(nundinae) unterschieden werden müssen, von hohem Alter in Latium sind“. Und von England war das Nämliche richtig.

„In diesen Zeiten [von ungefähr 1300] gab es wenig oder gar keine Kaufläden; Privatfamilien ebenso wie die Religiösen [Körperschaften] besuchten daher regelmässig die grossen jährlichen Jahrmärkte, wo die Lebensbedürfnisse, welche nicht innerhalb ihrer eignen Bereiche producirt wurden, gekauft wurden.“

Obgleich in unserer Zeit die Messen sich bedeutend in ihrem Charakter verändert haben, so besteht doch ein Theil des auf ihnen getriebenen Handels noch immer in der directen Übertragung der Artikel vom Producenten auf den Consumenten, wie es z. B. auf den an manchen Orten gehaltenen Käse-Märkten der Fall ist, wo der Landwirth einen ganzen oder einen halben Käse an einen Detailverkäufer verkauft, oder wie auf dem Gänsemarkt in Nottingham, wo Bürger und Andere die Vögel, welche sie aufgezogen haben, zum Verkauf bringen, und zwar nicht an Geflügelhändler, sondern hauptsächlich an solche, welche sie verspeisen wollen.

Mit dem Wachsthum der Bevölkerung treten sehr bald an die Seite der Messen noch Märkte, welche mit dem Laufe der Zeit sich die Rolle jener aneignen. Selbst in Africa hat sich dies ereignet. LIVINGSTONE erzählt uns, dass der Markt „bei den Manyama eine wichtige Einrichtung ist“. BURTON sagt, dass in Dahome „vier grosse und viele kleinere Märkte gehalten werden“, und dass in Egba Dörfer, „wie es gewöhnlich in Africa der Fall ist, einen Bazar oder Markt hatten, wo Frauen vor Körben unter einem Baume hockten“. In Central-Africa —

„sind Marktplätze, welche ‚Tokos‘ genannt werden, den ganzen Lualaba entlang zahlreich; . . . wenn die Männer der Districte im Kriege sind, nehmen die Frauen ihre Waaren auf den Markt, als wenn Frieden wäre und werden auch niemals belästigt.“

Und der Angabe MOMMSEN's zufolge bestand ein ähnlicher Zustand der Dinge im alten Rom.

„Viermal im Monat und daher im Mittel jeden achten Tag (nonae) gieng der Bauer in die Stadt, um zu kaufen und zu verkaufen und seine andern Geschäfte zu besorgen.“

Obgleich bei uns der Wochenmarkt in jeder Provinzialstadt in bedeutendem Maasse zu einem Orte für En-gros-Geschäfte geworden ist, so bewahrt doch der Handel mit verschieden-



artigen, leicht verderbbaren Waren, wie mit Eiern, Butter, Hühnern, Früchten, gewöhnlich seine ursprüngliche Form.

Aber in diesen Zeiten der commerziellen Thätigkeit sind die ursprünglichen directen Beziehungen zwischen dem Producenten und Consumenten meistens durch indirecte Beziehungen ersetzt worden.

## VI. Capitel.

### Hülf s-Verbreitung.

#### §. 749.

Der grössere Theil des gewöhnlich „Verbreitung“ genannten Vorganges ist derjenige, welchen wir hier als Hülf s-Verbreitung bezeichnen. Bei unserem entwickelten industriellen System bringen vermittelnde Zwischenkräfte die Producenten mit den Consumenten in Beziehung; und diese Vermittelungen, anfangs sehr einfach, werden allmählich compliciert.

Da der eigentlich so zu nennende Producent überhaupt erst dann entstand, als ein Mensch, anstatt einen Gegenstand für sich selbst zu machen, dazu veranlasst wurde, ihn für sich selbst und für einige Andere, und dann allmählich ausschliesslich für Andere anzufertigen, und auf diese Weise eine specielle Beschäftigungsart in's Leben rief, so entstand auch der Verbreiter unmerklich, als ein Mensch, anstatt nur Gegenstände zu verkaufen, welche er selbst produciert hatte, damit begann, ausserdem noch einige Gegenstände zu verkaufen, welche von Andern produciert worden waren, und schliesslich, die Zahl und die Mengen solcher vermehrend, allein damit beschäftigt war, solche zu verkaufen. Die ersten Entwicklungsstufen in diesem Prozesse, welche natürlicherweise nicht beschrieben worden sind, können wir aus parallelen Entwicklungszuständen erschliessen, welche häufig bei uns selbst in die Erscheinung treten. Um gute und billige Butter, Eier und Hühner zu erhalten, treffen in Städten Lebende zuweilen Abmachungen mit Landwirthten, ihnen periodische Lieferungen solcher Gegenstände zu machen. Der Erfolg dieses Planes wird bekannt und es schreiben auch

Andere an den Landwirth, ihnen gleiche Lieferungen zu senden. Allmählich wird die Nachfrage bei ihm so gross, dass sich die Menge seiner eignen Production als ungenügend herausstellt, sie alle zu befriedigen; darum besorgt, das Geschäft zu behalten, kauft er dann von seinen Nachbarn die weiteren nothwendigen Mengen. Wenn die Qualität der Waaren gut bleibt (was allgemein nicht der Fall ist), so kann er diesen Process so bedeutend ausdehnen, dass er der Hauptsache nach ein Verbreiter der Producte Anderer wird. Und von hier aus ist dann der Schritt dahin, ausschliesslich mit der Verbreitung beschäftigt zu sein, ein leichter.

## §. 750.

Ein Schlüssel für die Entstehung des Krämereigeschäftes auf analogem Wege ist in einigen Thatsachen aus Africa enthalten. Negervölker sind in hohem Grade kaufmännisch, und in verschiedenen Fällen sind ihre Zusammenkünfte zum Einkauf und Verkauf aus dem periodischen Zustande in den fortdauernden übergegangen. In Loango wird täglich Markt gehalten, welcher um 10 Uhr beginnt; und in Timbaktu „sind keine besonderen Markttage; der öffentliche Markt für Lebensmittel ist ein offener Platz von fünfzig Fuss im Gevierte, und ist von Kaufläden umgeben“. Diese letzte Thatsache weist auf den leichten Übergang hin von dem täglichen Besuche des Marktes zu dem Halten eines permanenten Lagers. Denn der Korb, welchen eine Negerin von einem in der Nähe befindlichen Dorfe bringt, oder der Stand, welchen ein grösserer Händler für die Geschäfte des Tages aufschlägt, weicht nur darin von dem daneben befindlichen Laden ab, dass er täglich entfernt wird; der Laden ist ein bestehen bleibender Stand, welcher auf früheren Stufen nur halb umfriedigt war, wie es die Fleischerläden noch sind. Überdies können wir sehen, wie der Krämer nach und nach zu Einem wird, welcher, nicht ausschliesslich seine eignen Producte verkaufend, die Erzeugnisse Anderer verkauft. Bei uns selbst sind Händler mit leicht verderblichen Artikeln häufig genöthigt, am Schlusse des Tages mit einem Opfer zu verkaufen. Es bieten z. B. Fischhändler ihren ärmeren Kunden das Übriggebliebene am Abend zu billigen Preisen an. Ferner werden offenbar Frauen, welche Producte auf den Markt gebracht haben,



in späten Stunden lieber ihre Preise vermindern, als die Sachen nach Hause zu schaffen und sie verderben zu lassen. Was geschieht nun gelegentlich? Hier haben sich ringsherum Personen dauernd niedergelassen, von denen Einige mit denselben Artikeln handeln; es muss daher der Gedanke kommen, dass es das Beste sein wird, den Überschuss zu einem niedrigen Preise einem dieser stationären Händler abzugeben. Wenn das Geschäft gemacht ist, wird der Händler der Verbreiter der Waaren eines Andern. Es ist ganz sicher, dass ein solches Beispiel Nachahmung findet, und hat der Process einmal begonnen, so dauert er fort, bis der Ladenhalter, von Leuten vom Lande täglich mit Zufuhr versehen, gänzlich ein Verbreiter von Gegenständen wird, welche er nicht selbst produciert hat.

In ähnlicher Art und Weise entsteht auf frühen Stufen der reisende Händler, — einer, welcher Käufer aufsucht, anstatt die Käufer zu ihm kommen zu lassen. Häufig vorkommende Zufälligkeiten lassen erkennen, wie diese Geschäftsform entstanden ist. Wir hören, wie eine Dame zur andern sagt: „Sie gehen nach London, ich möchte wohl, dass Sie mir das und das kauften.“ Anliegen ähnlicher Art, ebenso wie entgegengesetzte Wünsche, müssen in den Zeiten dünner Bevölkerung häufig ausgesprochen worden sein, wo die verhältnissmässig wenigen Messen an verhältnissmässig entfernten Orten gehalten wurden, zu denen die Reisen gefährlich, langweilig und kostspielig waren. „Meine Erntearbeiten verhindern mich, zum Jahrmarkt zu gehen;“ „ich kann nicht zu Fuss zum Jahrmarkt gehen und habe kein Pferd;“ „es ist nicht der Mühe werth, zum Jahrmarkt zu gehen, um diese kleine Menge zu verkaufen.“ Das sind hier so einige von den verschiedenen Gründen, zu einem Nachbar, der den Jahrmarkt besucht, zu sagen: „Wenn du diese Sachen für mich verkaufen willst, so will ich dir so und so viel vom Verkaufspreis überlassen.“ Abmachungen dieser Art, ökonomisch in Betreff des Aufwands und weniger risicant, werden sicher allgemein verbreitet. Es ist nicht bloss ein vorherrschender Wunsch, gewisse Gegenstände bei der Handelszusammenkunft zu verkaufen, sondern auch gewisse andere Gegenstände zu kaufen, und der Mann, welcher das Eine thut, wird naturgemäss dazu benutzt, auch das Andere zu thun. Wenn die Gewohnheit allgemeiner wird, dann kommt irgend eine Person in einem

Dorfe und allmählich weiter in einer Gruppe von Dörfern, die bei jedem derartigen Geschäft einen gewissen Gewinn erzielt, entweder als Geschenk oder als Antheil aus dem Erlös, auf den Gedanken, eine solche Vermittelung als Beruf zu betreiben. Mit der Zeit entstehen Einkäufer, Höker, Hausierer, Packträger, — Classen von primitiven Handelsleuten, wie sie noch bei uns vertreten sind.

## §. 751.

Unter diesen Verbreitern, sowohl den festsitzenden als den von Ort zu Ort ziehenden, vergrössern einige, geschickter bei den Geschäften als andere, ihr Geschäft, bis sie vom Handel im Einzelnen zum Grosshandel übergehen.

Antriebe ähnlich denen, welche ursprünglich zur Entstehung des Kramladens veranlassten, führten allmählich zum Entstehen von Waarenlagern, an welche sich der Krämer wegen weiterer Zufuhr wenden konnte. Der kleine Detailhändler in seiner ursprünglichen Form, in Bezug auf das Halten seiner verschiedenartigen Vorräthe von den zerstreut wohnenden Producenten abhängig, hatte sicherlich häufig Mangel an dem einen oder dem andern Gegenstand, nach dem bei ihm gefragt wurde. An Orten, wo die Bevölkerung gross genug geworden war, nahm er natürlich zunächst seine Zuflucht zu einem grösseren Detailverkäufer, von dem sicher anzunehmen war, dass er einen Vorrath davon habe (wie selbst heutzutage Detailverkäufer von einander kaufen, um ihre Kunden zu befriedigen); und in dem Verhältnis, in welchem der grössere Einzelverkäufer fand, dass seine Vorräthe beständig in Anspruch genommen wurden, wurde er nach und nach Einer, welcher sich grössere Vorräthe zur Versorgung der Detaillisten anschaffte: er wurde ein Grosshändler. Sobald er diese Eigenschaft erlangt hatte, benutzte er den Vorthail, Reisen zu machen, um vortheilhaft die grösseren von ihm benöthigten Vorräthe einzukaufen, — er wurde ein reisender Kaufmann, oder vielmehr ein Kaufmann, dessen Aufträge in der Entfernung ausgeführt wurden, entweder in seinem eignen Lande oder auswärts. Selbst heutigen Tages ist das Werden eines solchen zu beobachten. Einem Käsehändler, der einen grossen Absatz hat, kommt der Gedanke, dass er, anstatt darauf zu warten, dass die Bauern ihre Käse auf den Markt bringen, dabei gewinnen dürfte, wenn



er bei ihnen herumginge, ihre Käsekammern besichtigte und ihnen etwas niedrigere Preise böte, als sie vielleicht auf andere Weise erreichen könnten, — Preise, welche sie annehmen, weil sie, die Kosten des Hinschaffens der Käse auf den Markt ersparend, die Gefahr einer Überführung des Marktes vermindern, welche sie nöthigen könnte, zu noch niedrigeren Preisen zu verkaufen. Daraus bildet sich der Käse-Agent, zu welchen die Detailverkäufer wegen ihrer Anschaffungen gehen. So ist es ähnlich mit Getreide; Leute wie die Gebrüder Sturge in der letzten Generation fahren auf den Localmärkten, zehn, zwanzig oder dreissig Meilen weit, herum und kaufen von den Landwirthen zu etwas ermässigten Preisen, in Anbetracht der auf einmal abgenommenen grossen Quantitäten und der Sicherheit der Bezahlung. Dann befriedigen Müller und Andere ihre Bedürfnisse aus deren grossen Kornhäusern.

Händler der entgegengesetzten Art haben sich auf ähnliche Weise entwickelt. Aus den wandernden Hausierern mit ihren kleinen Mengen wuchsen die heraus, welche grosse Quantitäten nach den grossen Mittelpunkten des Handels hinführten. Selbst in der Handlungsweise uncivilisierter Völker, wo sie mit den civilisierten in Berührung kommen, sehen wir gelegentlich, wie sich solche Geschäfte im Grossen entwickeln. So sagt TURNER in Bezug auf die Eskimos der Hudson's Bay:

„Drei, vier oder fünf Schlitten werden alljährlich zu dem Handlungsposten zu dem Zwecke geschickt, die Pelze und andere werthvollere Waren zum Austausch gegen Munition, Gewehre, Messer, Feilen und andere Sorten von Stahlwaaren und Tabak hinzuschaffen. Aus den verschiedenen Lagern werden gewisse Personen ausgewählt, welche persönlich schon die Tour gemacht haben und den Weg kennen. Diese werden damit beauftragt, die Pelze jedes einzelnen Individuums gegen specielle Artikel auszutauschen.“

Es sind Zeugnisse dafür vorhanden, dass im Orient von den frühesten Zeiten an abwärts ähnliche Systeme der Verbreitung bestanden haben. MOVERS erzählt uns, dass „die grossen Festzeiten . . . in Unter-Ägypten . . . mit der jährlich zweimal stattfindenden Ankunft der Karawanen aus Phönicien in Verbindung standen“; und zweifellos kamen bei den Assyriern Reisende zusammen, um ihre Waren auf Zügen von Kamelen durch wüste Gegenden zu schaffen, zum Theil durch ihre Anzahl vor den An-

griffen von Räubern geschützt. Wie wir aus der Beschreibung schliessen können, welche CHAUCER von den Canterbury-Pilgern giebt, waren in frühen Zeiten auch bei uns Zusammenkünfte von Kaufleuten gebräuchlich, deren Reihen von Packpferden ihre Waren trugen. Während aus dieser Art der Verbreitung Kaufleute hervorgehen, entwickeln sich auch Frachtfuhrleute aus ihr. Als LANSDALL in Maimatschin an der mongolischen Grenze sich befand, wurde er bei einem Lama eingeführt. Er erzählt:

„Der mongolische Lama beschränkt sich nicht allein auf geistliche Functionen; denn dieser Mann war Frachtunternehmer für den Transport der Waaren quer durch die Wüste von und nach China.“

Unter der vorliegenden Kategorie ist noch das Entstehen der Agenten oder Commissionäre zu erwähnen, — Männer, welche, anstatt selbst Grosshändler zu sein, es unternehmen, an Orten, mit denen sie in Verbindung stehen, für Grosshändler einzukaufen. Ein Kaufmann, welcher in einen entfernten Theil des Königreichs oder in's Ausland geht, oder einen Stellvertreter schickt, wird auf Ersuchen einen grossen Einkauf oder einen bedeutenden Verkauf für einen Kaufmann in seinem eignen Orte machen; und hat er dies einmal gethan, dann kann er anfangs von einigen wenigen, dann von vielen damit beauftragt werden, in der Ferne für sie einzukaufen oder zu verkaufen. Heutigen Tages sind englische Verlagsbuchhändler, welche in New York Zweigniederlassungen gegründet haben, Agenten für andere englische Verleger geworden; und den Umständen entsprechend kann der Agenturtheil ihres Geschäfts den ursprünglichen Theil überwachsen oder unbedeutender bleiben als dieser. In manchen Fällen ist das Erstere eingetreten, und dann ist ein Geschäft daraus entstanden, welches im Grossen ein- und verkauft, nicht für seine eigene Rechnung, sondern für Rechnung verschiedener grosser Häuser.

## §. 752.

Während in dieser Weise das ganze System der Verbreitung organisiert wird, erhält auch ein jeder der grösseren, dasselbe zusammensetzenden Theile seine Organisation. Als weiteren Zusatz zu seinem Stabe von Gehülfen, Trägern, Boten u. s. w. erhält ein grosses Handlungsunternehmen noch Functionäre ihm



eigenthümlicher Classen. Solange sein Geschäft klein war, war der Grosshändler selbst der Einkäufer der Gegenstände, welche er den Einzelverkäufern lieferte; als aber sein Geschäft grösser wurde, wurde es nothwendig, diese Thätigkeit durch Bevollmächtigte ausführen zu lassen. Aus derartigen Entwicklungsformen gieng eine Classe von Leuten hervor, welche als Einkäufer bekannt sind, welche, von Zeit zu Zeit die Producenten an verschiedenen Orten besuchend, im Auftrage ihrer respectiven Häuser Einkäufe von Waaren im Grossen besorgen, welche sie besichtigen und prüfen. Der umgekehrte Process liess eine andere Classe von Beauftragten entstehen, — die Handlungsreisenden, welche für die sie beschäftigenden Häuser die Einzelverkäufer besuchen, ihnen Proben vorlegen und von ihnen Aufträge annehmen. Doch noch eine weitere Classe von Bevollmächtigten zeichnet grosse Häuser für die Verbreitung im Einzelnen aus. Für verschiedene Theile des Geschäfts werden verschiedene Vorstände beauftragt; in manchen Fällen hat ein jeder dieser Vorsteher ein bestimmtes Capital, welches ihm zur Disposition gestellt wird, um damit Geschäfte zu machen und so viel Gewinn damit zu erzielen als er kann; die Belassung an seinem Platze wird durch seinen Erfolg bestimmt.

Die Processe der Vertheilung entwickelten daher in ihren Einzelheiten Bildungen, welche denen parallel gehen, die sich bei den Processen der Production entwickeln.

#### §. 753.

Die Entwicklung der lebendigen Einrichtungen für die Verbreitung hat in ihrer Begleitung die Entwicklung lebloser Einrichtungen gehabt: die Mittel zum Transport von Menschen, von Waaren und von Nachrichten. Überall haben die beiden ihre Wirkung und Rückwirkung geäussert: vergrösserte Verbreitung ist das Resultat besserer Canäle gewesen, und bessere Canäle sind wieder die Ursache noch weiterer Verbreitung gewesen.

Für die an den Ufern eines Flusses lebenden Menschen dient der Fluss als natürlich gegebene Strasse, und selbst in frühen Zeiten schon hat sich durch einen solchen bedeutender Verkehr entwickelt. Dies hat sich bei den Strand-Dyaks in Borneo ereignet und hat sich auch bei Africanern gezeigt. Am Niger „ist der Verkehr und der Handel zwischen den Städten an

seinen Ufern sehr bedeutend“. Zwischen Jenni und Timbuku „sind häufig kleine Flotillen von sechzig oder achtzig Booten zu sehen, alle reich beladen mit verschiedenen Arten von Producten“. Wo aber die Natur nicht für solche gesorgt hat, sind die Communicationscanäle anfangs nichts Anderes als durch beständiges Begehen sich bildende Fusspfade. Wo BURTON von Ost-Africa spricht, sagt er:

„Die am meisten frequentierten Wege sind Fusspfade, wie Ziegenwege, ein bis zwei Spannen breit, während der Reisezeit von Menschen und Thieren niedergetreten . . . Auf offenen und wüsten Stellen laufen häufig vier oder fünf solcher Züge für kurze Strecken parallel nebeneinander.“

Von solchen Pfaden an der Goldküste schreibt BOSMAN: „Ein Weg, welcher nicht über zwei Miles lang zu sein braucht, wird häufig wegen seines Gewundenseins und seiner Unebenheit drei lang.“ Dasselbe ist in vielen Theilen der Sandwich-Inseln der Fall. „Die Pfade von einem Dorfe zum andern waren nicht breiter als einen Fuss und sehr gewunden.“ In diesen Fällen sehen wir, wie bei unseren eignen Fusswegen, wie der Verkehr den Weg macht; und der Weg erleichtert wiederum in dem Verhältnis seiner Benutzung den Verkehr.

Bei einigen nur wenig civilisierten Völkern, wie bei den Dyaks, werden bestimmte Wege dadurch gebildet, dass einzelne Bäume mit ihren Enden aneinander gelegt werden, zuweilen auch zwei Stämme nebeneinander. In Neu-Guinea sind ähnliche künstliche Wege nothwendig, um das Einsinken in den Schlamm zu verhüten. Bei verschiedenen Völkern, welche diese Entwicklungsstufe erreicht haben, — den Negeren, Dyaks, Neu-Seeländern, — werden Bäche auf Baumstämmen überschritten (zuerst wahrscheinlich auf Stämmen, welche zufällig querüber gefallen waren), die zuweilen sogar Geländer haben. Wenn wir bei RAFFLES lesen, dass wegen der Schwierigkeit des Transports der Preis des Reises in Java in den verschiedenen Districten bedeutend variiert, und wenn uns BROOKE erzählt, dass bei den Dyaks der Reis an dem einen Orte zu  $4\frac{1}{2}$  Cents ein pasu verkauft wird, während er eine halbe Tagereise weiter am Flusse abwärts ein pasu eifrig zu 25 Cents begehrt wird, so zeigt sich uns damit, wie mangelhafte Verbreitung an einem Orte mit Überfluss und mit Knappheit an einem andern ver-



bunden wird, und wie derartige Verschiedenheiten die Verbreitung anregen. Wir werden auch ferner daran erinnert, dass diese Wechsel durch Zunahme der Bevölkerung befördert werden, welche gleichzeitig das sich häufende Verlangen nach nothwendigen Artikeln vermehrt und den Process der Verbreitung zu einem einträglicheren Geschäft macht. Und ferner noch: wenn der Transport von Waaren von Ort zu Ort lebendig wird, so drängt die Aussicht auf Gewinn den speculativeren Individuen den Gedanken an eine Verbesserung der Communicationscanäle auf. Selbst in den fortgeschritteneren africanischen Gemeinwesen ist dies Moment wirksam gewesen. BURTON schreibt von Dahome:

Überall in diesen Ländern ist das Weggeld ganz allgemein. Ein Strick wird vom Einnehmer quer über die Strasse gezogen und nicht eher heruntergelassen, bis Alle ihre Kauries bezahlt haben.“

Hier haben ähnliche Ursachen gewirkt. Das Anlegen von Geld in die Herstellung guter Strassen mit der Aussicht auf Bezahlung seitens der Reisenden hat vor langer Zeit schon unsere Canäle für den Durchgangsverkehr umgestaltet. Natürlich wird der Leser in Gedanken voraus eilen und derartige Ursachen und Wirkungen als in auffallendem Maasse in unserer Zeit thätig erkennen. Die Nothwendigkeit einer leichteren Vertheilung, wo die Mengen gross waren, wie z. B. die der Baumwolle zwischen Liverpool und Manchester, führte auf die Idee des Transports durch Eisenbahn; und nachdem das System hier und anderswo eingeführt war, verursachte es wiederum eine Zunahme der Quantität der zu transportierenden Gegenstände. Wir dürfen auch nicht vergessen zu beachten, dass gleichzeitig mit der Bildung guter Strassen, guter Transportmittel, und dann guter Eisenbahnen, noch eine andere Veränderung eingetreten ist. Ursprünglich war der Verbreiter sein eigener Fuhrmann; mit der Vergrösserung des Verkehrs aber wurde der Transport ein besonderer Geschäftszweig.

Natürlich wurde die Verbreitung in zunehmendem Maasse durch leichte Übermittlung von Nachrichten unterstützt. In den Zeiten, wo nur Könige und Edelleute Boten verwenden konnten, mussten die Kaufleute ihr Geschäft auf Reisen betreiben. Aber die Entwicklung eines gut fungierenden Postdienstes machte die Verbreitung sowohl schneller als auch

billiger, während sie gleichzeitig die Zufuhren und Nachfragen überall einem Gleichgewicht entgegenführte; und gegenwärtig, wo Telegraphen und Telephone diesem Zwecke noch besser dienen, wird der Process der Verbreitung mit annähernder Vollkommenheit ausgeführt.

## VII. Capitel.

### Tausch.

#### §. 754.

Verbreitung und Tausch entstehen nothwendigerweise zusammen; in ihren einfachsten Formen bilden sie ja Theile eines und desselben Processes. Wir müssen daher bis zu dem Punkte zurückgehen, von welchem das vorletzte Capitel ausgieng, und eine correlative Reihe von Erscheinungen verfolgen.

Wie bei organischen Erscheinungen, so führt uns auch bei super-organischen Erscheinungen ein Studium vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus auf frühere und einfachere Stufen als die, die wir uns irgendwie vorgestellt haben. Ein auffallendes Beispiel hiervon bieten uns die ersten Stufen des Tauschverkehrs.

Unter den Vorgängen des menschlichen Verkehrs scheinen wenige einfacher zu sein als der Tauschhandel; die ihm zu Grunde liegende Vorstellung ist eine, von der vorausgesetzt wird, dass sie selbst von dem Einfältigsten unter den Wilden verstanden wird. Indessen ist dies nicht der Fall. Im IV. Theile dieses Werkes, welcher von den ceremoniellen Einrichtungen handelt, wurden Gründe für die Annahme angeführt, dass der Tauschhandel sich aus dem Darreichen von Geschenken und dem Empfang von Geschenken zur Erwidierung gebildet habe. Ausser dem dort beigebrachten Beweismaterial sind noch genügende weitere Zeugnisse vorhanden, welche jene Schlussfolgerung rechtfertigen. In der Schilderung eines älteren Reisenden, auf dessen Namen ich mich nicht besinnen kann, kommt die Angabe vor, dass die australischen Wilden den Tauschhandel nicht verstan-



den: eine Angabe, von der ich mich erinnere, sie für kaum glaublich gehalten zu haben. Später sind mir indessen bestätigende Zeugnisse zu Gesicht gekommen. In Bezug auf Neu-Guinea lesen wir:

„Einer der merkwürdigsten, von Dr. MIKLUCHO-MACLAY erwähnten Züge war das augenscheinliche Fehlen von Handel oder Tauschhandel bei den Leuten der Astrolabe-Bay. Indessen tauschen sie Geschenke aus, wenn verschiedene Stämme sich einander besuchen, in gewissem Maasse wie bei den Neu-Seeländern, jede Partei giebt der andern was sie erübrigen kann; es scheint aber niemals ein Artikel gegen einen andern von muthmaasslich gleichem Werthe getauscht worden zu sein.“

Eine Bestätigung hiervon enthält die Schilderung, welche D'ALBERTIS von gewissen Eingebornen aus dem Innern von Neu-Guinea giebt. In Bezug auf Einen, welcher an Bord kam, sagt er:

„Ich bat ihn um den Gürtel, den er um seine Taille trug, in Tausch gegen eine Anzahl Glasperlen; er schien aber den Vorschlag, welchen ich ihm anstatt einer Lautsprache pantomimisch ausdrücken musste, gar nicht zu verstehen. Er sprach ein paar Worte mit seinen Leuten; dann nahm er den Gürtel ab und erhielt dafür die Perlen und einen Spiegel, in welchem sich selbst zu sehen er sich zu fürchten schien. Als er indessen im Begriffe war, wieder an's Land zu gehen, wollte er seinen Gürtel zurück haben, und es war unmöglich, es ihm verständlich zu machen, dass er ihn verkauft habe und dass, wenn er nicht wünsche, sich von ihm zu trennen, er auch die Gegenstände zurückgeben müsse, welche er im Tausch dafür erhalten hatte.“

Ein anderes Beispiel, etwas verschieden in seinem Inhalt, erhalten wir von Samoa. TURNER erzählt, dass bei einem Begräbnis „Jedermann ein Geschenk brachte, und dass am Tage nach dem Begräbnis diese Geschenke sämmtlich wieder so vertheilt wurden, dass ein Jeder mit irgend Etwas in Erwiderung für das, was er gebracht hatte, weggien.“ Von einem entfernt davon lebenden Volke, den Stämmen des Nootka-Sundes, lesen wir bei BANCROFT das Folgende:

„Bei ihren Tauschgeschäften zeigen sie viel Verschlagenheit; selbst ihr System des Geschenke-gebens ist eine Art von Handel: man erwartet zuverlässig bei der nächsten festlichen Gelegenheit den vollen Werth jeder Gabe in einem Gegengeschenke zu erhalten.“

Eine verschiedene Form des Vorgangs kommt in Africa vor. Bei der Beschreibung der Bihénos erzählen uns CAPELLO und IVENS:

„Dem lästerlichen, durch ganz Africa im Gebrauche befindlichen System zufolge, einem Europäer nichts zu verkaufen, sondern ihm ein Geschenk damit zu machen, erpressen sie als Gegenleistung von ihm alle seine Waaren und Effecten, Stück für Stück, bis der unglückliche Mensch sich genöthigt sieht, alle Geschenke zurückzuweisen.“

Es muss sich daher die blosse Idee des Austausches, ohne welche ein Handelsverkehr und eine industrielle Organisation gar nicht entstehen können, selbst erst aus gewissen ceremoniellen Handlungen entwickeln, welche aus dem Verlangen, den Andern geneigt zu machen, entstanden sind.

## §. 755.

Bei dem Mangel an Maassen für die Menge und für den Werth muss die Idee der Gleichwerthigkeit ganz unbestimmt bleiben. Nur da, wo die im Tauschhandel angebotenen Gegenstände in ihrem Umfang, oder ihrer Qualität, oder ihrem Wesen nach äusserst ungleich untereinander sind, wird das Fehlen der Gleichwerthigkeit bemerkbar. Wie roh Handelsabmachungen anfangs waren, zeigt sehr gut der folgende, eine indische Völkerschaft, die Chalikatas, betreffende Auszug. DALTON sagt:

„Es war sehr interessant, den Tauschhandel zu beobachten, der zwischen diesen misstrauischen, erregbaren Wilden und den kalten, verschlagenen Händlern der Ebenen statt hatte. Die Ersteren nahmen Salz hauptsächlich zum Tausch gegen die Waaren, welche sie herabbrachten, und wollten sich nicht fügen, dass es mittelst irgend eines bekannten Herganges gemessen oder gewogen würde. Vor dem Stande des Kaufmanns sitzend, nehmen sie vorsichtig aus einem sorgfältig gehüteten Korbe einen der Gegenstände, die sie zu vertauschen wünschen. Sie halten denselben noch immer mit ihren Zehen oder ihren Knien fest, wenn sie zwei schmutzige Pfoten in das glänzende weisse Salz stecken. Sie machen den Versuch, Alles, was sie nur greifen können, in ihren eignen Korb zu übertragen; der Händler aber stösst mit einem Schwunge seiner Hand die halbe Menge herunter; nun beginnt ein heftiger Wortwechsel, welcher meistens damit beendet wird, dass der Händler nachgiebt und ein paar weitere Prisen Salz genehmigt.“

Beim Mangel eines Tauschmittels entstehen noch andere Unannehmlichkeiten. Die eine liegt in der Schwierigkeit, diejenigen, deren Bedürfnisse wechselseitig sind, miteinander in Verbindung zu bringen. Die Erfahrungen, welche Dr. BARTH in Africa gemacht hat, geben hierfür deutliche Beispiele.



„Ein kleiner Farmer, welcher sein Korn auf den Montag-Markt . . . in Kukama bringt, wird unter keinen Umständen seine Bezahlung in Muscheln nehmen und wird nur selten einen Dollar annehmen: es muss daher die Person, welche Korn zu kaufen wünscht, wenn sie nur Dollars hat, zuerst einen Dollar gegen Muscheln umtauschen oder vielmehr er muss Muscheln kaufen; dann muss er mit den Muscheln ein ‚Kulgu‘ oder Hemd kaufen; nach vielerlei Schachern kann er es auf diese Weise erreichen, Korn zu kaufen . . . Die Ermüdung, welcher man auf dem Markte ausgesetzt ist, ist eine solche, dass ich meine Diener sehr oft in einem Zustande der äussersten Erschöpfung habe zurückkommen sehen.“

An dieser Stelle mag auch, besser als an irgend einer andern, ein Hindernis für die Entwicklung eines ordentlichen Tauschsystems erwähnt werden, welches das Resultat der Missverständnisse seitens der Uneingeweihten darstellt. Captain YOUNGHUSBAND erzählt uns von den Chitrals, dass sie die Rupien für blossen Schmuckgegenstände hielten und es nicht verstehen konnten, dass sie solche als Bezahlung für geleistete Arbeit erhielten. PIM und SEEMANN sagen von den Bayano-Indianern, dass —

„sie den Werth des Geldes nicht genau zu verstehen scheinen und dass sie der Ansicht sind, der eigentliche Sinn eines Handelsgeschäfts bestehe darin, eine andere als die verlangte Summe zu bieten. Ich war zufällig in einem Laden, als vier von ihnen hereinkamen, um einen Kamm zu kaufen. Der Händler forderte eine halbe Krone [ $2\frac{1}{2}$  s.] dafür; die Indianer sagten aber, wenn der Händler nicht drei Schillinge dafür nähme, könnten sie nicht daran denken, ihn zu nehmen.“

Hier zeigt sich „das Feilschen des Marktes“ in seiner allgemeinsten Form, — in dem Ausdrücke der Verschiedenheit zwischen den Schätzungen des Käufers und Verkäufers; und als Zeichen des, untergeordnete Intelligenzen charakterisierenden Mangels der Unterscheidungsfähigkeit herrscht Confusion in Bezug auf die beiden Arten, die Verschiedenheit zu begründen.

#### §. 756.

Es ist belehrend, bei Gelegenheit dieses Falles, wie bei andern Fällen, Überreste einer derartigen primitiven Handlungsweise nachzuweisen.

Eine der frühesten Formen von Tausch, zu einer Zeit, wo der Austausch von Waaren kaum eine gewisse Gestalt erlangt hatte, ist der Austausch gegenseitiger Hülfe. HOLUB erzählt

von den Marutse, dass beim Bauen von Häusern die Eingebornen „so bereit sind, einander zu helfen, dass der Bedarf [an Baumaterial] bald gedeckt ist“. Die erforderliche Voraussetzung ist, dass die gewährte Hülfe in einer spätern Zeit wieder vergolten wird. Wir haben bereits gesehen, dass ein derartiger Austausch von Dienstleistungen unter uncivilisierten Völkern ganz allgemein ist; und da die, ihrer Art nach gleichen Leistungen nach dem Betrage der dabei aufgewandten Zeit messbar sind, so führen sie auf die Idee der Gleichwerthigkeit. Vereinbarungen verwandter Natur bestehen selbst noch bei uns. Gegenseitigkeit der Hülfe ist gelegentlich bei Landleuten beim Einbringen der Ernte zu finden, besonders da, wo ein Mangel an Arbeitskräften vorhanden ist. Unter Dorfbewohnern werden auch Gartenerzeugnisse ausgetauscht, — ein Geschenk von Früchten, für welches späterhin einer andern Art von Geschenk entgegengesehen wird: die Wiederholung des Geschenkes ist in manchen Fällen geradezu von der Erfüllung dieser Erwartung abhängig.

Selbst beim Trinken der Männer in einem Wirthshaus bestehen Gebräuche, welche in merkwürdiger Weise primitiven Gebräuchen nachgebildet sind. Die Gläser Bier, welche von dem Einen dem Andern dargebracht werden, sind nach und nach durch gleichwerthige Gläser auszugleichen; denn die Bewirthung geht von dieser stillschweigenden Erwartung aus. Wir haben hier in der That einen merkwürdigen Fall vor uns, bei welchem keinerlei materielle Übereinkunft erreicht wird, welchem aber eine Rückkehr zu einer Form des Geneigtmachens zu Grunde liegt, bei welcher die Idee eines Austausches dem Namen nach, indessen nicht der Wirklichkeit nach, abgeschlossen ist.

Ausserdem besteht bei den am wenigsten entwickelten Gliedern der Gesellschaft, nämlich den Knaben, der unter dem Namen der „Kaupelei“ bekannte primitive Gebrauch, — ein Gebrauch, der gelegentlich auch noch bei Erwachsenen, wenngleich von Erwachsenen der niederen Classen vorkommt.

---



## VIII. Capitel.

## Ergänzender Tausch.

## §. 757.

Wie gross der Arbeits- und Zeitverlust ist, welchen der Mangel eines für den Umlauf bestimmten Tauschmittels mit sich bringt, wird von CAMERON in seinem „Quer durch Africa“ sehr gut dargestellt. In Kawélé wünschte er ein Canoe zu miethen. Der Vermittler „wünschte in Elfenbein bezahlt zu werden“. Hier erzählt nun CAMERON:

„Ich hatte keines; es ergab sich aber, dass Mohammed ibn Salib Elfenbein hatte und Zeuge brauchte. Da ich indessen keine Zeuge hatte, so half mir das nicht viel, bis ich hörte, dass Mohammed ibn Gharib Zeuge besass und Draht brauchte. Den hatte ich glücklicherweise. Ich gab daher dem Mohammed ibn Gharib die nöthige Quantität Draht, worauf dieser dem Mohammed ibn Salib die Zeuge auslieferte, der nun seinerseits dem Agenten Syde ibn Habib's das gewünschte Elfenbein einhändigte. Darauf liess er mich das Boot haben.“

Offenbar muss der Nachtheil derartiger Unbequemlichkeiten zum Gebrauche irgend einer allgemein verlangten und allgemein besessenen Waare führen, welche zu gleicher Zeit als Tauschmittel und als Werthmesser dient. Die Art der Waare ist je nach Art und Umständen verschieden; was es aber auch sein mag, sie ist derartig, dass sie einem der Hauptbedürfnisse dient: dem Unterhalt, der Vertheidigung und dem Schmuck.

Nahrungsmittel, lebende oder todte, welche in messbaren Mengen vorhanden sind oder leicht in messbare Mengen getheilt werden können, werden schon früh als Umlaufsmittel angewandt. Bei den Hirtenvölkern von Süd-Africa bilden Herden das hauptsächlichliche Besitzthum der Menschen; und die Preise von Frauen und Sklaven werden in Zahlen der Rinder angegeben. Dass alle Hirtenvölker Thiergeld hatten, ist eine allgemein bekannte Thatsache. [Die lateinischen Ausdrücke pecunia und peculium, für Geld und Vermögen, weisen darauf hin, dass der ursprüngliche Reichthum in Herden bestand, pecus,] darauf weist selbst noch der englische Ausdruck ‚impecunious‘ hin, welcher, jetzt

Jemand bezeichnend, der kein Geld in der Tasche hat, buchstäblich Jemand bezeichnet, welcher kein Vieh besitzt. Und dass bei den Römern Rinder das erste Tauschmittel abgaben, geht aus der Bemerkung MOMMSEN's hervor, dass „Kupfer (aes) sehr früh neben den Rindern als ein zweites Tauschmittel auftrat“. Auch bei den alten Bewohnern Englands bildeten Ochsen das Umlaufsmittel; und sie blieben dies noch lange bei den Celten von Wales.

Anstatt dieser grossen lebenden Massen, welche nur zu grossen Geschäften benutzt wurden, werden anderwärts Arten von Nahrungsmitteln benutzt, welche zu kleineren Abmachungen dienen. In manchen Fällen werden getrocknete Fische das Tauschmittel, und es giebt Völker, welche Körnerfrüchte als Geld benutzen. In Zanzibar „wurde in früheren Zeiten Mtama, eine Art von Hirse, als Kleingeld benutzt“. Wenn wir zu den Nahrungsmitteln auch die Nervenreger rechnen, so können wir hier den Thee anführen, — den Ziegelthee, wie er in der Mongolei genannt wird, welcher nach ERMAN's Angabe „eine Mischung der verdorbenen Blätter und Stengel der Theepflanze mit den Blättern einiger wilden Pflanzenarten und Ochsenblut ist, im Ofen getrocknet und in Stücke von 3—3½ Pfund Gewicht in der Form von Ziegelsteinen getheilt wird“. Dasselbe Tauschmittel erwähnend, sagt PRZEVALSKY: „Jedermann, der auf dem Markte Einkäufe zu machen wünscht, muss daher einen Sack voll oder eine Karrenladung schwerer Theeziegel mit sich herumschleppen.“ Den gleichen Gebrauch macht man auf den Sulu-Inseln vom Tabak. So sagt BURBIDGE: „Der geringere chinesische Tabak wird von den Sulu-Insulanern ihrem eignen Producte vorgezogen und bildet eine regelmässige Art von Tauschmittel, mit welchem beinahe alle kleinen Bezahlungen geleistet werden.“ An einigen Orten dienen Gewürze demselben Zwecke, so in einigen Theilen von Africa.

„In dem Lande Quissama findet sich ein Lager von Steinsalz . . . Der merkwürdigste mit diesem Salze zusammenhängende Umstand ist, dass sie dasselbe in kleine Barren mit fünf oder sechs Seiten oder Facetten schneiden, ungefähr acht oder neun Zoll lang und ungefähr einen Zoll dick, nach beiden Enden unbedeutend dünner werdend und dicht in Rohrgeflecht eingeschlossen. Diese laufen um als Geld, und zwar nicht bloss am Flusse, sondern auch im Innern, wo sie vielleicht zuletzt verbraucht werden.“



MONTEIRO erwähnt das Vorkommen desselben Gebrauchs in Abyssinien.

Es ist demnach das allererste Erfordernis für ein Umlaufsmittel auf seiner anfänglichsten Entwicklungsstufe, dass seine Bestandtheile von der Art sind, dass sie den, Allen gemeinsamen Bedürfnissen dienen, — Gegenstände, welche Alle bedürfen; und das zweite, wenngleich nicht wesentliche Erfordernis ist, dass es in annähernd gleiche Einheiten theilbar ist.

### §. 758.

Als Mittel zur Erhaltung des Lebens treten nach den als Nahrung benutzten Gegenständen solche auf, welche zur Erwärmung benutzt werden. Bei den Thlinkeets bilden See-Otter-Felle den hauptsächlichsten Reichthum und sind an der Stelle von Geld in Umlauf; und wo Felle anderer Arten getragen werden, dienen diese in gleicher Weise als Tauschmittel.

Bei weiter vorgeschrittenen Völkern werden gewebte Zeuge und die zu ihrer Herstellung nöthigen Materialien als Umlaufsmittel benutzt. Nach Schilderung des Umfangs, in welchem Waaren aller Arten auf die Märkte der Garos gebracht und verkauft werden, sagt DALTON:

„Sämmtliche Artikel und Tausende von Baumwollen-Packen, die von den Garos zu Markt gebracht werden, wechseln ihre Besitzer in einer primitiven Weise, ohne irgend welche Benutzung der geltenden Münze des Reiches.“

Er fügt hinzu, dass die Garos „zwei Pfund wiegende Bündel von Baumwolle als Kleingeld benutzen, womit sie sich ihre Bedürfnisse verschaffen“. Es ist demnach die am allgemeinsten verkaufte Ware zu einer Wertheinheit geworden. Auf welche Weise sich die Einheit gebildet hat, wird durch eine Angabe angedeutet, welche einen andern indischen Bergstamm betrifft. Bei den Kukis wird an die bengalischen bepáris Baumwolle meist gegen Hühner getauscht: „jedes Huhn wird seinem gleichen Gewicht an Baumwolle für gleichwerthig gehalten.“ In Africa ist die als Geld benutzte Baumwolle zu gewebtem Zeuge geworden. So erzählt WILSON in seinem ‚Uganda‘: „Ungebleichter Kattun . . . bildet den hauptsächlichsten Tauschartikel im Innern von Africa.“ An einer andern Stelle fügt er hinzu, dass dies Zeug, welches den hauptsächlichsten Tauschartikel bildet —

„meist mit der Länge des Unterarmes vom Ellbogen bis zur Spitze des Mittelfingers gemessen wird; . . . und ich habe Eingeborene gekannt, welche beim Verkauf von Rindern und andern Dingen irgend einen ‚grossen Bruder‘ mit einem abnorm langen Arm mitbrachten, um das Zeug für sie zu messen“.

Eine Armlänge von Baumwollenzeug dient daher als Werthmesser. Die vollständige Verwandlung von Kattun in Geld geht aus der Angabe DUFF MACDONALD's in Betreff Blantyre's hervor.

„Niemand in diesem Bezirke weiss etwas von Gold oder Silber. Ein Stück Kattun wird höher geschätzt, als es alle Münzen der Bank von England würden.“

An andern Orten kommen Textilerzeugnisse in Gebrauch, welche in besonderer Form gewebt sind und ornamentalen Schmuck erhalten haben. TURNER sagt, dass in Samoa „schöne Matten für das werthvollste Besitzthum angesehen werden und dass dieselben eine Art von Zahlungsmittel bilden, welches sie im Tausch geben und empfangen“. Und in Asien „dienen bei den Khalkas die [seidenen] Schärpen als Zahlungsmittel, werden aber selten zu Geschenken benutzt“, wie es in der südlichen Mongolei und in Tibet der Fall ist: ein instructives Vorkommnis, welches zu beweisen scheint, dass Geschenke in Tauschmittel und Tauschmittel in Zahlungsmittel übergehen.

## §. 759.

Von den Abstufungen, durch welche Gegenstände zur Befriedigung körperlicher Bedürfnisse als Geld in Gebrauch kommen, gehen wir nun zu den Wandlungen über, durch welche zur Selbsterhaltung dienende Gegenstände, wie Waffen und Werkzeuge, zu gleichem Zwecke in Gebrauch kommen. Das Rohmaterial, aus welchem dergleichen Gegenstände gemacht werden und welches anfänglich ein Tauschobject bildet, dient gelegentlich auch als Mittel zu Austausch. In gewissen Theilen von Africa ist eine festbestimmte Menge von Eisen oder Kupfer zum Werthmesser geworden. BURTON erzählt uns:

„Der Uquak, oder die Eisenbarre, war hier [Alt-Calabar] wie in Bruny und an andern Orten der Maassstab für den Werth; er ist jetzt durch das Kupfer ersetzt worden, wovon vier Stücke eine alte Barre ausmachen.“



An andern Orten ist Eisen, oder vielmehr Stahl, zu Waffen geformt, in gleichem Gebrauche. Dies ist im nordöstlichen Assam der Fall, wo, wie ROWNEY mittheilt, „die Waffen der Männer [der Khámptis] der Dáo für alle Angriffszwecke sind“. „Zahlungsmittel des Landes ist der Dáo, und auch unbearbeitetes Eisen.“ Dass Waffen nicht noch allgemeiner zu diesem Zwecke benutzt werden, dürfte wohl Folge der Thatsache sein, dass beinahe Jedermann eine besitzt und weder selbst eine andere bedarf, noch, wenn er sie auf dem Wege des Tausches erhalten hatte, sie weiter geben könnte.

In einem Falle, wenn nicht in mehreren, sind Werkzeuge in ähnlicher Weise verwandt worden. Bis herab in das 4. Jahrhundert v. Chr. war in China noch immer unbearbeitetes Metall, nach seinem Gewichte eingetauscht, das Tauschmittel; aber schon vor dieser Zeit war eine Zahlungsweise mit Werkzeugen eingetreten. Zwischen dem 7. und 4. Jahrhundert v. Chr. gab es ein Spatengeld: die Spaten waren in der That als Werkzeuge benutzbar. So weit zurück wie das 7. Jahrhundert waren bronzene Messer, von annähernd gleichem Gewichte und mit rohen Inschriften versehen, sowohl Mittel zum Schneiden als zum Zahlen. „Hacken und Waaren“, „Hacken und Zeuge“ waren gleichbedeutende Ausdrücke für Wohlhabenheit. Allmählich verloren diese als Zahlungsmittel benutzten Werkzeuge ihre ursprünglichen Formen: der schneidende Theil wurde im Verhältnisse zu dem Übrigen kleiner.

Die chinesischen Tauschmittel waren aber äusserst verschiedenartig. Bis in's 11. Jahrhundert v. Chr. zurück war in Würfel von bestimmten Gewichten geformtes Gold als Zahlungsmittel gangbar. Dann kam das „Ring-Gold“ auf, aus Bronze, in bestimmten Gewichtsmaassen zu Ringen gearbeitet, bestehend, welche zweckmässigerweise zusammengebunden werden konnten. Diese Münzart scheint der Vorfahre des modernen „Baargeldes“ der Chinesen gewesen zu sein.

#### §. 760.

Von den Gegenständen, welche den drei obengenannten vorherrschenden Verlangen dienstbar sind, eignen sich diejenigen, welche das dritte von jenen befriedigen, am besten dazu, als Zahlungsmittel zu dienen, — diejenigen, welche die Neigung,

bewundert zu werden, befriedigen. Durch das Bemalen des Körpers, durch das Tättowieren und durch das Tragen von Schmucksachen in Nase und Ohren oder an den Armen und Knöcheln zeigen uns die Wilden, dass nach der vollen oder theilweisen Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse der am stärksten vorherrschende Wunsch der ist, Andere sich dadurch unterzuordnen, dass sie im Schmucke übertroffen werden. Schmuckgegenstände und Material zur Herstellung solcher sind daher Dinge gewesen, welche Jedermann brauchte; und während sie dadurch dem ersten Erfordernis für ein dem Umlauf bestimmtes Zahlungsmittel entsprachen, genügten sie auch dem zweiten Erfordernis, der grossen Tragbarkeit. Wir lesen, dass von den Thlinkets Eisen und Glasperlen so stark begehrt werden, dass sie selbst ihre Kinder dagegen vertauschen; und Schilderungen benachbarter Völker, der Kutschins und Eskimos, weisen die doppelte Aufgabe nach, welche die Perlen zu erfüllen haben.

„Sie sind grosse Handelsleute; ihr Reichthum besteht in Perlen, welche anstatt Geldes benutzt werden; die reichen Leute unter ihnen beladen sich im buchstäblichen Sinne mit Halsbändern und Reihen verschiedener Muster. Die Nase und die Ohren werden mit Muscheln verziert.“

Bei seiner Beschreibung der Californier zählt BANCROFT als zum Theil das Geld darstellend, einige seltene und andere viel Arbeit kostende Gegenstände auf und bezeichnet das Muschelgeld als den hauptsächlichsten Bestandtheil desselben.

„Die Muschel, welche das regelmässige, im Umlauf befindliche Zahlungsmittel darstellt, ist weiss, hohl, ungefähr einen Viertel Zoll quer durch und von einem bis zwei Zoll lang. Auf ihrer Länge beruht ihr Werth.“

So ist es auch in Polynesien. POWELL sagt: „Das Geld der Eingebornen von Neu-Britannien besteht aus kleinen, auf Rohrstreifen aufgereihten Kauriemuscheln.“ Und bei den Salomon-Insulanern ist, nach der Angabe von COOTE, —

„das allgemein im Umlauf befindliche, aus Reihen von Muschelperlen ungefähr von der Grösse eines Hemdenknopfes, sehr gut gearbeitet und in klafferlange Faden aufgereiht, bestehende Zahlungsmittel von zweierlei Art, bekannt unter den Namen des rothen und des weissen Geldes. Über diesen stehen in der Reihenfolge der Werthe Hundszähne, welche das Gold dieses Münzsystems bilden . . . In jeden Zahn wird ein Loch gebohrt, und wenn Jemand eine hin-



reichende Anzahl davon hat, reiht er sie auf ein Band von passender Weite und trägt sie als Kragen.“

So war es auch in den ältesten Zeiten in China und so ist es gegenwärtig durch ganz Africa. WAITZ bemerkt, dass die von den Negeren als Geld benutzten Kauries von andern africanischen Rassen — Kaffern, Hottentotten, Hassanieh-Arabern — als Schmucksachen benutzt werden. Die folgende Stelle aus CAMERON weist deutlich auf die Umwandlung in das Zahlungsmittel hin.

„Hier [in Kawélé, Central-Africa] ist ein merkwürdiges Zahlungsmittel in Umlauf; der Preis von Allem und Jedem wird nach ‚Sofi‘ genannten Perlen bestimmt, die dem Aussehen nach an kleine Stücke zerbrochener Thonpfeifen erinnern.

„Beim Beginn des Marktes kommen Leute mit Säcken voll von diesen Perlen und vertheilen sie im Tausch gegen andere an Leute, welche Einkäufe zu machen wünschen; und wenn der Markt geschlossen wird, nehmen sie solche von den Marktleuten wieder zurück und machen sich bei beiden Geschäften einen Vortheil, nach Art der bei Geldwechslern gewöhnlichen Sitte.“

Ein Hauptelement für die Auffassung des Werthes, welchen Schmuckgegenstände beim Übergange in Zahlungsmittel erlangen, ist die Anerkennung der Mühe, welche entweder auf ihre Herstellung oder auf ihr Finden verwendet worden ist. Dies zeigt sich ganz besonders in einem Falle, in welchem ein nicht als Schmuck verwandter Gegenstand durch die auf ihn verwandte Mühe werthvoll gemacht wird. Bei der Beschreibung der auf den Neuen Hebriden Geldhaus genannten Baute sagt COOTE:

„Vom Dache der Hütte waren acht oder zehn Matten aufgehängt . . . und unter ihnen wurde ein kleines Holzfeuer beständig im Brande erhalten. Im Laufe der Zeit wurden die Matten mit einer glänzenden schwarzen Incrustation überzogen . . . Wie ersichtlich ist, bedarf das Feuer einer beständigen Aufsicht . . . Es muss daher fortwährend Jemand gehalten werden, um diese merkwürdige Art von Geld zu überwachen, und es ist die darauf verwandte Zeit, welche ihr ihren Werth verleiht.“

Nach diesem Beispiel wird es leichter verständlich, dass die edlen Metalle ihren Werth nur in geringerem Maasse ihrer Schönheit verdanken, dass sie vielmehr hauptsächlich wegen der Schwierigkeit, sie zu finden, werthvoll geworden sind. Es braucht kaum daran erinnert zu werden, dass dem Aussehen nach Aluminium-Bronze kaum irgendwie von Gold verschieden ist,

und doch ist sie vergleichsweise werthlos; oder es braucht nur daran erinnert zu werden, dass nur Sachkundige zwischen dem glänzenden aber werthlosen, ‚Paste‘ genannten Glase und dem glänzenden, aber unendlich werthvollen Diamant den Unterschied erkennen, um zu sehen, dass der Maassstab des Werthes die auf das Finden und Ausscheiden verwandte Mühe ist.

## §. 761.

Ehe die edlen Metalle, zuerst als Material zur Herstellung von Schmuckgegenständen in Werth gehalten, als metallenes Zahlungsmittel gebraucht werden konnten, mussten passende Methoden des Abmessens ermittelt werden. Wir haben gesehen, dass selbst, wo Schmuckgegenstände als Geld dienen, ihr Werth durch Abmessen geschätzt wurde: die benutzten Muschelreihen werden in Bezug auf ihren Werth nach ihrer Länge geschätzt, als der Grösse des einen oder andern Körpertheils gleich. Da diese Methode auf Metalle nicht angewandt werden konnte, trat an ihrer Stelle eine Werthbestimmung nach dem Gewichte auf, welche natürlicherweise erst möglich wurde, nachdem Waagen erfunden worden waren. Da aber die Gewichtseinheiten anfänglich von organischen Körpern und deren Vielfachen dargeboten wurden (wie es im Orient durch den Gebrauch des Karats, einer indischen Bohne [*Erythrina abyssinica*], und bei uns selbst durch den Gebrauch des Weizenkornes als Basis unseres Gewichtssystems erwiesen wird), so wurden bestimmt abgewogene Portionen Gold und Silber Wertheinheiten. Lange Zeit hindurch wurden derartige Metallstücke beständig durch die Wage controliert und in manchen Ländern geschah dies beständig.

Die Ägypter „machten sich niemals von der Unbequemlichkeit frei, jeden bei Einkäufen auf den Märkten benutzten Ring von Gold oder Silber zu wägen, und verfielen niemals auf den Gedanken, der Bequemlichkeit wegen Münzen zu prägen.“

Jüdische Überlieferungen zeigen uns den Übergang von Schmucksachen in Zahlungsmittel und die Abschätzung des Werthes nach dem Gewicht, — eine zweifellos von den Akkadiern entlehnte Methode. Wir sehen dies, wenn Abraham der Rebekka „eine goldene Spange, eines halben Seckels schwer, und zwei Armringe an ihre Hände, zehn Seckel Goldes schwer“ schenkte;



ferner ebenso, wenn er die Höhle von Machpelah\* kaufte, wo es heisst: „Abraham gehorchte Ephron und wog ihm das Geld dar, das er gesagt hatte . . . nämlich vierhundert Seckel Silbers, das im Kauf gäng und gäbe war.“ In späteren Zeiten erhielt der Seckel (in gleichem Werthe mit dem Gewicht von zwanzig Körnern oder Bohnen) einen autorisierten Charakter: es gab Seckel „nach der Gewichtsbestimmung des Königs“. Dies bedeutet einen Schritt weiter zum Prägen von Münzen, auf das man später kam; wir müssen nämlich annehmen, dass einer dieser Seckel irgend ein Zeichen trug, durch welches seine Bedeutung kenntlich wurde.

Gehen wir jetzt auf spätere Zeiten über und berücksichtigen wir die Ausdehnung, in welcher im Europa des Mittelalters römische Gebräuche den Menschen beeinflussten, so können wir im Wesentlichen dieselben Thatfachen wiedererkennen. In den alten fränkischen Zeiten traten dieselben Beziehungen zwischen dem Schmuckgegenstand, dem Gewicht und der im Umlaufe angenommenen Maasseinheit hervor. In der Merowingischen Periode —

„waren das Halsband und das Armband, das celtische torque, das teutonische beag, eine Zeit lang in einem gewissen Sinne als ein gültiges Zahlungsmittel durch den ganzen Norden bekannt und anerkannt. Das beag war ursprünglich das Schmuckzeichen des Godr oder Mitgliedes der heiligen Rasse, sobald er bei einem Opfer seinen Beruf erfüllte.“

Es dürfte daraus hervorgehen, dass das beag „einen gesetzlich bestimmten Werth“ hatte und „in seiner Weise ein ebenso anerkannter Typus des Werthes war, wie das Pfund“. In derselben Zeit wurde aber auch ungeprägtes Gold oder Silber zu Bezahlungen benutzt. Wie bei den Hebräern der Seckel gleichzeitig eine Gewichtseinheit und eine Wertheinheit war, so war auch in Frankreich das ‚livre‘ der Name für ein Gewicht und für ein Geldstück. Ein gleiches Verhältniss bildete sich auch in England aus. So sehr es auch schliesslich verschieden wurde, so war doch das „Silber-Pfund“ ohne Zweifel eine Zeit lang ein wirkliches Pfund.

\* Nach der autorisierten englischen Übersetzung; Luther übersetzt „zweifache Höhle“: 1. Mose 23, 9, 17, 19, an welchen Stellen die englische Bibel „Machpelah“ hat. D. Übers.

Da die Wertheinheiten in einer Zeit, wo die Gewichte selbst verhältnismässig unbestimmt waren, nur durch das Abwägen zwischen einzelnen Individuen bestimmt wurden, so gieng daraus eine Unbestimmtheit in der Wertheinheit hervor. Ausserdem führten diese von einander unabhängigen Ausgangspunkte zu der Herstellung gestempelter Wertheinheiten seitens verschiedener Individuen oder Individuengruppen, was wiederum eine Verschiedenheit von Münzen verursachte, welche nominell den gleichen Werth haben sollten, aber thatsächlich von mehr oder weniger verschiedenem Werthe waren. In welcher Weise diese verhältnismässig unbestimmten Gewichte zu feststehenden gemacht wurden, das geht aus der, von den Hebräern gebrauchten Unterscheidung zwischen einem gewöhnlichen Seckel und dem Seckel „nach der Gewichtsbestimmung des Königs“ hervor. Offenbar beförderte die Einführung einer von einer einzigen Quelle ausgehenden geprägten Münze den Vorgang des Austausches dadurch, dass die Werthe der Einheiten gleichgemacht wurden; und obgleich in späterfolgenden Zeiten das Verschlechtern der Ausprägungen durch Könige ein grosses Unglück herbeiführte, so blieb doch die Wohlthat der Gleichförmigkeit bestehen.

Aber das, auf dessen Erwähnung uns am meisten ankommt, ist, dass durch die Erleichterung des Austausches ein zuverlässiges Zahlungsmittel den Process der Vertheilung oder Verbreitung ungeheuer ausdehnte und leichter machte. Die Mittel zum Besorgen der meisten Einkäufe konnten nun an der Person des Einkäufers mitgeführt werden. Bestimmte Abschätzungen der Werthe der gekauften und verkauften Gegenstände konnten ausgeführt werden, — es entstanden Preise. Die für Arbeiten verschiedener Arten zu zahlenden Beträge konnten in münzgemässer Weise bestimmt werden. Und vor Allem, die Hindernisse der Verbreitung, welche sich aus der Unmöglichkeit ergaben, diejenigen zu finden, welche persönlich die unterzubringenden Waaren bedurften, verschwanden vollständig. Überdies verloren mit der Aufstellung von Preisen und der allgemein geläufigen Kenntniss derselben die zwischen dem Käufer und Verkäufer stattfindenden Verhandlungen in hohem Grade den Charakter der Willkürlichkeit, den sie vorher hatten. Endlich entstand als eine im Begleite auftretende Wirkung die Möglich-



keit des Wettbewerbes. Es konnten die Preise verglichen und die vortheilhaftesten Käufe gemacht werden; und hieraus entsprangen wieder, neben dem Vortheile für den Käufer, Warnungen und Anregungen für den Producenten oder den Verbreiter.

§. 762.

In gleicher Weise, ohne besondere Aufdringlichkeit, trat allmählich noch eine weitere Entwicklung im Bereiche der Tauschmittel ein. Obgleich Münzen bei weitem weniger beschwerend waren als früher zum Tausch benutzte Gegenstände, so waren sie doch noch immer so beschwerend, dass sie ausgedehnte Geschäfte hinderten; so sind sie es ja noch gegenwärtig in China, wo Kupfer- oder Bronze-Münzen, durch Löcher in ihrer Mitte aufgereiht, für grosse Zahlungen ausserordentlich unbequem sind; ausserdem trat, selbst nachdem private Münzstätten beseitigt worden waren, neben dem Entwerthen der Münzen durch Könige, das Beschneiden und Abfeilen der Münzen auf; dadurch wurden die Wertheinheiten zum Theil unbestimmt und verursachten Nachwägungen und Streitigkeiten. Von ernsterer Bedeutung war noch ein weiterer Mangel. Es wurde sofortige Bezahlung vorausgesetzt: ein Erfordernis, welches in vielen Fällen Geschäfte unmöglich machte, welche in anderem Falle hätten ausgeführt werden können. Häufig hatte Jemand, welcher zu kaufen wünschte und auch ihn zum Kaufe befähigendes Vermögen besass, nicht das erforderliche sofort disponible baare Geld. Um diesen und umgekehrten Fällen zu begegnen, fieng ein System nicht vollendeter Verkäufe sich zu bilden an, welche zu angegebenen oder nicht ausdrücklich bezeichneten Zeiten vollendet werden sollten, — es entwickelte sich eine einfache Form von Creditpapier. Es wurde irgend eine Urkunde angenommen, welche den Empfang des Geldes oder der Waaren anerkannte und versprach, das speciell angeführte Aequivalent entweder nach einiger Zeit oder zu einer speciell angegebenen Zeit einzuhändigen. Geschäfte dieser Art, ganz von selbst beim Abschluss von Kaufverträgen entstehend, liess allmählich ein Zahlungssystem durch Forderungsnoten entstehen, damit den Umlauf von Papiergeld einleitend. Denn jedes Papiergeld besteht aus Erinnerungen an Forderungen in der einen oder andern Form, — „Versprechen zur Zahlung“.

Ausser diesem Bedürfnisse und weiter ausser dem Bedürfnisse der Tragbarkeit, welches im alten China zu dem Gebrauch von Noten geführt hatte, welche das damals im Umlaufe gewesene Eisengeld repräsentierten, wurden noch zwei andere Erfordernisse erfüllt. In Italien fieng zu einer Zeit, wo die Münzen so verschiedenartig waren, dass viel Zeit auf das Wiegen und Probieren verwandt werden musste, der Gebrauch sich zu verbreiten an, eine gewisse Menge derselben bei einem mit ihrer Aufbewahrung Betrauten zu hinterlegen, nachdem ein für allemal ihr Werth abgeschätzt und dagegen ein Schein ausgestellt worden war, — die Bezeugung eines Anspruchs an den Aufbewahrer, welche zur Ausführung von Zahlungen benutzt wurde. In England, wo der Tower als ein Ort sicheren Aufbewahrens von Kaufleuten benutzt worden war, bis sie, von Karl I. um £ 200 000 beraubt, sich nach sichereren Orten umsehen mussten, entstand der Gebrauch, Werthsachen in den Gewölben der Goldschmiede aufzuheben und dafür „Goldschmied-Noten“ zu empfangen. Diese wurden sofort dazu benutzt, Zahlungen zu machen; wegen des Erfordernisses von Beträgen, welche in passende Theile getheilt werden könnten, wurden dann die Goldschmied-Noten zu Versprechungen, die in ihnen namentlich angeführten Summen zu zahlen, ohne Rücksicht auf die besonderen Besitzthümer von A, B oder C, welche deponiert worden waren: sie wurden Banknoten.

Von weiteren Entwicklungserscheinungen ist es nöthig, das Cheque-System anzuführen, welches, in England schon lange Zeit in Gebrauch, erst neuerdings auch anderwärts angenommen worden ist. Ausgenommen wenn diese Cheques „nicht weiter zu begeben“ gemacht worden sind, gehen dieselben, besonders an Orten auf dem Lande, von Hand zu Hand, wie es bei localen Banknoten der Fall ist. Endlich müssen den beweglichen Noten über Anerkennung von Ansprüchen noch die fixierten Notizen zugefügt werden, wie sie in den Büchern der Kauf- und Handelsleute eingetragen werden. Denn diese treten an die Stelle des sofortigen Austausches von Münzen gegen Waaren und stellen eine Varietät jener theilweise vollendeten Geschäfte oder aufgeschobener Zahlung dar, die oben genannt wurden, und aus welchen ein Creditumlauf seinen Ursprung nahm. Offenbar vermindern dieselben die Mühe des Austausches, besonders in



kleinen Orten, wo Handelsleute wechselseitig Kunden von einander sind und sich halbjährlich nach Ausgleich ihrer Rechnungen die Differenzen zahlen und empfangen: auch dies geschieht allgemein in der Form von Cheques oder Noten über die Forderungen.

Mittelst dieses Creditumlaufs werden gegenwärtig alle grossen Geschäfte und eine grosse Menge kleiner ausgeführt. Das Bankconto eines Kaufmanns ist einfach ein Verzeichnis der Forderungen Anderer an ihn und seiner Forderungen an Andere, welche beständig gegeneinander ausgeglichen und die Debets und Credits balanciert werden. Da nun gegenwärtig dieses System so weit entwickelt worden ist, dass von dem Clearing House die Forderung der Bankhäuser gegeneinander dreimal täglich verglichen und Notizen über die Differenzen ausgetauscht werden, — da dies, früher auf die Londoner Banquiers beschränkt gewesene System sich auf die Banquiers in den Provinzen ausgedehnt hat, so geht daraus hervor, dass aller paar weniger Stunden die Forderungen, welche Massen von Menschen durch das ganze Königreich gegeneinander haben, verglichen und durch Übertragung kleiner Beträge ausgeglichen werden, welche letztere selbst wieder die Form von papiernen Anweisungen haben, die sofort als Credite registriert werden.

Unter den Beispielen von Entwicklung, welche Gesellschaften darbieten, ist vielleicht keines so auffallend und überraschend, als dieser allmähliche Fortschritt vom Geben und Empfangen von Geschenken bei Wilden zu dem täglichen Ausgleichen von Myriaden von geschäftlichen Abmachungen einer Nation durch einige wenige Angestellte in Lombard Street.

## IX. Capitel.

### Gegenseitige Abhängigkeit und Integration.

#### §. 763.

In den sechs vorausgehenden Capiteln ist schon Vieles vorübergehend erwähnt worden, was sich auf die industrielle Integration bezieht, welche in Begleitung industrieller Differen-

zierung aufgetreten ist. Ehe weiter gegangen wird, um diesen Zug der socialen Entwicklung speciell zu erläutern und nachdrücklich hervorzuheben, wird es angebracht sein, die damit zu Tage geförderten Resultate anzuführen.

Eisenwerke machen den Spitzhammer und Schaufel möglich, ebenso das mit Stahlspitze versehene Stemmeisen, mit welchem die Sprenglöcher ausgeschlagen werden. Auf diesen, in Verbindung mit Sprengpulver und Dynamit, welche an andern Orten hergestellt werden, beruht der Betrieb des Bergbaues. Den verschiedenen Metallen und der Steinkohle, welche durch den Bergbau erhalten werden, verdanken wir die Werkzeuge und die Explosivstoffe. Diese verschiedenen Productionsarten entwickeln sich hiernach durch gegenseitige Hülfe, und dasselbe ist bei vielfachen Arten von Production der Fall. Die Vorgänge der Vertheilung sind in gleicher Weise wechselseitig von einander abhängig. Damit irgend ein Ort ein ausgedehntes System von Detailhandel besitzen könne, muss gleichzeitig ein System von Handel-en-gros bestehen; denn wenn nicht grosse Mengen von Waaren zugeführt werden, können die Detailhändler ihre Functionen nicht erfüllen. Inzwischen wird die Ausdehnung der Vertheilung im Grossen nur durch die Ausdehnung der Vertheilung im Detail ermöglicht; denn die Zuführung von Waaren in grossen Quantitäten ist nutzlos, wenn nicht Einzelverkäufer derselben vorhanden sind. Ferner entwickeln sich diese Abtheilungen der verbreitenden Organisation beide gleichen Schrittes mit der Organisierung der Production, während sie wiederum diese in den Stand setzen, sich zu entwickeln. Offenbar setzt ausgedehnte Verbreitung Strassen, Wagen, Canäle, Boote und Schiffe voraus, welche nur in dem Maasse entstehen können, in welchem sich die verschiedenen Productionsarten entwickeln; und offenbar können sich diese wiederum nur mit derselben Schnelligkeit entwickeln, mit welcher die verschiedenen, an verschiedenen Orten erzeugten Artikel von den austheilenden Factoren ausgetauscht werden. Und noch weiter, diese beiden Entwicklungserscheinungen hängen von der Entwicklung einer vermittelnden Einrichtung ab, welche den Tausch durch den Kauf ersetzt. Mit einem guten Münzsystem verschwindet der Widerstand gegen Austausch; es können die relativen Werthe von Gegenständen gemessen werden; gangbare Preise können



anerkannt werden; und es tritt Wettbewerb auf mit all den Preisherabsetzungen, Reizmitteln und Verbesserungen, die in seinem Gefolge erscheinen. Und damit Production und Vertheilung in dieser Weise erleichtert werden, muss das dem Austausche dienende Mittel differenziert und in sich selbst entwickelt werden; denn solange nicht dem metallenen Zahlungsmittel das Umlaufsmittel papierner, in ihren Arten verschiedener Zahlungsversprechen hinzugefügt wird, erleiden alle bedeutenderen und entfernteren Handelsgeschäfte ein grosses Hemmnis.

Man beachte daher, wie gross die gegenseitige Abhängigkeit geworden ist. Verschiedene Arten der Production unterstützen einander. Während die Verbreitung der Producte zur Herstellung ihrer Strassen und Transportmittel von verschiedenen Arten der Production abhängt, macht sie ihrerseits wieder die Production reichlicher und mannigfaltiger. Ein entwickeltes und differenziertes Valutensystem befördert die Production und erhöht das Maass der Verbreitung. Auf diese Weise werden infolge ihrer wechselseitigen Einflüsse die Einrichtungen, welche diese Processe ausführen, immer mehr und mehr integriert.

#### §. 764.

Es lässt sich aber keine entsprechende Idee von dieser Integration machen, ohne deren Offenbarungen noch speciellerer Art in Betracht zu ziehen.

Zuerst mag unter diesen das Zusammenwirken getrennter Vorgänge und Einrichtungen in weiterer Art und in verschiedenartigen Formen erwähnt werden. Jemand beobachtete ein Dienstmädchen, wie es durch schnelles Drehen eines Shrubbers das Wasser austrieb, und sah ein, dass mit Hülfe der Centrifugalkraft verschiedene Gegenstände getrocknet und andere abgesondert werden könnten. Unter den Resultaten seines Nachdenkens fanden sich folgende: Massen feuchten Zuckers in eine rotierende Trommel mit durchlöcherntem Mantel gebracht, werden auf diesem Wege von dem anhängenden Syrup befreit und bleiben trocken zurück. Nasse Kleidungsstücke in eine solche Trommel gebracht, werden durch deren Rotation veranlasst, all ihr Wasser abzugeben und verlassen die Trommel nur feucht. Und gegenwärtig wird mittelst derselben Methode der flüssigere Theil der Milch von dem weniger flüssigen Theil, — dem Rahm, — geschieden.

In derartigen Fällen ist der neue Process, welcher die früher gebräuchlichen Vorgänge erleichtert, von ihnen verschieden; in andern Fällen aber hängt der neue Process in einer so integrierenden Weise mit vorausgehenden Processen zusammen, dass er mit ihnen einen continuierlich zusammenhängenden Process bildet. Hier ist beispielsweise ein Apparat, um eine grosse, durch ihn hindurch gehende Luftmenge auf eine hohe Temperatur zu bringen. An dem einen Ende steht eine Dampfmaschine, eine Druckpumpe in Arbeit setzend, welche diese Luftmenge hineintreibt, und am andern Ende findet sich ein Gebläse, welches den mächtigen Strom heisser Luft in einen Schmelzofen eintreibt, dadurch die Intensität der schmelzenden Kraft über die von der kalten Luft erzeugten erhöhend und die Menge des herauskommenden geschmolzenen Eisens vermehrend. Und gegenwärtig ist noch eine weitere Stufe dazugetreten. Anstatt eines besonderen und späteren Puddelprocesses (Gusseisen in Walzeisen umwandelnd) ist jetzt eine Einrichtung getroffen worden von der Art, dass das geschmolzene Eisen vom Schmelzofen direct in einen Puddelofen oder einen Ofen, welcher dieselbe Umwandlung bewirkt, fliesst; es wird also alle die Kohle erspart, welche früher zum Wiedererhitzen des Roheisens verwandt wurde. Es sind hier also drei Gruppen von Einrichtungen zu einer einzigen Gruppe vereinigt worden.

Der Fortschritt in dem Zusammenwirken von Einrichtungen ist aber am besten in der Entwicklung von Mechanismen zu sehen. Anfangs wurden „die mechanischen Kräfte“, wie sie genannt werden, — Hebel, schiefe Ebene, Keil, Schraube, Rad und Achse, Rolle, — nur einzeln benutzt; im Laufe der Zeit aber entstand durch Combinationen derselben das, was wir als Maschinen bezeichnen. Denn eine Maschine, — nehmen wir eine Wassermühle, einen Webstuhl, eine Dampfmaschine, eine Druckerpresse, — combinirt diese verschiedenen mechanischen Kräfte auf specielle Weisen zu speciellen Zwecken. Ein Vergleich alter Maschinen mit neuen zeigt, dass sie durch Erhöhung ihrer Complicirtheit allmählich immer weiter sich complicierenden Productionsacten sich angepasst haben.

Es ist noch eine weitere, für die modernen Zeiten charakteristische Stufe zu erwähnen. Ausser dem Zusammenwirken vieler Einrichtungen, die in einer und derselben Maschine einheitlich



zusammengefasst werden, haben wir jetzt auch Zusammenwirken mehrerer verschiedener Maschinen. Der Zeitungsdruck bietet ein Beispiel dar. Bei dem primitiven Verfahren wurde eine poröse Platte in die breiige Masse eingetaucht, herausgenommen und zum Abfließen des Wassers zur Seite gestellt, dann wurde die feuchte Schicht abgenommen und dann der damit erzeugte einzelne Bogen Papier gepresst und zugerichtet. Anstatt dieses Verfahrens haben wir an erster Stelle die von einer Dampfmaschine in Thätigkeit gesetzte Papiermaschine, in welcher der auf das Drahtgewebe von endloser Form gebrachte Brei nach kurzem Wege den grössten Theil seines Wassers verliert, dann zwischen Cylindern durchgeht, um das noch übrige Wasser herauszudrücken, über heisse Cylinder geht, um getrocknet zu werden, und am andern Ende der Maschine entweder in Bogen zerschnitten oder zu einer langen Rolle aufgewunden herauskommt. Wird das Papier zu einer Zeitung bestimmt, so wird eine derartige, eine oder zwei Miles Papier enthaltende Rolle an der Druckmaschine befestigt. Diese wird von einer Dampfmaschine in Thätigkeit gesetzt (durch angebrachte Einrichtungen ist sie selbstheizend und selbststeuernd gemacht worden) und zieht diese zusammenhängende Platte in ihr Inneres; sie bringt dann das Papier, erst dasselbe auf der einen Seite, dann auf der andern bedruckend, am weiteren Ende heraus, wo es dann von einer angefügten Maschine in einzelne Zeitungsblätter zerschnitten und später, in manchen Fällen, in eine besondere Falte-Maschine eingeführt wird. Weil die Papierfabrikation reichlichen Wasservorrath und viel Raum beansprucht, so ist es nicht gebräuchlich, das Papier an dem Orte zu fabricieren, wo der Druck ausgeführt wird; wären aber diese Hindernisse nicht vorhanden, so würden die Einrichtungen derartig sein, dass an dem einen Ende der miteinander verbundenen Maschinen ein Strom nassen Breies einträte, während am andern Ende die gedruckten und gefalteten Zeitungsblätter geliefert würden.

Dieses Beispiel von dem Zusammenwirken von Vorrichtungen, — diese Integration von Maschinen, — kann zweckmässigerweise hier als symbolisch für die weiteren und weniger offenbaren Integrationen angesehen werden, welche wir nunmehr als sich durch die ganze industrielle Organisation zeigend betrachten müssen.

## §. 765.

Bis uns die genauere Untersuchung aufgeklärt hat, betrachten wir irgend einen Gegenstand des Gebrauchs oder des Luxus als von dem angeblichen Verfertiger desselben ganz und vollständig gemacht. Wir vergessen, dass es beinahe in jedem einzelnen Falle ein Mann ist, welcher die Erzeugnisse verschiedener anderer Leute, die ihn mit den vorbereiteten Materialien versorgt haben, zusammenstellt. Man nehme als ein Beispiel, welches im buchstäblichen Sinne zuerst in die Hand kommt: das Buch. Es ist ein Erzeugnis, zu dessen Vollendung viele verschiedene Arten von Arbeitern, in verschiedenen Orten verstreut, beigetragen haben. Wir brauchen uns nicht bei seinem hauptsächlichsten Bestandtheil aufzuhalten, dem Papier, welches an einem Orte hergestellt worden ist, der Druckerschwärze, an einem andern Orte gemacht, und der Druckerpresse, welche wiederum anderswo gefertigt ist, gehen wir aber von den fertig ausgedruckten Bogen aus, die zu den Buchbindern geschickt werden, und nun wollen wir uns nach den Quellen der zu vereinigenden Bestandtheile umsehen. Der eine Fabrikant liefert die rohe Buchschalenpappe, ursprünglich aus alten, zu einem Brei zerriebenen Stricken gefertigt; von einem andern kommt das starke, festgewebte Zeug, welches zum Herstellen des biegsamen Rückens verwandt wird; andere wiederum liefern einzeln den zum Heften der Bogen benutzten Faden, die queren Bandstreifen, an welche die gehefteten Bogen befestigt werden, den zum Verstärken ihrer vereinigten Stücke gebrauchten Leim, die verzierte, die Aussenseite bedeckende Leinwand, welche selbst wiederum das kombinierte Erzeugnis des Webers und Färbers ist; und endlich kommt noch das zum Golddruck nothwendige Goldblättchen. Hinzuzufügen ist noch, dass in jeder Minute verschiedene, von wieder andern Fabrikanten gelieferte Werkzeuge in Benutzung kommen. So ist es überall, — so ist es mit unsern Häusern, in ihrer ganzen Entstehung in hohem Grade compliciert und mit allen den vielfältigen, in ihrem Innern enthaltenen Gegenständen.

Es bietet uns demnach die industrielle Organisation ein ganz allgemeines Netzwerk dar, in welchem jede einzelne Werkstatt mit vielen andern Werkstätten verbunden ist, von denen



wiederum jede einzelne mit vielen andern verbunden ist; und eine jede Werkstatt ist ein Ort, an welchem verschiedenartige Gruppen von Erzeugnissen zu speciellen Combinationen verarbeitet werden. Kurz, es ist daher die Auffassung der Arbeitstheilung als sich durch die Menge verschiedener Arten von Producenten darstellend eine vollständig irrige, wenn nicht der Gedanke dabei festgehalten wird, dass die Differenzierung jener von der Integration begleitet wird.

§. 766.

Wir haben aber noch eine wechselseitige Beeinflussung zu erwähnen. Es hängt nicht allein die Entstehung eines jeden Erzeugnisses in hohem Maasse von der Entstehung vieler andern Erzeugnisse ab, sondern es werden auch umgekehrt viele andere Erzeugnisse durch die Entstehung eines jeden eingreifend beeinflusst. Die Vielen wirken ein auf das Eine, und das Eine auf die Vielen.

Ein auffallendes Beispiel bietet die Kautschuk-Fabrikation dar. Ursprünglich ‚Gummi elasticum‘ genannt [in England nach seinem Ursprungsorte ‚indischer Reibstoff‘] und allein zum Ausreiben von Bleistiftstrichen benutzt, hat uns diese Substanz im Verlaufe von sechzig oder siebenzig Jahren nicht nur zahlreiche Artikel zu persönlicher und häuslicher Annehmlichkeit geliefert, sondern hat auch verschiedene Fabrikationszweige verbessert. Sie hat das Leder ersetzt für Transmissionen, für Spritzen-schläuche, für die in verschiedenen Verwendungen gebrauchten Röhren. Sie wird benutzt zu Stosskissen, Klappen an Maschinen und Pumpen, zu Scheiben an Rohrmündungen, zum Dichten der Kolben, zu Druckcylindern und gegenwärtig in augenfälligster Verbreitung zur Bekleidung der Räder an Wagen und Fahrrädern. Durch ihren, sich nach allen Richtungen hin ausbreitenden Einfluss hat daher die Kautschukmanufactur viele andere Fabrikationszweige modificiert.

Noch viel auffallender und bei weitem bedeutungsvoller sind die Einflüsse gewesen, welche von der Fabrikation des Bessemer-Stahls ausgegangen sind. Ein Material, dessen Kostbarkeit bis 1850 so gross war, dass seine Verwendung hauptsächlich auf schneidende Instrumente beschränkt blieb, wird jetzt im Grossen zu Gegenständen bedeutender Grösse benutzt, — zu gepanzerten

Fahrzeugen, zu grossen Schnelldampfern und im Allgemeinen zum Schiffsbau mit den dazu gehörigen Kesseln, Schrauben, Schäften, Kettentaue, Ankern u. s. w. Stahldraht ist in ausgedehnte Benutzung gekommen für Zugtaue, Lüslöcher und ungeheure Kettenbrücken, während andererseits auch Viaducte, grösser als sie früher ausführbar waren, jetzt aus Stahl hergestellt werden. Beim Hausbau ersetzen gegenwärtig stählerne Bindebalken, Hauptbalken, Geschossquerbalken die hölzernen; und in New York halten enorme stählerne Rahmenwerke ihre ungeheuren, vielgeschossigen Gebäude zusammen. In allen Arten von Maschinen ersetzt Stahl das Eisen — in Zahnrädern, Achsen, Kurbeln, Rahmen. Dünnes Stahlblech wird zu Näpfen, Servierbrettern, Kannen, Casserolen, Stürzen u. s. w. verabreicht, und aus Stahlblech werden jetzt in ungeheurer Ausdehnung verzinnzte Teller gemacht. Im Jahre 1892 wurden allein in den Vereinigten Staaten mehr als 200 000 Tonnen stählerner Nägel fabriziert. Alles übertrifft aber die Wirkung, welche die Bessemerstahl-Fabrikation auf die Eisenbahnen geäussert hat, bei welchen, ausser ausgedehnten Verbesserungen am laufenden Material, der Grundbau durch den Ersatz der Eisenschienen durch stählerne Schienen eine gründliche Umwälzung erfahren hat. In England sind in dieser Weise 32 000 Miles einfacher Gleislänge, und in den Vereinigten Staaten 175 000 Miles neu gelegt worden\*.

Es ist auch noch etwas Anderes eingetreten. Während dieser billig hergestellte Stahl in viele andere Fabrikationszweige eingegriffen hat und sie verbessert hat (eine viel grössere Zahl, als vorstehend angeführt worden ist), hat eine jede primäre Gruppe von Veränderungen viele secundäre Wandlungen veranlasst. Ein jedes von diesen verbilligten oder verbesserten Erzeugnissen ist selbst wieder der Mittelpunkt strahlenförmig aus-

\* Napoleon nannte die Engländer „eine Nation von Krämern“ und wie früher, so haben sie seitdem gezeigt, dass die entsprechende Höhe der Intelligenz nicht bloss die bourgeoisie charakterisiert, sondern auch die herrschenden Classen. Sie haben es daher für hinreichend gehalten, dass Sir Henry Bessemer eine Ehrenausszeichnung erhielt, wie sie einem Beamten dritten Ranges bei seinem Rücktritt vom Amte oder dem Maire einer Provinzialstadt beim Jubiläum der Königin gewährt wurde. In den Vereinigten Staaten verstehen sie es besser, Leistungen auszuzeichnen. In verschiedenen Theilen der Union haben eine Grafschaft und sechs Städte den Namen „Bessemer“ erhalten.



gehender Einflüsse geworden. Man nehme ein Beispiel. Eine Stahlschiene hält sechs eiserne Schienen aus; und da ein bedeutendes Element in den Kosten der Erhaltung einer Eisenbahn der Ersatz abgenutzter Schienen ist, so bringt der Gebrauch der Stahlschiene eine grosse Ersparnis mit sich, welche wiederum, unter dem Einflusse der Concurrenz, eine gewisse Minderung des Personen- und Gütertarifs veranlasst. Daraus folgt eine Herabsetzung der Preise für verschiedene Waaren und in vielen Fällen die Zufuhr von Verbrauchsartikeln nach Orten, welche höhere Frachten unmöglich gemacht haben würden. Durch die Anwendung von Stahl zum Schiffsbau sind ähnliche mannichfaltige Wirkungen auf die Preise und die Verbreitung überseeischer Waaren hervorgerufen worden; denn in einem Stahlschiff wird die Grösse der Ladefähigkeit um ein Viertel erhöht.

§. 767.

Die Moral von diesem Allem ist von grossem Gewichte. Die gegenseitige Abhängigkeit der geschäftlichen Beziehungen ist unendlich complicierter als es auf den ersten Blick scheint; und die Integration derselben ist bei weitem inniger geworden, als man anfangs erkennen kann. Es ist ein verwickeltes Gewebe, welches überall Knotenpunkte hat und nach allen Seiten Fäden aussendet und alle Thätigkeitsäusserungen so zu einander in Beziehung bringt, dass irgend eine beträchtliche Änderung in der einen rückschlagende Wandlungen in allen übrigen hervorruft. Von jenen längst vergangenen Zeiten an, wo Feuersteinmesser zum Herstellen von Keulen benutzt wurden, hat die damals beginnende Zusammenwirkung verschiedener Vorrichtungen an Umfang zugenommen, während gleichzeitig das Zusammenwirken der Arbeiter zugenommen hat, bis gegenwärtig die Werkzeuge ebensowohl wie die Arbeiter ein Aggregat von gegenseitig von einander abhängenden Theilen bilden. Der Fortschritt hat hier wie anderswo von unzusammenhängender Homogenität zu zusammenhängender Heterogenität stattgefunden.

Blind für die Bedeutung der unzähligen sie umgebenden Thatfachen heben grosse Mengen von Menschen die Nothwendigkeit einer „Organisation der Arbeit“ hervor. Thatsächlich vermeinen sie, dass gegenwärtig die Arbeit nicht organisiert sei. Alle diese wunderbaren Specialisierungen und diese sich endlos

verzweigenden Verbindungen, welche Jahrhundert für Jahrhundert entstanden sind seit der Zeit, als die Glieder wilder Völkerstämme jedes einzeln für sich die nämlichen Beschäftigungen ausführten, existieren nicht für sie, oder, wenn sie einige wenige von denselben anerkennen, sie nehmen nicht wahr, dass diese nur eine infinitesimale Erläuterung des Ganzen bilden.

Eine auf der Oberfläche des Körpers sich niederlassende Fliege hat ungefähr eine ebenso richtige Vorstellung von seinem inneren Gefüge, wie einer dieser Planmacher von der gesellschaftlichen Organisation, in welche er eingefügt ist, besitzt.

## X. Capitel.

### Die Regulierung der Arbeit.

#### §. 768.

Regulierung, als eine Form von Herrschaft, schliesst thatsächlichen oder potentiellen Zwang ein, — entweder einen solchen thatsächlichen Zwang, wie ihn der Sklavenvogt über den Neger ausübt, oder einen solchen potentiellen Zwang, wie ihn der Landwirth über seinen Arbeiter ausübt, welcher weiss, dass Faulheit Entlassung und jene Strafe mit sich bringt, welche die Natur über den Geldlosen verhängt. Vom allerallgemeinsten Gesichtspunkte aus sind daher alle Arten von Regulierung miteinander verwandt, so sehr sie auch von einander abweichen mögen in Bezug auf die regulierende Kraft, in Bezug auf die Art und Weise des Regulierens und in Bezug auf die Art der übeln Folgen, welche die Nichtbeachtung der Regulierung mit sich bringt.

Da nun eine zu Grunde liegende Nöthigung in allen Fällen vorausgesetzt werden muss, so dürfen wir uns natürlich nach einem ursprünglichen Zusammenhange zwischen industrieller Regulierung und jenen Arten von Regulierung umsehen, welche wir als politische und kirchliche unterscheiden. Durch das Entwicklungsgesetz werden wir auf die Folgerung geführt, dass diese verschiedenen Arten von Regulierung anfänglich Theile



einer Art waren und dass, wie die politische und kirchliche Regulierung sich im Laufe des gesellschaftlichen Fortschritts eine aus der andern differenziert hat, so auch die industrielle sich gleichzeitig aus beiden differenziert hat.

Es ergibt sich noch eine weitere Folgerung. Während zwischen diesen verschiedenen Formen der Regulierung nothwendigerweise Verschiedenheiten auftreten, müssen gleichzeitig auch Verschiedenheiten zwischen den früheren charakteristischen Eigenthümlichkeiten und den späteren Eigenthümlichkeiten aller drei auftreten. Denn sie werden sämmtlich durch die menschliche Natur bestimmt, und jede allgemeine, durch den gesellschaftlichen Fortschritt im Menschen hervorgerufene Umwandlung wird sich auch darin zu erkennen geben, dass sie sofort die Eigenschaften der politischen, der kirchlichen und der industriellen Regierungsart modificiert. Eine Zunahme oder Abnahme der Zwangsmässigkeit in einer von diesen Herrschaftsarten wird von einer Zunahme oder Abnahme der Zwangsmässigkeit in den andern Regierungsweisen begleitet werden.

Diese allgemeinen Sätze müssen nun durch Thatsachen erhärtet werden; und wir müssen sie uns dann beständig vor Augen halten, wenn wir die in den späteren Capiteln behandelten verschiedenen Erscheinungen industrieller Regulierung näher betrachten.

#### §. 769.

Beweise dafür, dass die politische und die industrielle Controlle ursprünglich den nämlichen Ausgangspunkt und folglich auch die nämliche Eigenart haben, werden von jenen rohen Gesellschaftsformen dargeboten, in welchen der Herrscher der einzige Handelstreibende ist. Von den Barotse schreibt SERPA PINTO: „In dem ganzen Lande wird Handel ausschliesslich mit dem König betrieben, welcher ihn zu seinem Monopol macht.“ Bei den Khonds „tritt der Vorsteher eines jeden Dorfes gewöhnlich als der hauptsächliche Kaufmann auf, welcher kauft und tauscht, sobald er es nur immer mit Vortheil thun kann“. Von den Mundrucus sagt BATES, dass diejenigen, die mit ihnen Handel treiben, „zuerst ihre Waaren . . . an die untergeordneten Häuptlinge vertheilen müssen, um dann drei oder vier Monate auf die Bezahlung in Producten zu warten“. Zu ELLIS'

Zeit war der Handel in vielen Hafenplätzen der Sandwich-Inseln beinahe gänzlich von den Königen und Häuptlingen monopolisiert. Dasselbe war auch im alten Yucatan der Fall. In Bezug auf Apospolon, dem Herrn von Aculan, sagte CORTES: „Er ist der reichste Handelsmann dieses Landes.“ Mag er selbst ein Producent oder ein Händler sein oder nicht, der ursprüngliche Herrscher dirigiert meistens die industriellen Unternehmungen. Wie ANGAS bemerkt, überwachen die Häuptlinge in Neu-Seeland die landwirthschaftlichen und baulichen Operationen. In Ost-Africa „kann weder Säen noch Ernten ohne die Erlaubnis des Häuptlings stattfinden und der Erlass seiner Befehle wird durch seine eignen Interessen reguliert“. Im alten San Salvador „war es Sache des Kaziken, die Pflanzungen anzuordnen“. Bei den Murams von Munipore „war es früher Niemandem erlaubt, seinen Reis zu pflanzen, bis der grosse Häuptling es erlaubte oder bis er seine Pflanzung beendet hatte“. Von andern Orten erfahren wir, dass ausser der Controle über die Production die die Herrschaft ausübenden Männer auch die Controle über den Tauschverkehr hatten. An der Küste von Madagascar, schreibt DRURY, setzen die Könige [Häuptlinge] fest, welches die Handelsbedingungen mit Fremden sein sollen. Wo LAIRD und OLDFIELD von Iddah in Africa sprechen, sagen sie: „die Eingebornen konnten mit uns keinerlei Geschäfte machen, bis sie zuerst die königliche Genehmigung erhalten hatten.“ So war es auch bei den Patagoniern.

„Sie konnten nur mit grosser Schwierigkeit dazu bestimmt werden, sich im Handel von ihren Bogen und Pfeilen zu trennen, thaten es indessen doch, nachdem sie ihren Häuptling um Erlaubnis gefragt hatten.“

Eine bemerkenswerthe Thatsache ist hier zuzufügen. Bei in geringem Maasse civilisierten Völkern bietet die industrielle Herrschaft Zeichen eines Trennens von der politischen dar. BURTON erzählt uns, dass es in Whydah einen commerziellen Häuptling giebt; industrielle Häuptlinge finden sich bei den Fidschi-Insulanern; und bei den Sakarran Dyaks giebt es ausser dem gewöhnlichen Häuptling noch einen Handelshäuptling.

Die geschichtlichen Berichte über alte Völker stimmen in diesen Beziehungen mit den Schilderungen jetzt existierender Völker überein. Listen der Hofbeamten zeigen, dass in Ägypten



die Könige während der Ramsesperiode ausgedehnte Industrien betrieben. MOVERS sagt:

„In Phönizien scheint der auswärtige Grosshandel meistens dem Staate, den Königen und den Edelleuten gehört zu haben . . . Biblische Berichte sprechen von Handelsexpeditionen nach fernen Ländern, die die Könige unternahmen (1. Könige IX. 27, X. 11, 22). Der Prophet Hesekiel beschreibt den König von Tyrus als einen klugen handeltreibenden Fürsten.“

Aus 1. Chronika XXVIII. 26—31 geht auch hervor, dass König David unter der Aufsicht von Verwaltern verschiedene Fruchtarten in grossem Maasse baute, während er die Viehzucht nicht vernachlässigte; und Salomon, welcher unter der Leitung von Aufsehern Wein baute, trieb auch zu Lande und zur See ausgedehnten Handel (1. Könige X).

#### §. 770.

Allgemein gesprochen, ist der Mann, welcher unter primitiven Menschen Herrscher wird, gleichzeitig ein Mann voll Kraft und ein Mann von Scharfsinn; sein Scharfsinn ist in hohem Maasse die Ursache seiner Obergewalt. Wir dürfen daher folgern, dass in derselben Art wie sein politisches Herrschen, obschon hauptsächlich durch seine eignen Interessen geleitet, zum Theil durch die Interessen seines Volkes bestimmt wird, so auch sein industrielles Herrschen, obschon es den hauptsächlichsten Zweck hat, ihn zu bereichern, den Nebenzweck verfolgt, die günstige Lage der Industrie im Grossen und Ganzen zu fördern. Der Schluss ist erlaubt, dass im Durchschnitt seine umfassendere Kenntniss sich in seinen Anordnungen ausspricht, welche von wohlthätigem Einflusse zu sein scheinen und es auch zuweilen sind. Es ereignet sich daher, dass genau so, wie nach seinem Tode und seiner Vergötterung diejenigen seiner Gebote, welche sich auf das Betragen im Allgemeinen beziehen, als geheiligt betrachtet werden, auch die sich auf die Ausführung industrieller Unternehmungen beziehenden Gebote als geheiligt angesehen werden: hieraus entsteht dann eine mehr oder weniger kirchliche Regulierung der Arbeit.

Ausser der Einrichtung des Sabbaths und ausser den Vorschriften in Bezug auf Sklaven und gemiethete Knechte finden sich in den hebräischen Schriften in's Einzelne gehende An-

leitungen zur Ausübung gewerblicher Thätigkeit. Es finden sich da göttliche Gebote in Bezug auf das Pflügen und Säen und die Zucht von Thieren. Auch finden sich Anweisungen in Bezug auf das Erbauen von Häusern und das Fertigen von Zeugen, selbst so weit gehend, Fransen vorzuschreiben. Von den Griechen können die Vorschriften zur Berücksichtigung der passenden Zeiten als sich auf göttliche Gebote gründend angeführt werden. In HESIOD's „Werken und Tagen“ heisst es: „Auch beachte es wohl und lehre Deine Diener angemessen die von Zeus bestimmten Tage: nämlich der 30. jeden Monats ist der beste, die gethane Arbeit zu besichtigen und den bestimmten Unterhalt zu vertheilen.“ Und im weiteren Verfolge derselben frommen Gemässheit finden sich Anweisungen zu bestimmten Operationen an bestimmten Tagen: am sechsten „zum Schneiden der Zickel und Schafherden und zum Aufstellen einer Schafhürde“; am achten „zum Entmannen des Ebers und des lautbrüllenden Stiers“, und am zwölften „des Plackerei erduldenen Maulthiers“, und am sechzehnten wird vorgeschrieben „wohl aufzupassen und auf die gutabgerundete Tenne Demeter's heilige Gaben auszubreiten; und lass den Holzfäller Nutzholz für Zimmergeräthschaften schneiden u. s. w.“ Ein grosser Theil dieser religiösen Regulierung kam beiläufig, — er war eine indirecte Folge der Vorschriften in Bezug auf heilige Zeiten und in Bezug auf gottesdienstliche Versammlungen. Überall hat das gemeinschaftliche feierliche Begehen von Festen Gelegenheit zum Handel gegeben. Gegenwärtig ist es noch so in Indien, wo eine grosse Messe bei Gelegenheit des Umzugs des Wagens von Juggurnaut abgehalten wird. Dasselbe ist auch der Fall bei den Versammlungen der mohammedanischen Pilger in Mekka, welche einen ausgedehnten commerziellen Verkehr zur Folge haben. Nach der Angabe von ALCOCK ist es in Japan auch so, wo „Festlichkeiten grosse Tage für die Tempel sind; sie scheinen solche der Reihenfolge nach zu übernehmen, um eine Art von Messe zu halten.“ Aus dem alten Griechenland und Rom sind ähnliche Zeugnisse auf uns gekommen. CURTIUS beschreibt, wie im frühen Griechenland —

„Die heiligen Orte des Landes waren Mittelpunkte ausgedehnten Handelsverkehrs, welcher in den heiligen Häfen, auf den geheiligten Strassen und in der Umgebung der Tempel Friede und Sicherheit



fand, während in der übrigen Welt ein wildes Gesetz der Gewalt herrschte. Mit den festlichen Versammlungen . . . waren die ersten Handelsmessen verbunden; auf diese wurden die Menschen zuerst mit der Mannigfaltigkeit der Naturerzeugnisse und den lohnendsten Methoden des kaufmännischen Tausches bekannt; auf denselben wurden die Beziehungen eröffnet, welche verschiedene Handelsstädte zu ununterbrochenem Verkehr verbanden und die erste Veranlassung zur Einrichtung von Niederlagen von Waaren jenseits des Meeres und später zur Gründung von Städten gaben.“

Gleichzeitig wurden als Nebenresultat Bankgeschäfte unter kirchlichen Auspicien eingerichtet.

„Die Götter waren die ersten Capitalisten im Lande, die Tempel die ersten Finanzinstitute und die Priester die ersten, welche die Macht des Capitals einsahen . . . Die Kaufleute vertrauen ihr Geld der Obhut der Priester an, weil sie nirgends anderswo einen sichereren Platz für dasselbe finden können; und die Priester sind klug genug, das Geld nicht müßig daliegen zu lassen.“

Auch war damit die kirchliche Regulierung noch nicht zu Ende; denn, wenn auch nicht durch besondere Vorschriften, so doch durch den Gebrauch, waren die Zeiten für gewisse landwirthschaftliche Operationen durch die Wiederkehr religiöser Gebräuche bestimmt. Parallele Wirkungen stellten sich in Rom ein. „Die Messen mögen . . . mit der Festfeier in dem Bundestempel auf dem Aventin in Verbindung gestanden haben,“ sagt MOMMSEN, welcher dann noch hinzufügt:

„Ähnliche und vielleicht noch grössere Bedeutung hatte für Etrurien die jährliche Landesversammlung am Tempel der Voltumna (vielleicht bei Montefiascone) im Gebiet der Volsinii, welche zugleich als Messe diente und auch von römischen Kaufleuten regelmässig besucht ward.“

Ausser dieser mehr zufälligen Regulierung des Handelsverkehrs trat noch eine directere Regulierung auf. Es wurde die Arbeit an Festtagen verboten. MOMMSEN schreibt:

„Eigentliche Arbeitsruhe bringen aber nur die einzelnen Festtage und vor allem der Ferienmonat nach vollbrachter Wintersaat (*feriae sementivae*); während dieser Ferien rastete nach dem Gebote der Götter der Pflug, und es ruhten in Feiertagsmusse nicht bloss der Bauer, sondern auch der Knecht und der Stier.“

Eine noch directere Regulierung wurde ausgeübt. MOMMSEN sagt:

„In Rom begann die Lese erst, wenn der höchste Priester der Gemeinde, der Flamen des Jupiter [flamen dialis] sie gestattet und selbst damit [durch das Pflücken eines Büschels von Trauben] begonnen hatte.“

Dem Geiste nach ähnlich war die Verordnung gegen den Verkauf neuen Weins bis der Priester das Öffnen der Fässer proclamirt hatte.

Bei den Juden lässt das Vertreiben der Geldwechsler aus dem Tempel den äussersten Fall dieses Einflusses kirchlichen Gebrauchthums auf industrielle Gebräuche voraussetzen: Die ursprüngliche heilige Bestimmung des Ortes war durch den weltlichen, selbst veranlassten Gebrauch in den Hintergrund gedrängt worden; denn zweifellos war dieser weltliche Gebrauch aus dem Verlangen hervorgegangen, für Handelsgeschäfte heilige Zeugen zu gewinnen.

#### §. 771.

Dass in späteren europäischen Gesellschaften die gewerbliche Regulierung anfangs ein Theil der politischen Regulierung war und es lange blieb, ist eine so allgemein bekannte Thatsache, dass sie kaum noch besonderer Erläuterung bedarf. Es dürfte sich indessen verlohnen zu zeigen, wie vollständig in vergangenen Zeiten ihre Vereinigung war.

In jenen Tagen des Mittelalters, wo der locale Häuptling und später der Lehnsherr über ein Territorium herrschte, von welchem Bedürfnisse aller Arten geliefert werden mussten, controlierte er die Vorgänge der Production zu seiner eignen Fähigkeit, genau so, wie er andere Sachen controlierte. Bis hinab auf die Leibeigenen und Sklaven wurden alle in ihren gewerblichen Thätigkeiten wie in ihrem Leben im Allgemeinen regiert. Als unter dem feudalen Régime in Frankreich zu den ländlichen, in einem jeden Dominium ausgeführten Arbeiten noch Gewerbe in den Städten traten, dehnte sich die in Bezug auf die einen ausgeübte Autorität der Herrschaft auch auf die andern aus. Mochte der Lehnsherr ein Laien-Seigneur, ein Erzbischof, König, Capitel oder Kloster sein, die Macht wurde von ihm über Gewerbtthätigkeit ebenso wie über andere Dinge ausgeübt; es musste daher das Recht, ein Gewerbe zu treiben oder das Recht, Innungs-Beamte zu wählen u. s. f., von ihm gekauft werden. Das



System der Licenzertheilung, welches gegenwärtig noch für einige wenige Fälle bestehen geblieben ist, war damals ganz allgemein. Als nach jahrhundertelangen Kämpfen die feudalen Regierungen einer centralen Regierung untergeordnet wurden, übernahm das Staatsoberhaupt eine gleich absolute Controle der Production, Vertheilung und des Tausches. Wie unbegrenzt die Controle war, sehen wir in der Thatsache, dass, genau so wie in dem despotisch regierten alten Mexico die „Erlaubnis der Häuptlinge“ erforderlich war, ehe irgend Jemand ein Gewerbe anfangen konnte, ausgenommen durch Erbfolge, auch im monarchischen Frankreich die Lehre aufgestellt wurde, dass „das Recht zur Arbeit ein königliches Recht ist, welches der Fürst verkaufen und der Unterthan kaufen kann“. In Verbindung hiermit kam das Aufzwingen zahlloser gewerblicher Regulierungen durch Heere von Beamteten, welches in Frankreich so weit getrieben wurde, dass vor der Revolution die produzierenden und verbreitenden Organisationen beinahe erstickt waren.

Auch in England, wie in Frankreich, war das Recht, zu verkaufen, nicht natürlich, sondern verliehen.

„Der Markt war nach der Erbfolge kein Recht des Volkes oder Stammes; er war das Vorrecht des Königs; seine Gebühren und Zölle wurden unter der Autorität der Richter von der königlichen Gerichtsbank reguliert, und seine Preise wurden vom Marktbeamten des Königs proclamirt.“

Und ferner:

„Einem in die Stadt kommenden Handelsmann „war nicht gestattet, irgend welche Geschäfte heimlich oder ausserhalb der bestimmten Grenzen zu machen, sondern öffentlich, auf dem dazu bestimmten Markte“; und selbst dort war ihm befohlen, zur Seite zu stehen, bis die Stadtleute von der zeitigeren Messe zurückgekommen und zuerst mit solchen Vorräthen von Korn und Malz, von Butter und Geflügel und Fleisch bedient worden waren, wie es ihr Hausstand erforderte; und die Glocke zeigte dann die Zeit an, wo er an die Reihe kam für das, was übriggeblieben war. Und so wie er einkaufte, durfte er auch nur an dem festgesetzten und herkömmlichen Platze verkaufen, und einmal auf seiner Bank oder seinem Stande ausgelegt gewesene Nahrungsmittel durften nicht unverkauft aus der Stadt wieder mitgenommen werden, ohne Erlaubnis der Marktvögte.“

Dem Geiste nach den angeführten gleiche gesetzliche Vorschriften wurden überall erlassen. Einschränkungen und Direc-

tiven für gewerbliche Thätigkeit, vom König und seinen örtlichen Vertretern ausgehend und sich hinab selbst bis in die kleinsten Einheiten erstreckend, zeigen, wie wenig das gewerbliche Regieren vom politischen Regieren geschieden war.

### §. 772.

Die kirchliche Regulierung der Gewerbsthätigkeit in modernen Gesellschaften ist hauptsächlich mehr zufällig gewesen, wie es auch in alten Gesellschaften der Fall war. Opferungen und Gottesdienst haben die Menschen zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten zusammengeführt, und ein Handelsverkehr ist als begleitende Thatsache eingetreten. Die Namen von Messen, gewöhnlich identisch mit den Namen kirchlicher Feste, liefern hierfür deutliche Beweise. Dieser Ursprung von Zusammenkünften zum Einkaufen und Verkaufen in Frankreich wird von BOURQUELOT gut beschrieben.

„Die Menschen kamen anfangs einfach durch das Verlangen gemeinsamen Gottesdienstes bestimmt zusammen. Die ersten Geschäfte wurden in Esswaaren gemacht, von denen durch den ungewöhnlichen Zusammenfluss grosse Mengen nothwendig geworden waren; dann entstand die Idee, sich die Umstände zu Nutze zu machen und sich Kornfrüchte zu verschaffen, welche zu Hause zu bekommen sie gewöhnlich nicht im Stande waren oder welche sie nur zu hohen Preisen erhalten konnten. Die Anwesenheit des Consumenten brachte die des Kaufmanns mit sich, und nach und nach bildeten sich Messen aus.“

Wenn CHALLAMEL angiebt, dass in Paris die Gegend unmittelbar um die Kathedrale herum „dem Handel gewidmet war“, so deutet er damit den Weg an, auf welchem nicht bloss eine periodische, sondern eine dauernde Localisation des Handels beiläufig durch die kirchlichen Gebräuche bestimmt wurde. Es wurde aber in Frankreich ein directer ebensowohl wie ein indirecter klerikaler Einfluss ausgeübt.

„An vielen Orten hatte die säculare oder regelmässige Geistlichkeit die Aufsicht, das Herrenrecht und die Gerichtsbarkeit bei den Messen . . . Gewöhnlich wurden Messen und Jahrmärkte vor den Kirchen gehalten; die Priester oder Mönche eröffneten dieselben feierlich.“

Die frühe Geschichte Englands bietet verwandte Beweise dar. Die Kirche war buchstäblich ein Handelsmittelpunkt ge-



worden. In Mrs. GREEN's ausführlicher Bearbeitung alter municipaler Urkunden lesen wir:

„Die Kirche war ihr gemeinsames Versammlungshaus, wo das Volk zu allen Arten von Geschäften zusammenkam, zur Abnahme der städtischen Rechnungen, zur Vertheilung der Gemeindeländereien, zur Gewährung von Besitzrechten, zur Anwerbung von Soldaten oder zur Wahl eines Maior . . ., wir lesen selbst von einer Zahlung, welche der Priester an die Corporation gemacht hat, um sie zu bestimmen, ihre Versammlungen nicht auf dem Altarplatze zu halten, während eine hohe Messe celebriert wird . . . Zur Zeit der Messen war die Masse der Händler ‚stets gewohnt und im Gebrauche . . . verschiedenartige Waaren in der genannten Kirche und auf dem Kirchhofe öffentlich auszulegen, zu kaufen und zu verkaufen‘ . . . Es war erst in der Zeit Laud's, dass das Publikum zu der Überzeugung gelangte, . . . dass die Kirche durch die Verhandlungen gewöhnlicher Geschäfte in ihr entweiht werde.“

Wie oben angedeutet wurde, entstand diese Benutzung der Parochialkirche zu Handelszwecken wahrscheinlich aus dem Verlangen, für den Abschluss eines Geschäftes jene Sicherheit zu erlangen, welche die Heiligkeit des Ortes vermuthungsweise gewährte, — es war ein Anrufen Gottes als Zeugen; und wie eine Zeit lang auf Märkten Handelsgeschäfte in Gegenwart eines Civilbeamten abgeschlossen wurden, so dürfte es wohl geschehen sein, dass sie in manchen Fällen in der Kirche in Gegenwart von Priestern abgeschlossen wurden.

Natürlicherweise muss der in vorstehenden Formen dargestellten indirecten Regulierung der Gewerbethätigkeit die directe Regulierung angereiht werden, wie sie durch das Verbot der Arbeit an gewissen Zeiten gegeben war, — an Sonntagen, an Tagen der Heiligen, an Feiertagen. Obgleich gegenwärtig die meisten dieser Verbote hinfällig geworden sind und die übriggebliebenen von Vielen nicht beachtet werden, so waren sie doch eine Zeit lang in hohem Maasse wirksam in Beschränkung der Production, Verbreitung und des Austausches.

#### §. 773.

Dass die verschiedenen Arten der Controle über Menschen differenziert worden sind, und dass die Controle über die gewerbliche Thätigkeit allmählich von Kirche und Staat unabhängig geworden ist, ist durch die im Vorhergehenden angeführten

Zeugnisse hinreichend deutlich geworden. Aber die bereits angegebene und hier von Neuem nachdrücklich zu betonende Thatsache ist, dass gleichzeitig eine Abnahme des Zwingenden in allen diesen Arten von Beherrschen stattgefunden hat. In dem Maasse als der frühere Despotismus (wenigstens bei den am höchsten civilisierten Völkern) durch das Wachsthum der Volksgewalt beschränkt worden ist, und in dem Maasse als die einst starre Herrschaft der Kirche, durch Excommunication und Bannfluch verschärft, beinahe ganz verschwunden ist, ist auch eine Lockerung der Controle über die Gewerbethätigkeit eingetreten, und zwar nicht bloss infolge der Abnahme der politischen und klerikalen Vorschriften, sondern auch infolge der Abnahme von Vorschriften seitens der Autoritäten innerhalb der industriellen Organisation selbst. In vergangenen Zeiten waren Handwerker, Fabrikanten, Händler nicht allein den peremptorischen Weisungen der allgemeinen Regierung unterworfen, sondern auch den entscheidenden Befehlen ihrer eignen regierenden Körperschaften, — der Innungen, Gilden und ähnlichen Verbindungen. Der allgemeine Charakter der früheren gewerblichen Regierung wird durch LEVASSEUR'S Schilderung des commerziellen Régimes in Frankreich im 14. Jahrhundert gut erläutert, wie folgender Auszug zeigt:

„Diese en-gros-Kaufleute, welche durch das ganze Land und nach auswärts reisten, wurden Krämer genannt. Gleich den Steinmetzen und den compagnons bildeten auch sie grosse Gesellschaften, von denen eine jede viele Provinzen umfasste und von einem ‚König der Krämer‘ regiert wurde. Es gab einen König im Norden, im Süden, im Centrum und in andern Provinzen. Es gab auch noch private Bruderschaften von Krämern in jeder Stadt u. s. f. Der Krämerkönig beherrschte den allgemeinen Handel der Provinz mit hoher Hand. Er ertheilte Certificate der Meisterschaft. Kein Krämer durfte Waaren ohne seine Erlaubnis zum Verkauf ausstellen. Er hatte seinen Gerichtshof und seine Einnahmen.“

Es geschah in ähnlichem Geiste, dass in England und anderswo Gilden die geschäftliche Thätigkeit der Menschen regulierten. In jeder Stadt erhob sich eine Handelsaristokratie, welche in derselben Zeit, wo sie die Geschäfte ihrer eignen Mitglieder controlierte, auch das Leben der Handwerker controlierte und überall der individuellen Freiheit enge Fesseln anlegte. Einige locale Verordnungen werden dies beweisen.



Fremden „war es verboten, ihre Waaren von Haus zu Haus zu tragen; hier durften sie ihre Waaren nicht mit eigener Hand verkaufen, dort mussten sie im Ganzen über sie disponieren oder der ganze Vorrath verfiel der Stadt, wenn sie den Versuch wagten, im Einzelnen zu verkaufen; an andern Orten wiederum mussten sie eine vorgeschriebene Anzahl von Wochen nach ihrer Ankunft warten, ehe sie ihre Waaren dem Käufer anbieten durften.“

In einem späteren Capitel wird sich Gelegenheit finden, diese Art gewerblicher Herrschaft ausführlicher zu erläutern. Hier genügt es, auf das Zwingende der gewerblichen Regierung hinzuweisen, welches den nöthigenden Charakter der politischen und kirchlichen Herrschaft begleitete.

Ich wiederhole und betone ausdrücklich diese Thatsache, weil wir dieselbe in den diesen Band beschliessenden Capiteln beständig uns vor Augen halten müssen, wenn wir die gegenwärtigen Formen der gewerblichen Organisation verstehen und uns vernünftige Vorstellungen von den Formen machen wollen, welche sie wahrscheinlich nach und nach annehmen dürfte.

## XI. Capitel.

### Väterliche Controle.

#### §. 774.

Obschon der vorstehend gewählte Titel beinahe ganz den Hauptgegenstand dieses Capitels deckt, so ist er doch nicht vollständig umfassend. Es finden sich einige wenige hier mit anzuführende Thatsachen, welche nicht unter ihn begriffen werden. Wenn auch aus andern Gründen unpassend, würde in Berücksichtigung der Thatsachen „Häusliche Controle“ das Beste gewesen sein.

Denn die Controle der den Hausstand bildenden Gruppe findet ihren Mittelpunkt nicht ohne Ausnahme im Gatten und Vater. Geschichtschreiber und die älteren Ethnologen, welche ausschliesslich die Berichte über semitische und arische Rassen studierten, haben die Ausdrücke „väterliche Herrschaft“ und

‚häusliche Herrschaft‘ für gleichbedeutend gehalten. Es ist aber eine Modification ihrer Ansichten infolge der Thatsachen nothwendig geworden, welche das Studium der menschlichen Rassen im Grossen und Ganzen erschlossen hat. Die Thatsache, welche noch vor einer Generation kaum vermuthet wurde, welche aber gegenwärtig allgemein bekannt und anerkannt ist, dass bei uncivilisierten Völkern meistens Verwandtschaft durch die weibliche Seite und nicht durch die männliche gerechnet wird, und dass sehr allgemein die Erbfolge von Besitz und Rang durch die weibliche Seite geht, hat eine Umgestaltung der Theorien von Sir HENRY MAINE und Andern in Bezug auf die primitive Form der Familie nothwendig gemacht. Diese Änderung der Ansichten ist noch durch die Anerkennung der weiteren Thatsache grösser geworden, dass selbst bei Völkern, welche in vergangenen Zeiten hohe Stufen der Civilisation erreicht haben, — wie den Ägyptern und den Peruanern, — dieses Verwandtschaftssystem das herrschende war, indessen, was die Rasse der Incas betrifft, durch Aufstellung der Regel modificiert, dass der König oder Edelmann seine Schwester oder seine nächste weibliche Verwandte heirathen musste, wodurch er ebenso Erbfolge in der männlichen Linie wie in der weiblichen Linie sicherte.

Eine Milderung jener rauen Behandlung, welcher auf früheren Stufen des menschlichen Fortschrittes die Frauen unterworfen waren, ist in einigen Fällen erreicht worden; und gelegentlich haben sie sowohl gesellschaftliche als häusliche Macht erhalten. Dies war in augenfälliger Weise in Ägypten so, wo autokratische Königinnen nicht unbekannt waren, und bei einigen wenigen nichtcivilisierten Stämmen kommt es vor, dass sich die Häuptlingschaft auf die Frauen vererbt. Eine durch dieses System der Verwandtschaft herbeigeführte Verbesserung ihrer häuslichen Stellung bot sich in Tahiti dar, wo sich eine Frau ebenso gut wie ein Mann scheiden lassen konnte. Auch bei den Tonga-Insulanern war die Stellung der Frauen gut. Noch bessere Zeugnisse erhalten wir von den Malegassen; die Wagschale der Macht neigt sich zu Gunsten der Frauen. Aber in der Mehrzahl der Fälle scheint die Erbfolge in der weiblichen Linie nur wenig oder gar keinen Einfluss auf die Änderung der absoluten Unterwerfung und häuslichen Sklaverei der Frauen gehabt zu haben. Als Beispiele können die Australier, Tasmanier,



Schlangen-Indianer, Chippewähs, Dakotas, Crooks, die Guiana-Stämme, Arawaks, Caraiben und viele andere angeführt werden. Die Gewalt des Gatten und Vaters wird ohne Schranken ausgeübt, trotz der Thatsache, dass bei allen den Stamm betreffenden Angelegenheiten die Kinder nicht als seine, sondern als die ihrer Mütter gerechnet werden.

Africa bietet verschiedenartige Zeugnisse dar, welche angeführt werden müssen. Eine Erbfolge in der weiblichen Linie findet sich bei den westlichen Bantus; und in Verbindung hiermit tritt untergeordnete und höhere Stellung auf. Eine Art des Untergeordnetseins zeigt sich in der Thatsache, dass Frauen „gewöhnlich vererbt werden, zusammen mit anderem Besitze“; und doch hat die Frau ihre eigene Hütte, ihr eigenes Feld und Geflügel. Ein specieller Einfluss modificiert indessen die häuslichen Beziehungen. Der Tod einer Frau ruft leicht die Anklage einer Verschuldung gegen den Ehemann und eine ihren Verwandten auszuzahlende Strafe hervor, und die Furcht davor führt zu einer Lockerung der Controle über die Frau und zur Unterordnung unter ihre Familie. Hier möchte es scheinen, als ob die Erbfolge in der weiblichen Linie die männliche Autorität einschränke: ein weiterer Hinweis hierauf liegt darin, dass die Gewalt des Vaters unbeschränkt ist über diejenigen von seinen Kindern, deren Mütter Sklavinnen sind, aber nicht über die andern.

Aber abgesehen von den Modificationen der ehelichen Beziehung und der hieraus sich ergebenden Modification der häuslichen Herrschaft stossen wir hier und da auf Beispiele vorherrschenden weiblichen Einflusses und selbst weiblicher Oberhoheit, welche ihre Wirkungen auf gewerbliche Thätigkeiten äussert. Beispiele hiervon sind bereits mitgetheilt worden (§§. 320, 730), welche den Beweis geben, dass an verschiedenen Orten der Handel sich in den Händen der Frauen befindet und dass sich in einigen Fällen die Männer deren autoritativen Vorschriften fügen. Das Folgende ist ein noch specielleres Beispiel aus Neu-Britannien.

Die Frauen aus Hayter Island sassen „ruhig in ihren Canoes und gaben dem stärkeren Geschlecht Befehle, was sie verkaufen und was sie dafür in Tausch nehmen sollten. Alle umgesetzten Waaren, welche die Männer eingetauscht hatten, wurden den Frauen ein-

gehündigt, welche dieselben sorgfältig prüften und unter ihre Sitze legten“.

Etwas, einer häuslichen Gleichstellung Ähnliches in Verbindung mit gewerblicher Gleichstellung kommt in Borneo vor. Der Angabe ST. JOHN's zufolge ist „Heirath bei den Dyaks ein Compagniegeschäft“. BOYLE sagt von den Frauen der Dyaks, dass ihr Antheil an der Arbeit nicht unvernünftig und ihr Einfluss in der Familie ansehnlich ist. Und während ST. JOHN uns erzählt, dass bei einigen Stämmen der See-Dyaks der Ehemann der Frau folgt und bei ihren Eltern lebt und für sie arbeitet, sagt uns BROOKE, dass in Mukah und an andern Orten in dessen Nachbarschaft die Frauen ihre Thüren verschliessen und die Männer nicht eher empfangen, als wenn sie Fische beschafft haben. Hier liegt also die Regulierung der gewerblichen Thätigkeit in ihrer häuslichen Form mehr in den Händen der Frauen als in denen der Männer. In den indischen Bergen lebt ein Volk, die Kocch, bei welchen in Verbindung mit der Erbfolge in der weiblichen Linie eine vollständige Umkehrung der gewöhnlichen ehelichen Beziehungen statthat.

„Wenn ein Mann heirathet, so lebt er mit der Mutter seiner Frau, gehorcht ihr und seiner Frau. Die Ehen werden gewöhnlich während der Unmündigkeit von den Müttern eingerichtet, aber [erst nach] Berathen mit der bestimmten Braut. Erwachsene Frauen dürfen sich einen Mann selbst wählen, und einen andern, wenn der erste stirbt.“

Mag daher ein Erbfolgerecht in der weiblichen Linie vorhanden sein oder nicht, die Autorität der Frauen ist in manchen Fällen grösser als die der Männer in Bezug auf die Controle der industriellen Thätigkeit, trotz der bedeutenderen Stärke der Männer.

#### §. 775.

Diese ausnahmsweisen Vorkommnisse dienen dazu, uns daran zu erinnern, dass beinahe ganz allgemein die Männer, welche durch ihre Naturgaben den Vorrang haben, diesen Vorrang auch nach allen Richtungen hin benutzen, — sie geben allen Gliedern der Familiengruppe ebenso gut Vorschriften in Bezug auf deren Beschäftigungen wie in allen übrigen Beziehungen. Denn wir können getrost annehmen, dass da, wo die Unterordnung der Frauen unbegrenzt ist, auch die Unterordnung der Kinder un-



begrenzt ist, und dass in Verbindung mit der despotischen Herrschaft des Vaters über sie in allen andern Beziehungen, auch eine despotische Controle ihrer Arbeiten statthat. Wir sehen thatsächlich hier die allgemeine Wahrheit in ihrer einfachsten Form, dass politische Controle, kirchliche Controle und gewerbliche Controle anfänglich eins sind; denn wenn das männliche Oberhaupt der Familie allgemeine Gesetze des Verhaltens ihren Gliedern vorschreibt, so übt er damit jene Autorität aus, welche ihm gehört als Vertreter und Priester des verstorbenen Ahnen oder des Hausgottes, und ist der unverantwortliche Leiter der täglichen Arbeit.

Wo nur eine geringe oder gar keine politische Organisation entstanden ist, da ist natürlicherweise Nichts vorhanden, was der Gewalt des Vaters einen Zügel anlegte, — Nichts als die Fähigkeit seiner Kinder, ihm zu widerstehen oder zu entfliehen. Diese Art der Beschränkung scheint in den Familien der Beduinen thätig zu sein, bei denen das Gefühl der kindlichen Unterordnung nur gering ist und bei denen ein Sohn mit Leichtigkeit ein Zelt für sich aufschlagen kann. BURCKHARDT sagt, „die täglichen Streite zwischen Eltern und Kindern in der Wüste stellen daher den übelsten Zug des Charakters der Beduinen dar“. Aber bei Anerkennung derartiger ausnahmsweiser Fälle, wo, ebenso wie bei manchen nordamerikanischen Stämmen, ein wildes, auf Raub ausgehendes Leben mit dem Aufrechterhalten einer häuslichen Controle in Widerstreit geräth, können wir sagen, dass ganz allgemein bei alten Hirten- und Ackerbau treibenden Völkern einzelne Familiengruppen der unbegrenzten väterlichen Herrschaft unterworfen sind. Durch die Absicht seiner Opferung gab Abraham zu erkennen, dass er die Macht über Leben und Tod hatte; und von Jephtha wurde diese Macht ausgeübt. Ein Régime dieser Art, während der Jahrhunderte nomadischen Lebens und zerstreuter landwirthschaftlicher Gruppen ausgebildet, bleibt bestehen, wenn sich sociale Verbindungen zum Zwecke der Vertheidigung oder des Angriffs bilden. Und da die Männer, welche in ihren Familien einzeln absolute Gewalt ausüben, selbst bis zum Tödten der Frauen und Kinder nach Willkür, gleichzeitig dieselben Männer sind, welche die Verbindungen beherrschen und Gesetze machen, so ist Nichts vorhanden, was auf eine Änderung dieses häuslichen Régimes

hinwirkte; es bleibt während der früheren Stufen der Civilisation bestehen. Von beweisenden Zeugnissen will ich zunächst die von China dargebotenen anführen. Nach der Bemerkung, dass „in ihren ältesten Schriften die Familie für die Grundlage der Gesellschaft erklärt wird“, schreibt DOUGLAS:

„Im Privatleben hält sich, solange seine Eltern leben, ein Sohn als zur Verfügung derselben stehend und wird von ihnen in der Wahl seiner Beschäftigung und in jeder Frage des Lebens geleitet“ . . . „Über das Besitzthum der Söhne ist die Autorität des Vaters ebenso vollständig wie über ihre Freiheit“ . . . „Erwachsene Männer unterwerfen sich demüthig den Schlägen, ohne ihre Hand zu erheben.“

Und hier mag noch eine Stelle aus demselben Schriftsteller zugefügt werden, welche beweist, dass, wie oben schon gesagt wurde, die absolute Gewalt des Vaters lange bestehen bleibt, weil die Familienoberhäupter selbst die öffentliche Autorität darstellen.

„Den Geschäften eines jeden Ching [Dorfgemeinde] standen in alten Zeiten die Häupter der acht Familien vor, und in den grösseren Gemeindeverbänden entschied eine erweiterte Versammlung der Ältesten über alle Angelegenheiten, welche sich auf die Verwaltung ihrer Bezirke bezogen. In weitem Umfange besteht dies System noch heutigen Tages. Wie in vergangenen Zeiten hat auch jetzt das Haupt eines jeden Hausstandes eine autokratische Herrschaft über alle Glieder seiner Familie. Selbst das Leben seiner Söhne und Töchter sind in seiner Hand, und wenn sein Benehmen, so grausam es auch gegen seine Frau, seine Concubinen und sein Gesinde sein mag, nicht der Art ist, dass es die Gefühle seiner Mitältesten verletzt, — und in der Regel gehört sehr viel dazu, dies zu thun — so lässt man es geschehen, ohne dass es die Aufmerksamkeit irgend einer richterlichen Autorität auf sich lenkte.“

Diese absolute Unterwerfung wird von den Gesetzen in dem Maasse unterstützt, dass ungehorsame Söhne von ihren Vätern in's Gefängnis gebracht werden. In gleicher Weise bestehen auch die heiligen Bücher der Indier auf der unbeschränkten väterlichen Gewalt. Im Gesetzbuche des Manu steht geschrieben:

„In Bezug auf drei Personen, — eine Frau, einen Sohn und einen Sklaven, — wird durch das Gesetz erklärt, dass sie keinen ausschliesslich ihnen eignen Besitz haben; das Gut und Geld, was sie etwa erwerben, wird der Regel nach für den erlangt, dem sie angehören.“



Und nach NELSON'S „Überblick über das Gesetz der Hindu“ besteht dies Verhältnis noch gegenwärtig.

„Es ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, dass bei den sogenannten Hindus der Provinz Madras heutigen Tages der Vater von Allen als der Rajah oder absolute Herrscher der Familie angesehen wird . . . Er hat Anspruch auf Ehrerbietung während seiner Lebenszeit wie auf Anbetung nach seinem Tode. Sein Wort ist Gesetz, dem ohne Fragen und ohne Anstand zu gehorchen ist.“

Wo er einen Parallelismus zwischen diesem Zustande der Dinge bei den Hindus und bei den primitiven Teutonen erwähnt, sagt Sir HENRY MAINE:

„Das Gebiet des Familien-Wohnhauses durfte Niemand ausser ihm selbst (dem Vater) und den unter seiner patria potestas Stehenden betreten, nicht einmal die Beamten des Gesetzes, denn er selbst machte das Gesetz innerhalb des Hauses und bestätigte das ausserhalb desselben gemachte Gesetz.“

Wo er an einer andern Stelle den slavischen Grundsatz anführt, dass „ein Vater ist für seinen Sohn ein irdischer Gott“, giebt Sir HENRY MAINE eine ähnliche Schilderung der patria potestas bei den alten Römern; dies wird aber am zweckmässigsten mit den Worten DURUY'S zusammengefasst.

„Der Familienvater! Nur er wird fortwährend erwähnt, denn es findet sich sonst Niemand weiter im Hause; Weib, Kinder, Clienten, Sklaven, Alle sind nur Vermögenstheile, Arbeitswerkzeuge, Personen ohne Willen und ohne Namen, der Allmacht des Vaters unterworfen. Gleichzeitig Priester und Richter, ist seine Autorität absolut; er allein steht im Verkehr mit den Göttern, denn er allein vollzieht die sacra privata, und er, als Herr, verfügt über die Kräfte und das Leben der Sklaven. Als Ehemann verurtheilt er seine Frau zu Tode, wenn sie falsche Schlüssel anfertigt oder ihr Gelübde verletzt . . . Als Vater tödtet er das Kind, das missgebildet geboren ist, und verkauft die andern dreimal, ehe er seine Ansprüche an sie verliert. Weder Mündigkeitsalter noch Würden machen sie frei.“

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, dass der Vater die absolute Controle über die gewerbliche Thätigkeit hatte. Weib und Kinder waren in derselben Stellung wie Leibeigene. Ihre Handlungen wurden ebenso controliert wie etwa die Handlungen des Viehs controliert wurden.

#### §. 776.

Dass ein ähnliches Verhältnis während früherer Zeiten durch ganz Europa bestanden hat, können wir mit Sicherheit schliessen,

wenn wir uns daran erinnern, dass herab bis zum 13. Jahrhundert in Frankreich es in der Gewalt des Vaters lag, den Sohn gefangen setzen zu lassen, wenn er sein Missfallen erregt hatte: die stillschweigende Voraussetzung war die, dass er seinen Sohn nach seinem Belieben zu irgend einer Arbeit zwingen konnte. Obgleich in England die väterliche Gewalt nie bis zu diesem Extrem gegangen ist, so sehen wir doch in den Gebräuchen und den Ideen ganz neuer Zeiten, wie unterworfen die Kinder den Eltern, besonders dem Vater waren. Wenn selbst herab bis in den ersten Theil dieses Jahrhunderts vorausgesetzt wurde, dass die kindliche Pflicht Gehorsam den Eltern gegenüber in Bezug auf Heirathen einschlosse, so muss sie auch Gehorsam in Bezug auf Beschäftigungen eingeschlossen haben. Wir haben thatsächlich in Bezug auf diese Frage directe Zeugnisse, welche von einer allgemein anerkannten Autorität über das Leben auf dem Lande im Allgemeinen, dem verstorbenen Mr. JEFFERIES, mitgetheilt werden. Der folgende Auszug schildert die kindlichen und elterlichen Verhältnisse bei den Landleuten:

„Das Heranwachsen von einem halben Dutzend starker Söhne war eine Sache, zu der sich der Landmann selbst Glück wünschte; denn sobald ein Jeder von ihnen in das Mannesalter kam, nahm er die Stellung eines Arbeiters ein und verminderte dadurch den Geldaufwand. Die Töchter schafften in der Milchammer und zögerten nicht, gelegentlich selbst zu melken oder wenigstens beim Heumachen mit zu arbeiten. Auch spinnen sie die im Hause gewobenen Zeuge, in welche die ganze Familie gekleidet wurde. Die Kinder eines Mannes waren seine Diener. Sie konnten sich ohne seine Erlaubnis nicht einen Schritt weit rühren. Gehorsam und Ehrerbietung gegen den Vater war die erste und grösste von allen Tugenden. Deren Einfluss hatte sich auf das ganze Leben und auf das ganze sociale System zu erstrecken. Sie hatten die Frau oder den Gatten zu wählen, der im Hause gebilligt wurde. Vielleicht im Alter von dreissig Jahren wurden die Glücklicheren unter den Söhnen auf nominell ihnen eigene Landgüter gesetzt, blieben aber in Wirklichkeit unter der Controle des Vaters. Sie durften nicht pflügen oder säen, ausgenommen in der vom Vater gutgeheissenen Weise. Ihr Aufwand wurde durch seine Anordnungen genau reguliert. Dies dauerte bis zu seinem Tode, welcher möglicherweise nicht vor weiteren zwanzig Jahren eintreten konnte.“

Dieser Zustand der Dinge ist noch immer in weitem Umfange der vom Gesetze anerkannte; denn der unmündige Sohn



wird gesetzlich für einen Diener seines Vaters gehalten, und, wie aus einer Anklage wegen Verführung hervorgeht, die Beraubung des Vaters um die Dienste einer Tochter wird als der Klagegrund in den Vordergrund gestellt.

Wir dürfen auch nicht zu bemerken vergessen, dass die Zeugnisse dafür sprechen, dass der Zwang in der politischen, kirchlichen und gewerblichen Regulierung gleichzeitig abnimmt. Denn mit der Zunahme politischer und kirchlicher Freiheit ist die gegenwärtig thatsächlich, wenn auch nicht gesetzlich den Kindern eingeräumte Freiheit derartig, dass der Vater, anstatt sie zu seinem eignen Vortheil zu nöthigen, sich gewöhnlich selbst zu ihrem Vortheil nöthigt und in hohem Maasse von ihren Wünschen in Bezug auf ihre gewerbliche Laufbahn beeinflusst wird.

#### §. 777.

Die vorausgehenden Abtheilungen weisen das Vorhandensein väterlicher Controle während früherer Zeiten in weitem Umfange nach und lassen nur indirect ihre Ausdehnung auf häusliche Gewerbethätigkeit erkennen. Es können aber Thatsachen angeführt werden, welche die Folgerung aufnöthigen, dass, wenn der Vater unbeschränkte Autorität über seine Kinder in andern Sachen hat, er auch unbeschränkte Autorität über ihre Arbeiten haben muss.

Dass er seinen Söhnen ihre Beschäftigungen vorschrieb, ist stillschweigend aus jener gewerblichen Vererbung zu schliessen, welche frühe Stufen der Civilisation über die ganze Erde charakterisirt hat. Verschiedene Einflüsse bewirkten es, dass sich die väterliche Gewalt in dieser Beziehung zu erkennen gab. Bereits hatte ein beständig im Hause gegenwärtiger Sohn Etwas von dem darin betriebenen Geschäft gelernt. Seine Kenntnisse zu vervollständigen war offenbar leichter, als ihm die Kenntnis eines andern Geschäftes beizubringen, selbst unter der Voraussetzung, dass dies im Hause geschehen könnte; auch war es viel leichter in Anbetracht des Umstandes, dass, wenn es überhaupt geschehen sollte, es an einem andern Orte mit beträchtlichen Kosten zu geschehen haben würde. Noch ein ferneres Motiv war in Wirksamkeit. In alten Zeiten wurden die Productionsweisen geheim gehalten. Der nicht civilisierte und der

halbcivilisierte Mensch, zum Aberglauben geneigt, betrachtet jeden Vorgang, den er nicht versteht, als übernatürlich, so dass in Africa ein Schmied selbst gegenwärtig für einen Magier gehalten wird. Die in einer Werkstatt sich herausbildenden Griffe riefen dann leicht den Eindruck von etwas über den gemeinen Verstand Hinausgehendem hervor. Das Hauptziel war daher immer, die Geheimnisse des Geschäftes in der Familie zu erhalten. Und offenbar waren Söhne, welche mit einer Kenntnis dieser Geheimnisse herangewachsen und durch jahrelange Übung geschickt geworden waren, genöthigt, unter väterlicher Controle weiter zu arbeiten, da ihnen keine andere Laufbahn offen stand.

In vielen Gesellschaften ist dieser sich natürlich entwickelt habende gewerbliche Gebrauch durch das Gesetz zwingend geworden; und dies sowie die vermeintlichen Vortheile sind für gesetzgeberische Weisheit gerühmt worden. Das alte China liefert hierfür ein Beispiel. Zum Marquis von Tsin sagte ein Gefangener: „Musik war die Profession meines Vaters; durfte ich eine andere erlernen?“ Und in dem Thsi-yu steht geschrieben:

„Die Söhne von Beamten müssen immer Beamte werden; die Söhne von Handwerkern müssen immer Handwerker sein; die Söhne von Kaufleuten müssen immer Kaufleute sein, und die Söhne von Landwirthen müssen immer Landwirthe sein.“

Dasselbe war im alten Ägypten der Fall. So schreibt DUNCKER:

„Wir erfahren, dass es Niemandem erlaubt war, irgend eine andere Beschäftigung zu ergreifen, als die ihm von seinem Vater überlieferte. Die Inschriften erzählen uns, dass dasselbe Amt, wie zum Beispiel das eines Architekten, dreiundzwanzig Generationen lang in einer und derselben Familie blieb.“

In ähnlicher Weise führte der Gebrauch zur gesetzlichen Vorschrift.

In Athen „war man übrigens der Ansicht, dass, wenn sich die Leute auf einen Beruf beschränkten, sie in diesem eine höhere Stufe der Vortrefflichkeit erreichen würden; dem entsprechend verbot es das Gesetz, zwei Gewerbe zu betreiben.“

Ebenso war es im alten Mexico; so sagt CLAVIGERO:

„Die Söhne erlernten im Allgemeinen die Gewerbe ihrer Väter und ergriffen deren Professionen. In dieser Weise erhielten sie die Handwerke in den Familien zum Vortheil des Staates.“



Wenn wir später die Organisation und Regierung der Gilden zu behandeln haben, werden wir überall ähnliche Neigungen und ähnliche Resultate finden. An dieser Stelle lag uns nur daran, zu bemerken, dass die väterliche Gewalt als Regulator der gewerblichen Thätigkeit nothwendigerweise überall vorauszusetzen ist.

## XII. Capitel.

### Patriarchalische Controle.

#### §. 778.

In sehr rohen Stämmen, und ganz besonders in von der Jagd lebenden Stämmen, wo die Obergewalt des Vaters von physischer oder geistiger Überlegenheit abhängt, ist Nichts bekannt von einer Obergewalt des Grossvaters. Wo aber das Gefühl der Unterordnung tief ist, ruft die väterliche Controle eine grossväterliche und selbst die Controle des Urgrossvaters hervor. Von der Autorität des Vaters, welche, wie wir gesehen haben, bei turanischen, semitischen und arischen Völkern auf ihren früheren Entwicklungsstufen stark ausgesprochen ist, geht die Autorität des Patriarchen aus. Und diese, welche bei seinem Tode auf seinen ältesten männlichen Nachkommen (oder wenn er nicht mehr lebt, dann auf dessen ältesten Sohn) übergeht, macht ihn zum Beherrscher der Gruppe, welcher in Verbindung mit den andern Regierungsarten auch die Regulierung der Gewerbsthätigkeit ausübt.

Wie wir bei den genannten Rassen, welche den hauptsächlichsten Civilisationen als Ausgangspunkte gedient haben, gesehen haben, ist zweifellos kindlicher Gehorsam durch Ahnenverehrung begünstigt worden. Der Zusammenhang zwischen den beiden geht deutlich hervor aus der folgenden Stelle eines Artikels von Dr. JULIUS HAPPEL in der „Revue de l'histoire des religions“.

„Aussi longtemps que vivent les parents, on doit, d'après la doctrine du Hsia-king, les traiter comme dieux terrestres . . . Cette communauté de vie entre les membres d'une même famille doit se poursuivre jusqu'au delà de la mort . . . Tous les événements im-

portants de la famille sont communiqués aux défunts aussi, en particulier tout changement dans la propriété ou le droit possessoral des ancêtres.“

Mit dem Glauben an den Geist des verstorbenen Vaters, welcher durch Opferungen besänftigt wird und von dem man annimmt, dass er Böses zufügt, wenn er gekränkt wird, ist nothwendigerweise der Glaube verbunden, dass der lebende Vater sich nach seinem Tode an denen rächen dürfte, welche ihn während seiner Lebzeiten geärgert haben. Daraus entsteht eine Unterwürfigkeit unter ihn, welche bei weitem tiefer ist, als sie auf andere Weise begründet werden könnte. Und diese Unterordnung dauert fort und wird selbst noch grösser, wenn er ein Grossvater oder Urgrossvater geworden ist; es ist nämlich dann die Zeit nähergerückt, wo er seine übernatürliche Macht, aufässige Nachkommen zu bestrafen, gebrauchen kann.

Noch ein anderer Factor führt zu patriarchalischer Autorität, nämlich die vollständige Anerkennung des Eigenthumsrechts. Söhne, welche in ihrem Lebensunterhalt von ihrem Vater unabhängig sind, und Söhne, welche bei seinem Tode nichts erben werden, entbehren eines von den Beweggründen zum Gehorsam. Eine solche befestigte Achtung vor dem Eigenthumsrecht, wie sie dem Grossvater oder Urgrossvater den Besitz seiner Ländereien und beweglichen Güter sichert, selbst wenn derselbe schwach wird, kräftigt bedeutend die Herrschaft des ältesten männlichen Nachkommen. Diesen Einfluss können wir bei den alten Hebräern in Wirksamkeit sehen. Die Überlieferungen in Bezug auf Isaak, Jacob und Esau, und ferner die über Joseph und seine Brüder lassen die Anerkennung der Freiheit eines Vaters erkennen, nach seinem Gutdünken über sein Eigenthum zu verfügen. Das Eigenthumsrecht wird in gewissem Maasse als ein heiliges angesehen.

## §. 779.

Es mögen nun einige Zeugnisse mitgetheilt werden, die bei existierenden Völkern zu finden sind. Das einfachste und deutlichste kommt uns aus Africa zu. Wo ALBERTI den Zustand der Dinge bei den Betschuanen schildert, schreibt er:

„Un jeune Cafre ne se marie qu'après avoir obtenu le consentement de ses parents; un Cafre marié, eût-il lui même des fils et des



petit-fils, ne troque aucune pièce de bétail, ne conclus aucun marché, sans avoir consulté son père et obtenu son approbation.“

Und er fährt fort und sagt:

„Si un fils, à quelque âge que ce fût, ce comportait mal envers ses parents, s'il refusait opiniâtrément d'obéir surtout aux ordres de son père, quand ils sont équitables, ou qu'il ne suivit pas ses avis, il serait sûr de s'attirer la haine et le mépris de toute la horde, au point d'être obligé de la quitter et de se retirer ailleurs.“

Die von LIVINGSTONE gegebene Schilderung fügt noch eine bedeutungsvolle Thatsache hinzu.

„Die Regierung ist patriarchalisch; jeder Mann ist kraft seiner Vaterschaft Häuptling seiner eigenen Kinder. Sie bauen ihre Hütten rings um die seine . . . Nahe dem Mittelpunkte eines jeden Kreises von Hütten findet sich ein Platz mit einem Herde, ‚Kotla‘ genannt; hier arbeiten sie, und essen sie, oder sitzen und schwatzen sie über die Tagesneuigkeiten. Ein armer Mensch reiht sich dem Kotla eines Reichen an und wird als ein Kind des letzteren betrachtet. Ein Unterhäuptling hat eine Anzahl solcher Kreise um den seinen herum; und die ganze Masse von Kotlas um die grosse in der Mitte des Ganzen, diejenige des obersten Häuptlings, herum bildet die Stadt.“

Diese letzte Angabe zeigt, wie die ursprüngliche patriarchalische Gruppe gleichzeitig sowohl erweitert, als auch modificiert wird durch den Hinzutritt von Menschen, welche zu ihren Mitglidern in keiner blutsverwandtschaftlichen Beziehung stehen. Überall muss es während stürmischer Zeiten vorgekommen sein, dass ein Flüchtling oder von seinem Stamm Geächteter, der Gefahren ausgesetzt ist, wenn er allein lebt oder nur von seiner kleinen Familiengruppe umgeben ist, sich seiner Sicherheit wegen einer grossen Familiengruppe anschloss und damit dem Häuptling unterworfen wurde. Das von LIVINGSTONE für Süd-Africaner angedeutete Resultat wird von DU CHAILLU in seiner Beschreibung der West-Africaner stillschweigend erklärt.

„Die patriarchalische Form der Regierung war die einzige bekannte; jedes Dorf hatte seinen Häuptling, und weiter in dem Innern schienen die Dörfer von Ältesten regiert zu werden, jeder Älteste hatte mit seinen Leuten einen besondern Theil des Dorfes für sich. In jedem Clan war ein ifoumou, foumou, oder anerkannter Häuptling des Clans (ifoumou bedeutet die ‚Quelle‘, der ‚Vater‘).“

„Jedermann steht unter dem Schutze irgend Eines. Wenn infolge von Todesfällen ein Neger plötzlich allein gelassen wird, so ist er bedeutend der Gefahr ausgesetzt, in Sklaverei verkauft zu

werden . . . Jedermann muss einen Ältesten haben, um seine Palavers für ihn zu reden . . . Ein jeder freie Mann kann sich durch einen eigenthümlichen Gebrauch, ‚bola banda‘ genannt, . . . unter die Protection des Patriarchen stellen, welcher hiernach gewählt wird.“

Dieser Gebrauch, in Verbindung mit dem Gebrauche, dem Oberhaupte der Gruppe den Titel „Vater“ beizulegen, führt natürlicherweise zu dem Resultate, dass in späteren Generationen diejenigen von fremder Herkunft sich für wirkliche Nachkommen des ursprünglichen Hauptes der Gruppe halten. Die Bildung von Hochland-Clans, ein jeder aus Leuten bestehend, welche alle denselben Familiennamen haben, stellt den Hergang in England dar.

Überall ist die Angliederung von Fremden veranlasst worden, sowohl durch das Verlangen von Flüchtlingen nach Sicherheit, als auch durch das Bestreben der Gruppe, ihre Macht zu vergrössern. Wir sehen dies in gleicher Weise in der Adoption eines tapfern besiegten Mannes in den Stamm bei Wilden, in der Adoption in die Familie bei den Römern und in der Annahme einwandernder Bewaffneter seitens der Lehnsherren. Dasselbe war wahrscheinlich auch in älteren Zeiten bei den semitischen Stämmen der Fall. Der Streit zwischen den Männern Abrahams und den Männern Lots war höchst wahrscheinlich ein Streit zwischen den zwei Massen von Gefolgsleuten, welche meistens weder Kinder noch Sklaven, sondern angegliederte Fremde waren.

Natürlich war die Stellung derjenigen, welche der patriarchalischen Gruppe gegenüber von fremdem Blute waren, nothwendigerweise von der ihrer Mitglieder verschieden, — mehr oder weniger verschieden entsprechend den Ideen und den Umständen, und in manchen Fällen sehr bedeutend. Ein Beispiel äusserster und fortdauernder Inferiorität der Stellung wird von Sir HENRY MAINE mitgetheilt mit Bezug auf einen Fall, wo die patriarchalische Gruppe eine erobernde Gruppe war. Er sagt, dass es in gewissen Dörfern von Central- und Süd-Indien eine erbliche Classe von ‚Auswärtigen‘ giebt, welche als „im Wesentlichen unrein“ angesehen werden, und welche, obgleich „nicht mit im Dorfe eingeschlossen . . . ein fest mit ihm verbundener Anhang sind; sie haben bestimmte Dorfpflichten, von denen eine das Feststellen der Grenzen ist . . . Sie stellen offenbar



eine Bevölkerung fremden Blutes dar, deren Ländereien von den, die Gemeinde bildenden Colonisten oder Eindringlingen in Besitz genommen worden sind.“

Wo Familiensysteme und Kastensysteme weniger ausgebildet sind und wo die Verbindung mit der Gruppe willkürlich erfolgt ist, da besteht eine geringere Verschiedenheit in der Stellung des Fremden; und hier kann schliesslich ein Aufgehen in die Gruppe eintreten. Unvermeidlich wird aber die Erlaubnis zur Verbindung mit der Gruppe von Gehorsam gegen deren Häuptling und von, ihm als Gegenleistung für den Schutz zu bietenden Diensten abhängig gemacht. Der Vertrag ist dem analog, welcher während der feudalen Zeiten als „Commendation“ bekannt war: Unterwerfung wurde gegen Sicherheit ausgetauscht, und die Arbeit wurde zwangsweise reguliert.

#### §. 780.

Was diese Bildung und Erweiterung der patriarchalischen Gruppe betrifft, so müssen wir noch weiter bemerken, dass sie zum Theil durch einen Zustand chronischer Feindseligkeit zwischen den Gruppen bestimmt wird. Ausser den von Africa dargebotenen Beispielen können noch andere angeführt werden, welche dies beweisen. Eines derselben tritt uns in der Bemerkung M. DE LAVELEYE's in Bezug auf die Völkerschaften der Fürstenthümer der Balkan-Halbinsel entgegen:

„Die Süd-Slaven entgingen dem Einflusse des bürgerlichen Gesetzes infolge der beständigen Kriege, welche ihre Ländereien verwüsteten, und ganz besonders infolge des türkischen Überfalls. Geschlagen, isoliert und auf sich selbst zurückgeworfen, war ihr einziger Gedanke die gewissenhafte Bewahrung ihrer überlieferten Einrichtungen und ihrer localen Selbständigkeit. Dies ist die Ursache ihrer Familiengemeinschaften, die bis auf die gegenwärtige Zeit fortbestehen, ohne dem Einflusse weder des römischen Rechts, noch dem des Feudalismus unterworfen gewesen zu sein.“

Die später in anderem Zusammenhange anzuführende Angabe des Mr. ARTHUR EVANS bestätigt diese Erklärung.

Die Hauptaufgabe dieses Capitels ist aber einfach, auf das Verbindungsglied zwischen väterlicher und communaler Regulierung hinzuweisen. Die Erweiterung der Familiengruppe zur patriarchalischen Gruppe, und damit sofort auch zu der sich vergrössernden Menge von Verwandten bringt eine Ausdehnung

und Modification der ursprünglichen väterlichen Herrschaft mit sich, welche sich in unmerklichen Stufen vollzieht. Die vorausgehenden Abschnitte, welche diesen Übergang erläutern, bereiten uns auf die Untersuchung der Frage von der communalen Regulierung vor.

### XIII. Capitel.

#### Communale Regulierung.

##### §. 781.

Bei denen, welchen die Entwicklungslehre etwas Widerstrebendes hat, werde ich wohl durch die Bemerkung, dass gewisse Handlungen kleiner Kinder gewisse frühe sociale Beziehungen andeuten, ein verächtliches Lächeln hervorrufen. Und doch ist es für den Anhänger der Entwicklungslehre klar, dass beständig wiederholte Erfahrungen, welche die Menschen während Zehnjahrtausenden eines Lebens als Wilde gemacht haben, organische Modificationen hervorgebracht haben müssen; und er wird nicht überrascht sein, wenn er Andeutungen solcher bei Tragkindern findet. In den „Principien der Psychologie“, §. 189, habe ich gezeigt, dass, während auf niemals früher besuchten Inseln Reisende die Seevögel so zahm finden, dass sie ihnen nicht aus dem Wege gehen, Vögel von Arten, welche ungemessene Zeiträume hindurch mit dem Menschengeschlecht in Berührung gewesen sind, eine instinctive Furcht vor ihm erlangt haben, welche sich bei jedem jungen Vogel zeigt, sobald er nur das Nest verlassen hat. In ähnlicher Weise ist beim Menschen durch zahllose Generationen hindurch die geistige Verbindung der Vorstellung von ‚Fremder‘ und ‚Feind‘ durch beständige Wiederholung zum Theil organisch geworden, so dass ein ihm nicht bekanntes Gesicht es verursacht, dass sich die Züge eines Kindes allmählich zusammenziehen, bis es bald den Kopf abwendet und zu weinen anfängt; eine, keine bestimmte Form darbietende Wolke hat sich erhoben durch diese Darstellung einer unbekannten Erscheinung, welche im Verlaufe der Ge-



schichte der Rasse beständig dem Erleiden von Nachtheilen vorausgegangen ist.

Mit dieser scheinbar bedeutungslosen Thatsache beabsichtige ich die bereits wohlbegründete Wahrheit noch stärker zu betonen, dass sociale Gruppen zuerst durch Bande des Blutes zusammengehalten wurden. In alten Zeiten waren Verwandte die von Natur gegebenen Freunde, wie sie es jetzt sind, während in alten Zeiten nichtverwandte Menschen entweder wirkliche oder potentielle Feinde waren. Es ergibt sich daher das Resultat, dass die communale Gruppe, die Gemeinde, ursprünglich eine Vereinigung der Verwandtschaft war, und ihre Verbindung zu einem Ganzen wurde behufs vereinigten Schutzes gegen diejenigen aufrecht gehalten, welche nicht zur Verwandtschaft gehörten. Der Zusammenhalt war fest im Verhältnis zur Grösse der äusseren Gefahren, er verminderte sich mit der Verminderung der äusseren Gefahren.

Ehe wir zu den Erläuterungen übergehen, welche uns hier, als von den Vorfahren civilisierter Völker ausgehend, hauptsächlich angehen, wollen wir die von uncivilisierten Völkern dargebotenen Fälle betrachten, und namentlich von solchen, bei welchen die Verwandtschaft durch die weibliche Seite bezeichnet wird.

#### §. 782.

Das erste Beispiel dürfte passenderweise eines sein, in welchem der Ursprung der Nachfolge in der weiblichen Linie deutlich wird und in welchem, während eine specielle männliche Abkunft nicht zu bestimmen ist, männliche Abkunft innerhalb der Gruppe und ein zweifach begründeter Communismus besteht. Die von MORGAN aus Herrera citierte Beschreibung betrifft ein Volk, welches sich an der Küste von Venezuela fand, als es zum ersten Male besucht wurde:

„Die Häuser, in denen sie wohnten, gehörten Allen gemeinsam und waren so geräumig, dass sie einhundertundsechzig Personen enthielten; sie waren stark gebaut, wenngleich nur mit Palmblättern bedeckt, und wie eine Glocke geformt.“ . . . „Sie folgten bei der Verheirathung keinem Gesetz oder keiner Regel, sondern nahmen so viel Frauen wie sie wollten, und diese ebenso viele Männer, verliessen sich einander auch nach Belieben, ohne es für irgend ein der einen oder andern Seite zugefügtes Unrecht anzurechnen. So Etwas

wie Eifersucht existierte nicht bei ihnen, Alle lebten, wie es ihnen am besten gefiel, ohne einander Etwas übel zu nehmen.“

„Dies zeigt,“ sagt MORGAN, „Communismus bei den Männern ebensoviel wie bei den Frauen, und bei diesem Zustande wurde aus Communismus der Nahrungsmittel eine Nothwendigkeit.“ Zu denjenigen Nordamerikanern übergehend, bei welchen die Verwandtschaft durch die Frauen gerechnet wurde und welche communale, aus verwandten Familien zusammengesetzte Hausstände bildeten, wird es hinreichen, wenn ich hier der Reihe nach einige Auszüge in Bezug auf verschiedene Stämme anführe. Von den Stämmen auf den Ebenen von Columbia sagen LEWIS und CLARKE:

„Ihre grossen Häuser enthalten gewöhnlich mehrere Familien, welche aus den Eltern, ihren Söhnen und Schwiegertöchtern und Enkeln bestanden; unter diesen sind die Nahrungsmittel Gemeingut und ihre Harmonie wird kaum jemals durch Streitigkeiten unterbrochen.“

„Mehrere von diesen alten Yourten waren sehr gross, wie es aus ihren Ruinen ersichtlich ist: sie waren von fünfzig bis achtzig Yards lang und zwanzig bis vierzig breit . . . In diesen grossen Yourten lebten die primitiven Aleuten zu Vierzigen, Fünfzigen und Hunderten, mit dem doppelten Zwecke des Schutzes und der Wärme.“

„Der Hausstand der Mandan-Indianer, welcher von zwanzig bis vierzig Personen umfasst, die Haushalte der Stämme von Columbien mit ungefähr derselben Zahl, der Haushalt der Shoshonen mit sieben Familien, die Haushalte der Sauts, der Irokesen und der Creeks, die jeder aus mehreren Familien bestanden, sind zutreffende Typen der Haushalte der nördlichen Indianer zur Zeit ihrer Entdeckung.“ MORGAN fügt hinzu: „Lebensmittel waren Gemeingut.“ „In ihrem Leben im Hausstande übten sie Communismus aus.“

Was die jetzt lebenden Maya-Indianer betrifft, so erhalten wir von Mr. J. L. STEPHENS die folgende Schilderung:

„Ihre Gemeinde besteht aus einhundert Labradores oder Arbeitsleuten; ihre Ländereien werden gemeinsam besessen und bearbeitet, und in die Producte theilen sich Alle. Ihre Nahrung wird in einer Hütte zubereitet, und eine jede Familie lässt ihren Theil holen.“

Während in diesem letzten Falle die einzelnen Familien der Gemeinde getrennte Wohnungen haben, lebten in den vorausgehenden Fällen einige in langen, aus einzelnen Abtheilungen gebildeten Häusern, während andere in grossen, nicht weiter abgetheilten Häusern lebten.



Nur ein unentwickelter Ahnencultus charakterisiert diese Stämme; und es ist beachtenswerth, dass infolge hiervon auch das Vereinigungsband fehlte, welches durch die Unterordnung unter einen Patriarchen gegeben wird. In Bezug auf die herangewachsenen Familien bei den Stämmen von Columbia lesen wir: „Zu dieser Zeit wird der alte Mann nicht als das Haupt der Familie angesehen, da die factischen Pflichten ebenso wie die Verantwortlichkeit einigen der jüngeren Mitglieder zufällt. Da diese Familien sich allmählich zu Banden oder Stämmen oder Nationen erweitern, wird die väterliche Autorität von dem Oberhaupte einer jeden Verbindung repräsentiert. Diese Häupterschaft ist indessen nicht erblich.“

### §. 783.

Andere Formen eines modifizierten Communismus werden von gewissen uncivilisierten Völkern der alten Welt dargeboten. WINTERBOTTOM sagt, dass in der Nähe von Sierra Leone „die Pflanzung von allen Einwohnern des Dorfes gemeinsam bearbeitet und das Erträgnis an jede Familie im Verhältnis zu ihrer Seelenzahl vertheilt wird“. In Bezug auf die Verhältnisse in Nord-Celébes seit 1822 schreibt Mr. A. R. WALLACE, ein erfahrener Reisender und sorgfältiger Beobachter:

„In diesen Dörfern werden die Kaffeepflanzungen und Reisfelder gemeinsam bearbeitet. Der Häuptling und einige wenige der alten Männer entscheiden, an welchen Tagen in der Woche es erforderlich ist, in ihnen zu arbeiten, und ein Gong wird um sieben Uhr des Morgens geschlagen, um die Arbeiter zusammenzurufen . . . Wenn die Ernte eingeholt ist, erhält ein Jeder seinen verhältnismässigen Antheil. Dieses System öffentlicher Felder und gemeinsamer Arbeit ist während der ersten Stufen der Civilisation nicht ungewöhnlich.“

Nahe hiermit verwandt, aber in manchen Beziehungen verschieden, ist das Beispiel, welches uns die Padam, einer der indischen Bergstämme, darbieten. Hier folgen Auszüge aus DALTON's Schilderung derselben:

Der Morang „ist 200 Fuss lang und hat 16 oder 17 Feuerstätten . . . Die Häuptlinge, Ältesten oder Gâms versammelten sich um die centrale Feuerstatt. Niemandem ist gestattet, sich die Stellung eines Häuptlings anzumaassen . . . Die Edelleute kommen täglich im Morang zusammen zur Erörterung der Staatsgeschäfte . . . Angenscheinlich geschieht Nichts ohne vorherige Berathung, und eine

Verordnung der im Morang versammelten Bürger wird täglich erlassen zur Regulierung der Tagesarbeit. Das Resultat wird schleunigst durch die grellen Stimmen von Knaben verbreitet, welche durch das Dorf laufen und die Verordnung in einem hellen monotonen Rufe, wie ein Strassenausruf, verbreiten . . . Ich fand, dass keinerlei Geschenke von den Gâms oder den Edelleuten öffentlich für sich selbst angenommen wurden. Alles und Jedes, was auf öffentlichem Grund und Boden gegeben wurde, wurde in die gemeinsame Schatzkammer gebracht, zum Besten der ganzen verbundenen Körperschaft . . . Geldbussen, verfallene Sachen und heimgefallene Güter werden in ähnlicher Weise verwandt . . . Das Verbrechen eines Individuums wird als eine öffentliche Schande behandelt, welche durch ein öffentliches Opfer gesühnt werden muss. Der Schuldige hat schliesslich die Kosten desselben zu tragen . . . Der Gemeinde wohnt keine Gewalt inne, einem freigebornen Bürger das Leben zu nehmen oder ihm körperliche Züchtigung angedeihen zu lassen; Sklaven können aber zum Tode verurtheilt werden . . . Der Morang wird allnächtlich von sämtlichen Junggesellen des Dorfes, sowohl Freien als Sklaven, besetzt gehalten, und mit ihnen ist ein gewisser Verhältnistheil der verheiratheten Männer allnächtlich im Dienste, so dass sie zusammen eine hinreichende verfügbare Masse darstellen für jedes Vorkommnis, sei es Angriff, Feuer oder andere öffentliche Nothlage.“ „Wenn ein Mann heirathet, so gründen er und seine Braut . . . ein Haus für sich selbst. Beim Bauen desselben werden sie von der Gemeinde unterstützt.“

Hier liegt ein Fall vor, welcher einen Übergang bildet, in welchem in beträchtlicher Ausdehnung das Recht privaten Eigenthums anerkannt wird, während gleichzeitig communales Besitzthum und communale Controle der gewerblichen Thätigkeit vorhanden ist und wobei der Communismus, insoweit er aufrecht gehalten wird, zum Zwecke der Sicherheit besteht.

#### §. 784.

Nehmen wir von Neuem den am Schlusse des letzten Capitels fallen gelassenen Faden wieder auf, wo die patriarchalische Controle beschrieben wurde als einen Übergang bildend zur communalen Controle, so kann ich, als die Schlussfolgerung bestätigend, dass die von den Jungen gegen die Alten empfundene Ehrfurcht ein hauptsächlicher Factor ist, das in einem jüngst erschienenen Buche von Mr. D. G. HOGARTH, „A Wandering Scholar in the Levant“, enthaltene Zeugnis anführen. Er sagt:

„Der Islam giebt durch die Achtung, welche er dem Alter sichert, jedem Dorfe die Grundlage der communalen Regierung.“



Auch arische Völker, mit welchen wir uns nun zu beschäftigen haben, haben überall Beweise für diese zu Grunde liegende Wahrheit dargeboten.

Was die gewöhnlicheren Arten communaler Organisation betrifft, welche aus der entwickelten patriarchalischen Gruppe hervorgehen, so wollen wir mit den von zusammengesetzten Haushaltungen dargebotenen anfangen, welche im östlichen Europa in der einen oder andern Form bis auf die gegenwärtige Zeit bestehen. In seinem „Zu Fuss durch Bosnien und die Hercegovina“ schreibt Mr. A. J. EVANS, dass, nachdem die türkische Invasion die frühere sociale Organisation zerstört hatte, „die Gesellschaft zu der beinahe patriarchalischen Form zurückkehrte, welche die slavischen Ansiedler mit in das illyrische Dreieck gebracht hatten“. Die Landantheile, welche unter die neuen Ansiedler vertheilt worden waren, wurden „gemeinsam besessen, und zwar nicht sowohl von einer Dorfgemeinde, als vielmehr von einem einzigen Haushalt. Daher war der Starescina oder der Alderman der Gemeinde häufig buchstäblich der erwählte Älteste des Hausstandes“.

„Wir haben von noch [in der Nähe von Siszek] bestehenden Familien gehört, welche, über dreihundert noch lebende Mitglieder enthaltend, innerhalb desselben, von Pallisaden umgebenen Hofes lebten und für sich allein ein Dorf bildeten; auch ist es durchaus nicht selten, in der Granitza Dörfer zu finden, welche aus einem Paar Hausständen bestehen.“

Dieser Übergang von der Hausgemeinde zur Dorfgemeinde ist deutlich in dem von M. Bogišić gegebenen Zeugnisse enthalten.

„Il se rencontre souvent plusieurs communautés ayant le même nom de famille; cela vient de ce qu'elles ont formé à l'origine une seule association; qui s'est divisée pour en former de nouvelles.“

In einigen Theilen, wie in Radonatz, haben der Friede und der damit auftretende gewerbliche Fortschritt einen zweiten Verfall dieser communalen Organisation verursacht. Obgleich „die alte Ordnung der Dinge noch immer besteht und jedes Haus seinen Hausvater und seine Hausmutter hat, auch Alles in Gemeinschaft besessen wird“, so sind doch die Hausstände kleiner als sie zu sein pflegten. Andere slavische Völker, wie die Serben und Russen, bieten ähnliche Erscheinungen dar. Madame YEFIMENKO, welche die Identität des Régime in diesen

beiden Theilen der Rasse hervorhebt, schreibt, wie M. KOWALEVSKY citirt:

„Les biens constituent la propriété commune de tous les membres de la famille; de propriété privée, il n'en existe presque pas . . . Le chef de la communauté ne fait que gérer la fortune commune. À sa mort, elle reste indivise et passe dans les mains d'un autre chef, appelé à ce poste par son âge ou par une élection, ordinairement au frère ou au fils aîné.“

Und M. ANATOLE LEROY-BEAULIEU, welcher nach persönlicher Beobachtung in ähnlicher Weise das in Russland bestehende communale System beschreibt, macht über einige seiner Nachteile die folgende Bemerkung:

„Les inconvénients ne sont pas moindres quand une étroite izba réunit plusieurs générations et plusieurs ménages que, durant les longues nuits d'un long hiver, les pères et les enfants, les frères et leurs femmes couchent pêle-mêle autour du large poêle. Il en résulte une sorte de promiscuité aussi malsaine pour l'âme que pour le corps.“

Was die gewerblichen Anordnungen dieser communalen Gruppen betrifft, von denen die Serben ein Beispiel darbieten, so schilderte M. BOGŠIĆ die Häuptlingschaft als eine durch die allgemeine Stimme in Schranken gehaltene Wahl-Autokratie und erzählt uns, dass der Hausvater die gewerbliche Thätigkeit der Mitglieder leitet, das Besitzthum in ihrem Namen verwaltet und mit ihrer Zustimmung Handel treibt, während die Hausmutter die Frauen regiert und die häusliche Gewerbsthätigkeit dirigiert.

Eine beachtenswerthe Thatsache muss noch hinzugefügt werden. Während diese, zum gegenseitigen Schutze während stürmischer Jahrhunderte aufrecht erhaltenen Gemeinden sich an andern Orten aufgelöst haben, haben sie in Montenegro ihre ursprüngliche Form beibehalten. Sir HENRY MAINE sagt:

„Die herrschende Vorstellung ist, dass, wie die Hausgemeinde für die Vergehen ihrer Mitglieder verantwortlich ist, sie auch berechtigt ist, alle Erzeugnisse ihrer Arbeit zu erhalten; das fundamentale Gesetz dieser Gemeinden ist daher, wie bei den Familienverbänden der Hindu, dass ein entfernt von dem Sitze der Bruderschaft arbeitendes oder handeltreibendes Mitglied sich mit ihr über seinen Gewinn zu verrechnen hat.“

Offenbar sind die chronischen Kämpfe, welche die Montenegriner führen, die Ursache dieses darin ausgesprochenen Zusammenhaltes.



## §. 785.

Wie einfache Familiengruppen zu zusammengesetzten Familiengruppen anwachsen, so wachsen wiederum diese, wenn sie für einzelne Hausstände zu gross werden, wie oben schon angedeutet wurde, zu Gruppen von Haushaltungen an: Hausgemeinden entwickeln sich zu Dorfgemeinden. Diese haben wir nunmehr zu betrachten.

Es sind Beweise dafür vorhanden, dass im 4. Jahrhundert v. Chr. Geb. derartige Dorfgemeinschaften in Indien bestanden haben. Von Nearchus, einem von Alexander des Gr. Generalen, berichtet STRABO, dass er die folgende Beobachtung gemacht habe:

„Bei andern Stämmen wird der Grund und Boden von Familien und zwar gemeinsam bearbeitet; wenn der Ertrag eingesammelt wird, nimmt eine jede eine zu ihrer Erhaltung während eines Jahres genügende Menge; das Übrigbleibende wird verbrannt, um einen Grund zur Erneuerung der Arbeit zu haben und um nicht unthätig zu bleiben.“

Während zweitausend und einiger Jahre haben umgestaltende Veränderungen verschiedene Formen hervorgebracht; es ist aber noch immer die wesentliche Beschaffenheit dieser socialen Gruppen zu verfolgen. In seiner Arbeit über „Die Dorfgemeinschaft von Bengalen und Ober-Indien“ erzählt uns Mr. JOGENDRA CHANDRA GHOSH, dass in gewissen Theilen von Indien Dörfer „ausgedehnte Wohnstätten sind, bei weitem zu gross und zu unregelmässig, um ein einzelnes Wohnhaus genannt werden zu können und deren äusseres Ansehen nicht weit von dem eines mit einem Walde umgebenen Dorfes abweichen dürfte“, — ein Bau, den er mit den von den Pueblos von New Mexico hinterlassenen Bauten vergleicht, — zusammengesetzte Häuser, so gebaut, dass sie „verruichte Barbarei ausschliessen“ (§. 730). Der Vertheidigungszweck dieser vereinigten Wohnungen, ebenso wie der getrennten, von jenen losgelösten Gruppen, welche an andern Orten gefunden werden, ist in einer Stelle enthalten, welche er aus Mr. ELLIOT'S „Bericht über die Meerut-Niederlassung“ anführt.

„Während der Misswirthschaft und Zerrüttung früherer Regierungen war es nothwendig für die Bruderschaft, sich zum Zwecke des Widerstandes gegen die ungesetzlichen Übergriffe ihrer Nachbarn und die Angriffe räuberischer Horden zu verbinden; es lag nicht im

Interesse einer Partei, ihren besonderen Antheil ausgeantwortet zu erhalten, da er für sie von keinerlei Nutzen sein konnte, solange sie ihn nicht gegen Gewaltthätigkeit schützen konnte.“

Die Einführung fremder Elemente hat allmählich diese Gemeinden compliciert, ihr Familienursprung wird aber genügend durch die folgenden Auszüge erwiesen. Mr. ELPHINSTONE bemerkt:

„Die populäre Anschauung ist, dass die Landbesitzer des Dorfes sämtlich von einem oder mehreren Individuen abstammen, welche zuerst das Dorf gründeten . . . Die Vermuthung wird durch die Thatsache bestätigt, dass bis auf den heutigen Tag häufig nur einzelne Familien von Landbesitzern in kleinen Dörfern vorhanden sind.“

Mr. MAYNE sagt in seiner Abhandlung über „Hindu Law and Usage“:

„Die Antheilbesitzer in vielen dieser Dorfgemeinschaften sind Personen, welche thatsächlich von einem gemeinsamen Vorfahren abstammen. In vielen andern Fällen bekennen sie sich zwar zu gemeinsamer Abstammung, doch ist wahrscheinlich dafür kein Grund vorhanden.“

Die beste Angabe über den Ursprung ist aber in einer Bemerkung Mr. GHOSH's enthalten:

„Die Dorfgerechtsame läuft, den eingebornen Vorstellungen zufolge, auf das Recht hinaus, mit seinen Genossen zu wirthschaften . . . Solange indessen einem Manne oder seiner Frau nicht gestattet ist, mit den übrigen Gliedern der Gemeinde an seinem eignen Orte oder an irgend einem von jenen zu essen u. s. f., so lange bleibt die Familie ausserhalb des Gemeindekreises.“

Dieses Zeugnis weist offenbar auf die alten Zeiten hin, in welchen die Glieder der Gemeinde einen Hausstand bildeten. Die gegenwärtig existierenden Eigenthümlichkeiten des Gefüges führen auf denselben Schluss. Wo er von „parallelen socialen Schichten“, welche sich entwickelt haben, spricht, schreibt Sir HENRY MAINE:

„Anfangs ist eine gewisse Zahl von Familien vorhanden, von welchen die Überlieferung angiebt, dass sie vom Gründer des Dorfes abstammen . . . Unterhalb dieser Familien, welche von den Begründern der Colonie abstammen, finden sich andere in fest bestimmte Gruppen vertheilt. Thatsächlich bildet die Bruderschaft eine Art von Hierarchie, deren Grade durch die Reihenfolge bestimmt werden, in welcher die verschiedenen Gruppen von Familien mit der Gemeinde amalgamiert wurden.“



Ich will nur noch eben Mr. GHOSH's Bemerkungen anführen, dass „das Dorfleben unserer kleinen Gemeinden ein landwirthschaftliches und ein regierendes Element umfasst“, und dass „die Dorfgemeinde allerlei Arten von Fragen zu entscheiden hat: gerichtliche, criminelle, sociale, fiscalische oder irgend eine andere etwa auftauchende“, und gehe nun zu dem uns hier speciell berührenden Gegenstand über; — zu der Natur der gewerblichen Regulierung. Die indischen landbauenden Gruppen enthalten, wie Sir HENRY MAINE sagt, —

„eine beinahe vollständige Einrichtung von Beschäftigungen und Gewerben, um sie in den Stand zu setzen, ihr collectives Leben ohne die Unterstützung einer ausserhalb ihrer stehenden Person oder Körperschaft fortzuführen . . . Sie enthalten mehrere Familien erblicher Handwerker; den Schmied, den Sattler, den Schuhmacher . . . Ausnahmslos ist ein Rechnungsführer für das Dorf vorhanden . . . Aber die, eine dieser erblichen Beschäftigungen ausübende Person ist in Wirklichkeit ein Diener der Gemeinde ebensowohl wie eines der sie bildenden Mitglieder. Sie wird zuweilen durch eine Bewilligung von Korn bezahlt, allgemeiner jedoch durch die Zuteilung eines Stückes bebauten Landes zum erblichen Besitz in ihrer Familie.“

Es zeigen somit diese entwickelten Familien-Verbände, zu gegenseitigem Schutze hergestellt, gleichzeitig die ursprüngliche Identität der politischen und gewerblichen Regulierung, die Differenzierung der Beschäftigungen innerhalb der Gruppe und die theilweise Entwicklung eines individuellen Besitzrechtes, noch jenseits des persönlichen Antheils, welches bei einigen Hindustämmen schon in vollständiges Besitzrecht durch die Trennung der Antheile übergeht.

#### §. 786.

In England bietet Wales die am wenigsten unterbrochenen und am wenigsten durch Eindringen und Mischung von Rassen entstellten Beweise dar. Wo er die alte sociale Organisation von Wales beschreibt, sagt Mr. SEEBOHM:

In dem „Stammhause lebte der ungetheilte Hausstand freier Stammesleute, mehrere Generationen bis herab auf die Urenkel des gemeinsamen Stammvaters umfassend, zusammen; und wie bereits erwähnt wurde, es war selbst der Bau des Hauses typisch für die Familieneinrichtung des Stammes.“

In einem späteren Werke finden sich ähnliche Stellen.

„Es ist daher das wele des ursprünglichen Stammvaters eine Abtheilung nicht des Landes, sondern des Stammes; nach aussen bleibt es eine Einheit, mit inneren Unterabtheilungen für Söhne, Enkel und Urenkel.“

„Die wele oder Familiengruppen besaßen nicht weiter getheilte Antheile an dem, was man das gemeinsame Recht des Dorfes nennen könnte.“

„Die Verwandtschaften [oder Sippen] können dargestellt werden als Gemeinden von Viehhaltern mit dem Recht, ihr Vieh nach Stammesrecht oder Stammesabmachung in verschiedenen Theilen des Bezirks auf die Weide zu treiben, wobei jede Gemeinde mit ihren zwanzig oder vierzig Verwandten eine vollständige Einheit bildete.“

Unter diesem System hieng die Stellung eines Mannes gänzlich von der Blutsverwandtschaft ab: ein sippenfremder Mann nahm eine dienende Stellung ein. Die Gruppen hatten eine gemeinsame Regierung, bei welcher —

„mit dem Oberhaupte der Verwandtschaft, und als dessen Gehülfen thätig, die sieben Ältesten der Verwandtschaft verbunden waren, deren Pflicht es war, durch Überlieferung die Kenntniss der Verwandtschaft zu erhalten, . . . die Verwandtschaft irgend Eines zu beschwören, welcher Ansprüche auf Verwandtschaft und Abstammung gründete.“

Diese letzte Angabe bezieht sich auf eine spätere Entwicklungsstufe als die der zusammengesetzten Hausstände, auf der eine Scheidung der Familien, welche gemeinsame Ansprüche auf die Weide innerhalb des Stammesbezirks hatten, eingetreten war. Zu jener Zeit war das Einkommen eines Mannes „das Resultat seiner eignen Arbeit und des Nutzens aus dem Vieh und des cyvarwys [Recht des Unterhalts], welches er als sein Recht, als das eines Stammesgliedes, bei seinem Mündigwerden und bei seiner Übernahme der Verantwortlichkeit eines Stammesgliedes erhalten hatte“. Dass aber mit ungetheiltem Eigenthumsrecht an Grund und Boden ein getheiltes Eigenthumsrecht an andern Besitzthümern verbunden war, ist aus den Verordnungen zu schliessen für die Theilung der zum Hausstand gehörenden Sachen in Fällen von Trennung zwischen Ehemann und Frau, ebenso wie aus den Regeln für die Zahlung von Blutgeld, — eine eingetheilte Scala von galanas, in Kühen ausgedrückt.

In England wurde die normale Entwicklung der Dorfgemeinde, wie sie nach den von Wales dargebotenen Beweisen



als unter den britischen Celten vorhanden anzunehmen ist, natürlich durch eindringende Rassen gehemmt, welche auf dem Continent schon früher bestehende Stammesgebräuche mit sich brachten und welche als verschiedentlich gemischte Eindringlinge ihrem Charakter nach theilweise abnorme Niederlassungen gründeten. Aber bei aller Anerkennung dieser Ursache eines Abweichens können wir doch an den so gebildeten Gruppen Ähnlichkeiten mit den bis jetzt betrachteten erkennen. Unter Annahme der Ansicht KEMBLE's schreibt CUNNINGHAM:

„Strecken un bebauten Landes wurden Gruppen von Kriegeri übereignet . . . Die Zeugnisse der Nomenclatur scheinen zu beweisen, dass mehrere Männer des nämlichen Geschlechts zusammen Ländereien übernahmen und eine Stadtgemeinde bildeten.“

Wo er von den daraus entstehenden Staaten spricht, welche vom 6. bis zum 9. Jahrhundert existierten, sagt er ferner:

„Wir können uns das damalige England vorstellen als von einer grossen Anzahl einzelner Gruppen eingenommen, von denen einige Dorfschaften freier Krieger, und einige Landgüter darstellten, die unter mehr oder weniger günstigen Bedingungen zugetheilt waren; da aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein sehr geringer Verkehr zwischen ihnen bestand, so dürften sie alle zu dem Versuche genöthigt gewesen sein, ihre eigne Nahrung selbst zu erbauen und sich ihre Kleidung zu verschaffen.“

Die gewerbliche Ordnung, welche aus diesem Gefüge folgt, beschreibt er dann folgendermaassen:

„Da die Dorfgemeinde in Wirklichkeit ein sich selbst erhaltendes Ganze ist, so ist der Dachdecker oder der Schmied ein Glied der Körperschaft und verrichtet seine Handwerksarbeit, ohne weder nach der Stunde noch nach dem Stück bezahlt zu werden, weil sein Lebensunterhalt ihm in der Form von so und so viel Scheffeln von jedem Haushaltsvorstand nach dem Gebrauchthume des Dorfes gesichert ist; die erforderliche Arbeit führt er aus als Gegenleistung für seine Erhaltung.“

„Kaufen und Verkaufen fand zwischen den Mitgliedern nicht statt, sondern jedes stand in einem bekannten Verhältnis als Kunde zu den übrigen.“

Zum Theil geleitet durch seine Kenntniss der gewerblichen Einrichtungen in den Hindu-Dorfgemeinden, welche oben mitgetheilt wurden, giebt Sir HENRY MAINE eine ähnliche Beschreibung.

„Es ist die Übertragung eines bestimmten Antheils von bearbeitetem Grund und Boden an besondere Gewerbe, welches uns zu

vermuthen gestattet, dass die alten teutonischen Gruppen in ähnlicher Weise sich selbst erhielten. Es giebt mehrere englische Kirchspiele, in denen gewisse Stücke Landes in dem Gemeindegrundbesitz seit undenklichen Zeiten den Namen eines besonderen Gewerbes trugen; und häufig findet sich noch der populäre Glaube, dass Niemand, welcher nicht dies Gewerbe betreibt, gesetzmässig Besitzer des mit ihm verbundenen Landtheils sein kann. Und möglicherweise liegt hierin der Schlüssel für das so zahlreiche Vorkommen und die Beständigkeit gewisser Namen von Gewerben als Zunamen bei uns.“

Während aber die communale Regulierung der Gewerthätigkeit, wie sie sich zuerst in dem zusammengesetzten Hausstand und dann in den Gruppen verwandter Familien zeigt, nach und nach durch das Hinzutreten nicht privilegierter Stammesfremder modificiert, hauptsächlich in den oben angegebenen Weisen bestimmt und eine lange Zeit hindurch aufrecht erhalten wurde, erhielt sie sich auch zum Theil wegen des Fehlens eines Geldsystems und wegen des damit in Verbindung stehenden Fehlens gewerblicher Concurrrenz. Wenn wir uns fragen, auf welche Weise ein Mitglied einer dieser Gemeinden entschädigt werden konnte, da es kein Umlaufsmittel gab, in welchem der Werth seiner, den Übrigen geleisteten Dienste ausgedrückt werden konnte, und kein Mittel, sie gegenüber den Diensten Anderer nach ihren relativen Marktwerten abzuwägen, so werden wir uns dessen bewusst, dass dieses System gemeinsamen Lebens und späterhin des Überweisens von Stücken Landes oder von Antheilen an den Erzeugnissen eine praktische Nothwendigkeit war. Die Entwicklung des Systems ungetheilten Verdienstes und gemeinsamen Besitzes in das System getheilten Verdienstes und privaten Besitzes war nothwendigerweise allmählich; und die Entwicklung eines Zahlungsmittels war gleichzeitig eine Ursache und eine Folge. Es machte bestimmte Theilung praktisch ausführbarer, und je weiter eine bestimmte Vertheilung durchgeführt wurde, desto grösser wurde das Bedürfnis nach gemünztem Gelde, um Zahlungen damit zu machen.



## XIV. Capitel.

## Zunft-Regulierung.

## §. 787.

Irrthümliche Erklärungen socialer Erscheinungen werden häufig dadurch verursacht, dass man moderne Vorstellungen auf alte Zeiten überträgt und voraussetzt, dass Beweggründe, welche uns damals veranlasst haben würden, gewisse Dinge zu thun, die Beweggründe waren, welche uncivilisierte oder halbcivilisierte Menschen veranlassten, diese zu thun. Ein Beispiel tritt uns in dem verbreiteten Glauben entgegen, dass die Symbole, welche uns überall in den Schilderungen der Gebräuche der Menschen begegnen, bewusstermaassen gewählt worden wären, — dass Symbole als Symbole entstanden wären. In allen Fällen aber waren sie verstümmelte Darstellungen von Dingen, welche einstmals in factischem Gebrauch waren. So wird beispielsweise angenommen, dass ein Totem, das unterscheidende Abzeichen eines Stammes oder eines Individuums von Anfang an mit Überlegung gewählt worden sei, während, wie wir gesehen haben (§§. 144, 176), das ursprüngliche Totem etwas, durch eine angenommene persönliche Beziehung zu ihm, gewöhnlich als Ahne, heilig Gewordenes war; und als es auf einer späteren Entwicklungsstufe bei einigen Stämmen für den jungen Wilden Gebrauch wurde, sich selbst ein Totem zu wählen, so stand dieser Act in demselben Verhältnis zu der ursprünglichen Entstehung der Totems, wie der Act der Wahl eines Wappens im Verhältnis steht zur ursprünglichen Entstehung der Wappen. In beiden Fällen ist das Symbolisieren secundär und nicht primär.

Der unentwickelte Mensch ist nicht erfinderisch. Wie Werkzeuge und Waffen von dem ursprünglichen Stock oder der Keule durch zufällige Abweichungen der Form hergeleitet wurden, so ist es überall: es war nicht mit vorherbestimmter Absicht, dass die Vorgänge und Gebräuche frühen socialen Lebens erreicht wurden, sondern durch unversehens bewirkte Modificationen. Nicht bloss der Mangel an Erfindung, sondern auch Conserva-

tismus verhindert ein bewusstes Abweichen von dem, was nur überhaupt festgesetzt ist. Bei dem Wilden ist die Macht des Gebrauchs allesüberwältigend, ebenso bei dem theilweise Civilisirten. Wir können daher sicher sein, dass Einrichtungen, deren Entstehung wir aufsuchen, nicht absichtlich, sondern durch zufälliges Wachsthum entstanden sind. So vertraut wir sind mit der Bildung von Gesellschaften, Associationen, Vereinen und Verbindungen aller möglichen Typen, so werden wir auf die Meinung geführt, dass der Wilde, unter ähnlichen Anregungen, in analoger Weise verfährt; es ist aber falsch, seine Handlungsweise in dieser Art erklären zu wollen.

Ein Beweis wird durch die vorhin angeführte Thatsache dargeboten, dass der erste Schritt in der gesellschaftlichen Entwicklung in unbeabsichtigter Weise gethan wird. Die Menschen giengen niemals irgend einen Gesellschaftsvertrag ein, wie HOBBS und ROUSSEAU annahmen. Unterwürfigkeit trat ein, als irgend ein Krieger von überlegener Tapferkeit, der im Kampfe sich augenfällig hervorthat, die weniger Fähigen um sich sammelte, und als in späteren Kämpfen wiederum er, als sich von selbst verstehend, die Führerschaft übernahm. Wenngleich er während der Zwischenzeiten zwischen den Kriegen anfangs noch nicht als Häuptling anerkannt wurde, so übte er doch unvermeidlich einen speciellen Einfluss aus, — einen Einfluss, welcher schliesslich sich zur Häuptlingschaft ausbildete. Und wenn die ursprüngliche sociale Einrichtung auf diese nicht beabsichtigte Weise entstand, so können wir sicher sein, dass secundäre Einrichtungen gleichfalls unbeabsichtigt waren.

Die sich von selbst ergebende Folgerung ist, dass Zünfte keine socialen Erfindungen sind. Eine andere Thatsache führt zu derselben Folgerung: sie finden sich über die ganze Erde. Wären sie sociale Erfindungen, so würden sie Ausnahmen darstellen; dagegen existieren sie oder haben sie existiert bei vielen Völkern verschiedener Typen. Von zwei Seiten her werden wir daher veranlasst zu fragen, aus welchen vorher bestehenden socialen Gebilden sie hervorgegangen sind; und auf diese Frage ist die selbstverständliche Antwort: Familiengruppen, welche sich zu Gruppen von Verwandten weiter entwickelt haben. Städtische Einflüsse und städtische Beschäftigungen waren die Ursache, dass sie sehr bald von dem ursprünglichen Typus



ihrer Structur abwichen; der primitive Typus war aber der in den drei vorhergehenden Capiteln betrachtete.

Wir haben soeben gesehen, dass die Dorfgemeinschaft, während sie noch immer ihrem Charakter nach ländlich war, sich zu differenzieren begonnen hatte: gewisse maassgebende Beschäftigungen gelangten in die Hände besonderer Individuen oder Familien. Gewerbliche Einrichtungen, welche später auftraten, müssen aus diesen Keimen hervorgegangen sein. Wie aus mehreren Citaten in den letzten Capiteln hervorgeht, hatte jede dieser Dorfgemeinden eine politische Regierung ebenso wie eine gewerbliche. Obgleich sie ursprünglich von gleichem Umfange waren, hörten sie doch in dem gewöhnlichen Verlaufe der Entwicklung bald auf, dies zu sein; und die gewerbliche, innerhalb der ganzen politischen enthaltene Körperschaft, strebte nach Scheidung; sie liess jene Menge nicht privilegierter und eingewanderter Personen ausserhalb, welche keinen Anspruch auf Verwandtschaft hatte. Wenn wir fragen, was wohl eingetreten sei, wenn eine dieser Dorfgemeinden in günstigen Verhältnissen zu ungewöhnlicher Grösse heranwuchs, oder wenn mehrere sich zu einer kleinen Stadt vereinigten, so dürfen wir schliessen, dass allerdings einer Zunahme der Zahl aller jener gewerblich Beschäftigten eine bestimmte Combination derselben folgte, dass aber auch kleinere Vergrösserungen der Zahl in speciellen Gewerben Thätiger in geringerem Grade zur Absonderung angeregt haben müssen. Die verschiedenen Arten von Zünften müssen einzeln schon ihre unbestimmten Formen gehabt haben, ehe sie als Zünfte bekannt wurden. Obschon auf einer späten Entwicklungsstufe, wenn Zünfte schon allgemein bekannte Verbindungen geworden waren, neue Zünfte auf künstliche Weise bestimmte Gestalten in Nachahmung der bereits bestehenden annehmen können, so dürfen wir nicht voraussetzen, dass die ursprünglichen Zünfte künstlich und fest bestimmt gebildet worden seien. Wenn wir nun aber diese vorläufige Vorstellung vor Augen halten, wollen wir die Beweise untersuchen.

#### §. 788.

Es ist bereits gezeigt worden, dass die Beschäftigungszweige in dem Maasse wie sie specialisiert werden, das Bestreben haben, Familienbeschäftigungen zu werden, und weiter in dem Maasse,

wie Familien zu Stämmen anwachsen, die Beschäftigung der sich vergrößernden Gruppen von Verwandten zu werden. In gleicher Weise wegen der Leichtigkeit, mit welcher jeder Nachkomme in die „Kunst und das Geheimnis“ eingeweiht wird und wegen der Schwierigkeit seiner Zulassung zu irgend einer andern Gruppe als der häuslichen, greift er zu der ererbten Art des Gewerbes; und damit bilden sich Clan-Monopole aus. Ich führe hier erläuternde Beispiele aus ausgestorbenen und entfernten Gesellschaften an.

Was die Hebräer betrifft, so zeigt, wie bemerkt werden mag, der Name „Bäckergasse“ (Jerem. XXXVII. 26), dass in Jerusalem die Bäcker zusammen wohnten; und ebenso wohnten „die Käsemacher von Jerusalem zusammen in einem speciellen Viertel, dem Käsemacher-Thale“ (Josephus, jüd. Krieg, V. 4, 6). Dieses Sich-an-einander-schliessen ist indirect aus der Thatsache zu folgern, welche LUMBROSO anführt:

„Wir erfahren aus dem Talmud, dass bei den Juden, welche einen grossen Theil der gewerblichen Bevölkerung von Alexandrien bildeten, die Goldschmiede und die Silberschmiede, die Weber und die Schmiede verschiedene Plätze in der grossen Synagoge einnahmen.“

Übrigens findet sich in Nehemiah III. 8, 31, 32 eine Andeutung, welche an Zünfte von Goldschmieden, Apothekern und Krämern denken lässt.

Wie der hierdurch ausgedrückte, spontan entstandene Gebrauch allmählich in bindendes Gesetz oder etwas dem Ähnliches übergeht, zeigt sich im alten Ägypten. RAWLINSON schreibt:

„Obgleich der Sohn nicht nothwendig oder immer seines Vaters Beruf folgte, so war der Gebrauch so allgemein, ja so universell, es bestand ein solches Vorurtheil, ein solcher consensus zu seinen Gunsten, dass Fremde meistens das Land mit dem Eindrücke verliessen, dass er für Alle obligatorisch sei und dass die Classen in Wirklichkeit Kasten im strengsten Sinne des Wortes waren.“

Wie bereits in §. 733 gezeigt worden ist, hatten sich derartige specialisierte Gruppen von Arbeitern in Rom in vorgeschichtlichen Zeiten schon gebildet.

Wir wollen uns zu existierenden Völkern wenden. In China, wo der Ahnencultus so vorherrschend und Familienorganisation infolge davon so ausgesprochen ist, giebt es Vereinigungen von Seidenwebern und -Färbern, Goldschlägern, von Schmieden,



Müllern, Nadlern, Tischlern, Maurern, Barbieren, Kittysols [Sonnenschirmmachern], Zinngießern, Fischerboot-Besitzern, Theehändlern, Bankiers. Und obgleich uns der folgende Auszug aus WILLIAMS keinen Schlüssel zum Verständnis des Ursprungs dieser Gilden giebt, welcher zweifellos Tausende von Jahren zurückreicht, so erhalten wir doch Zeugnisse in Betreff ihrer Natur und ihrer Handlungen, welche mit der Hypothese des Familienursprungs vollständig übereinstimmen.

„Jede Zunft, der Tischler, Seidenhändler, Maurer, und selbst der Ärzte und Lehrer, arbeitet daran, ihre eignen Interessen zu fördern, ihre eignen Mitglieder in Ordnung zu halten und sich gegen ihre Widersacher zu vertheidigen. Dorfbewohner schliessen sich zu organisierten Verbänden zusammen gegen die Betrügereien der mächtigen Clans, und gewissenlosen Beamten wird entgegengetreten, wenn sie es am wenigsten erwarten.“

Hinweisungen auf Familienursprung werden noch an andern Orten durch die bereits an den jüdischen Gebräuchen erläuterte Localisation der Gewerbe dargeboten. Denn wenn Zünfte sich aus Gruppen von Verwandten herausbildeten, so würde schon die räumliche Nähe gleicher Gewerbe die natürliche Folge sein: Verwandte würden sich zusammenthun zu gegenseitigem Schutze. In Cairo kann man noch heutigen Tages eine derartige Localisation bemerken; es harmonisiert dies mit Andeutungen, welche in den „Arabischen Nächten“ enthalten sind; sind dies auch Erzeugnisse der Poesie, so bieten sie doch gültige Zeugnisse für sociale Gebräuche dar. Ferner lesen wir in SHWAY YOE's Schilderung von Burma:

„Wie in allen orientalischen Städten sammeln sich die, welche sich mit einem regelmässigen Gewerbe beschäftigen, Alle in dichter Nähe um einander. So wohnen die Schirmverfertiger und die Verkäufer von Sattlerwaaren nach Süden vom Palast [in Mandalay], Verkäufer von Bambusarbeiten und von lackierten Kästen nach Westen, während die Töpfer und die Kaufläden mit allerhand Kurzwaaren sich meistens der Strasse entlang finden, welche nach Payah Gye führt.“

Dasselbe ist auch in Russland der Fall. In Nischni-Nowgorod sind die Strassen mit den Namen der darin verkäuflichen Waaren benannt. Und so war es auch im alten England. KEMBLE sagt:

„Wir haben Beweise dafür, dass Strassen, welche später die Namen besonderer Gewerbe oder Beschäftigungen trugen und noch

jetzt tragen, schon vor der normännischen Eroberung in mehreren unserer englischen Städte den gleichen Namen getragen haben — Fellhändler-, Pferdehändler- und Fleischhändler-, Schuhmacher- und Schildmacher-, Gerber- und Einsalzer-Strasse und dergleichen mehr.“

Dann trat das ein, was gewöhnlich geschah: das, was als Gebrauch sich entwickelt hat, strebt danach, Gesetz zu werden. Zeitig im sechzehnten Jahrhundert wurde verordnet, dass —

„Goldsmith's Row in Cheapside und Lombard Street mit Goldschmieden besetzt werden sollten und dass diejenigen, welche Läden zerstreut in andern Theilen der Stadt hatten, sich Läden in Cheapside oder Lombard Street besorgen sollten unter der Strafe, dass diejenigen von den Amts- und Zunftgenossen, welche sich keine Mühe darum gäben, ihre Stellungen verlieren sollten.“

Da diese Thatsachen von Gesellschaften dargeboten werden, welche verschiedenen Rassen angehörten und in Ort und Zeit von einander getrennt waren, so können wir die Folgerung nicht vermeiden, dass Zünfte aus Keimen hervorgegangen sind, welche für sie Alle gemeinsam waren; und die sich erweiternde Familiengruppe ist das einzige dergleichen enthaltende Gebilde.

#### §. 789.

Unter den Beweisen, dass die Zunft in ihrer ursprünglichen Form aus der Verbindung Verwandter hervorgegangen sei, ist vielleicht der stärkste in dem religiösen Bande enthalten, welches ihre Mitglieder zusammenhielt und welches sich durch periodische Zusammenkünfte zu gemeinsamen Gottesdienste zu erkennen gab. Diese Erscheinung bei christlichen Nationen weist auf die vorchristlichen Zeiten zurück, in denen zweifellos bei den Völkern des nördlichen Europas wie bei denen von Süd-Europa und wie noch gegenwärtig bei den Hindus, Gelegenheiten eintraten, bei welchen der älteste männliche Verwandte in aufsteigender Linie aus der Familiengruppe den Geistern der Ahnen Opfer darbrachte. Natürlicherweise blieb dieser Gebrauch bestehen, als der Anbetungsdienst von anderer Art wurde.

Mochten die Mitglieder der Gruppe eine ländliche Gemeinde oder eine städtische Gemeinde bilden, es wurde doch ein ähnlicher Zusammenhang unter ihnen entwickelt und aufrecht erhalten. Natürlich haben beständige Eroberungskämpfe von Völkern gegen Völker und in Folge solcher eintretende sociale Ver-



schiebungen dazu beigetragen, das Beweismaterial zu verwirren. Einiges kann indessen angeführt werden. In Bezug auf Mexico sagt PRESCOTT:

„Die verschiedenen Gewerbe wurden zu etwas den Zünften Ähnlichem eingerichtet, einem jeden war ein besonderer Bezirk der Stadt zugeeignet, es hatte sein eignes Oberhaupt, seine eigne Schutzgotttheit, seine besondern Feste und dergleichen mehr.“

Die Schilderung, welche MOVERS von einem weit davon entfernten Volke, den Phöniziern, giebt, bietet Thatsachen gleichen Sinnes dar.

„Wo viele phönizische Kaufleute lebten, hatten sie Grundbesitz erlangt mit corporativen Rechten und Privilegien; dies war der Fall in Memphis und in Jerusalem, wo sie bestimmte Viertel besaßen mit den Heiligthümern ihrer nationalen Gottheiten.“

„So viel wir wissen, wurden diese Corporationen nur aus Bürgern eines und desselben phönizischen Staates gebildet . . . Wo Phönizier aus verschiedenen Städten lebten, bildeten sie ebenso viele einzelne Corporationen.“

Und die Durchführung einer derartigen Sonderung verband wahrscheinlich die Leute derselben Sippe. Ohne Zweifel ihre früheren heidnischen Gebräuche in Verbindung mit dem daraufgepflanzten christlichen Glauben beibehaltend, boten die alten Bewohner Englands verwandte Verhältnisse dar. So sagt BENTLEY: „Die Handwerkerzünfte waren, wie die übrigen Zünfte, gleichzeitig religiöse Bruderschaften.“ Nach ihren Statuten waren die Zwecke der Abbotsbury-Zunft, welche aus der Zeit Canut's herrührte, —

„die Unterstützung und Pflege kranker Zunftgenossen, das Begraben der Todten und die Verrichtung religiöser Handlungen und das Beten für deren Seelen. Die Genossenschaft versammelte sich jedes Jahr am Feste von St. Peter zum gemeinsamen Gottesdienst zu Ehren ihres heiligen Schutzpatrons. Ausserdem fand ein gemeinsames Mahl statt.“

„Die Exeter-Zunft . . . war durchaus desselben Charakters. Hier tritt aber die Verbindung zum Zwecke des Gottesdienstes und Gebetes als Aufgabe der Bruderschaft mehr in den Vordergrund als in dem früheren Falle.“

Das lange Bestehenbleiben dieses religiösen Charakters wird erwiesen in Mrs. GREEN'S Sammlung von Urkunden aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

„Wenn eine religiöse Zunft mit der Corporation identificiert worden war, so waren die städtische Körperschaft und die Kirche durch ein noch engeres Band miteinander verbunden. Die Corporation von Plymouth, welche nach der andern Seite die Zunft der Jungfrau Maria und St. Georg's war, erliess ihre Verordnungen selbst bis auf den Gebrauch der Kleidung.“

In ihrer ursprünglichen Form hatte aber diese sich erweiternde Familiengruppe, aus welcher sich die gewerbliche Gruppe entwickelte (mit dem Verlaufe der Zeit umgestaltet durch die Zulassung von Leuten andern Blutes), nicht bloss einen religiösen, sondern auch einen politischen Charakter und strebte danach, innerhalb ihrer selbst die wesentlichen Züge eines unabhängigen socialen Gebildes zu entwickeln.

## §. 790.

Die gewissermaassen politische Selbständigkeit dieser frühen Gruppen war eine Folge der Feindseligkeiten zwischen ihnen. Zwischen benachbarten wilden Stämmen erzeugten häufig begangene Übergriffe einen chronischen Antagonismus; und in ähnlicher Weise wurde chronischer Antagonismus erzeugt zwischen den Ansiedelungen der kaum weniger wilden Menschen, von denen wir abstammen. So sagt CUNNINGHAM:

„Solange ein jedes Dorf einem jeden andern feindselig war und von den räuberischen Einfällen der Nachbarn nicht durch irgend welche Achtung vor dem Eigentum Anderer, sondern durch die weite Ausdehnung seines eignen wüsten Landes [des umgebenden wilden Striches] verhindert war, dürfte ein regelmässiger Handelsverkehr unmöglich scheinen.“

Und wie fest gewurzelt diese ausgedehnte Feindschaft war, geht aus der Thatsache hervor, dass, ebenso wie die oben erwähnten andern Wilden neutrale Versammlungsplätze zum gelegentlichen Austausch von Waaren hatten, so auch die Angelsachsen Grenzsteine innerhalb der meisten Landstriche hatten, oder ‚Zeichen‘, welche ihre Niederlassungen schieden, bei welchen sie zum Handel zusammenkamen.

Dieser frühe Zustand, während welches die Beziehungen von Dorf zu Dorf durch Empfindungen beherrscht wurden gleich denen, welche gegenwärtig die Beziehungen von Nation zu Nation beherrschen, blieb lange Zeit bestehen und hinterliess seine Spuren in dem Verkehr zwischen den Gruppen, nachdem grosse



Plätze sich gebildet hatten. In einer andern Grafschaft hatte ein Handelsmann keine bessere Stellung, als wenn er einem andern Lande angehört hätte. Wie CUNNINGHAM sagt: „Der Kaufmann von Norwich, welcher London besuchte, war dort ebenso gut ein Fremder wie ein Mann aus Brügge oder Rouen.“ Die eine Folge war, dass die Geschäfte mit Fremden von der Stadtbehörde aus verwaltet wurden.

„Die Stadt selbst (communitas) war das Organ, durch welches Zahlungen an oder von einem Kaufmann eines andern Ortes ausgeglichen werden konnten; durch Verklagen der Gemeinde konnte der Gläubiger einen säumigen Schuldner in der Ferne erreichen.“

Eine natürliche Begleiterscheinung dieses Zustandes der Dinge war die sich in der Praxis ergebende Identität der Zunftorganisation mit der municipalen Organisation. Die frühesten Zünfte — ritterliche Gilden —, wie sie in Canterbury (wo die Gilde beschrieben wird als „knights of Canterbury oder ceapmann guild“), Winchester, London und Cambridge existierten, waren in weitem Umfange Einrichtungen zur localen Regierung. „In vielen Fällen waren die Bewohner der Stadt und die Bewohner der Gilden praktisch genommen Körperschaften von gleicher Ausdehnung;“ und nach dem Freibrief Edward's IV. war das Bürgerrecht der Stadt praktisch auf die Mitglieder der Gewerbe und Mysterien beschränkt. Als weiterer Beweis können noch die Statuten der Cambridger Gilde angeführt werden, welche „weniger mit der Wiedererlangung von Eigenthum als mit der zwangsweisen Beibringung von Geldbussen für Todtschlag und persönliche Beleidigungen zu thun hatten.“ So erzählt uns auch LAPPENBERG, dass — „an der Spitze der Gilden wie der Städte gewöhnlich ealdormen zu finden sind.“ Und noch specieller eingehend ist BRENTANO, welcher in Bezug auf die Organisation der Städte vor und nach der Eroberung schreibt:

„Die ganze Masse der vollen Bürger, d. h. der Besitzer von Theilen der städtischen Ländereien eines gewissen Werthes, die ‚civitas‘, verband sich überall zu einer Gilde, ‚convivium conjuratum‘; die Bürger und die Gilde wurden identisch; und was Gildengesetz war, wurde Gesetz der Stadt.“

Dem Process der Entwicklung zufolge gieng natürlich ursprüngliche Übereinstimmung in eine Verschiedenartigkeit über, als das Wachsthum bedeutend wurde. Dies zeigt sich in der That-

sache, dass in London die politische Verwaltung sich so früh von der gewerblichen trennte, dass nur wenige deutliche Spuren des ursprünglichen Gildenkaufmanns übriggeblieben sind. Überdies finden wir die bereits im Allgemeinen erwiesene Thatsache auch local bestätigt, dass alle Arten von Regulierung aus einer ursprünglichen Art durch Differenzierung hervorgegangen sind. Selbst jetzt noch ist da, wo die sociale Entwicklung weniger weit vorgeschritten ist, wie in den Fürstenthümern des östlichen Europa, die alte communale Organisation sowohl in der municipalen als in der gewerblichen Organisation nachweisbar.

## §. 791.

Wenn wir uns nun zu den gewerblichen Eigenthümlichkeiten dieser Kaufmannszünfte wenden, welche allmählich aus früheren localen Combinationen von religiösem und municipalem Charakter differenziert wurden, so haben wir zuerst zu bemerken, dass sich wiederum die Unterordnung der industriellen Regierung unter die politische zeigt. Diese Zünfte erhielten Corporationsform durch Freibriefe, — Freibriefe, welche anfangs sämmtlich von irgend einem feudalen Oberen gekauft wurden, welches ein Erzbischof, ein Laien-Seigneur, ein Grundherr, ein Capitel oder ein Kloster sein konnte, welches aber in späteren Zeiten, wo die Lehnsgewalten durch königliche Gewalten untergeordnet wurden, der König wurde. Durch einen dieser Freibriefe [charters] wurde thatsächlich der Zunft gegen eine Entschädigung das Recht bewilligt, ihre Beamten zu wählen, das Betreiben von Gewerben zu autorisieren und gewerbliche Anordnungen zu treffen. Natürlicherweise hatten diese einen gewissermaassen politischen Charakter zu der Zeit, wo sie thatsächlich mit den Municipalregierungen identisch waren, und sie behielten denselben in weitem Umfange, nachdem sie getrennt waren. Ein Beweis hierfür liegt in der Thatsache, dass sie ihre eignen Gesetze und Gerichtshöfe hatten, vor denen bürgerliche Fälle entschieden werden konnten.

Anfänglich umfassten diese Kaufmanns-Gilden die verschiedenen Arten von Handwerkern, welche den Ort bewohnten. Jedes Mitglied derselben war ein Verfertiger des Artikels, mit dem er handelte, — ein wohlhabender Handwerker hatte ein solches Vermögen und einen solchen Hausstand, dass er im



Stande war, ein Geschäft zu betreiben und einen Lehrling auszubilden. Seine Mitgliedschaft verlieh Zunftprivilegien seiner Frau, seiner Tochter und seinen Mägden und in den meisten Fällen seiner Wittwe. Während aber ursprünglich jeder Meister selbst ein Arbeiter war, traten im Laufe der Zeit, als die Stadt sich vergrösserte und einige Meister mehr als andere prosperierten, Verschiedenheiten ein: es begann eine Differenzierung. Herrscher der Zunft werdend entwickelten sich ihre wohlhabenderen Mitglieder zu einer Zunft-Aristokratie; und in dem Maasse wie eine von der Classe der Arbeiter sich unterscheidende Classe von Meistern entstand, strebte die Classe der Meister danach, die Zunftprivilegien zu monopolisieren und suchte mit Erfolg die untergeordnetere Classe von der Zunft fern zu halten, nicht nur durch Geldstrafen, sondern selbst durch Statuten, welche eigenhändige Arbeiter ausschlossen, — zuweilen alle die, welche „blaue Nägel“ hatten. In dieser Weise wurden nach der Angabe von BURTON in Schottland Männer „unfähig erklärt, den Rang von Zunftbrüdern zu erreichen, wenn sie nicht den eigenhändigen Betrieb ihres Gewerbes aufgäben und es nur durch gemiethete Arbeiter weiterführten“. Mrs. GREEN macht in ihrem „Town Life in the Fifteenth Century“ die Bemerkung:

„Eine geschlossene Kaste entwickelte sich leicht aus der compacten Körperschaft der Kaufleute und mit Erfolg arbeitenden Gewerbetreibenden, welche die unbestrittene Aristokratie der Stadt bildete und deren sociale bevorzugte Stellung sehr viel dazu beitrug, ihre politische Herrschaft zu begründen.“

Und sie fügt hinzu, dass „Beweise vorhanden sind, dass sie häufig für eine lange Zeit dem Freibrief vorausgieng, welcher sie gesetzlich verbindlich machte“.

Die auf diese Weise sich bildenden und weiter entwickelnden incorporierten Genossenschaften schützten zwar ihre Mitglieder gegen Angriffe und gewährleisteten ihnen Unterstützung bei Verarmung und Krankheit, legten ihnen auch gewisse heilsame Beschränkungen auf, betrafen aber hauptsächlich das Erlangen und Behaupten künstlicher Vortheile. Unter diesen war der hauptsächlichste das Recht, Artikel aller Art in der Stadt zu kaufen und zu verkaufen, — nicht bloss Lebensmittel, welche auch von Nicht-Privilegierten verkauft werden durften, sondern auch alles Andere; ein grosser Theil ihrer Aufgaben bestand

darin, die Handelsgeschäfte so zu überwachen, dass diejenigen entdeckt und durch Geldbussen und in anderer Weise bestraft würden, welche diese Monopole verletzten.

Beim Aufrechthalten und Erweitern dieser ausschliessenden Privilegien geriethen diese Körperschaften unvermeidlich mit ausserhalb Stehenden in Conflict —, zuweilen mit der municipalen Regierung, nachdem sie von ihr losgelöst waren, und zuweilen mit incorporierten Genossenschaften von Arbeitern. Ein frühes Beispiel hierfür boten gewisse eingewanderte Handwerker dar. In verschiedenen Städten — Winchester, Marlborough, Oxford und Beverley — „wurden die grössten Vorsichtsmaassregeln getroffen, um zu verhindern, dass ein Weber das Bürgerrecht der Stadt erhielt, und in den Gerichtshöfen konnte er nicht gegen einen Bürger auftreten“. Darauf erhielten in Selbstvertheidigung die Weber durch Bezahlung eine Incorporationsurkunde von der Krone, welche sie gesetzlich mit ihren Gegnern auf gleichen Fuss stellte. Gruppen eingeborner Handwerker, wie unter Edward IV. die Schneider von Exeter, erkaufen sich in ähnlicher Weise die Autorisierung zu eigner Organisation.

Die Thatsache aber, welche für uns hier die grösste Bedeutung hat, ist die folgende. Diese localen Gewerbeeregierungen nahmen an, dass die Freiheit, an Diesem oder Jenem zu arbeiten, kein innewohnendes Recht sei, sondern ein Recht, für welches der Bürger bezahlen müsse. In unseren Zeiten ist es schwer zu glauben, dass während des monarchischen Régimes in Frankreich ganz bestimmt der Grundsatz aufgestellt wurde, dass „das Recht auf Arbeit ein königliches Recht sei, welches der Fürst verkaufen könne und die Unterthanen kaufen müssen“. Aber die Schwierigkeit, dies zu glauben, wird geringer, wenn wir uns erinnern, dass Zünfte ihre Rechte zum Gewerbebetrieb von feudalen Autoritäten der einen oder der andern Art kauften, und sie wird ferner geringer, wenn wir finden, dass die Zünfte die von ihnen erkauften Machtvollkommenheiten in gleicher Weise auslegten und stillschweigend nach dem Grundsatz verfahren, dass das Recht auf Arbeit ein Zunftrecht sei, welches die Zunft verkaufen und welches der affilierte Bürger durch Zahlung und Dienstleistungen erkaufen könne.



## §. 792.

Progressive Differenzierung mit darauf folgender zunehmender Heterogenität charakterisierte spätere Entwicklungszustände. Früher thatsächlich mit den freien Stadtbürgern von gleicher Ausdehnung, aber sehr bald unterschieden werdend, wurde die Kaufmannsgilde selbst schliesslich durch kleinere Vereinigungen verwandter Natur, — die Handwerkerghden, ersetzt. Mehrere Einflüsse traten zusammen, dieselben hervorzubringen. Geleitet von solchen Beweisen, wie sie Länder des Orients gegenwärtig darbieten, und von heimischen Zeugnissen, welche in den zu angelsächsischen Zeiten gegebenen Strassennamen enthalten sind, haben wir gefolgert, dass in sehr alten Zeiten localisierte Gruppen verwandter Menschen existierten, welche besondere Beschäftigungen betrieben. Dies schliesst die weitere Folgerung ein, dass, wenn alle Gewerbetreibenden einer Stadt eine Zunft bildeten, verschiedene Gruppen von Handwerkern in ihr eingeschlossen waren, welche innerhalb ihrer selbst, wenn auch keine offen ausgesprochene, aber doch eine stillschweigende Vereinigung bildeten. Es ist ein völlig verständiger Schluss, dass vom Anfange an diese Theilgruppen, einige von ihnen grössere und einige von ihnen kleinere Theile der Zunft, nicht in vollständiger Harmonie zusammenwirkten. Es bestand daher von Anfang an eine allmählich zunehmende Neigung zur Sonderung.

Solange die Städte klein waren und diese Theilgruppen einzeln nur wenig Mitglieder enthielten, wurde die allgemeine Vereinigung aufrecht erhalten; sie blieb selbst bestehen, nachdem eine Kasteneintheilung eingetreten war zwischen den Auftraggebern, den Kauflenten gleichwerthig, und den Beauftragten oder den arbeitenden Handwerkern. Als aber grosse Orte entstanden, fiengen die innern Eifersüchteleien unter den Zunftmitgliedern, welche ebenso gut zwischen den Kasten als zwischen den Theilgruppen innerhalb jeder Kaste ihre Wirkungen äusserten, sich fühlbar zu machen an; und eine jede dieser nun zahlreich und machtvoll gewordenen Gruppen strebte danach, sich unabhängig zu machen. Dies Bestreben wurde noch durch ein anderes begünstigt.

Mit der Zunahme des Städtewachsthums wurde das Geschäft der Verwaltung, mochte es in den Händen der Municipalregierung

oder der Kaufmannsgilde oder in den Händen beider liegen, erweitert und compliciert und wurde sehr bald ohne eine Untertheilung der Aufgaben unausführbar. Die allgemeine locale Regierung beider Acten verfiel beinahe nothwendigerweise auf den Gebrauch, Theile ihrer Machtvollkommenheit besondern Localregierungen stellvertretend zu übertragen. So wird angeführt, dass in London die von früher bestehenden Autoritäten Handwerksgilden gründeten, „welchen specielle Theile ihrer eignen Pflichten von den Beamten des Ortes oder der localen Kaufmannsgilde übertragen wurden“. Und was Beverley im 14. Jahrhundert betrifft, so finden wir die specielle Angabe, dass —

„eine andere Verordnung dieser gilda mercatoria oder Kaufmannsbruderschaft kleinere Gilden bestätigte, mit einem Alderman, oder Vorsteher, für jede; so dass eine jede Art von Gewerben nach ihren eignen besondern Vorschriften regiert wurde, welche der Gutheissung und Controle der zwölf Regierenden unterlagen.“

Sicher waren sie in manchen Fällen von der Stadtbehörde autorisiert. Ein Beweis hierfür ist die Thatsache, dass in Exeter die Seilerzunft jährlich ihre Gewalt der Stadt übergab und gegen Bezahlung eines Lösegeldes dieselbe erneuert erhielt. Wenn wir uns aber daran erinnern, dass gewöhnlich das, was Gesetz wurde, vorher Gebrauch gewesen war, so können wir schliessen, dass Handwerkerzünfte weder durch municipale Verordnungen noch durch Kaufmannsgilden *de novo* gegründet wurden, sondern schon lange, ehe sie Authorisation erhielten, bestanden hatten. Dies ist thatsächlich die in dem eben erwähnten Zeugnis enthaltene stillschweigende Folgerung. Wäre die regulierende Function der Seiler von Exeter eine ihnen von der municipalen Autorität übertragene Verpflichtung gewesen, so hätten sie nicht nöthig gehabt, für die alljährliche Erneuerung derselben eine Abfindungssumme zu zahlen, — sie würden sich im Gegentheil dagegen gewehrt haben, dieselbe zu erneuern.

Dass diese Handwerkerzünfte nicht für gewöhnlich zum öffentlichen Vorthelle, sondern zum Vorthell ihrer eignen Mitglieder gebildet wurden, wird von anderer Seite deutlich erwiesen. Im 12. Jahrhundert wurden „die Goldschmiede, Handschuhmacher, Fleischer und Gerber, welche sich selbst als incorporierte Genossenschaften aufgethan hatten, ohne vom König die Erlaubnis zu haben, mit Geldstrafen belegt“. Wenn wir



BRENTANO'S Ansicht annehmen, so müssen wir thatsächlich schliessen, dass sie anstatt durch Differenzierung aus den Kaufmannsgilden zu entstehen viel gewöhnlicher unabhängiger unter den nicht organisierten Arbeitern entstanden, unter Nachahmung der organisierten Arbeiter. Er sagt:

„Die Handwerkerzünfte selbst entstanden zuerst unter den freien Handwerkern, als sie aus den, die Stelle der Familienvereinigungen einnehmenden Bruderschaften ausgeschlossen wurden, und später unter den Leibeigenen, als sie aufhörten, zu der familia ihres Herrn zu gehören.“

Nicht bloss die Handwerker, sondern auch ihre Auftraggeber sonderten sich. In London wurden unter der Regierung Edward's III. Compagnien von Kaufleuten incorporiert; und im weiteren Verlaufe der allgemeinen Tendenz, Gebrauch zu Gesetz zu verdichten, wurde verordnet, dass Kaufleute einzeln nur mit Waaren einer Art handeln sollten, während auch Handwerker einzeln sich auf eine Beschäftigung beschränken sollten. Ein in Verbindung damit auftretendes Resultat war natürlich, dass die ursprüngliche Verbindung von Gewerbtreibenden die Neigung erhielt, ihre Macht und schliesslich ihre Existenzberechtigung zu verlieren. „Die verschiedenen jüngeren Körperschaften, welche eine nach der andern gebildet wurden, verdrängten allmählich den Gildenkaufmann ganz und gar und liessen ihm keinen Raum zu unabhängiger Thätigkeit.“

Die regulierenden Functionen dieser Handwerkerzünfte waren sowohl innere als äussere. Nach innen gaben sie den Gebräuchen des Handwerks definitive Formen und bestraften Zunftgenossen, welche sie übertraten. Um unsaubern Wettbewerb untereinander zu verhüten, verboten sie die Benutzung untergeordneten Materials, sie trafen Maassregeln gegen das Verlocken von Lehrlingen und verboten Nacharbeit. Sie stellten Aufpasser an, um verbrecherische Brüder zu entdecken und vor Gericht zu bringen, und in einigen Fällen bestimmten sie Feiertage, welche vom Handwerk eingehalten werden mussten. Ihr Hauptaugenmerk war aber darauf gerichtet, 1. die Concurrenz von Zunftfremden auszuschliessen und 2. die Zahl ihrer eignen Mitglieder niedrig zu halten, um sich individuelle Vorthelle zu erhalten. Zu diesem Zwecke bestimmten sie die Bedingungen, zu welchen Lehrlinge angenommen und Fremde beschäftigt wer-

den durften. Sie suchten es zu verhindern, dass Lehrlinge Meister wurden; und durch Verleihung von Privilegien an die Kinder von Zunftmeistern strebten sie weiter danach, ihre Vereinigung zu einer geschlossenen Corporation zu machen. Durch verschiedene Hindernisse, pecuniäre und andere, wurde die Zulassung zur Zunftmeisterschaft schwer gemacht; dienenden Arbeitern, welche nicht zur Zunft gehörten, wurde verboten, sich zu verbinden; auch entspannen sich Streitigkeiten zwischen den Zünften mit Bezug auf die Grenzen ihrer Geschäfte.

Es darf endlich zu erwähnen nicht vergessen werden, dass sich die ursprüngliche Verbindung der industriellen und der politischen Regierung auch weiter in verschiedene Weise erkennbar machte. Nur Mitglieder von Gilden waren Freibürger der Stadt, welche das Bürgerrecht ausübten. An der Spitze der Zünfte stehende Beamte waren fortgesetzt auch die hauptsächlichsten städtischen Autoritäten. Und in einigen Fällen waren den Zünften von der Municipalität besondere Gewalten übertragen.

## §. 793.

Die vorstehende Skizze dieser localen gewerblichen Einrichtungen, an sich schon verwickelt, würde noch bei weitem verwickelter geworden sein, wenn sie Beschreibungen ihrer vielerlei Varietäten enthalten hätte; denn an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Bedingungen hatten sie einen mehr oder weniger verschiedenen Charakter. Die Schilderung würde noch complicierter geworden sein, wenn sie, anstatt sich hauptsächlich auf englische Gilden zu beschränken, Notiz genommen hätte von den Zünften in benachbarten Ländern. Aber die sich schliesslich ergebende Vorstellung würde im Wesentlichen dieselbe geblieben sein. Beispielsweise hatte sich in Frankreich das System in einer solchen Ausdehnung entwickelt, dass es über hundert incorporierte Gewerbe gab. In Paris waren sie mit der Municipalregierung so innig verbunden, dass in den frühesten Zeiten die polizeilichen Aufgaben unter sie vertheilt waren, und in Kriegszeiten hatte sie den Garnisonsdienst zu übernehmen. Wie in England konnte ein Gewerbe nur nach Zurücklegung einer fest vorgeschriebenen Lehrlingszeit betrieben werden. Ein Meister durfte nicht mehr als einen



Lehrling auf einmal haben. Es bestanden Streitigkeiten zwischen den Zünften in Bezug auf den Einschluss dieser oder jener Art von Arbeit in ihren respectiven Geschäftskreis.

Ihrem allgemeinen Charakter nach betrachtet lässt die ganze Art der Führung der Zünfte jenen sich überall geltend machenden Antagonismus erkennen, welcher die Zeiten charakterisiert, in denen sie auftraten. In weniger gewaltsamer Weise versuchten diese kleinen Gruppen das zu thun, was die grossen, sie umfassenden Gruppen auf gewaltsamere Weise thaten. Um ihren Länderbesitz zu erhalten oder um noch mehr Land zu erlangen, führte jede Nation mit benachbarten Nationen heftige Kämpfe durch. Innerhalb des Territoriums, welches eine jede einnahm, bestanden feudale Theilbesitze in der Hand von Lehnsherren, welche untereinander um die Oberherrschaft oder um unwesentlichere Vortheile kämpften. Die eine Stadt bildende Ansammlung von Menschen hatte zuweilen Kämpfe mit ihren Lehnsherren und behandelten beständig Leute aus andern Städten als mit ihnen in Feindschaft lebende. Und innerhalb einer jeden Stadt entstanden jene besondern Körperschaften von Gewerbetreibenden, welche sämmtlich gegen Blutsfremde feindselig und häufig gegeneinander mehr oder weniger feindselig gesinnt waren.

Aber die uns hier hauptsächlich angehende Thatsache ist, dass wohl eine jede Zunft durch bald defensive, bald aggressive Maassregeln für die Interessen ihrer Mitglieder kämpfte, dass aber in Begleitung dieses industriellen Kampfes ihre Mitglieder einer Zwangsregierung unterworfen wurden. Die Fähigkeit, ein Brodgewinn abwerfendes Geschäft zu führen, war Bedingung für die Gewährung der Mitgliedschaft der Zunft und das Zahlen von Steuern für ihr Bestehen. Unterordnung unter die Zunftautoritäten und Befolgung der von ihnen erlassenen Gesetze wurde streng gefordert. Verschiedenartige Beschränkungen in den Arbeiten und Handeln wurden jedem Zunftbruder auferlegt. Spione wurden angestellt, um jede Verletzung der Verordnungen zu entdecken, die er etwa begehen könnte; und er wurde, wenn überführt, mit Geldbussen oder in anderer Weise bestraft.

Hiernach war der sogenannte „Freibürger“ jener Zeiten nur in einem sehr eingeschränkten Sinne frei. Nicht nur in seinem Leben im Allgemeinen, sondern im Betreiben seines

Geschäftes war er einer Reihe von zwingenden Geboten der Regierung des Landes unterworfen, ebenso noch einer andern Reihe nicht weniger zwingenden Verordnungen dieser lokalen gewerblichen Regierung.

---

## XV. Capitel.

### Sklaverei.

#### §. 794.

In Verbindung mit der Entwicklung der industriellen Controle, welche in den vorausgehenden vier Capiteln behandelt worden ist, trat noch eine andersartige Entwicklung auf, welche wir bis jetzt mit Rücksicht auf die zweckmässigere Darstellung bei Seite gelassen haben, welche aber jetzt von ihrem Ursprunge an verfolgt werden muss.

Ehe wir die Stufen der hier zu betrachtenden socialen Entwicklung verstehen können, müssen wir uns von den durch die Empfindungen der modernen Zeiten begünstigten Vorurtheilen zu befreien suchen. Genau so, wie Jedermann sein eignes Glaubensbekenntnis für das einzig vernünftige hält, so glaubt auch Jedermann, dass seine eignen socialen Einrichtungen die alleinig natürlichen und rechten sind. Häufig sind die durch den Gebrauch hervorgebrachten Gefühle und Überzeugungen derartig, dass die Bildungen richtiger Meinungen beinahe unmöglich gemacht wird.

Während der neueren Zeiten hat der Gebrauch die Vorstellung erzeugt, dass Sklaverei eine völlig ausnahmsweise Einrichtung sei, wogegen die Beobachtung aller Gesellschaften aller Zeiten den Nachweis bietet, dass Sklaverei die Regel und Freiheit die Ausnahme ist. Die geläufige Annahme ist die, dass nothwendigerweise ein Sklave ein zu Boden getretenes Wesen sei, unbeschränkter Arbeit und grosser Härte unterworfen, während umgekehrt in vielen Fällen für ihn gut gesorgt, er mit Arbeit nicht überangestrengt und mild behandelt wird. Wollten wir voraussetzen, dass die Sklaven überall die nämlichen Ideen von Freiheit hätten, wie wir selbst, so müssten wir annehmen,



dass ihnen eine despotische Controle unerträglich wäre, während ihre Unterwerfung zuweilen so wenig drückend ist, dass sie diejenigen ihrer eignen Rasse verhöhnen, welche keine Herren haben. Unter der Annahme, dass ihre Gefühle derartige sind, wie wir sie unter den nämlichen Verhältnissen haben würden, betrachten wir sie als nothwendigerweise unglücklich, während sie oft fröhlicher sind als ihre Oberen. Wenn wir ferner den Sklaven mit dem freien Manne vergleichen, so stellen wir uns den letzteren als seinen eignen Herrn vor, während ganz allgemein die umgebenden Bedingungen eine Herrschaft über ihn ausüben, welche härter und erbarmungsloser sind, als die über den Sklaven von seinem Besitzer ausgeübte: der Zwang der Natur ist oft schlimmer als der Zwang der Menschen. Beständig wird irrthümlicherweise angenommen, dass auf frühen Entwicklungsstufen das gleiche System freier Arbeit bestanden habe, wie das, was wir jetzt haben, während vor der Entstehung des Geldes die Bezahlung von Löhnen unausführbar ist: dem Arbeiter kann nichts Anderes gegeben werden als Nahrung, Kleidung und Unterkunft. Noch einmal: es wird für ausgemacht angenommen, dass ebenso wie bei uns freie Arbeit zu socialem Wohlbefinden führt, sie überall und zu allen Zeiten dazu geführt hat. In frühen Zeiten wird aber der undisciplinierte Mensch nicht fort-dauernd gearbeitet haben und nur unter einem Régime der Nöthigung ist die Gabe der Betriebsamkeit erlangt worden, welche die Civilisation möglich gemacht hat.

Die hier angedeuteten Modificationen unserer Anschauungen im Auge behaltend müssen wir den Gesichtspunkt aufgeben, an welchen uns unser sociales Leben gewöhnt hat und die That-sachen von Gesichtspunkten aus betrachten, welche andern Formen des socialen Lebens eigen sind.

#### §. 795.

In ihren ersten Anfängen setzt Sklaverei irgend eine Art von Inferiorität voraus, vornehmlich physische Inferiorität. Bei uncivilisierten Stämmen und in alten Gesellschaften zeigt sich dies in der Sklaverei des Kindes und der Sklaverei des Gefangenen. Die Macht, Kinder als Sklaven zu behandeln und sie in die Sklaverei zu verkaufen, gieng natürlich Hand in Hand mit der Gewalt über Leben und Tod — eine Gewalt, welche

viele wilde und halbcivilisierte Völkerschaften ausüben und ausübten: in alten Zeiten die Juden, welche zuweilen Kinder verkauften, um Gläubiger zu bezahlen, und in neueren Zeiten die Tscherkessen, welche ihre Töchter verkaufen. Diese Gewalt erstreckt sich in manchen Fällen noch auf Andere als die Kinder — in den Fällen von Personen, deren Schwäche sie verhältnismässig vertheidigungslos macht. In Bezug auf die Neger von Blantyre sagt DUFF MACDONALD:

„Oft wird ein Mann eine Schuld damit bezahlen, dass er seine eignen Blutsverwandten seinem Verfolger überlässt. Die dieser Behandlung am meisten Ausgesetzten sind seine Schwestern, nach diesen seine Töchter, dann seine Brüder und dann sein Vater und seine Mutter.“

Aber diejenige Form körperlicher Inferiorität, welche die bei weitem allgemeinste Ursprungsquelle der Sklaverei ist, ist Inferiorität im Kampfe. Während der Zeiten, wo die Schlachten durch Einzelkämpfe von Individuen entschieden wurden, liegt diese Inferiorität entweder in der Stärke oder der Behendigkeit offenbar zu Grunde und sie blieb als Grund bestehen bis in Zeiten, wo die Kämpfe zwischen Gruppen von Männern, welche miteinander gegen andere kämpften, ausgefochten wurden. Allgemein gesprochen können wir die Sklaverei als eine Folge des Krieges ansehen; denn von ihren verschiedenen Ursachen ist Krieg die gewöhnlichste und die in ihren Resultaten ergiebigste.

Von andern Inferioritäten, welche Sklaverei bewirkten, ist zunächst das Verbrechen zu nennen. Das Zum-Sklaven-machen als Strafe kommt bei vielen Völkern vor oder ist bei ihnen vorgekommen. Die Juden verhängten sie bei Diebstahl. Ebenso im alten Nicaragua:

„Ein Dieb wurde . . . ein Sklave der Person, welche er beraubt hatte, solange bis diese zufriedengestellt war; er durfte verkauft oder verspielt, aber nicht ohne Bewilligung des Caziken freigegeben werden.“

Dasselbe hatte in Guatemala statt. Gegenwärtig wird in Angola —

„beinahe jedes Vergehen mit Sklaverei bestraft, welcher nicht bloss der schuldige Theil, sondern selbst in vielen Fällen alle Glieder der Familie unterworfen waren“.



In frühen Zeiten wurde auf diese Weise in England und bei andern europäischen Völkern Sklaverei verhängt und wird selbst gegenwärtig noch in einem gewissen Sinne verhängt; denn Sträflinge, welche zur Arbeit angehalten werden, sind Sklaven des Staates. In Russland, wo sie zu Arbeiten in den Bergwerken verurtheilt werden, wird diese Form der Strafe gewöhnlich angewandt.

Dann kommt zunächst die Sklaverei des Schuldners. In vielen Fällen war er einfach der Unglückliche, aber sehr allgemein deutete sein Verschuldetsein irgendeinen oder den andern natürlichen Mangel an. Unter den vielen Völkern, bei denen der Gläubiger sich der Person des Schuldners bemächtigen konnte, können die Juden genannt werden. Zur Zeit des Matthäus (Cap. XVIII, V. 25) konnten insolvente Personen mit ihren Familien verkauft werden; und diese Form der Strafe hat lange Zeit bestanden. Auch in England hatte in alten Zeiten der Gläubiger das Recht, den Schuldner zum Sklaven zu machen.

Weniger allgemein als die beiden eben genannten sind zwei andere Entstehungsursachen der Sklaverei. Die eine derselben ist der Menschenraub — ein Vorgang, welcher offenbar da leicht eintrat, wo die Sklaverei eine industrielle Einrichtung geworden war. Bei den Griechen war das Ergriffen- und in Sklaverei Geführtwerden eine Gefahr, gegen welche sich zu wahren beständig nothwendig war. Dass Menschenraub nicht selten in der Zeit zwischen dem alten Griechenland und der Gegenwart vorgekommen ist, können wir aus der Thatsache schliessen, dass er noch vor wenig Generationen in Schottland vorgekommen ist, von wo dann die dabei Ergriffenen nach den Colonien verschifft wurden. Die andere gelegentliche, aber weniger häufige Ursache ist die äusserste Verarmung infolge übermässiger Besteuerung. Unter der römischen Herrschaft, welche von den Vielen, die nichts für so bewundernswerth halten, wie erfolgreiche Eroberung, so hoch gerühmt wird, war es eine in weitere Ausdehnung wirksame Ursache. Völkerschaften, welche durch erbarmungslose Bedrückungen dem Untergange zugeführt waren, überlieferten sich freiwillig der Sklaverei zum Zwecke des Lebensunterhalts.

Nachdem wir diese verschiedenen Entstehungsursachen der Sklaverei eben erwähnt und aus der zahlreichen Menge von Beispielen, welche hätten angeführt werden können, durch einen

oder zwei Fälle erhärtet haben, wollen wir nun zu einer Betrachtung der Sklaverei als Folge ihrer hauptsächlichlichen Ursache, des Krieges, übergehen und die Formen untersuchen, welche sie als industrielle Einrichtung annimmt.

## §. 796.

Stämme, welche sich noch nicht über die Stufe eines Jagdvolkes erhoben haben, sind nur in geringem Maasse der Sitte ergeben, die Besiegten zu Sklaven zu machen; wenn sie dieselben nicht tödten und aufessen, so adoptieren sie sie. Bei Abwesenheit gewerblicher Thätigkeit sind Sklaven beinahe unnütz; und wo jagdbares Wild selten ist, sind sie thatsächlich nicht werth, ernährt zu werden. Aber da, wo wie bei Fischerei treibenden Stämmen, wie den Chinooks, Gefangene von Nutzen sein können oder wo die Stufen des Hirtenlebens oder des Ackerbaues erreicht worden sind, tritt ein Beweggrund zur Schonung des Lebens der Besiegten auf; nachdem sie Verstümmelungen unterworfen worden waren, um sie als Unterworfene zu kennzeichnen, wurden sie zu Arbeiten angehalten.

Die zunächst anzuführenden Beispiele sind noch für einen Übergang bezeichnend, — Beispiele, in denen einige der Gefangenen verzehrt und andere zu Leibeigenen gemacht werden. So war es im alten Mexico der Fall, wo, wie ZURITA sagt, „die Sklaven sehr zahlreich waren“, wo sie aber, der Angabe CLAVIGERO's zufolge, wenn sie Kriegsgefangene waren, zum grossen Theile ihren cannibalischen Göttern geopfert wurden: an der ceremoniellen Darbietung ihres Fleisches und ihres Blutes an diese Götter nahmen die Anbetenden Theil. In unserer Zeit fand sich eine ähnliche Vereinigung dieser beiden Verwendungsweisen der Gefangenen auf den Fidschi-Inseln, wo unterworfene, zur Landbau-Sklaverei verurtheilte Stämme auch als bereit gehaltene Schlachtopfer für die Feste ihrer Besieger dienten.

Wo Cannibalismus nicht in Zunahme oder ausgestorben ist, werden bei den unbedeutend civilisierten Völkern Kriegsgefangene entweder als Haussklaven oder als Feldsklaven oder sehr allgemein als beides benutzt. Von gewissen tiefstehenden Africanern wird gesagt:

„Die Damaras sind faule Geschöpfe. Was nicht von den Frauen geschafft wird, wird den Sklaven überlassen, welche entweder die



Nachkommen verarmter Mitglieder ihres eignen Stammes . . . oder gefangene Buschmänner sind.“

Und bei den weiter vorgeschrittenen africanischen Gesellschaften finden wir verwandte Thatfachen. BURTON beschreibt die Dahomeer als „durch Sklavenjagden demoralisiert“ und sagt, dass „der Ackerbau verachtet wird, weil Sklaven damit beschäftigt werden“. Ferner besitzen bei den Ashantees die Edelleute „Tausende von Sklaven“, welche „mit der Bearbeitung der Pflanzungen ihrer Herren oder mit Handel in deren Auftrage beschäftigt werden“.

Asien bietet in der heutigen Zeit Illustrationen verschiedener Arten dar. Es wird uns erzählt, dass die Belutschen nicht selbst die beschwerlichen Arbeiten des Ackerbaues ausführen, sondern dieselben den Tuks aufbürden, den alten Bewohnern, welche sie unterjocht haben. In Ceylon hatte noch bis 1845 eine gleiche Verwendung der Eingebornen stattgefunden. TENNENT sagt:

„Sklaverei war in Ceylon ein Attribut der Rasse; und die zu ihr Verurtheilten waren von ihrer Geburt an zu schwerer Arbeit verdammt.“

„Bei der Ausführung jener ungeheuren Wasserbecken war die hauptsächlich verwandte Arbeitskraft die der ursprünglichen Bewohner, der Yakkos und Nagas, angestellt und geleitet von der Wissenschaft und dem Geschick der Besieger . . . Gleich den Israeliten bei den Ägyptern wurden die Eingebornen gezwungen, Ziegel anzufertigen zum Bau der staunenswerthen Dagobas, die ihre Herren errichteten.“

Dass in alten Zeiten Sklaverei als eine Folge des Krieges auftrat, wird uns durch die Chroniken aller Rassen gezeigt. Ausser einer halbfreien Classe der Fellahs hatten die Ägypter eine Classe der Sklaven, welche nach den Darstellungen und Inschriften auf ihren Monumenten zu schliessen, beständig durch die in den Kriegen gemachten Gefangenen ergänzt wurde. Assyrische Monumente zeigen uns gleichfalls das nämliche Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung. Die Hebräer waren sowohl vor als nach ihrer ägyptischen, der Niederlage im Kriege folgenden Knechtschaft selbst Sklavenbesitzer in grossem und kleinem Maassstabe. Durch die Forderung, dass die Unterwerfung unter Jahveh bewiesen werden solle nicht bloss durch die Beschneidung von Abraham selbst, sondern durch die Be-

schneidung seiner Leibeigenen, wird bewiesen, dass die Einrichtung bis in die Urzeiten zurückreicht; auch sind Beweise vorhanden, dass sie bis in die spätesten Zeiten bestanden hat: die Essener zeichneten sich dadurch aus, dass sie Sklaverei verwarfen. Und dass die Gefangenen in grossem Maasse Kriegsgefangene waren, beweisen zahlreiche Stellen. Die Juden selbst erlitten in späterer Zeit Sklaverei unter den Römern: ein Eroberer allein, Nicanor, machte 180 000 zu Sklaven.

Der Zusammenhang zwischen Sklaverei und Krieg, welcher hiermit dargelegt und chronisch aus den Schwärmen von ackerbauenden Sklaven zu erschliessen ist, welche unter dem römischen Kaiserreiche wie Arbeitsvieh schaffen mussten, zeigte sich später noch ebenso wie früher. LEVASSEUR sagt:

„Als die Germanen von Gallien Besitz ergriffen, fanden sie Sklavenarbeiter in den staatlichen Werkstätten, in Privathäusern und selbst in den Gilden. Sie eigneten sich einen Theil derselben an und brachten selbst eine grosse Zahl freier Handwerker in Knechtschaft.“

#### §. 797.

Ein gewisser, wenn schon nicht scharf bestimmter Unterschied kann zwischen unentwickelter und entwickelter Sklaverei gezogen werden — zwischen jenen Formen derselben, in welchen die Classe der Sklaven klein und in sich wenig differenziert, und denen, in welchen jene gross und organisiert ist.

In einer primitiven socialen Gruppe können sich beträchtliche Mengen von Sklaven nicht bilden. Von individuellen Siegern gemachte Gefangene sind durch den ganzen Stamm zerstreut: die Frauen werden, während sie zu häuslichen Arbeiten verwandt werden, gewöhnlich Concubinen und den Männern werden die schwereren Arbeitslasten aufgebürdet. Unter diesen Bedingungen sind die Sklaven oft nur unvollkommen von den Familiengliedern verschieden. Bei den Hebräern „erhoben sich geschickte und zuverlässige Sklaven gelegentlich zu den Posten von Aufsehern und Major domus (Gen. XV. 2; XXIV. 2; 2. Sam. IX. 10)“. Die hierauf bezüglichen Gesetze und Gebräuche bei den Juden waren thatsächlich so, dass sie Milde der Behandlung vorschrieben. Im Buche Jesus Sirach VIII. 23 lesen wir:

„Einen frommen Knecht habe lieb und hindere ihn nicht, wo er frei werden kann.“



Dies bezeugt auch die Stelle in den Sprüchen Salomonis Cap. XVII, V. 2:

„Ein kluger Knecht wird herrschen über unfleissige Erben und wird unter den Brüdern das Erbe austeilen.“

Diese Stellen beziehen sich indessen auf Sklaven hebräischen Blutes, wie aus dem rabbinischen Ausspruche hervorgeht, dass „derjenige, welcher einen israelitischen Sklaven kauft, sich selbst einen Herrn kauft“. Die Behandlung fremder Sklaven war keineswegs so mild. Heutigen Tages bestehen bei einer verwandten Rasse in derselben Gegend ähnliche Verhältnisse. BURCKHARDT sagt von den Beduinen:

„Sklaven, sowohl männliche als weibliche, sind über die ganze Wüste hin zahlreich . . . Nach Verlauf einer gewissen Zeit werden sie immer freigelassen und an Personen ihrer eignen Farbe verheirathet.“

Wir können hier eine Ursache der milden Behandlung wahrnehmen, welche die primitive Sklaverei charakterisiert — die Fähigkeit des Sklaven zu entlaufen. BURCKHARDT sagt uns:

„Schwarze Sklaven sind bei den Arabern sehr gewöhnlich . . . Die Sklaven werden mit Freundlichkeit behandelt und selten geschlagen, da Strenge sie veranlassen könnte, zu entlaufen.“

Auch bei den Abyssiniern ist, HARRIS zufolge, die Sklaverei mild.

„Vom Herrscher herab bis zu dem niedrigsten Bauer besitzt jedes Haus in Schoa Sklaven beiderlei Geschlechts im Verhältnis zur Wohlhabenheit des Besitzers; und soweit sich eine Meinung nach der äusseren Erscheinung bilden lässt, ist ihre Lage mit gelegentlichen, aber seltenen Ausnahmen eine behagliche und leicht zu ertragende.“

Zuweilen ereignet es sich thatsächlich bei africanischen Völkern, dass der Sklave zu der Stellung eines adoptierten Sohnes emporsteigt, wie es bei den Hebräern vorkam. Die Überlieferung in Bezug auf den vertrauten Knecht Abrahams, Elieser, findet Parallele in den Angaben über Neger.

„In Ashantee wird ein Sklave zuweilen der Nachfolger auf dem Sessel und in dem Besitzthume seines verstorbenen Herrn.“

Und dies Zeugnis BEECHAM's wird durch das Zeugnis LIVINGSTONE's und eines andern Missionars, des Rev. T. M. THOMAS, bestätigt.

„Der africanische, durch einen Plünderungszug zu dem Stamme gebrachte Sklave erfreut sich von Anfang an der Privilegien und des Namens eines Kindes und blickt zu seinem Herrn und seiner Herrin in jeder Beziehung als zu seinen neuen Eltern auf. Er steht nicht bloss annähernd seinem Herrn gleich, sondern er kann auch straflos seinen Herrn verlassen und innerhalb der Grenzen des Königreichs hingehen, wohin er will: obgleich er ein Leibeigener oder Knecht ist, so gewährt doch seine Stellung, besonders in Moselekatse's Reich, nicht die richtige Idee eines Zustandes der Sklaverei; denn mit Sorgfalt und Fleiss kann er bald selbst ein Herr werden und selbst reicher und mächtiger als der, welcher ihn zum Gefangenen machte.“ Aber „bei den Küstenstämmen wird ein Flüchtling beinahe immer verkauft“.

Wie aus dem Vorstehenden hervorgeht, ist praktisch genommen die Sklaverei von einem freien häuslichen Dienste weniger verschieden, als wir vermuthen. Denn der gewöhnliche Hausdiener ist durch den Dienstvertrag verbunden, den Befehlen zu gehorchen und muss gewöhnlich stärker arbeiten als ein Hausklave. Nahrung und Wohnung sind beiden gleich gewährt, und obgleich ein Diener Lohn erhält, so geht doch ein grosser Theil des Betrags auf das Kaufen von Kleidung, welche in dem andern Falle gewährt wird: obgleich der Sklave keinen Lohn erhält, bekommt er doch auch häufig Geschenke und es wird ihm gestattet, sich Besitzthum zu erwerben. Wenn nun auch ein häuslicher Diener (Knecht oder Magd) die untergebene Stellung an einem bestimmt vereinbarten Tage verlassen kann, so muss doch sehr allgemein er oder sie irgendeine ähnliche Stellung wieder annehmen, wo die Arbeit nach Befehlen ausgeführt werden muss.

Wenn wir uns aber jetzt zu Gesellschaften wenden, welche durch Eroberungen gross geworden sind, so tritt uns eine viel schlimmere Form der Sklaverei entgegen. Eine zahlreiche Bevölkerung wird vorausgesetzt; im Zusammenhang damit wird Ackerbau betrieben; diejenigen, welche nicht im Haushalte gebraucht werden, können zum Arbeiten auf den Feldern angehalten werden; in dieser Weise bildet sich allmählich eine Classe von ackerbauenden Sklaven aus, welche anfangs von den Haussklaven nicht zu unterscheiden sind, nach und nach aber von ihnen differenziert werden. Es wird berichtet, dass in Madagascar ein Übergangszustand existiert.

„Wenn Sklaven in einer Familie zahlreich sind, so besorgen einige das Vieh, andere werden zur Cultur essbarer Wurzeln ver-



wandt, andere sammeln Feuerungsmaterial und von den weiblichen Sklaven werden einige mit Spinnen, Weben, Netzestricken, Waschen und andern häuslichen Verrichtungen beschäftigt.“

Diese Verwendung von Sklaven zu Beschäftigungen ausser dem Hause hat die grössten Übelstände mit sich gebracht. ELLIS schreibt:

„Es ist Grund zu der Meinung vorhanden, dass Sklaverei in Madagascar seit unvordenklichen Zeiten bestanden hat; aber der wilde Gebrauch, Menschen als Sklaven auszuführen, soll, wie man sagt, vor kaum mehr als einem Jahrhundert begonnen haben.“

In Africa ist das System viel entwickelter. HOLUB sagt von den Marutse:

„Die Städte . . . sind meist rings von Dörfern umgeben, welche zum grössten Theile von dem Vasallenvolke bewohnt werden, welches die Äcker bestellt und das Vieh besorgt, das ihren in der Stadt selbst wohnenden Herren gehört.“

Ähnlich ist es in Ashantee, wie in §. 796 gezeigt wurde.

„Jeder Caboceer oder Edelmann unter den Ashantees ist der Besitzer von Tausenden von Sklaven; den untergeordneteren Häuptlingen und Capitänen gehört eine geringere Anzahl . . . Die Sklaven werden mit der Bearbeitung der Pflanzungen ihrer Herrn oder mit Handel in deren Auftrag beschäftigt.“

Wie ungeheuer entwickelt diese Form der Sklaverei in alten Zeiten war, weiss jeder Leser. MOVERS schreibt von den phönizischen Städten, dass „Sklaven bei weitem den grössten Theil ihrer Bevölkerung bildeten“. Ausser der Verwendung derselben zum Landbau wurden sie auch zu andern gewerblichen Zwecken benutzt.

„Die zahlreichen Factoreien und gewerblichen Anlagen waren mit arbeitenden Sklaven gefüllt. Myriaden von Sklaven dienten als Ruderer an Bord der Handels- und der Kriegsschiffe, so z. B. 60 000 auf den 300 phönizischen Triremen der persischen Flotte.“

Das Leben der Griechen bot ähnliche Züge dar. Wenn in Athen „der Herr seine Ländereien selbst bewirthschaftete, . . . so verwandte er zahlreiche Sklaven unter einem Aufseher, *ἐπίτροπος*, welcher selbst ein Sklave war. Jedermann hat von dem extremen, in Rom erreichten Zustand gehört, wo die Schwärme von Sklaven auf den Gütern der Patrizier zuweilen Tausende zählten. Da sie zu zahlreich waren, um wirksam überwacht

zu werden, wurden sie gelegentlich in Ketten gehalten, und zwar nicht bloss bei der Arbeit in den Feldern, sondern auch des Nachts in dem ergastulum: ein Gebrauch, welchem in den Städten der an die Seite zu stellen ist, den Pförtner des Hauses mit einer Kette an die Hausthüre zu fesseln.

Dass durch das ganze barbarische Europa analoge, wenn auch weniger entwickelte Formen von häuslicher und Landbau-Sklaverei existiert haben, braucht nicht erst erwähnt zu werden; es bestanden ja jene ewigen Kämpfe, welche zu ihnen führten. Was England in alten Zeiten betrifft, so sagt SEEBOHM, damit KEMBLE bestätigend:

„Die theows waren Sklaven, auf dem Markte gekauft und verkauft und aus englischen Häfen über das Meer exportiert als Theil der kommerziellen Erzeugnisse der Insel. Manche von den theows waren durch Geburt Sklaven. Es scheint aber auch eine nicht selten vorkommende Sache gewesen zu sein, dass sich freie Männer unter dem Drucke des Mangels in die Sklaverei verkauften.“

Als die allgemeine Verbreitung der Einrichtung unter den Vorgängern der Sachsen erläuternd, mag die folgende, die Walliser Stämme betreffende Stelle aus SEEBOHM citiert werden:

„Unterhalb der taeogs, ebenso wie unterhalb der sächsischen geneat und gebur, standen die ‚caeths‘ oder Leibeigenen, das Eigenthum ihrer Besitzer, ohne tyddyn und ohne Land, wenn ihnen nicht solches von ihrem Herrn angewiesen worden war.“

Wenn die Feldsklaverei, wie sie bei heidnischen Völkern durchgeführt war, in manchen Beziehungen bei christlichen Völkern keine Parallele gefunden hat, so ist in manchen Beziehungen erstere von letzterer an Wildheit übertroffen worden; denn obgleich in alten Zeiten der Menschenraub durchaus nicht unbekannt war, so waren doch die meisten Sklaven Kriegsgefangene oder Nachkommen solcher. Denen, deren ausgesprochenes Glaubensbekenntnis ihnen vorschreibt, ihre Nächsten wie sich selbst zu lieben, blieb es vorbehalten, in einem ungeheuern Maassstabe ein System von Menschenraub im Grossen durch Stellvertretung zu entwickeln, — es wurden von Sklavenräubern Mengen von Negern gekauft, welche, wenn sie die Reise überlebten, truppweise auf den Plantagen unter der Peitsche des Aufsehers zu arbeiten gezwungen wurden.



## §. 798.

Nur wenig ist bis jetzt über Sklaverei als eine gewerbliche Einrichtung gesagt worden. Einige bezeichnende That-sachen zur Erläuterung des besondern, hier vorliegenden Gegenstandes mögen indessen mitgetheilt werden. Die Entstehung der Sklaverei bietet in deren primitiven Form die Differenzierung des regulierenden Theils einer Gesellschaft von dem werktthätigen Theile dar.

Überall besteht das Bestreben, dass ein Mensch einen andern für sich arbeiten lassen will. Auf den ersten Entwicklungsstufen ist der Arbeiter körperlich, häufig auch geistig geringer als derjenige, der ihn zu arbeiten veranlasst, so dass Arbeit ein Zeichen der Inferiorität wird. Infolge hiervon tritt zur Unterstützung der Faulheit noch Stolz hinzu. Dann entwickelt sich aber noch ein drittes Gefühl. Kampf mit Feinden und mit Thieren ist die einzige eines Mannes würdige Beschäftigung. In dieser Weise wirken drei Einflüsse zusammen, einen Unterschied zwischen der herrschenden kriegerischen Classe und der unterworfenen gewerblichen Classe festzustellen.

Dieser primären Differenzierung folgen, wenn es die weitere Zunahme gestattet, secundäre Differenzierungen. Bei Besprechung dieser Einrichtung in Griechenland bemerkt HEEREN, dass Sklaven die häusliche Arbeit und die landwirthschaftlichen Arbeiten ebenso verrichten wie die Arbeiten in den Bergwerken und auf den Galeeren, und fährt dann fort:

„Nicht weniger wurden, wenn nicht alle, doch die meisten Handwerke durch Sklaven getrieben. Dasselbe war durchgehends der Fall in den Fabriken und Manufacturen. Sowohl die Arbeiter in ihnen, als auch die Aufseher waren Sklaven; denn auch mit der Aufsicht pfl egten sich die Eigenthümer nicht einmal zu beladen; sondern sie verpachteten das Ganze an Unternehmer, die wahrscheinlich oft dieselben wie die Aufseher waren und ihnen nach der Zahl der Sklaven, die sie immer voll zu erhalten verpflichtet waren, ein Pachtgeld bezahlen mussten.“

Noch schärfer ausgesprochen war die Unterdifferenzierung in der noch kriegerischeren Gesellschaft von Rom. Denn wie wir bereits gesehen haben, waren nicht bloss diejenigen, welche manuellen Beschäftigungen oblagen, und die, welche dieselben überwachten, Glieder der Classe der Sklaven, auch umfasste

diese Classe nicht bloss diejenigen, welche Handel trieben, sondern ihr gehörten auch diejenigen an, welche höhere geistige Thätigkeit entfalteten, — die professionelle Classe. Aus diesen Sklaven-Classen wurden die sämmtlichen socialen Gebilde hergestellt, mit Ausnahme der sich mit Krieg und Regierung beschäftigenden. Es muss auch noch die bezeichnende Thatsache hinzugefügt werden, dass die Organisation dieser dienstbaren Körperschaften in einem gewissen Maasse die militärische Organisation nachahmte; denn die Sklaven auf einem römischen Landgute waren in Gruppen von zehn getheilt, *decuriae* genannt, die unter einem *decurio* standen, meistens gleichfalls einem Sklaven, zuweilen aber einem Freien: sie waren in Regimenten geordnet.

In späteren Zeiten entstand überall in Europa, als der Krieg chronisch war, eine analoge, wenngleich nicht damit identische Differenzierung — insofern analog, als der erhaltende Theil einer jeden Gesellschaft scharf von dem aufwendenden Theil unterschieden wurde.

## §. 799.

Zwischen jener schlimmsten Form von Sklaverei, bei welcher gesetzlich kein Unterschied zwischen den Leibeigenen und dem Thier anerkannt wird, und der mildesten Form von Sklaverei bestehen, wie bereits gezeigt worden ist, viele Abstufungen. Die Stellung des Sklaven weicht in verschiedenen Graden von der des freien Menschen ab.

Die äusserste Gewalt des Herrn, welche natürlicherweise da besteht, wo keinerlei politische Beschränkungen vorhanden sind, finden wir auch in manchen Fällen dort, wo in Verbindung mit einer verhältnissmässig entwickelten Gesetzgebung der äusserste Militarismus besteht. So war es der Fall bei den Fidschi-Insulanern. So war es auch bei den alten Mexicanern, bei denen Sklaven in grossem Umfange den Göttern geopfert wurden. Neben der Gewalt über Leben und Tod seines Kindes hatte der Römer natürlich die gleiche Gewalt über seinen Sklaven, — er konnte ihn martern, in die Arena schicken oder ihn den Fischen als Nahrung vorwerfen; und diese Gewalt blieb bis zu Hadrian's Zeit bestehen. In den meisten Gesellschaften aber, welche nicht in so hervorragender Weise auf Eroberung



ausgingen und sich am Blutverguss nur in geringerem Maasse entzückten, war das Recht des Sklaven auf sein Leben anerkannt. So war es in Ägypten: das Töden eines Sklaven wurde als Mord angerechnet und mit dem Tode bestraft. Wenngleich in Griechenland (Athen) ein derartiges Vergehen nicht als ein Capitalverbrechen betrachtet wurde, so zog es doch eine religiöse Busse, zuweilen zeitweises Exil nach sich. Die viel höhere Stellung des griechischen Sklaven wird besonders noch durch die Thatsache erwiesen, dass er ein gesetzliches Mittel gegen persönliche Verletzung hatte.

Wo das Eigenthumsrecht eines Menschen an seiner eignen Person nicht vorhanden oder bedeutend beschränkt ist, wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch sein Eigenthumsrecht an andern Dingen entweder gar nicht anerkannt oder bedeutend beschränkt. So war es, einigen Autoritäten zufolge, bei den Hebräern: wahrscheinlich schwankte der Gebrauch. So war es im alten Indien, wo die Unfähigkeit eines Sklaven, Eigenthum zu besitzen, bestimmt ausgesprochen war. In andern Fällen wurde die Fähigkeit zum Besitz, mit dem Gebrauche beginnend, schliesslich gesetzlich. Der griechische Sklave konnte thatsächlich, wenn auch nicht theoretisch, Besitzer werden; und während im alten Rom das Absprechen des Rechts auf das Leben natürlich ein Absprechen des Rechts auf Eigenthum mit sich brachte, so entwickelte sich doch der Gebrauch, dem Sklaven zu gestatten, seine Ersparnisse zu sammeln und ein *peculium* zu bilden. Dies wurde nach und nach so sicher anerkannt, dass für das Privilegium, heirathen zu dürfen, ein Abzug von ihm gemacht wurde; endlich wurde im zweiten Jahrhundert n. Chr. das Recht des Sklaven auf Eigenthum in speciellen Fällen vom Gesetz anerkannt, verbunden mit einem theilweisen Rechte, zu erwerben.

In Verbindung mit der allmählich anerkannten Fähigkeit zum Besitz wurde sehr bald auch die Fähigkeit zuerkannt, die Freiheit zu kaufen. Selbst bei den despotischen und blutdürstigen Mexicanern trat dies ein. „Es war den Sklaven gestattet, zu heirathen und Privateigenthum zu besitzen, mittelst dessen sie sich oft freimachten.“ Aus einer Stelle in Bezug auf Madagascar, wo den Sklaven zuweilen Capital anvertraut wird zur Gründung eines Handelsgeschäftes, können wir auf einen ähnlichen Gebrauch schliessen: „Der halbe Betrag des erlangten Nutzens wird den

Sklaven bewilligt;“ und wenn dies der Fall ist, darf wohl auf die Möglichkeit, die Freiheit zu erkaufen, geschlossen werden. Auch im alten Griechenland setzte der von einem Sklaven erworbene Besitz ihn in den Stand, sich nach Übereinkunft die Freiheit zu kaufen. In ähnlicher Weise konnte in Rom das *peculium* dazu verwandt werden, anfangs nach Übereinkunft und in späteren Zeiten nach dem Gesetz: die Freilassung wurde schliesslich so häufig, dass ihr gesetzliche Beschränkungen auferlegt wurden. Wenn es aber auch gebräuchlich geworden war, dem Sklaven gegen sein *peculium* die Freiheit zu geben, so war doch die Freiheit anfangs nicht absolut. Der freigelassene Sklave blieb ein Client und war in verschiedenen Weisen noch seinem früheren Herrn untergeben.

Die Sklaverei ist noch in anderer Weise eingeschränkt worden durch eine Abmachung, nach welcher der Sklave irgend einen Beruf unabhängig ausführt und seinem Besitzer einen Theil des Ertrags abgiebt. Wir haben bereits gesehen, dass dies in Madagascar der Fall ist. Ebenso in Athen: „Die einzeln arbeitenden Handwerkssklaven entrichteten dem Herrn eine bestimmte Abgabe von ihrem Verdienste und erhielten von dem Übrigen sich selbst.“ Oder, wie BECKER die Sache darstellt:

„Wenn oben von 50—1000 Sklaven gesprochen worden ist, so wurde doch nur der kleinste Theil . . . als Haussklave benützt, sondern sie arbeiteten als Handwerker entweder für Rechnung des Herrn oder zahlten ihm nur eine tägliche Abgabe“ . . . Die Griechen „sahen ihre Sklaven als Zinsen tragendes Capital an“.

Dieser Gebrauch, welcher, praktisch genommen, den Sklaven für seinen Körper eine Rente zahlen liess, weist deutlich auf einen Process der Loslösung hin. Die Lage des Sklaven war in vielfacher Hinsicht die eines freien Mannes, welcher hohe Steuern zahlt.

#### §. 800.

Es würde unangebracht sein, weitere Einzelheiten anzuführen. Wir haben es hier mit der Sklaverei als einem Theil gewerblicher Entwicklung zu thun und haben nur ihre Beziehungen zu gleichzeitig bestehenden Einrichtungen und ihre Bedeutung als ein Factor zur Durchführung des socialen Unterhalts zu untersuchen; denn in den Capiteln über gewerbliche Controle brauchte



den Sklaven des Hausstands nur geringe Aufmerksamkeit gewidmet zu werden.

Die allgemeine Wahrheit, dass thatsächlich Sklaverei eine Folge von Krieg ist und in dem Verhältnis an Umfang und Ausdehnung gewinnt und der Form nach intensiver wird, als Krieg lebhafter entbrennt, wird durch negative Beweise ebenso gut bewiesen wie durch positive Zeugnisse — durch ihre Abnahme ebenso gut wie durch ihre Zunahme. Wir sehen dies an der Milderung und dem allmählichen Aufhören der Sklaverei, nachdem die lange kriegerische Laufbahn der Römer praktisch zu einem Ende gekommen war. Die zahlreichen, in der Schlacht gemachten Gefangenen lieferten nicht länger mehr einen entsprechenden Ersatz von Sklaven. Die Römer waren „genöthigt, die mildere, aber langsamere Methode der Vermehrung zu Hülfe zu nehmen“; und dies verbesserte „die Lage des Sklaven dadurch, dass seine Existenz und körperliche Gesundheit ein Gegenstand von höherem Werthe für seinen Herrn wurde“. Dr. INGRAM bemerkt zwar, dass „das Auftreten des Christenthums in Rom die Lage der Sklaven noch weiter verbesserte“, anerkennt aber „eine Wandlung in den Gefühlen gegenüber der Classe der Sklaven, welche durchaus nicht Folge der christlichen Lehre gewesen zu sein scheint, sondern welche spontan unter dem Einflusse von Umständen eingetreten ist, welche mit den von einem specifischen Régime eingegebenen milderen Sitten zusammenwirkten“. Das heisst: es war nicht das Glaubensbekenntnis, sondern die Art des Lebens, welche Einfluss hatte — nicht die Theorie, sondern die Praxis. Dies ist in der That die allgemeine Erwiderung, welche den bedeutenden Ansprüchen gegenüber, welche für das Christenthum, als dem grossen civilisatorischen Element, erhoben werden, gegeben werden muss. Die Verbesserungen sind nicht so hauptsächlich Folgen der christlichen Lehre, wie vielmehr jener unaufdringlichen socialen Thätigkeitsäusserungen, welche mit der christlichen Lehre nicht in directem Widerspruch standen; und ob die Thätigkeitsäusserungen aggressiv oder nicht aggressiv waren, ist durch andere Ursachen als die christliche Lehre bestimmt worden: die ganze Geschichte von Europa herab bis auf die gegenwärtige Stunde, wo Millionen von Soldaten drohen, liefert den Beweis. Die bedeutungsvolle Thatsache ist hier die, dass in Verbindung mit beständigen Kriegen und damit zusammen-

hängenden ungemilderten Triumphen der Gewalt ein ungemilderter Triumph der Gewalt in der Behandlung von Sklaven einhergieng, und mit der Abnahme des Gezwungenwerdens in dem einen Falle es auch im andern abnahm.

Als eine Form gewerblicher Regulierung betrachtet ist Sklaverei auf den frühen Stufen der Kämpfe und Verbindungen eine natürliche Erscheinung gewesen. Während sämmtliche männliche Mitglieder einer jeden Gesellschaft dem Kriegsdienst gewidmet waren, stellte sich ein starkes Bedürfnis nach der Arbeit von Gefangenen ein, um die der Frauen zu ergänzen. Die Einrichtung wurde unter solchen Umständen eine Nothwendigkeit; denn offenbar wird unter übrigens gleichen Verhältnissen ein Volk, dessen Männer sämmtlich Krieger waren und welches seine Gefangene als Producenten verwandte, einen Vortheil über ein Volk gehabt haben, welches seine Gefangene entweder tödtete oder nicht als Producenten brauchte. Eine Gesellschaft, welche ein Sklaven-Commissariat hatte, überlebte, bei übrigens gleichen Verhältnissen, eine Gesellschaft, welches kein solches Commissariat hatte.

Wo umgekehrt die Abnahme der Kriege zu einer geringeren Sterblichkeit der zu ernährenden eingebornen Männer führt, während gleichzeitig die Classe der Sklaven nicht länger mehr durch frische Gefangene ergänzt wird, wird ein gewisser Theil von Arbeit der freien Bevölkerung nothwendig. Um die Bedürfnisse des socialen Unterhalts zu befriedigen, tritt die Bildung einer Classe von Arbeitern, die nicht Sklaven sind, ein. Es steht daher auch in anderer Weise Sklaverei normal mit Krieg in Verbindung und wird bei dessen Abnahme vermindert.

Noch eine fernere mitwirkende Ursache muss angeführt werden, von besonderer Bedeutung für die Betrachtung der Sklaverei als gewerblicher Einrichtung. Wenn Sklavenarbeit und freie Arbeit miteinander in Concurrenz kommen, nimmt unter sonst gleichen Verhältnissen die Sklavenarbeit als die weniger ökonomische ab. Der verhältnismässige Mangel an Energie, der vollständige Mangel an Interesse, die verständnislose Ausführung der Arbeit und die höheren Kosten der Beaufsichtigung machen den Sklaven zu einem unvortheilhaften Factor der Production. Mit der entsprechenden Zunahme freier Arbeiter neigt er daher dazu, allmählich zu verschwinden.



## XVI. Capitel.

## Vasallenthum.

## §. 801.

Wie die Ideen von socialen Einrichtungen bei den meisten Menschen von den Geschichten vergangener und jetzt lebender civilisierter oder halbcivilisierter Völker, beinahe sämmtlich europäischer, abgeleitet sind, so sind sie nur theilweise richtig: durch ihre Beschränkung werden sie irrig. Vergleichende Sociologie, auf viele, an vielen Stellen der Erde und in vielen verschiedenen Zeiten lebende Völker ausgedehnt, dürfte ihre Vorstellungen bedeutend modificieren; sie würde ihnen unter Anderm zeigen, dass Vieles von dem, was sie für specielle Erscheinung halten, in Wirklichkeit allgemein ist.

Die gang und gäbe Rede und populäre Schriften gehen von der stillschweigenden Voraussetzung aus, dass das Feudalsystem z. B. eine eigenthümliche Form der socialen Organisation ist. Stillschweigend wird angenommen, dass es einer gewissen Entwicklungsphase des europäischen Fortschrittes angehöre. Aber bei nicht verwandten, an weit von einander entfernten Orten lebenden Nationen finden wir Bildungstypen, die ihren wesentlich charakteristischen Zügen nach ähnlich sind. Überall rufen die Kämpfe zwischen kleinen Gesellschaften, häufig in Unterjochung vieler durch eine ausgehend, irgendeine Form von Vasallenthum hervor — kleinere Häuptlinge einem grösseren Häuptling unterthan; und wenn auf späteren Entwicklungsstufen diese kleinen Aggregate von Stämmen andere derartige Aggregate unterjochen, bilden sich zusammengesetzte Aggregate mit weiter hinzutretenden Abstufungen von Herrschern und Beherrschten. So war es der Fall im alten Mexico:

„Unter den Lehnverbänden des Königs von Mexico gab es dreissig, von denen jeder 100 000 Unterthanen hatte, und weiter 3000 Lehnherren, welche eine kleinere Zahl von Vasallen hatten.“

So war es auch auf den Gesellschafts-Inseln, als sie zum ersten Male von Europäern besucht wurden. FORSTER erzählt uns, dass der König oder vornehmste Häuptling grosse Districte untergeordneten Häuptlingen verleiht, welche wiederum noch

kleinere Herren mit Ländereien belehnen. Ähnlich ist es in Africa:

„Schwerlich dürfte der Sklave eines Ashantee-Häuptlings dem Gebote seines Königs gehorchen, ohne die specielle Zustimmung seines unmittelbaren Herrn; und der Sklave eines Sklaven wird dem Herrn seines Herrn Gehorsam verweigern.“

Neben der Allgemeinheit dieser politischen Organisation mit ihren Abstufungen des Unterthanenverhältnisses bei Herrschenden ist die Allgemeinheit einer Organisation einhergezogen, auf welcher jene beruht, — die Organisation der Arbeiter. Das System des Vasallenthums ist gleich den andern Bestandtheilen des feudalen Systems mit verschiedenen Modificationen in allen Theilen der Welt reichlich vertreten.

#### §. 802.

Als Folgezustände eines entwicklungsgeschichtlichen Processes müssen die verschiedenen Arten des Unterthanseins natürlich eine in die andere übergehen. Wie die Unterschiede zwischen verschiedenen Formen von Sklaverei unbestimmt sind, so muss es auch einen unbestimmten Unterschied zwischen Sklaverei und Vasallenthum und zwischen den verschiedenen Formen des Vasallenthums geben. In der Beschreibung dieser bezüglichlichen Einrichtungen ist viel Verwirrung eingetreten, und zwar aus dem völlig genügenden Grunde, dass die Einrichtungen selbst verwirrt sind. Wenn wir beispielsweise lesen, dass bei den Griechen Sklaven-Handwerker, welche unabhängig arbeiteten, ihren Herren „einen bestimmten Theil ihres Verdienstes abgaben und den Rest für sich behielten“, und wenn wir uns erinnern, dass vor der Aufhebung der Leibeigenschaft in Russland es bei den Edelleuten vielfach Gebrauch war, ihre Leibeigenen Geschäfte betreiben zu lassen, welche dann für dies Privilegium gewisse Summen zahlten, so sehen wir, dass nur wenig mehr, als ein nomineller Unterschied in der Stellung der beiden Arten von Leibeigenen vorhanden war. Es muss daher Unbestimmtheit in Bezug auf das Vasallenthum bei Gesellschaften niedriger Entwicklungstypen erwartet werden.

Unter den Africanern liefern die Marutse ein Beispiel. Bei diesen bestanden, als HOLUB sie besuchte, 18 grosse in 83 kleinere eingetheilte Stämme, — Stämme, welche von den Marutse



als Vasallen angesehen wurden, von denen aber nicht mehr als ein Viertel Tribut zahlte. In scharfem Gegensatze hierzu steht die Lage der Anyasa, eines den Makololo unterworfenen Stammes, welche „für sich nicht das Land zu bebauen anfangen können, bis sie zuerst die Farm des Häuptlings fertig gestellt haben“, welche ferner dem Häuptling den grösseren Theil des Wildes abgeben, das sie erlegt haben, und welche „wie Kriegsgefangene beherrscht werden“. Als anderes Extrem haben wir dann die beinahe nur nominelle Unterwerfung in einem Damara-Kraal; hier muss von allem Vieh der vierte Theil, als dem Häuptling gehörig, vom Volke gepflegt werden; und hier „bestehen die Einkünfte für die Pflege des Viehs des Häuptlings in der Milch der Kühe und gelegentlich in einem Kalbe oder Lamme“. Von den verschiedenen Formen dieser gewerblichen Regulierung bei asiatischen Völkerschaften findet sich die folgend geschilderte bei den Kukies:

„Die von diesen Häuptlingen aufgelegte Steuer wird in Producten und in Arbeit bezahlt. Nach der ersten Art bezahlt ein jeder kräftige Mann jährlich einen Korb Reis, ungefähr zwei Maunds enthaltend; von jeder im Dorfe gezogenen Brut von Schweinen oder Hühnern wird eines der Jungen Eigenthum des Rájáh, auch ist er ferner berechtigt, ein Viertel von jedem auf der Jagd erlegten Thiere zu erhalten, ebenso wie ausserdem einen der Stosszähne jedes erlegten Elefanten. In Bezug auf Arbeit ist seine ganze Bevölkerung verpflichtet, sich vier Tage in jedem Jahre vereinigt der Bestellung seiner Privatfelder zu widmen.“

Eine ähnliche Lage der Dinge bestand im alten Yucatan. Das gemeine Volk bestellte die Landgüter und errichtete die Häuser seiner Herren und gab ihnen einen Theil der Ertragnisse der Jagd, Fischerei u. s. w. Dann liefert das alte Mexico Zeugnisse, welche nachweisen, wie Vasallenthum oder Sklaverei je nach dem Wesen der Herrscher verschieden war.

„Ein Sklave in einem Indianerstamm besass, wie LAS CASAS bemerkt, sein Haus, seinen Heerd, seinen Privatbesitz, seine Farm, sein Weib, seine Kinder und seine Freiheit, ausgenommen wenn zu bestimmten abgemachten Zeiten sein Herr seiner bedurfte, um sein Haus zu bauen oder auf einem Felde zu arbeiten oder bei andern ähnlichen Veranlassungen, welche nach verabredeten Zwischenräumen vorkamen.“

Bei den weissen Wilden von Europa war es nicht so. Nach der oben angeführten Stelle citiert HELPS einen Brief der Staatscontroleure von Mexico an den Kaiser vom Jahre 1552, worin es heisst:

„Zugegeben, dass es bei den Indianern Sklaven gab, so ist doch die eine Knechtschaft sehr verschieden von der andern. Die Indianer behandelten ihre Sklaven wie Verwandte und Vasallen, die Christen die ihren wie Hunde.“

Als ferner die Verschiedenheit im Wesen und Ursprung nachweisend mag noch einmal die im letzten Capitel angeführte Thatsache in Bezug auf Madagascar in's Gedächtnis zurückgerufen werden, wo die Besitzer von Sklaven ihnen zuweilen Strecken Landes zur Bebauung anwiesen und ihnen gewisse Antheile des Ertragnisses überliessen: Sklaven wurden Vasallen.

### §. 803.

Wir wollen nun nach diesen als Einleitung dienenden Beispielen mehr systematisch die Ausdehnung und die Beschaffenheit der Einrichtung, wie sie bestanden hat und noch besteht, besprechen. Passenderweise können wir mit Gesellschaften anfangen, wo sie ganz allgemein besteht oder bestanden hat.

In Dahome, wo Alles und Jedes dem Könige gehört, ist Jedermann sein Sklave, oder eigentlicher, sein Leibeigener.

„Nach dem Staatsgesetz von Dahome, wie in Benin, sind alle Männer dem König gegenüber Sklaven und die meisten Frauen sind seine Weiber.“

„Die höchsten Beamteten im Lande (mit alleiniger Ausnahme des königlichen Blutes) sind bona fide Sklaven des Königs und können daher nicht sagen, was ihnen beliebt.“

Die Lage der Dinge in Madagascar ist ähnlich. „Die ganze Bevölkerung ist jederzeit verpflichtet, sich von den Herrschern unternommenen Arbeiten ohne Entschädigung und für eine beliebige Zeitdauer zu widmen.“ Ausser dieser Verpflichtung der ganzen Bevölkerung besteht noch die specielle Verpflichtung einer Classe — der Staats-Leibeigenen, welche verschiedene Gewerbe betreiben.

„Von Allen wird gefordert, dass sie ihr Leben lang für den Herrscher ohne Bezahlung für ihre Arbeit sich damit beschäftigen; es ist wohl wahr, dass sie von den, von den Freien erhobenen Steuern



befreit sind, sie sind aber verbunden, für den Unterhalt ihrer selbst und ihrer Familien selbst zu sorgen.“

Auch bei den Koreanern findet sich eine Staats-Leibeigenschaft. OPPERT, welcher der Meinung ist, dass die Einrichtung aus den Zeiten beständiger Kriege zwischen den jetzt vereinigten Stämmen herrührt, sagt:

„Die erste und die am besten gestellte Classe umfasst die Krons-Vasallen, welche ihre eignen Dörfer bewohnen“ und welche „einen geringen Theil von den Einkünften des Landes, welches sie zu bebauen verpflichtet sind, beisteuern, welcher Theil direct in die königliche Schatzkammer fliesst“.

Von den Beispielen, welche die geschichtlichen Nachrichten über Völker des Alterthums darbieten, mögen die von Ägypten an erster Stelle angeführt werden. Als die grossen Pyramiden gebaut wurden, waren die Ägypter im Grossen und Ganzen offenbar Staats-Leibeigene: sie wurden auf den Befehl eines erbarmungslosen Königs haufenweise aus ihren Heimstätten geschleppt, Arbeit für ihn zu verrichten. Wenn nicht die ganze Bevölkerung, so fanden sich doch grosse Theile der Bevölkerung von Assyrien in dieser Lage. Besiegte Völkerschaften, körperlich nach verschiedenen Theilen des Reiches verschleppt, wurden gezwungen, an Bauten zu arbeiten, durch welche die Monarchen ihren Ruhm zu verewigen dachten, durch welche sie aber statt dessen nur ihre Schande verewigt haben. Auch die Hebräer handelten in dieser Beziehung so wie sie behandelt wurden. Im 1. Buch der Könige, Cap. IX, V. 20—21 lesen wir in Bezug auf die Nachkommen der besiegten Völkerschaften von Palästina, dass „derselben Kinder, die sie hinter sich überbleiben liessen im Lande, die die Kinder Israel nicht konnten verbannen, die machte Salomon zinsbar bis auf diesen Tag“. Staats-Leibeigenschaft von einem normaleren Typus ist indessen am besten von Sparta dargeboten worden, wo die erobernden Dorier das Land und seine Ureinwohner in Besitz hatten. GROTE sagt:

„Die Heloten von Lakonien waren Kolonen oder Leibeigene, an den Boden gebunden, den sie zum Nutzen, sicherlich der spartanischen Eigenthümer — wahrscheinlich auch der perioekischen Eigenthümer bearbeiteten . . . Die Heloten lebten in den ländlichen Dörfern als *adscripti glebae*, ihr Land bebauend und ihren Herren in Sparta deren Rente zahlend . . . sie gehörten nicht sowohl dem Herrn als dem Staate“ [welchem thatsächlich auch der Herr selbst gehörte].

Der Besitz von Sklaven seitens des Staates bildete in Athen keinen so hervortretenden Zug in den socialen Einrichtungen. Aber ausser den Classen der Leibeigenen, welche verschiedene öffentliche Dienste verrichteten, gab es noch den Tempeln gehörende Classen, welche die Bebauung der mit diesen verbundenen Landgüter ausführten, wahrscheinlich unter Verhältnissen, die denen der Heloten ähnlich waren.

## §. 804.

Um das richtige Verständniss der Leibeigenschaft in Rom vorzubereiten, muss auf die Form hingewiesen werden, in welche die unaufhörlichen Kriege die römische Gesellschaft gebracht hatten. Mehr als einmal schon habe ich nachdrücklich die That-sache betont, dass in dem Verhältnis, in welchem der Kriegszustand chronisch ist, die einer Armee eigene Organisation auch die Organisation der ganzen Gesellschaft wird: Eintheilung in Regimenter durchdringt den ganzen politischen Staatskörper. Um die nationale Kraft mit Erfolg andern Nationen fühlbar zu machen, müssen die Thätigkeitsäusserungen sämtlicher Theile vollkommen coordiniert werden; und es muss daher nicht bloss der kämpfende Theil, sondern auch der ernährende Theil despotisch controliert werden. Nach Jahrhunderten von Eroberungen hatte das römische Reich eine extreme Form dieses Typus entwickelt. Die durch häufige Kriege bei den Griechen erzeugte Vorstellung, dass der Bürger weder sich selbst noch seiner Familie, sondern seiner Stadt angehöre, war durch die fort-dauernden Kriege der Römer zu der Vorstellung entwickelt worden, dass er nicht bloss dem Staate angehöre, sondern ein Vasall des Staates sei, für seine Lebenszeit an seine Function und sehr allgemein auch an seinen Ort gebunden. Es bestand, wie Dr. INGRAM in seiner History of Slavery schreibt —

„eine persönliche und erbliche Festlegung der Berufe und Beschäftigungen . . . Ein im Verwaltungsdienst Angestellter war in der Regel vollständig an sein Amt gebunden . . . die curiales oder Rathsherren der Stadtgemeinden waren mit besonderer Strenge an ihre Posten und Obliegenheiten gebunden . . . ihre Familien mussten ebenfalls bleiben . . . Der Soldat diente, solange er diensttauglich blieb, und seine Söhne mussten ebenfalls Soldaten werden . . . Kurz, Jedermann sah sich als Diener des Staates behandelt und hatte diesem Geld zu liefern oder Arbeit zu leisten oder Beides. Wer bloss zu



seinem eignen Nutzen arbeitete, wurde als Müssiggänger (*otiosus*) betrachtet.“

Es war demnach thatsächlich das Vasallenthum universell. Es gab beamtete Leibeigene, kämpfende Leibeigene, landbauende Leibeigene.

Die Classe der landbauenden Vasallen entstand aus verschiedenen Anlässen. Zum Theil war sie eine Folge jener Verwüstungen, welche den Ruhm der Römer erhöhten — wobei ausgedehnte Bezirke zu Stillschweigen und Öde gebracht wurden. Die Art der *coloni*, welche *laeti* genannt wurde, wird von SEEBOHM in folgender Weise beschrieben:

„Es waren Familien der besiegten Stämme von Deutschland, welche zwangsweise innerhalb des *limes* der römischen Provinzen zur Niederlassung veranlasst wurden, um verwüstete Bezirke wieder zu bevölkern oder die andererseits verschwindende provinzielle Bevölkerung zu ersetzen, — um die öffentlichen Lasten zu tragen und dem Volke die nothwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, d. h. das öffentliche Land zu bebauen, den öffentlichen Tribut zu zahlen und auch zur Vertheidigung des Reiches beizutragen.“

Aber die Staats-Vasallen auf dem Lande stammten aus verschiedenen andern Quellen. Unter Anerkennung der Thatsache, dass die allgemeine, oben beschriebene, formell von Diocletian und Andern begründete Knechtschaft früher schon sich zu entwickeln begonnen hatte, sagt Dr. INGRAM:

„Die Classe der *coloni* bestand theils aus vertragsmässigen Pächtern, die mit grossen Pachtbeträgen im Rückstande waren und daher als Schuldner (*obaerati*) auf der Scholle zurückbehalten wurden, theils aus gefangenen oder eingewanderten Ausländern und inländischen Flüchtlingen von den Barbareneinfällen, — diese Personen wurden von Staatswegen angesiedelt, — theils endlich aus Kleingrundbesitzern und andern „kleinen Leuten“, die das Ansiedlerverhältnis freiwillig eingingen, weil sie sich davon eine Besserung ihrer Lage versprachen. Die *coloni* entrichteten dem Bodenbesitzer einen im voraus festgesetzten Theil des Ertrags (*pars agraria*) und leisteten ihm ausserdem bestimmte Arbeiten (*operae*) auf demjenigen Theile seiner Güter, die er selber verwaltete (*mansus dominicus*).“

„Es waren factisch die Erfordernisse des Fiscus und der *Conscription*, welche die kaiserliche Regierung nöthigten, dies System zu regulieren. Die *coloni* waren als Staatssteuerträger in die Register des Census eingeschrieben (*adscripti*) und die Gutsherren, die sich ihrerseits an jene hielten, für den Eingang der Steuern verantwortlich gemacht.“

„Die Kinder eines colonus waren in derselben Stellung fixiert und konnten das Grundstück, zu dem sie gehörten, nicht verlassen.“

„Ihre Pacht- und Arbeitsleistung durfte unter keiner Bedingung erhöht werden. Bei Übertragungen konnte man weder das Grundstück ohne den Ansiedler und umgekehrt weggeben.“

Die Bestimmung der römischen Vasallen war daher, Geld für die Armeen, Korn für die Armeen, Soldaten für die Armeen zu beschaffen, und ebenso wie die Heere selbst unter einer rigorosen Zucht<sup>1</sup> zu stehen. Sie existierten einfach zur Lieferung von Menschen, Material und Nahrung für die kämpfende Maschine.

#### §. 805.

In welcher Ausdehnung die socialen Einrichtungen des römischen Reiches die socialen Einrichtungen im ganzen mittelalterlichen Europa beeinflusst haben, können wir nicht wissen. Als seine organisierte Grausamkeit in die nicht organisierte Grausamkeit der finstern Jahrhunderte übergieng, verschwanden die hauptsächlichlichen Züge ihrer Gestaltung; da aber der kriegerrische Gesellschaftstypus in einer weniger entwickelten Form der römischen Herrschaft vorausgieng und sie überlebte, so dürfen wir schliessen, dass das schärfer bestimmte System der Unterwerfung, welche die römische Herrschaft entwickelte, da sie mit dem Typus in Übereinstimmung blieb, Spuren hinterlassen hat. Mag dies indessen sein wie ihm wolle, wir haben Beweise dafür, dass die Einrichtung des Vasallenthums in einem gewissen Sinne den europäischen Völkern von frühen Zeiten an natürlich war. Die Beschreibung, welche TACITUS von den germanischen Stämmen giebt, beweist, dass es bei ihnen leibeigene Knechte gab, — zweifelsohne gefangene Feinde oder deren Nachkommen. Er sagt, dass die Herren, — die Stammesleute, — das Kämpfen und Jagen dem Landbau vorzögen und die Besorgung des letzteren den Frauen und schwächeren Gliedern der Familie überliessen.

„Eine bestimmte Menge Getreide, Vieh oder Kleidungsstücke legt ihm der Herr [dominus] wie einem Lehnsmanne [colonus] auf, und nur in so weit gehorcht der Sklave [servus]. Die übrigen Geschäfte des Hauses verrichten Frau und Kinder.“

Als die Germanen Gallien überfielen, wurden nothwendigerweise die vorher bestehenden Formen der Knechtschaft com-



pliciert; und das beständige Überfallen der Gesellschaften, einer durch eine andere, während früherer Entwicklungsstufen, pflanzte wiederholt weitere sociale Grade aufeinander. SEEBOHM kommt zu dem Schlusse, dass der mittelalterliche Vasall —

„das zusammengesetzte Product der aus drei besondern alten Zuständen überlebenden Formen war, welche allmählich während der römischen Provinzialregierung und unter dem Einflusse barbarischer Eroberung sich vermischten und in eins verschmolzen, nämlich den Überresten des Sklaven auf der römischen Villa, des colonus oder eines andern halb-knechtischen und meistens barbarischen Pächters auf dem römischen Landgute oder auf Staatsgrundbesitz und des Sklaven der germanischen Stammesleute, welcher für das Auge des Tacitus einem römischen colonus so ähnlich war.“

Diese Durcheinandermischung war aber unvollkommen. Von der Zeit der Eroberung Galliens durch die Germanen existierten miteinander drei Arten von untergebenem Leben: eigentliche Sklaverei, eine zwischenstehende Form von Knechtschaft, bei welcher gewisse Rechte des servus anerkannt wurden, und eigentliches Vasallenthum. Im Laufe der Jahrhunderte ersetzten die freieren Formen die unterwürfigeren. Unter andern Ursachen, denen in Bezug auf Frankreich die Umwandlung zugeschrieben wird, befand sich auch die Gründung einer centralen königlichen Gewalt, welcher die Gewalten des feudalen Adels untergeordnet wurden. Es wird angegeben, dass diese Veränderung den Verfall des Vasallenthums hervorrief, dadurch, dass sie die untergebenen Classen in eine directe Beziehung zum König brachte, anstatt zu ihren localen Herrschern, und dass es eine in seinem Interesse liegende Sache wurde, sie in ihrem Kampfe mit den localen Herrschern zu begünstigen. Solange sich Herzöge, Grafen und Barone fortgesetzt einander bekämpften, bedurften sie der Dienste aller Vasallen, von welchen Graden es auch immer war, dringend, und sie hatten damit mächtige Beweggründe, deren absolute Unterwerfung aufrecht zu halten; in dem Maasse aber, in dem diese Edelleute dem Monarchen untergeordnet wurden, verlor dieser Beweggrund an Stärke. Anstatt an ein Stück Land festgeheftet zu sein, welches er einzig und allein für den Vortheil seines Herrn bebaute, wurde der Vasall der Besitzer dieses Stückes, dafür seinem Herrn einen Tribut an Arbeit und Erträgen oder endlich an Geld zahlend.

Die nächsten sind die Verhältnisse in England. Wir können

annehmen, dass die Gruppen einfallender Angel-Sachsen (oder alter Engländer, wie FREEMAN will), welche, die celtischen Einwohner niedermetzend oder zu Sklaven machend, sich hier und da niederliessen, verschiedentlich von Häuptlingen angeführt wurden. Wir können weiter annehmen, dass diese rohen Krieger entweder individuell oder als Dorfgemeinschaften fortführen, ihren Häuptlingen Gefolgschaft zu leisten von einer Art, welche der oben als gegenwärtig bei uncivilisierten Völkern verbreitet geschilderten ähnlich war. Und wir können als nicht unwahrscheinlich folgern, dass derartige, mit Anführern versehene Gruppen begannen, „Marken“ in Besitz zu nehmen und zu Keimen der gutsherrschaftlichen Gruppen wurden, deren Existenz in späteren Perioden nachgewiesen ist. Mag nun in England irgend ein Einfluss der römischen Organisation bestanden oder nicht bestanden haben, eine parallele Reihe von Verhältnissen wurde in den Zeiten der Vereinigung unter Königen sichtbar. Genau so wie der Besitzer eines römischen Landgutes der Regierung gegenüber verantwortlich war für die von den damit verbundenen coloni zu zahlenden Steuern, die Beträge sich aber mit andern Erträgen ihrer Arbeit zahlen liess, so war der Rittergutsbesitzer im alten England dem Sheriff gegenüber für die Summen verantwortlich, die vom Gute dem König geschuldet wurden, und erlangte dieselben theils von seinem eignen, von Vasallen bebauten Landbesitz und theils von andern, weniger direct von ihm abhängigen Pächtern, die aber nichtsdestoweniger durch ihren Herrn dem König verpflichtet waren. Wie anderswo, so bestanden auch hier Abstufungen der Knechtschaft nebeneinander. Von den alten angelsächsischen Zeiten her hatte es Sklaven gegeben, — wahrscheinlich Nachkommen der besiegten Celten, — welche, zur beweglichen Habe gehörend, gekauft und verkauft wurden, „kein wergild, keine Glaubwürdigkeit [Creditfähigkeit], keine gesetzlichen Rechte hatten“, obgleich es ihnen einzeln gestattet war, ein peculium anzusammeln. Dann gab es die ceorls (später Zins- oder Frohnbauern) oder die nicht versetzbaren Landbebauer. Und dann gab es die Pächter, welche einen beträchtlichen Grad von Unabhängigkeit hatten, während sie gewissen Verbindlichkeiten unterworfen waren. Eine Stelle aus LAPPENBERG, die sich augenscheinlich auf eingewanderte Pächter, möglicherweise Flüchtlinge bezieht, giebt



einen Einblick in die allgemeinen Verhältnisse vor der normännischen Eroberung.

„Jeder Landbauer (gebûr) erhielt bei seiner Ansiedlung auf dem Landbesitz seines hlaforð sieben Acker Saatland auf seiner Hufe, zwei Ochsen, eine Kuh und sechs Schafe . . . Ausser den Schweinehirten, welche die Herden des Herrn besorgen (aehte-swan) war noch eine andere Classe da (Gafot-swan), von denen jeder eine jährliche Rente von zehn Schweinen und fünf Ferkeln bezahlte, das ganze über diese Zahl Hinausgehende für sich behaltend; er war aber verbunden, für die Dienste seines Herrn ein Pferd zu halten.“

Während aber hiernach Abhängigkeit und Verbindlichkeit auf der einen Seite vorhanden war, wurde auf der andern Vertheidigung gewährt. LAPPENBERG sagt:

„Der reiche Herr des Grund und Bodens, der Lehnsherr, nahm alle seine Vasallen oder Unterthanen unter seinen Schutz, den früher die Verwandtschaft gewährte, und nahm die Verpflichtung auf sich, sie, wenn sie angeklagt wurden, dem Gerichte zu überliefern und das wergild des entflohenen Mörders zu bezahlen.“

Und diese Angabe bestätigt die Folgerung, dass die locale Gutsgruppe mit ihrem Herrn aus der ursprünglichen militärischen Gemeinde mit ihrem Anführer hervorgegangen war, mit einer derartigen Verfassung, dass ein jedes, an das Ganze gebundene Mitglied dessen herrschender Autorität unterworfen war, während das Ganze durch seine herrschende Autorität jedes Mitglied schützte.

Wie natürlich derartige sociale Verhältnisse auf frühen halbkriegerischen, halblandbebauenden Entwicklungsstufen sind, wird noch weiter durch das frühere Vorhandensein solcher Verhältnisse bei den Celten bewiesen. In Wales hatte die sich zu einer verstreuten Dorfgemeinde erweiternde patriarchalische Organisation, zum Theil durch Kriege zwischen den Stämmen und der daraus folgenden Gefangennahme von Sklaven, zum Theil durch die Unterwerfung von Missethättern, illegitimen Söhnen und bundesbrüchigen Stammgenossen, welche ihre Rechte verloren hatten, Classen unfreier Leute hervorgerufen; es waren Abstufungen von Eigenthumsrechten und Verbindlichkeiten entstanden. Der Landbesitz eines Fürsten oder Herrn umfasste ein Rittergut mit dessen Wohnung, Domanialland und Guts-wirthschaft, bearbeitet von einer Classe von Pächtern, Bauern ähnlich. Es waren freie Pächter vorhanden, einige von ihnen

freie, auf dem Gute niedergelassene Stammesglieder, welche Renten in Geld zahlten, anstatt der ursprünglichen Renten in Producten und Dienstleistungen. Da gab es noch Gruppen von Vasallen-Pächtern in weiter abliegenden Strecken, und da gab es „Weiler freier Pächter und andere Weiler mit Pachtbauern, sämmtlich Renten und Dienstleistungen steuernd und, die letzteren, Lebensmittel und Tagewerke liefernd“: alle derartige Tribute waren „mit besondern Pachtgütern oder Weilern verbunden“.

Was das Vasallenthum in England betrifft, so ist nur noch weiter zu bemerken, dass in der Zeit Heinrich's III. die absolute Abhängigkeit des Vasallen vom Willen seines Herrn sehr schnell eingeschränkt wurde. Während wie in Frankreich die Ländereien, an welche die Vasallen gebunden waren, in ihren eignen Besitz übergiengen, wurden ihre sklavenartigen Dienstleistungen auf verschiedene Weise abgelöst: es trat „eine Umwandlung der Frohnepächter in Zinspächter“ ein. Und diese Umwandlung trat, wie bemerkt werden mag, hier früher als anderswo ein, weil infolge der Unterordnung der localen Herrscher unter den centralen Herrscher, die mit der Eroberung begonnen hatte, locale Kriege früher aufgehört hatten: es gab weniger ausgebreiteten Krieg.

## §. 806.

Zur Vervollständigung dieser Skizze müssen noch einige Mittheilungen über die Leibeigenschaft in ihren letzten Formen gemacht werden, wie sie Preussen und Russland darbieten.

Hauptsächlich auf den adligen Gütern fortbestehend, war zwar das Vasallenthum in Preussen noch immer eine Form der Unterwürfigkeit, welche beschworene Gefolgschaft ebenso wie Dienstleistungen und Steuern verlangte und den Vasallen und seine Kinder an den Gutsbesitz fesselte, es gab aber den Vasallen die allgemeinen Rechte eines Bürgers, in einigen Fällen, wie bei der Verheirathung, der Einwilligung seines Herrn unterworfen. Gleichzeitig waren mit dieser beschränkten Freiheit und diesen Verpflichtungen seitens des Vasallen gewisse wechselseitige Verpflichtungen seitens des Herrn verbunden. Es wurde angenommen, dass er seinem Vasallen im Falle der Noth zu helfen und ihm die Mittel zum Leben zu gewähren habe, dass



er darauf sehe, dass die Kinder gut erzogen, in die Schule geschickt und zu gewerblichen Thätigkeiten gebracht würden; er war berufen, seine Vasallen in ihren Verhältnissen Fremden gegenüber zu beschützen. Allgemein gesprochen waren hiernach Vasallen Bürger, welche Extraverpflichtungen und Beschränkungen unterworfen waren. Ihre gesetzliche Stellung war eine halbfreie und halbknechthafte.

Russland wiederholt mit einigen Variationen die Lehre, welche wir bereits gelernt haben. Ursprünglich waren die Bauern (von Sklaven unterschieden, welche immer existiert hatten) unabhängige Grundbesitzer, zu Dorfgemeinden vereinigt. Mit der Erhebung localer Magnaten, — Fürsten, Bojaren u. s. w. — infolge stürmischer Zeiten fanden die Armen und Machtlosen es hier wie an andern Orten für nothwendig, sich unter den Schutz des Machtvollen zu begeben, — theilweise Unterwerfung mit den obligatorischen Dienstleistungen zum Zwecke ihrer Sicherheit auf sich zu nehmen. Wenn sie ferner wünschten, noch nicht angebautes Land, wovon es sehr viel gab, zu übernehmen, so wurden sie den wohlhabenderen Leuten wegen des Capitals verschuldet und wurden daher an ihr Landgut als Schuldner gebunden. Genau so dann, wie in Rom die beständigen Kriege dazu führten, die Bürger in ihren Beschäftigungen und an ihren Wohnorten zu fixieren, so dass Alle dem Staate auf die Art und Weise dienten, wie es dessen Beamte vorschrieben, war es auch in Russland: die ganze Gesellschaft wurde regimentenartig abgetheilt. Die Ländereien kleiner Fürsten und Bojaren wurden in vom Zaren empfangene Lehen verwandelt; und während diese localen Herrscher Vasallen wurden, wurden die Bauern auf ihren Gütern Leibeigene: der ganze Process war eine Begleiterscheinung der endlosen Kämpfe, durch welche das Reich gegründet wurde.

#### §. 807.

Im ganzen Verlaufe dieses kurzen und daher sehr unzulänglichen Abrisses einer in ihrer Entstehung und Natur äusserst verschiedenartigen und complicierten Einrichtung ist nur wenig gesagt worden in Bezug auf ihren Charakter als ein System gewerblicher Regulierung. Wir haben indessen gesehen, dass sie, sich aus einem primitiven Zustande entwickelnd, in welchem

eine Classe von Sklaven die Classe der Krieger mit den nothwendigen Lebensbedürfnissen zu versorgen hatte, mit der Weiterentwicklung der Gesellschaften ein beständiges Commissariat wurde — ein arbeitender Theil, welcher den kämpfenden Theil ernährte.

Subordination, Coordination, Consolidation — das sind die Stufen des Hergangs, auf welchen der Krieg alle socialen Thätigkeiten zum Angriff und zur Vertheidigung zu vereinigen strebt, ebenso wohl durch die ganze Nation wie durch das ganze Heer. Mag er Soldat oder mag er Civilist sein, der Einzelne wird immer mehr und mehr durch das Aggregat gezwungen. Ferner sehen wir, dass, wenn dem Frieden eine verminderte Controle einer Gesellschaft über ihre Mitglieder gefolgt ist, die Controle sich wieder verschärft, wenn Kriege wieder beginnen. Wo die Armee durch freiwilliges Anwerben recrutiert worden war, wird sie durch Conscriptionen — durch erzwungenen Dienst recrutiert. Zu gleicher Zeit lassen die schwereren Steuerlasten und die benöthigten Anleihen folgern, dass der Bürger eine geringere Macht über sein Eigenthum hat — damit einen Schritt thut nach einer Knechtschaft dem Staate gegenüber. Und in Bezug auf die hier behandelte Einrichtung des Vasallenthums wird diese Wirkung sehr gut durch das erläutert, was in Deutschland nach dem dreissigjährigen Kriege statt hatte.

„Sowohl in den grösseren als in den kleineren Staaten Deutschlands gelangte eine Art Absolutismus zur Einführung“ und der Bauer hatte, obgleich „im Allgemeinen dem Gesetz nach kein wirklicher Leibeigener, sondern nur in beschränktem Maasse hörig . . . dennoch sehr häufig die rohste Behandlung zu erdulden und hieng hinsichtlich seiner Abgaben und Frohndienste thatsächlich von der Gnade seines Herrn ab“.

Diesen speciellen Thatfachen sind noch die allgemeineren Thatfachen zuzufügen, dass, während in England, dem am wenigsten kriegerischen unter den europäischen Staaten, die Leibeigenschaft praktisch im 13. Jahrhundert verschwunden war, sie in verschiedenen Staaten des Continents bis in ganz späte Zeiten bestehen blieb, nämlich in Frankreich bis 1789, in Preussen bis 1810, in andern deutschen Staaten bis 1812—1820, in Österreich bis 1848, in Russland bis 1861.

In Verbindung mit der negativen Ursache für die Lockerung und die Beseitigung des Vasallenthums steht eine positive Ur-



sache, — die Ungeeignetheit des Vasallen für productive Zwecke. Die meisten Antriebe, welche einen Bürger zu einem erfolgreichen Arbeiter machen, haben unter einem Régime, welches alle Initiative unterdrückt und keinen Reiz zur Entfaltung von Energie bietet, keine Wirkung auf ihn. Wie Prof. JONES anführt, sagen deutsche Beobachter russischer Verhältnisse, dass ein Mäher in Middlesex in einem Tage so viel schneiden wird, als drei russische Leibeigene. Der preussische Staatsrath JACOBI hat angenommenermaassen bewiesen, dass in Russland, wo Alles billig ist, die Arbeit eines Leibeigenen doppelt so kostspielig ist, wie die eines Arbeiters in England. Von Österreich wird angegeben, dass die Arbeit eines Leibeigenen ein Drittel von der eines gemietheten Mannes werth ist. Die hier fehlenden Bestätigungen werden indessen für Jemand nicht nothwendig sein, der die Leistungen der Leute in England beobachtet, wenn sie von Kirchspielsvorständen und ähnlichen Autoritäten für Strassenverbesserung und Reinigung angestellt sind. Sie schwingen ihre Hacken und Schaufeln für zwei oder drei Minuten, stehen dann still sich auszuruhen und schwatzen fünf Minuten lang.

Was ist nun, kurz zusammengefasst, die allgemeine Schlussfolgerung? Für ein kriegerisches Régime ist zwangsweises Zusammenwirken nothwendig und passend, während ein naturgemäss mit der Entwicklung eines industriellen Régimes auftretendes freiwilliges Zusammenwirken diesem eigen ist und das andere kraft seiner grösseren Wirksamkeit ersetzt.

---

## XVII. Capitel.

### Freie Arbeit und Vertrag.

#### §. 808.

Der Anfang dieses Capitels unterscheidet sich nur dem Namen nach vom Ende des vorigen, da die dort beschriebene Entwicklungsstufe ganz unmerkbar in die hier zu beschreibende übergeht. In dem Maasse, in welchem das Zusammenwirken aufhört, zwangsweise zu erfolgen, wird es freiwillig; denn wenn

Menschen zusammen handeln, müssen sie es entweder willentlich oder unwillentlich thun. Oder, um die Thatsache in der Ausdrucksweise des Sir HENRY MAINE darzustellen: die Mitglieder einer Gesellschaft können verbunden werden entweder nach den Beziehungen ihrer gesellschaftlichen Stellung, welche ihnen ihre abgestuften Plätze und Pflichten vorschreibt und aufnöthigt, oder, beim Fehlen solcher Beziehungen der Stellung in dem Gemeindewesen, sie müssen sich den Beziehungen des Vertrags fügen, — Beziehungen, welche bestimmt werden durch ihre Zustimmung, gewisse Dienstleistungen für speciell vereinbarte Bezahlung auszuführen.

Wenn daher das sociale Leben weiter gehen soll, so ist es eine Nothwendigkeit, dass so schnell wie das eine System der Corporation abnimmt, das andere sich weiter verbreiten muss. Hier haben wir nun, so gut wie wir es zu thun im Stande sind, die diesen Übergang begleitenden Umstände zu verfolgen.

## §. 809.

In gewissen Formen tritt der Vertrag schon auf frühen Entwicklungszuständen auf. Sobald das gegenseitige Machen von Geschenken in einen Tauschhandel übergegangen ist (Bd. II. p. 99, 668 u. §. 754), enthält jedes Tauschgeschäft einen augenblicklichen Vertrag: man ist dahin übereingekommen, dass für einen hingegebenen Gegenstand ein anderer als Gegenleistung gegeben werden wird. Wenn zwischen den beiden Handlungen ein Zeitzwischenraum liegt, so tritt in noch augenfälligerer Weise ein stillschweigendes, wenngleich nicht speciell bezeichnetes Tauschgeschäft ein. In ganz ähnlicher Weise kommen bei den uncivilisierten und halbcivilisierten Stämmen Abmachungen in Bezug auf zu leistende Dienste vor. Wenn, wie es gelegentlich vorkommt, Jemandem, welcher eine Wohnung baut oder eine Ernte einbringt, von seinen Nachbarn geholfen wird, so geschieht dies unter der stillschweigend angenommenen Übereinkunft, dass eine der jetzt geleisteten gleichwerthige Hülfe später einem jeden dieser Nachbarn geleistet werden wird: es besteht eben die Abmachung, Dienstleistungen mit Gegendiensten zu bezahlen. Und wenn Jemand, welcher derartiger künftiger Dienstleistungen nicht bedarf, für seine Dienste irgend ein bestimmtes Object annimmt, so haben wir eine Anfangsform von Bezahlung für Arbeit



vor uns, — wir haben eine unentwickelte Form des Vertrages vor uns, Arbeit gegen Lohnzahlung zu geben.

Wenn in dieser Weise die Entwicklung eines Vertragsverhältnisses in einigen wenigen Fällen schon früh eintritt, wird sie auf vielerlei Art gehemmt: manche dieser Hemmnisse sind noch in Verbindung mit den schon angeführten zu erwähnen. Anfangs giebt es ausser den Frauen nur Krieger und zu Sklaven gemachte Gefangene. Männer, welche um Lohn zu miethen wären, giebt es nicht. Ferner müssen Bezahlungen in Lebensbedürfnissen geleistet werden, welche äusserst unbequem zu theilen sind und deren Werth willkürlich abgeschätzt werden muss. Selbst wenn irgend eine Art von allgemeinem Zahlungsmittel entstanden ist, kann es noch keinen allgemeinen Maassstab für die Bezahlung von Arbeit geben, solange bis das Miethen von Arbeit allgemein geworden ist. Dann kommen noch die moralischen Hemmnisse. Kein Krieger zu sein, ist unehrenhaft, und die Arbeit zu leisten, welche gewöhnlich Sklaven verrichten, ist eine Schande. Es ist daher selbst dann, wenn es so weit gekommen ist, dass Leute um Lohn arbeiten, ein grosser Widerstand gegen die Zunahme dieser Classe vorhanden. Es ist wohl wahr, dass bei den absolut friedfertigen Eskimos Männer, welche ungeschickte Robbenjäger oder vielleicht durch den Verlust ihres Kayaks verarmt sind, zu der Stellung von Gehülfen anderer, sich in besserer Lage befindlichen Leute herabsinken; aber selbst hier tritt damit ein Verlust des guten Rufes ein, — der stillschweigend anerkannten Inferiorität folgt der Widerwille, um den Unterhalt zu arbeiten.

Indessen breitet sich trotz der Schwierigkeiten die eine höhere Stufe bezeichnende Einrichtung weiter aus. Bei einigen theilweise civilisierten Rassen, welche Leibeigenschaft haben, finden sich auch freie Arbeiter. Nach der Angabe von ELLIS mietheten in solcher Art in Tahiti „die niederen Häuptlinge Arbeitsleute, welche sie mit einer besprochenen Anzahl von Ferkeln oder von Ellen Zeugs bezahlten“, wogegen von einem Tischlermeister bei den Samoanern, bei denen es keine dienenden Classen giebt, gesagt wird, dass, „wenn diese Person auf Arbeit geht, er einen Anhang von einigen zehn oder zwölf Leuten hat, die ihm folgen, einige als Tagelöhner, welche eine Bezahlung von ihm erwarten“.

Ganz so wie viele andere Einrichtungen entsteht auch die Einrichtung der freien Arbeit oder der gemietheten Arbeit in ihrer entwickelten Form indirect als eine Folge socialer Gruppenbildung, wie sie durch Eroberungen hervorgerufen wird, welche eintreten, nachdem eine Landbau treibende Staatsform und eine Zunahme der Bevölkerung erreicht worden ist. Der Hergang ist ein solcher, welcher zwar Gruppen consolidiert, daneben aber als Begleiterscheinung eine Classe einzeln bleibender Individuen hervorbringt. Wir haben Beweise dafür, dass dies bei Völkern des Alterthums vorgekommen ist. Obgleich Arbeit bei ihnen meist durch Sklaven verrichtet wurde, wurde ein Theil derselben doch von freien Leuten ausgeführt. Nach der Angabe von EBERS war gemiethete Arbeit bei den Ägyptern gebräuchlich. „Äthiopier, welche gemiethet zu werden wünschten,“ wurden an der südlichen Grenze in Menge zugelassen.“ BRUGSCH sagt, dass ausser der Sklavenbevölkerung „eine ganze Welt geschäftiger Handwerker um täglichen Lohn arbeitete“. Es sind Beweise dafür vorhanden, dass auch in Babylonien dieselbe Einrichtung existierte. Auf einer Gesetztafel heisst es: „Eines gewissen Mannes Schwager miethete [Arbeitsleute] und baute eine Umfriedigung auf seinem Grund und Boden.“ Dasselbe war bei den Hebräern der Fall. Das Miethen von Dienern oder Arbeitsleuten für lange Zeiten wird häufig erwähnt, so z. B. Jesus Sirach VII. 20, XXXVII. 11 und an andern Stellen; und im V. Buche Mosis XXIV. 14 findet sich die Vorschrift: „Du sollst dem Dürftigen und Armen seinen Lohn nicht vorbehalten, er sei von Deinen Brüdern oder Fremdlingen, die in Deinem Lande und in Deinem Thore sind.“ Und dass es in Griechenland und Rom ausser den herrschenden Classen und den Sklavenclassen noch freie Classen von Arbeitern gab, ist offenbar, wenn man sich daran erinnert, dass in Athen ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung aus eingewanderten, handeltreibenden Fremden bestand, dass in Rom ausser der Classe der eigentlichen freien Leute, von denen manche durch Verarmung in die Classe der Arbeiter herabgesunken sein mussten, auch noch die Freigelassenen vorhanden waren, deren Masse natürlich keine andere Wahl hatte, als sich durch Gebrauch ihres Kopfes oder ihrer Hände selbst zu erhalten.



## §. 810.

Es müssen verschiedenartige Ursachen für die Entstehung der freien arbeitenden Classe angeführt werden, manche von ihnen hatten einen grossen Antheil an ihrer Bildung und andere nur einen geringen Antheil.

Die erste und vielleicht die allgemeinste Ursache ist das Kaufen der Freiheit seitens der Sklaven selbst. An verschiedenen Orten der Welt führte die dem Sklaven bewilligte Erlaubnis, sich Besitzthum zu erwerben, hierzu: der Besitz wurde schliesslich von ihm dazu benutzt, sich loszukaufen. So war es auch bei den Hebräern. Dasselbe war auch bei den Römern der Fall, wo, wie wir gesehen haben, die Benutzung des peculium zum Erkaufen der Freiheit völlig anerkannt war. Es war auch bei den alten Angelsachsen nicht anders. Natürlicherweise vergrösserten die Selbstlosgekauften und späterhin deren Kinder beständig die Classe der freien Arbeiter.

Denen, welche ihre Freiheit erkaufen, müssen noch die hinzugefügt werden, welche sie umsonst erhielten. Wir haben gesehen, dass bei den Hebräern Emancipation durch Gesetz vorgesehen war, — jedenfalls in Bezug auf Sklaven hebräischen Blutes. In Rom wurde sie gleichfalls gebräuchlich; und unter Constantin wurde eine, die Freilassung weihende religiöse Ceremonie eingerichtet. Auch während späterer Zeiten kam sie in Europa vor: die Freilassung von Sklaven kam dazu, als ein Act frommen Opfers angesehen zu werden. Wenn, wie es ganz allgemein in den Zeiten des Mittelalters der Fall war, Sklaverei für gerechtfertigt gehalten wurde, so existierte doch bei Manchen die Empfindung, dass das Halten eines Menschen in Sklaverei nicht ganz recht sei. So kam es denn zu Manumissionen durch letztwillige Bestimmungen, in denen „zum Besten seiner Seele“, oder „um Frieden mit seinem Gotte zu haben“, ein Herr seine Sklaven frei machte. In einer späteren Zeit führte der nämliche Beweggrund auch zur Manumission Leibeigener.

Emancipationen, welchen hiernach der Gedanke an das Jenseits als Motiv zu Grunde lag, wurden schliesslich auch aus weltlichen Beweggründen ausgeführt. Man machte die Entdeckung, dass die Arbeit eines Unfreien, mochte er nun Sklave oder Leibeigener sein, unvortheilhaft war, dass das Umwandeln

seiner Dienstleistungen in Geld ein gewinnbringendes Geschäft war, und dass der Tausch von Lohn gegen Arbeit ein noch mehr gewinnabwerfendes Geschäft war. In Anbetracht dessen, wie wenig im Durchschnitt die Menschen durch andere Beweggründe als die eignen Interessen geleitet werden, dürfen wir schliessen, dass die Sparsamkeitsursache für das Wachsthum der freien Classe eine hauptsächlichliche Ursache war.

Unter gewissen Bedingungen setzten die eignen Interessen der feudalen Herren dem Vasallenthum auf eine sehr prompte Weise ein Ende. Vasallen hörten auf, unter den Verpflichtungen der Pächter zu stehen, weil sie gerichtlich ausser Besitz gesetzt wurden. Ihre theilweise Knechtschaft wurde mit dem Acte des Aufhebens ihres Antheils am Besitze des Landes aufgehoben. Dieser Process trat in Deutschland in grossem Umfange ein. Er hatte bereits im 16. Jahrhundert begonnen und nahm in späteren Zeiten sehr grosse Verhältnisse an. Zwischen 1621 und 1755 war die Anzahl der freiherrlichen Leibeigenen von 12 000 auf 5 000 reducirt worden. INAMA-STERNEGG schreibt:

„Dieses rechtswidrige Gebahren hatte die bedeutende Folge, dass sich zur Bestellung der grossen Hofgüter eine eigene Classe von Landarbeitern bildete, die Hoftagelöhner.“

In England führte frühzeitig im 16. Jahrhundert die Macht des Gutsbesitzers, nur wenig durch die Macht des Volkes beschränkt, in manchen Fällen zu ähnlichen Resultaten. Zum Theil die Einfriedigung der Gemeindeweiden mit der infolge davon eintretenden unangemessenen Hütung, welche die Pächter ausser Stand setzte, ihre Felder gehörig zu bestellen, zum Theil ihre Fortjagung wegen Nichterfüllung ihrer nominellen Verpflichtungen, wurden die Ursachen zahlreicher Loslösungen von Leuten vom Grund und Boden. Professor CUNNINGHAM bemerkt, dass die Bedrängnisse der Landwirthschaft jener Zeit „die Periode der gutsherrlichen Sparsamkeit zu Ende führen; denn die Spuren des Vasallenthums, welche in Zwischenräumen vor dieser Zeit noch auftauchen, haben nun, wie man wohl sagen kann, aufgehört; die im Grossen vorkommenden Exmissionen jener Zeiten setzten dem Gefesseltsein der Arbeiter an den Grund und Boden ein Ende und trugen in dieser Weise dazu bei, die Zahl der Landstreicher zu vermehren, welche das Land unsicher machten“. Was indessen England betrifft, so muss hinzugefügt



werden, dass diesem Process der Loslösung von Grund und Boden ein Process des von Neuem mit ihm Verbundenseins und verminderter Freiheit vorausgegangen war. Als nach der Entvölkerung durch den Schwarzen Tod Arbeiter selten geworden und Grundbesitzer nicht im Stande waren, ihre Güter zu bestellen, wurden Gesetze erlassen zur zwangsweisen Annahme niedrigerer Löhne. Bald darauf erfolgte ein Aufstand der Bauern, welcher durch Gewalt unterdrückt wurde, und da folgte denn eine zeitweise Wiedereinrichtung von Vasallenthum. CUNNINGHAM sagt:

„Nach kurzer Zeit trat das alte Régime wieder in Kraft; die Frohnbauern kehrten wieder in nominelle Knechtschaft zurück, bis infolge der Verbreitung neuer landwirthschaftlicher Methoden ihre Dienstleistungen aufhörten, werthvoll zu sein.“

Und hier können wir die Wirkungen und Gegenwirkungen erkennen, welche in Gesellschaften wie in andern Aggregatformen rhythmische Bewegungen hervorrufen, — die Bildung freier Zinspächter, deren Rückkehr zu einem theilweisen Vasallenthum, dann wieder ein Verfall dieses Vasallenthums, welchem wiederum, wie wir sehen werden, ein nochmaliger Rückfall in dasselbe folgt.

Ausser diesen Freilassungen von Leibeigenen, welche in diesen verschiedenen Weisen mehr oder weniger allmählich eintraten, kamen in manchen Fällen plötzlich veranlasste Emancipationen im Grossen vor. So wurde z. B. in Frankreich —

„eine Freilassungsurkunde, welche die ganze Einwohnerschaft eines Dorfes umfasste, zuweilen von einem grossen Grundbesitzer als Gegenleistung für eine Zahlung von Geld erlassen“.

Um sich gegen die feudale Aristokratie Rückhalt zu verschaffen, erleichterte ausserdem Philipp August die Freilassung noch weiter.

„Die Pächter von Kronsvasallen oder von den Lehnsträgern dieser konnten sich, wenngleich sie auf dem Lande wohnen blieben, durch eine Erklärung an Eides Statt von ihrem Herrn trennen und gegen Bezahlung einer jährlichen festgesetzten Summe Bürger einer besondern Stadt werden.“

Das Resultat war, dass die Pächter sofort verweigerten, sich von ihren Herren durch ein Lösegeld zu befreien.

Der Verfall der Leibeigenschaft war aber nicht vollkommen. Es blieben noch ernstliche Beschränkungen der Freiheit für diejenigen bestehen, welche Besitzer des Grund und Bodens geworden waren, an welchen sie gebunden waren. Frankreich liefert hierfür Beweise. Über weite Strecken dieses Landes stand der bauerliche Besitzer, welcher bald sein kleines Freigut (dem er oft noch ein anstossendes Stück Landes als Pächter hinzufügte) bewirthschaftete und bald als Arbeiter um Lohn arbeitete, seinem Seigneur gegenüber unter verschiedenartigen Verbindlichkeiten. In manchen Fällen bestanden *corvées* oder Arbeits-Zinsen; bei Messen und Jahrmärkten mussten Zölle gezahlt werden; es mussten Zahlungen geleistet werden für das Mahlen seines Getreides, das Pressen seiner Trauben, das Backen seines Brotes; die Mühle, die Weinpresse, der Backofen gehörten dem Lehnsherrn; es gab Lehngelder zu zahlen bei gelegentlichen Verkäufen von Land, ebenso wie unablösbaren Erbzins. Diese Lasten und Beschränkungen lagen so schwer auf dem bauerlichen Besitzer, dass es sich häufig für ihn nicht lohnte, seinen Theil Landes zu bestellen, so dass vor der Revolution grosse Strecken Ländereien in Frankreich, welche theils durch die geschilderten Vorgänge und theils durch königliche Besteuerung werthlos gemacht worden waren, verlassen worden und mit wildem Pflanzenwuchs bedeckt waren. Natürlicherweise trat als Folge hiervon eine bedeutende Zunahme der losgelösten Bevölkerung ein. Obgleich in England derartige Vorgänge nicht in sehr grossem Masse zur Vermehrung der Classe der freien Arbeiter beigetragen zu haben scheinen, so waren sie doch wahrscheinlich in gewissem Maasse in dieser Richtung wirksam.

Diesen vorwiegend thätigen Ursachen müssen noch untergeordnetere zugefügt werden, von denen einige seit den frühesten Zeiten in Wirksamkeit gewesen sind. Sobald sich Häuptlingschaft einstellt, treten auch Flüchtlinge auf — Männer, welche von dem einen Häuptling misshandelt wurden, entflohen und sich irgend einem andern anschlossen. Bei den Abigonen ist die Subordination sehr unbedeutend.

„Da sie überdies die Freiheit und das Umherstreifen lieben, ziehen sie es vor, keinerlei Gesetz für sich anzuerkennen und verpflichten sich ihrem Caziken durch keinen Treueschwur. Ohne ihrerseits um Erlaubnis gefragt zu haben oder seinerseits Missfallen zu



erkennen gegeben zu haben, ziehen sie mit ihren Familien, wohin es ihnen eben passt und schliessen sich irgend einem andern Caziken an; und wenn sie dieses zweiten müde geworden sind, kehren sie mit völliger Straflosigkeit zur Horde des ersten zurück.“

In gleicher Weise wird von den Patagoniern erzählt:

„Sie sind genöthigt, ihre Vasallen mit grosser Humanität und Milde zu behandeln und häufig genug ihre Bedürfnisse zu befriedigen; dieselben sehen sich sonst nach dem Schutze irgend eines andern Caziken um.“

Und von den Betschuanen sagt LIVINGSTONE:

„Ganze Familien verlassen häufig ihren eignen Anführer und fliehen in ein anderes Dorf, und zuweilen bricht ein ganzes Dorf bei Nacht auf und lässt seinen Anführer allein.“

Diese, auf niedrigen socialen Entwicklungsstufen häufig eintretenden Vorgänge sind als Vorläufer solcher anzusehen, welche im Verlaufe aller höheren socialen Stufen vorkommen. Derselbe Beweggrund, welcher während der ganzen feudalen Zeit die Kriegsleute dazu veranlasste, ihren Geburtsort zu verlassen und ihre Unterthanenpflicht zu wechseln oder im Auslande Dienste zu nehmen, wirkte natürlicherweise auf die niederen Classen. So verliessen beispielsweise in Russland Leibeigene gelegentlich den einen kleinen Fürsten oder Bojaren und giengen zu einem andern, dessen Behandlung nicht so hart war; und in den Zeiten beständiger innerer Kämpfe gab es für einen localen Machthaber überall einen Beweggrund, Zuwachs zu seinen Streitkräften willkommen zu heissen. Natürlich waren Einwanderer, welche nicht an den Grund und Boden gebunden waren, gewöhnlich weniger knechtischen Bedingungen unterworfen und bildeten eine halbfreie Classe. Dann muss die freie Classe auch immer Zuwachs erhalten haben durch die nicht anerkannten illegitimen Kinder höherer Classen; ferner müssen noch reichlichere Zunahmen von den verunglückten Zinspächtern geliefert worden sein, welche ihr Land aufgegeben hatten, ebenso von den Kindern von Zinspächtern, für welche kein Platz mehr da war. In unserer Zeit sehen wir, dass die arbeitenden Classen sich beständig in ganz ähnlicher Weise recrutieren.

#### §. 811.

Wir wollen nun die Lage der freien ländlichen Classe betrachten, welche im langsamen Verlaufe der Jahrhunderte auf

diese verschiedenen Weisen entstanden war: durch das Erkaufen der Freiheit, durch das Geschenk der Freiheit, durch Ablösung der Tribute und Dienstleistungen, durch Verbreitung der halb-knechtischen Pächter, durch Einwanderung von Flüchtlingen, durch Verarmung kleiner freier Pächter, durch Vermehrung ihrer Kinder und das Hinzutreten der aus den höheren Classen stammenden natürlichen Kinder. Wir wollen, sage ich, die Lage der so zusammengesetzten Classe ansehen. Es wird genügen, den Fall der englischen Bauern zu betrachten.

Um die Übel zu beseitigen, welche aus der Entstehung einer grossen unbeschäftigten Masse entlassener Soldaten und Dienst-männer hervorgegangen waren, zu welcher noch die fortgejagten, oben angeführten Pächter und die Vasallen der aufgehobenen Klöster traten, wurden strenge Gesetze erlassen. Diese hatten die Wirkung, zu einem halbknechtischen Zustand die Mengen von Bettlern und von Andern zu bringen, welche durch die ungerechte Behandlung ihrer Lehnsherren und durch Habsucht der Könige zu einem Wanderleben getrieben waren, — besonders trat hier Heinrich VIII. hervor, welcher auf verschiedentliche Weisen ein Beispiel der Criminalität der Monarchen wurde und das herrschende Elend noch durch ausgedehnte Entwerthung des Münzsystems vergrösserte. Von den umherschwärmenden Massen heimathloser Leute, die auf solche Art künstlich erzeugt waren, fristeten diejenigen, welche nicht Hungers starben, ihr Leben durch Räuberei, für welche sie im Grossen gehenkt oder ergriffen und durch Strafgesetze gezwungen wurden, um festgesetzte Löhne zu arbeiten. Diese Behandlung sich anhäufender Bettler, welche thatsächlich von den über ihnen Stehenden der Mittel, ihr Leben zu erhalten, beraubt worden waren, gieng in der Zeit Eduard's VI. so weit, dass sie mit V oder S als Vaganten oder Sklaven gebrandmarkt wurden. Mittlerweile wurde durch aufeinander folgende Verordnungen jeder Ort für die Erhaltung seiner Armen verantwortlich gemacht. Das ist mit andern Worten: in einer modificierten Weise lebte das Festheften der Leute am Boden wieder auf, ebenso wie der Anspruch an einen Antheil der Erträgnisse des Grund und Bodens. Obgleich dem Namen nach frei, stand der Arbeiter doch unter einem Zwange nicht bloss durch Beschränkung seiner freien Bewegung und durch Verpflichtung, für seine Arbeit bestimmt



ausgemachte Beträge anzunehmen, sondern auch durch Einschränkung seiner Freiheit in Bezug auf die Arbeit. Denn er konnte seine Beschäftigungsweise nicht wählen, wie es aus einem Gesetze hervorgeht, welches einen entlassenen Soldaten in den Stand setzt, zu arbeiten, was er will.

Die vielen Beschränkungen der Freiheit in jenen Zeiten können wir indessen nicht ordentlich würdigen, bis wir uns ein Bild des damals mit langsamen Schritten verschwindenden socialen Régimes entworfen haben. Die Gruppen, aus denen grosse Gesellschaften zusammengesetzt sind, sind gegenwärtig so vollkommen miteinander amalgamiert, dass wir Schwierigkeit haben, uns den Grad von Getrenntheit, welcher damals existierte, und die Erscheinungen, welche als das Resultat der Gesondertheit der Theile auftraten, vorzustellen. Der ursprüngliche Antagonismus blieb lange in solchen Formen bestehen, dass eine jede einfache Gruppe sich gegen andere einfache Gruppen und jede zusammengesetzte Gruppe gegen andere zusammengesetzte Gruppen vertheidigte. Mag es in den Hochland-Clans, den irischen Geschlechtern, den Waliser tyddins oder der alten englischen Mark gewesen sein, innerhalb der grösseren durch eine centrale Herrschaft zusammengehaltenen Gesellschaftsformen sehen wir überall diese kleineren Gesellschaftskreise ursprünglich durch Bande des Blutes und später durch andere mit jenen vermischten Bande zusammengehalten. Überall bestand eine wechselseitige Beschützung der Glieder durch die Gruppe und eine Beschränkung ihrer Glieder durch die Gruppe: das Resultat davon war, dass das Individuum nirgends wirklich frei war. Als ATHELSTAN in Bezug auf „herrenlose Leute“ die Verordnung erliess, dass man „in der Volksvertretung einen Herrn für ihn finden solle“, gab er nur dem allgemeinen Gebrauche eine bestimmte Form; und der Befehl EDGAR's, „dass Jedermann sowohl innerhalb als ausserhalb der Städte in Sicherheit sein sollte“, ebenso wie der EDUARD's des Bekenners, dass „alle Männer verbunden sein sollten, sich zu je zehn zu verbürgen, so dass, wenn einer von den zehn sich vergehen sollte, die andern neun ihn zurechtweisen könnten“, bestätigen nur das ganz allgemeine System der gegenseitigen Verbürgung in früheren Zeiten, wonach, anstatt dass die Familiengruppe ihre Mitglieder beschützte und unter Zwang hielt, anders gebildete, aber das Gleiche aus-

führende Gruppen auftraten. Und trotz der im Laufe der Jahrhunderte fortschreitenden Veränderungen blieben sociale Beziehungen verwandter Arten bestehen, so dass zwar Jedermann zu einem Herrensitz oder einem Kirchspiel gehörte, dass aber der Herrensitz oder das Kirchspiel für Jeden verantwortlich war.

Bestehen gebliebene Gebräuche weisen darauf hin, dass nach der nominellen Befreiung des Arbeiters im Hausstande der Farmer sich Gebräuche erhielten, welche in verblasster Weise den Beziehungen von Herren zu Vasallen nachgebildet waren. Denn ebenso wie die alten patriarchalischen Beziehungen in den Sälen der Barone wiederholt wurden, wo die, höher gelegene Sitze einnehmenden Oberen ihre Mahlzeiten zusammen mit den Untergebenen einnahmen, so waren im Hause des Farmers bis herab auf neuere Zeiten die Arbeiter Glieder der Familie in so weit, dass sie mit ihr zusammen die Mahlzeiten einnahmen und unter der Botmässigkeit der Familie standen: denjenigen von ihnen, welche nicht verheirathet waren, waren wahrscheinlich Schlafstätten in getrennten Häusern angewiesen. Und irgend welche derartige Einrichtungen waren in hohem Maasse in unruhigen Zeiten nothwendig, wo Sicherheit in gegenseitigem Schutze gesucht wurde.

Die Freiheit des ländlichen Arbeiters ist thatsächlich lange Zeit bedeutend beschränkt geblieben und ist augenscheinlich in manchen Districten noch immer so. Ich habe bereits die Darstellung Mr. JEFFERIES' angeführt, woraus hervorgeht, dass die vollständige Unterordnung der Söhne unter die Väter bei Farmern in gewissen Theilen Englands bis auf noch jetzt lebende Generationen bestehen geblieben ist; und er weist darauf hin, dass eine ähnliche Beschränkung gleichzeitig auf diejenigen ausgedehnt wurde, die der Farmer beschäftigte.

„Diese Arbeitsleute müssen, genau so wie seine eignen Kinder, das thun, was der Farmer für das Beste hält. Sie müssen hier oder anderswo leben, sich so oder so verheirathen oder sich um seine Gunst bringen, kurz, sie müssen dem väterlichen Oberhaupte gehorchen. Jeder Farmer war in seinem Bereiche König.“

Wir können hiernach erkennen, dass der Bauer erst in unseren Tagen vollkommen unabhängig geworden ist.



## §. 812.

Viel schnellere Veränderungen giengen in den Städten vor sich, — Veränderungen, welche anfangs den vorstehend geschilderten in hohem Grade ähnlich waren; denn in früheren Zeiten waren das städtische und das Landleben nicht so von einander verschieden wie sie es jetzt sind. Da die Städte meist durch das Zusammendrängen von Häusern rings um die festen Sitze der Edelleute entstanden sind, so standen ihre Einwohner ebenso sehr unter feudaler Controle wie die Bewohner des umgebenden ländlichen Bezirks. Das Erlangen der Freiheit war ihnen aber auf verschiedene Weise leichter gemacht, und wir dürfen zu dem Schlusse kommen, dass es ihnen besonders in solchen Städten erleichtert war, welche nicht von festen Schlössern beherrscht wurden.

Nehmen wir den Faden der Darstellung da wieder auf, wo wir ihn im letzten Abschnitte fallen gelassen haben, so wollen wir zuerst die Lage der eingewanderten Leibeigenen betrachten. Diese konnten nach einer besonders festgesetzten Zeit nicht mehr reclamirt werden und wurden dem Namen nach frei. Praktisch genommen waren sie aber nicht frei; denn das städtische Régime war mit gewissen Modificationen dem ländlichen Régime verwandt. Der entlaufene Leibeigene, welcher in eine Stadt kam als Fremder, ohne Mittel, ohne Protection und ohne unter einem Gerichtshofe zu stehen, hatte keine andere Wahl, als sich einem wohlhabenden Bürger zu überantworten und eine modificirte Knechtschaft um seine Sicherheit auf sich zu nehmen. Nicht im Stande, selbst ein Geschäft zu unternehmen, nicht einmal im Stande als Tagearbeiter zu arbeiten bis er eine Lehrlingszeit durchgemacht hatte, musste er entweder verhungern oder sich allen Bedingungen, die man ihm auflegte, mochten sie auch noch so hart sein, unterwerfen. Überdies gab es ausser freien Handwerkern noch leibeigene Handwerker, — Leute, welche noch nicht von der feudalen Herrschaft emancipirt waren. BRENTANO schreibt:

„Die Bevölkerung der Städte, wenigstens derjenigen auf dem Continent, bestand noch bis in das 11. Jahrhundert aus Beamten, alten Freibürgern und Leibeigenen. Zu den letzteren gehörte der grössere Theil der Handwerker, welche verpflichtet waren, gewisse

Steuern zu zahlen und gewisse Frohndienste und Arbeiten für ihre Herren auszuführen und den von diesen angestellten Beamten unterstellt waren.“

Diese Angabe bezieht sich auf Orte auf dem Festlande, deren Bewohner im Grossen und Ganzen unter feudaler Herrschaft standen; in England hatte die Emancipation aber schon früher begonnen. HALLAM macht die Bemerkung, dass durch die Flucht in die Städte „die Bauern zum grossen Theil vor der Mitte des 14. Jahrhunderts Lohnarbeiter anstatt Frohnbauern geworden waren“. Dass indess diese eingewanderten Vasallen eine halbknechtische Stellung annehmen mussten, können wir mit Sicherheit folgern, wenn wir berücksichtigen, wie vergleichsweise knechtisch die Stellung der eingebornen arbeitenden Classe war.

Denn ausser den Thatfachen, dass Jemand in irgend einem Gewerbe nur nach einer Lehrlingszeit arbeiten konnte, dass die Zulassung zu Lehrlingen thatsächlich den Kindern der Innungsbrüder vorbehalten blieb, dass der Lehrling unter der despotischen Herrschaft seines Meisters stand und dass er nach Erlangung des Standes eines Gesellen noch immer unter dieser häuslichen Controle blieb (wie es selbst jetzt noch in Deutschland der Fall ist), bestand noch die Thatsache, dass er in die Gilde eintreten und vollständig frei, in Beziehung auf seine Stellung in der Gemeinde und im Gewerbe, nur nach Bezahlung von Abgaben werden konnte, welche absichtlich so erhöht wurden, dass sie über seine Mittel hinausgiengen: das Resultat ist, dass selbst Nachkommen von Bürgern, am selbständigen Führen von Geschäften gehindert, genöthigt waren, arbeitende Handwerker zu bleiben, ebenso gesetzlichen wie gewerblichen Beschränkungen unterliegend.

Es waren aber auch die völlig Freien, — die Mitglieder der Gilden selbst, — nicht frei im neueren Sinne des Wortes. Eine Gilde war eine Hierarchie. Unter dem Meister und den Vorstehern standen die Oberen, aus denen der leitende Rath gebildet wurde; dann kam die Masse derjenigen, welche zur Übernahme von Arbeit autorisierte Meister waren; unter diesen standen die angelernten Gehülfen; und um das ganze Volk unter der despotischen Herrschaft der Hauptleute zu halten, war das Wahlsystem so eingerichtet, dass jenes in bedeutendem Maasse



seiner Macht beraubt war. Überdies konnten die gewöhnlichen Innungsmitglieder unter dieser oligarchischen Herrschaft ihr Geschäft nicht nach ihrem Belieben betreiben. Sie waren Beschränkungen unterworfen in Bezug auf die Zeit, den Ort, die Preise und die Art und Weise ihrer Arbeit u. s. w. Bei der Zusammenfassung der Resultate sorgfältiger Untersuchungen über die Organisation der Gilden sagt Mrs. GREEN: „Von Anfang an war ihre gesellschaftliche Verfassung auf Zwang gegründet.“ Und dann giengen noch mit dieser halb-militärischen inneren Herrschaft halb-militärische äussere Verpflichtungen Hand in Hand. In befestigten Orten war das Erbauen, die Unterhaltung und die Vertheidigung der Mauern den Innungsmitgliedern oder Bürgern anvertraut, und verschiedene Thürme waren von verschiedenen Handwerken besetzt. Diese dem Namen nach freien Städter waren der Zwangsarbeit unterworfen, nicht bloss zum Zwecke der Vertheidigung, sondern auch um Verbesserungen auszuführen, — eine obrigkeitliche *corvée*. Und ausser der Thatsache, dass sie gelegentlich gegen äussere Feinde zu kämpfen hatten, — Fremde an den Küsten, Eingeborene im Innern des Landes, — hatten sie auch gegen innere Feinde zu kämpfen, wozu sie sich auf ihre Kosten mit Waffen versahen.

Es war daher in den Zeiten, wo Vasallen Zuflucht in den Städten suchten, das Régime des Standes durch den Grundsatz des Vertrags in den Städten mehr als auf dem Lande modificiert worden; indessen war die Modification in Wirklichkeit nicht bedeutend.

#### §. 813.

Ein weiterer Fortschritt zur Freiheit der Arbeit wurde später durch eine zweite Flucht aus dem Zwangsverhältnis erreicht. Die Leute vom Lande hatten in den Städten Freiheit gesucht, und jetzt flohen Männer aus den Städten, um auf dem Lande Freiheit zu finden. Eine von Mrs. GREEN angeführte Petition aus Southampton vom Jahre 1376 beklagt sich, dass „die Hälfte der Leute ihre Heimstätten verlassen hätten, um den unerträglichen, ihnen auferlegten Lasten zu entgehen, und die Übrigen wären im Begriffe zu gehen“. Dann trat zu diesem so veranlassten Auszug noch ein weiterer, hervorgerufen durch das Verlangen, der Gildenherrschaft zu entgehen. Viele Hand-

werker wurden verpflichtet, eidlich zu geloben, dass sie sich nach Beendigung ihrer Lehrzeit nicht ohne Erlaubnis der Gilde selbständig etablieren würden. Um die Einschränkung durch das Wohnen bei den Meistern zu vermeiden, suchten sie für sich zu leben und riefen durch Ausführung dieser Absicht in London einen „Scandal“ hervor, genau so wie die Leibeigenen einen Scandal verursachten durch das Entlaufen von ihren Herren. Die Gesellen wurden dadurch veranlasst, ihr Gewerbe ausserhalb des Bereichs der Innungsautorität zu beginnen. Sie „gründeten Werkstätten in Vorstädten oder Dörfern“, und Manche brachten ihr Gewerbe nach entfernteren, nicht unter corporativer Controle stehenden Städten, wie Birmingham und Manchester. Beide Vorgänge vermehrten die Reihen der freien Arbeiter, — Arbeiter, welche nicht bloss nominell, sondern in Wirklichkeit frei waren.

In Begleitung dieser Vorkommnisse trat noch eine andere Wirkung ein. Der Abnahme an Gedeihen und Macht der Gilden folgte ihre Desorganisation. Und dann wurde ihr fortschreitender Verfall in den meisten Fällen durch Confiscation ihres Besitzthums zu einem plötzlichen Ende gebracht. Missethäter, welche unter Berufung auf göttliches Recht regierten und die Nation mit ihrem gewissenlosen Verfolgen persönlicher Zwecke arm machten, beraubten neben andern Körperschaften auch die Gilden, und zwar in einem Maasse, dass sie in den meisten Fällen dadurch ihre Auflösung herbeiführten. Ein natürlich daraus hervorgehendes, aber nicht beabsichtigtes Resultat war, dass damit den Mitgliedern der Gilden ebenso wie Andern Freiheit gegeben wurde, ihre Gewerbe nach ihrem Belieben zu betreiben. Das Régime der freien Arbeit wurde dadurch erweitert.

## §. 814.

Wir müssen jetzt einmal unsere Schritte zurücklenken und den Fortschritt vom System der socialen Stellung zu dem des Vertrages auf einem andern Wege verfolgen. Während in manchen Ländern die Innungen sich auflösten, lösten sich in andern Ländern Hausgemeinden und Dorfgemeinden auf.

Obgleich das Bedürfnis eines wechselseitigen Schutzes den Zusammenhalt verwandter Menschen in Gruppen veranlasste,



war doch von Anfang an eine Ursache der Auflösung in Thätigkeit, welche ihre Wirkungen in die Erscheinung treten liess, sobald es die umgebenden Bedingungen gestatteten. Die Fleissigen und Geschickten fühlten sich allezeit dadurch belästigt, dass sie nicht im Stande waren, aus ihrer Überlegenheit Vortheil zu ziehen. Sie ärgerten sich, wenn sie sahen, dass die Faulen denselben Antheil vom Vortheil erhielten, wie sie selbst. In Bezug auf die südslavischen Hausgemeinden sagt Sir HENRY MAINE:

„Das unternehmende und energische Mitglied der Bruderschaft ist in beständigem Aufruhr gegen ihren natürlichen Communismus. Er geht ausser Landes und erwirbt sich sein Vermögen und widersteht kräftig der Forderung seiner Verwandten, dasselbe zu gemeinsamer Verrechnung zu bringen.“

Wo der Friede es gestattete, hat die in dieser Weise angeregte Zersetzung schon seit langer Zeit begonnen und fortgedauert; als Beweis mag folgende Stelle von Mr. ARTHUR EVANS dienen:

„Die Hausstände sind hier [Radovatz] nicht so gross wie in andern Theilen der Militärgrenze; offenbar müssen in früheren Zeiten die Einwohner irgend welche Mittel und Wege gefunden haben, das Gesetz zu umgehen und ihr Besitzthum zu theilen . . . die Wirkungen der ‚Theilungsgesetze‘ fangen an, sich fühlbar zu machen . . . Uns wurde ein Haus gezeigt, wo in der Familie soeben ein Streit ausgebrochen war und sie sich getheilt hatte.“

Gleichen Sinnes ist die Bemerkung KOWALEVSKY'S:

„C'est donc l'instinct d'individualisme qui mine et désagrége l'institution de la communauté familiale; c'est lui qui incite les membres majeurs de la famille à revendiquer la libre disposition de leurs acquêts et à devenir les promoteurs du partage forcé accompli du vivant du père.“

Als Erläuterung der Thatsache, dass die politische Ordnung und die industrielle Ordnung ihrem Grunde nach verwandt sind, ist es interessant, in M. DE LAVELEYE'S ‚Primitive Property‘ eine Bemerkung zu lesen, welche zeigt, dass diese häusliche Veränderung Hand in Hand geht mit dem allgemeinen Verfall der Subordination.

„In der russischen Familie wie im russischen Staate ist die Idee der Autorität und der Gewalt vermengt mit der des Alters und der Vaterschaft . . . Der Kaiser ist der ‚Vater‘ . . . Seit der Emancipation ist die alte patriarchalische Familie auf dem Wege zu zer-

fallen. Das Gefühl der individuellen Unabhängigkeit schwächt sie und zerstört sie. Das junge Volk gehorcht nicht mehr „den Alten.“

Aber was die Auflösung dieser Verwandtengruppe betrifft, so ist vielleicht die deutlichste Vorstellung davon Auszügen aus JIREČEK's Schilderung der Hausgemeinden in Bulgarien, von denen gegenwärtig nur noch wenige übrig sind, zu entnehmen. Eine jede derselben, ein *rod* oder *roda* (*gens*) genannt, trägt meistens den Namen eines Vorfahren. Heutzutage wird der Anführer gewählt. Er leitet die Arbeiten und das Leben der Gemeinde und repräsentiert sie in allen äusseren Verhandlungen. Der fortschreitende Zerfall derselben ist zum Theil Folge der häufigen inneren Revolutionen, — Unzufriedenheit mit den Anführern und Wechsel derselben, — zum Theil Folge der Wanderungen der Mitglieder zum Aufsuchen von Arbeit und deren schliessliche Trennung: zweifellos durch das Verlangen veranlasst, das von ihnen Erworbene für sich zu behalten.

Wesentlich die gleichen Ursachen sind auch in den indischen Gemeinden wirksam. Mr. GHOSH weist darauf hin, dass Unähnlichkeit des Charakters zwischen verschiedenen Stämmen, ebenso wie Verschiedenheit in ihren Beschäftigungen in verschiedenen Graden die Neigung zur Auflösung hervorrufen, dass sich aber die Neigung überall unter den gegenwärtigen friedlichen Zuständen zeigt. Er hebt gewisse Gründe zur Eifersucht innerhalb der Gemeinden hervor, ebenso die „von den britischen Gerichtshöfen gewährten Erleichterungen, den Einzelgenuss des communalen Besitzthums sich zu sichern,“ und sagt:

„Die Folge ist daher gewesen, dass unter dem Dayabhaga-Gesetz die communalen Beziehungen sich meist in der dritten oder in der zweiten Generation, vom Gründer der Familie an gerechnet, auflösen.“

Und in Indien geschieht es wie anderwärts, dass, wenn einmal irgend ein Grad besondern Eigenthumsrechts anerkannt wird, der Auflösungsprocess beginnt. So sagt Sir HENRY MAINE:

„Bei den Hindus ist es [das *peculium*] die hauptsächliche Ursache der Auflösung der Familienverbände; es scheint in den süd-slavischen Ländern in gleicher Weise zerstörend zu wirken.“

Wenn man sich daran erinnert, dass die Erlaubnis, sich ein *peculium* zu ersparen, bei den Römern und bei andern Völkern das Selbstloskaufen der Sklaven möglich gemacht hat, so



ist es instructiv, die Beobachtung zu machen, dass es auch zur Unabhängigkeit der Mitglieder der Gemeinden führt. Die Ertragnisse der Arbeit eines Sklaven sind das Eigenthum seines Herrn und die Ertragnisse der Arbeit jedes einzelnen Individuum in einer Hausgemeinde sind das Eigenthum der Gemeinde. Aber genau so, wie ein Sklave wünscht, seine Kräfte nach seinem Belieben zu verwenden und Alles zu erhalten, was ihm die Benutzung derselben bringt, strebt danach auch ein Mitglied einer Gemeinde, welches derselben an Arbeit mehr bietet, als was sie ihm an Gewinn gewährt. Ein jedes Glied der Gemeinde wünscht selbst völliger Besitzer zu sein, und ein jedes benutzt das von ihm erworbene peculium dazu, diesen Zweck zu erreichen.

Endlich muss indessen bemerkt werden, dass die von den Massen von Menschen auf die verschiedenen oben beschriebenen Weisen erlangte industrielle Freiheit doch noch immer in den meisten Ländern unvollständig bleibt und selbst in England bis in die Erinnerung jetzt noch lebender Personen unvollständig geblieben ist. Mit Ausnahme von London konnte kein Handwerker irgend andere Beschäftigung treiben als die, für welche er die Lehrzeit durchgemacht hatte. Erst im Jahre 1814 wurde diese Beschränkung beseitigt, und erst 1824 wurde vollkommene Freiheit auszuwandern gewährt. Überdies war es bis zu letzterem Datum den Handwerkern nicht erlaubt, im Reiche herumzureisen, um sich Arbeit zu suchen.

#### §. 815.

Im Anfange dieses Capitels wurde darauf hingewiesen, dass freie Arbeit und Vertrag in Wechselbeziehung zueinander stehen. Nachdem wir nun die verschiedenen Ursprungsquellen der einen verfolgt haben, müssen wir nun die in Begleitung damit auftretende Entwicklung des andern untersuchen. Da die erstere den letzteren mit sich zieht, so ist das nothwendige Resultat, dass der letztere allgemein und bestimmt geworden ist in dem Verhältnis, in welchem die erstere so geworden ist.

Verträge wurden in den ältesten Zeiten, aus denen Nachrichten erhalten sind, von zum Theil civilisierten Völkern abgeschlossen, so wenn Abraham die Höhle von Macpelah kaufte (mit Benutzung des in den benachbarten Städten gebräuchlichen

Zahlungsmittels). Auf assyrischen Tafelchen „sind viele Verträge zum Verkauf oder zum Miethen von Landbesitz oder von Sklaven gefunden worden“. Ohne uns bei früheren Fällen aufzuhalten, wollen wir uns nach Rom wenden, wo, wie ESCHENBURG sagt, die Mitglieder der Gewerbegilden, oder collegia, „Arbeiten für den Staat oder für individuelle Bürger ausführten, welche nicht im Stande waren, sich Sklaven zu halten“. Der letzte Theil dieser Angabe ist bezeichnend, da er beweist, dass in den alten römischen Hausgemeinden Arbeiten verschiedener Art innerhalb der Gruppe selbst ausgeführt wurden (wie in den Haus- und Dorfgemeinden der Hindus und der Teutonen), dass aber, als eine Classe auftrat, welche keine Sklaven hielt, Contracts nothwendig wurden. Wenn eine Hausgemeinde sich in eine Dorfgemeinde erweitert hat und gewisse Mitglieder der sich vermehrenden Gruppe specielle Arten von Arbeit für die übrigen ausführen und dafür so und so viel Korn oder ein so und so grosses Stück Land zur Bebauung zugewiesen erhalten, so ist dies eine Vorbildung eines Contracts, es ist aber noch kein eigentlicher Vertrag, da die Zutheilungen willkürlich von der Autorität der Gruppe festgesetzt werden. Der eigentliche Vertrag entsteht nur, wenn die Arbeit und die Bezahlung vorsätzlich ausgetauscht werden; und während dies einerseits nur eintreten kann, wenn die zu einer Übereinkunft zusammentretenden Parteien unabhängig sind, so muss es andererseits bei ihrer Unabhängigkeit eintreten.

Diese uns so einfach und verständlich scheinende neue Form des Zusammenwirkens schien es ursprünglich nicht zu sein. Die Thatsache, dass Wilde anfangs den Tausch nicht verstanden, wirft auf die Thatsache Licht, dass in alten Zeiten in Europa Handelsgeschäfte nicht ohne Schwierigkeit eingewöhnt wurden, da Familienbeziehungen nicht die Gedanken an Tausch enthielten. So bemerkt Professor CUNNINGHAM:

„Zu Cäsar's Zeiten . . . wurde die Gesellschaft durch die Bande des Blutes und der persönlichen Verpflichtung zusammengehalten.“

„Das höher entwickelte Leben des elften Jahrhunderts umfasste die gewohnheitsgemässe Anwendung bestimmter Ideen von Eigenthum und Stand, wie sie Leute in dem von Cäsar beschriebenen Zustande nicht erfasst haben konnten. Die Verhandlungen auf Märkten und Messen, ebenso wie das Zuthellen bestimmter Strecken Landes, machten



die Anwendung von Maassstäben nothwendig, für welche die primitiven Germanen nur geringe Verwendung haben konnten.“

Dieser letzte Satz weist auf einen andern Factor in der Entwicklung des Vertrages hin. Von einer der wichtigsten Seiten her betrachtet, enthält der Process der Entwicklung, gleichviel von welcher Art, eine Änderung vom Unbestimmten zum Bestimmten, und dies ist der Fall mit Massen der Quantität, mögen sie Gewicht, Inhalt, Länge oder Fläche betreffen. „Während primitive Stämme das Land sehr oberflächlich und roh nach Einheiten abschätzen mögen, welche keinen genauen Flächenwerth besitzen, verlangen die Landwirthe in einer hochcivilisierten Gesellschaft danach, ein genaues metrisches System zu haben.“ Ähnlich verhält es sich mit andern Contracten; die Gewohnheit zu tauschen führte zur Präcision der Maasse, und umgekehrt erleichterte die Präcision der Maasse das Tauschen. Von organischen Längen und Gewichten abgeleitet, — die Elle, der Fuss, das Karat, der Gran, — wurden erst im Verlaufe der Zeit die Maasse präcis und staatlich autorisiert. Auch konnte erst dann die Idee der Gleichwerthigkeit durch einen Vergleich der Mengen deutlich gemacht werden, welche verschiedene Händler beim Tausch gaben.

Zur vollständigen Entwicklung des Vertrages waren also bestimmte Maasse des Werthes erforderlich. Wir haben im VIII. Capitel gesehen, wie bedeutend auf früheren Entwicklungszuständen der Tausch durch das Fehlen eines Umlaufmittels gehindert wurde. Wir haben gesehen, wie ein Umlaufmittel, welches zuerst aus den wichtigsten Lebensmitteln, wie Rindern, bestand, Einheiten veränderlichen Werthes hatte. Als angefertigte Artikel, — Waffen, Werkzeuge, Zeuge, — Tauschmittel wurden, charakterisierte noch immer Unbestimmtheit die Preise. Als Gewichtsmengen von Metall als Geld angewandt wurden, machten Verschiedenheiten in den Gewichtseinheiten die Werthschätzung der tauschbaren Gegenstände mehr oder weniger unbestimmt. Selbst als geprägte Münzen in Gebrauch kamen, führte das Ausmünzen an verschiedenen Orten durch verschiedene Personen zur Ungleichheit in den Metallbeträgen; und nachdem das Prägen durch den Staat andere Münzstätten ersetzt hatte, führte Entwerthung wieder zur Unbestimmtheit zurück. Erst in neueren Zeiten haben zuverlässige Münzsysteme den Verträgen Präcision

gegeben; und selbst jetzt noch stört entwerthetes Papiergeld an verschiedenen Orten diese Präcision.

Es muss auch noch ein anderer Umstand angeführt werden. In Zeiten, wo das Schreiben noch nicht so vorherrschend war und wo man sich auf die Versprechungen der Leute weniger verlassen konnte als heutzutage, hatten die Verträge jene Art von Unbestimmtheit, welche die Form von Unsicherheit annimmt. Das Bedürfnis nach Zeugen veranlasste Hindernisse. In angelsächsischen Zeiten —

„mussten Geschäfte öffentlich vor Zeugen abgeschlossen werden, da es kein Mittel gab, eine regelrechte Quittung auszustellen; es dürfte häufig für einen Mann schwer gewesen sein, zu beweisen, dass er einen gekauften Artikel nicht gestohlen habe, bis seine Angabe nicht durch Zeugnisse erhärtet war; daraus entstand die Nothwendigkeit, ‚in port‘ zu handeln“.

In späteren Zeiten gab es vom Staate angestellte Beamte auf den Märkten, vor welchen Geschäfte abgeschlossen und Tausche ausgeführt wurden, ebenso wie es in früheren Zeiten im Orient der Fall war.

Endlich hat zur Entwicklung des Vertrags die menschliche Natur die entsprechenden Modificationen durchzumachen. In niederen Entwicklungszuständen ist nicht bloss Alles, alle Verhandlungen, alle Ideen ungenau; es besteht sogar eine Abneigung gegen Genauigkeit. Der Unerzogene hat eine positive Vorliebe für Unbestimmtheit: Zeugnis hierfür giebt der Widerstand der Köchinnen gegen den Gebrauch von Gewichten und Maassen und das Vorziehen von ‚Handvoll‘ oder ‚Prisen‘. Im Oriente, wo die Geräthe roh sind und die Linien, Curven und Oberflächen industrieller Producte niemals ganz richtig sind, sind heutigen Tages noch alle Dinge unbestimmt. Wie unsere eignen in alten Zeiten sind die engen Strassen im äussersten Grade unregelmässig; die nicht drainierten Landstrassen sind nicht begrenzt; nach langem Feilschen werden Gegenstände um die Hälfte von dem verkauft, was verlangt wurde; es besteht Widerwille gegen bestimmte Abmachungen. Unterhandlungen mit einem Dolmetscher müssen vorsichtig geführt werden, damit er nicht, wenn man den Versuch macht, ihn sogleich zu binden, polternd davongeht; und dazwischen werden Geschenke ausgetheilt und empfangen: es wird in dieser Weise merkwürdig



genug die abgebrochene Spur der ursprünglichen Form des Tauschverkehrs sichtbar. Selbst bei uns können wir noch dieses Bestehenbleiben von Geschenken und diese Vorliebe zur Unbestimmtheit beim Handel und Verkehr niederer Arten erkennen, — so bei der ‚Bauermannel‘, beim ‚Häufen‘ der Maasse, bei den ‚Zulagen‘. Und der Gegensatz zwischen derartigen Abmachungen und den Geschäften einer Bank, wo die Berechnungen bis auf einen Pfennig ausgeglichen werden, zeigt die Verschiedenheit zwischen unentwickeltem Verträge und dem Vertrag in seinen entwickeltsten Formen.

Während daher im Verlaufe des socialen Fortschrittes vom unfreiwilligen Zusammenwirken zum freiwilligen Zusammenwirken freie Arbeit und Vertrag sich zusammen entwickeln, wobei ein Jedes das Andere möglich macht, hängt auch die Entwicklung beider von parallelen Bedingungen ab. Keines von beiden kann ohne das Andere fortschreiten und keines von beiden kann ohne verschiedene andere Fortschritte weiter-schreiten. Es besteht nicht bloss eine wechselseitige Abhängigkeit der Theile im socialen Organismus, sondern auch eine wechselseitige Abhängigkeit der Einflüsse.

## XVIII. Capitel.

### Verbundene freie Arbeit.

#### §. 816.

Bis hierher haben wir es, wenn nicht ausschliesslich, so doch hauptsächlich mit gewerblichen Beziehungen zwischen Individuen zu thun gehabt. Wenn auch in einigen oben angeführten Fällen ein Meister mehrere, zuweilen sogar viele Arbeiter angestellt hat, so hat er doch jeden einzelnen besonders controlirt: ein jeder von ihnen hat dieses oder jenes besondere Stück Arbeit seinem Auftrage entsprechend besorgt. Mit andern Worten, die Arbeit ist ihrem Wesen nach im Detail geleistet worden, nicht im Grossen.

Von solcher En-gros-Arbeit waren die älteren Formen natürlich erzwungen. Von unter Zwang gehaltenen Arbeitern sind die Pyramiden in Ägypten und die ungeheuern Bauwerke in Assyrien ausgeführt worden. Ausser Leibeigenen in ihren ‚Factoreien‘ hatten die Phönizier wie andere alte Völker Galeerensklaven. Ohne Zweifel sind auch die öffentlichen Arbeiten bei den Griechen, so der beabsichtigte Canal quer durch den Isthmus von Korinth durch Sklavenarbeit ausgeführt worden. So war es auch bei den Römern. MOMMSEN schreibt:

„Die Anlage der marcischen Wasserleitung erfolgte in der Art, dass die Regierung mit 3000 Meistern zugleich Bau- und Lieferungsverträge abschloss, von denen dann jeder mit seiner Sklavenschaar die übernommene Arbeit beschaffte.“

Wenn auch nicht auf gleich ausgedehnte und völlig organisierte Weisen, so doch in einer dem Charakter nach verwandten Art, müssen die grossen, uns vom Mittelalter hinterlassenen Bauwerke ausgeführt worden sein. Nichtgelernte Arbeiter, welche den Steinmetzen beim Baue der grossen Münster halfen, waren wahrscheinlich Leibeigene von den Kirchengütern; und der mühsame Theil der Schlossbauten wurde zweifelsohne hauptsächlich von den Leibeigenen der Edelleute ausgeführt. Von England können wir den Bau des Schlosses von Windsor als Beispiel anführen. Wir lesen, dass der Runde Thurm das Product gelernter Handwerker war, welche in verschiedenen Theilen des Königreichs gepresst waren: Heinrich VIII. verfuhr dabei in kleinem Maassstabe ebenso, wie Kufu in grossem Maassstabe verfuhr. Und wir haben bereits gesehen, dass in jenen Zeiten Gruppen von Bürgern oder Innungsgeossen ummauerter Städte gezwungen wurden, an den Festungswerken zu arbeiten.

Es konnte allerdings vor wenigen Jahrhunderten nicht anders hergehen. Es gab eben an keinem Orte freie Arbeiter in erforderlicher Anzahl, um sich zur Ausführung grosser Arbeiten verbinden zu können.

#### §. 817.

Eine der frühesten Formen von Combination bei freien Arbeitern, oder vielmehr halbfreien Arbeitern, trat auf bei der Bemannung von Schiffen. Allerdings kann die Bemannung von Kriegsschiffen während Kriegszeiten nicht durchgängig in dieser



Weise betrachtet werden; denn erpresste Matrosen sind Sklaven in Bezug auf ihren unter Zwang geleisteten Dienst, — ja, sie sind schlimmer daran als Sklaven, weil sie dem ausgesetzt sind, getödtet zu werden. Aber die Mannschaft von Kauffahrteischiffen gehört in einer etwas modificierten Form zu der Classe, die wir hier betrachten. Ich sage: in einer etwas modificierten Form, weil auch sie während ihrer verpflichteten Dienstzeit in der Lage von Sklaven sich befinden: sie stehen unter despotischer Zucht und sind im Falle von Ungehorsamkeit schweren Strafen unterworfen. Freie Arbeiter sind sie nur in so fern, als sie vollständig frei sind, diese zeitweiligen Verträge der Knechtschaft anzunehmen oder zurückzuweisen: gewöhnlich haben sie zwischen einem solchen Verträge und einem andern derselben Art zu wählen. Im Übrigen ist ihre Arbeit in andern Beziehungen kaum von der hier betrachteten Art; denn sie stehen, einzeln verschieden beschäftigt, zu ihrem Capitän in individuellen Beziehungen, und zwar viel mehr denn als Arbeiter, welche in geschlossenen Gruppen ein und dasselbe verrichten.

Unter vereinigten, in eben genannter Weise ausgezeichneten Arbeitern sind an erster Stelle diejenigen zu nennen, welche an den halböffentlichen, von Actiengesellschaften unternommenen Werken beschäftigt sind: Landstrassen, Canäle, Eisenbahnen. Von den Meistern und den Leuten, welche vor Generationen die Kunststrassen gebaut haben, wissen wir nur wenig. Es ist indessen ziemlich klar, dass das erforderliche Geld durch locale Subscriptionen aufgebracht wurde mit dem Hinblick darauf, dass die Zinsen aus den Erträgen der Zölle bezahlt werden würden, und dass wahrscheinlich Strecken von einer Meile, oder dergleichen, örtlichen Unternehmern übergeben wurden, welche die landwirthschaftlichen Arbeiter der Umgebung anstellten. Dass die Trupps von Leuten sich aus solchen zusammensetzten, folgt aus der Thatsache, dass sie, wie im Leben Mr. BRASSEY's angegeben wird, noch in neueren Zeiten bei grösseren und späteren Unternehmungen, an erster Stelle bei Canälen, in dieser Weise zusammengesetzt waren. Da diese ursprünglich als binnenländische Schiffahrten bezeichnet wurden, wurden die dabei beschäftigten Arbeiter populär als Seefahrer, 'navigators', in 'navvies' abgekürzt, bekannt; und schliesslich wurde dies der Name für alle Arbeiter, welche in Trupps Erde abgruben und karren.

In den ersten Zeiten des Eisenbahnbaues wurden Theilstrecken einer Linie, jede einige wenige Meilen lang, einzelnen Unternehmern übergeben, welche in manchen Fällen alle erforderlichen Arbeiten übernahmen, — Durchschnitte, Dämme, Brücken u. s. w., — in andern Fällen nur Arbeiten einer Art. Einige dieser Unternehmer, welche reichlichen Gewinn erzielten, erwarben sich Reichthum; und sehr häufig unternahm einer derselben eine ganze Linie. Es bestand aber in einer andern Form die Theilung der Arbeit in Theilstücke noch fort: der Hauptunternehmer verband sich mit Unter-Unternehmern entweder zur Ausführung einzelner Strecken oder für verschiedene Arten von Arbeit auf einer Strecke — Erdarbeit, Ziegelbau u. s. w. Wir erfahren aus ‚The Life and Labours of Mr. BRASSEY‘:

„Diese Unter-Contracte variirten von 5000 £ bis zu 25 000 £; ... die Zahl der von diesen beschäftigten Arbeiter schwankte von ein- bis dreihundert, — die erste Zahl kam gewöhnlicher vor als die letztere. Von diesen Unter-Unternehmern wurden auch gelegentlich einzelne Arbeiten noch weiter vergeben.“

Diese Organisation wurde bis in's Einzelste ausgeführt. Ausser der Theilung der Gesamtzahl der die Linie erbauenden Arbeiter in grosse Gruppen unter einzelnen Unter-Unternehmern oder Meistern, und ausser der ferneren Theilung dieser in Gruppen, welche wieder von Unter-Unter-Unternehmern beschäftigt wurden, bestand noch die weitere Theilung in noch kleinere Gruppen, welche die eigentlich arbeitenden Trupps darstellten, — Haufen von Leuten, welche einzeln von Einem angeführt wurden, der in jenen Zeiten ein ‚butty‘ genannt wurde und jetzt als Vorarbeiter oder Vormann bezeichnet werden würde. Das Vormann-System bestand darin, —

„dass eine gewisse Arbeit einer Rotte [‚gang‘] von ungefähr zehn oder dreizehn Mann, wie gerade der Fall lag, übergeben wurde und dass die Einnahme von der Arbeit gleichmässig unter sie vertheilt wurde, wobei dem Vormann etwas extra bewilligt wurde. Dieses System entstand, als zuerst mit dem Bau von Canälen in England begonnen wurde.“

Durch diese Vereinigung einiger weniger Leute, welche gemeinsame Interessen hatten, welche jeder unter der Andern Augen und unter den Augen ihres Vormanns arbeiteten, war man bedeutender Erfolge sicher: eine Ursache davon



war, dass nur erprobte gute Arbeiter zur Rotte zugelassen wurden.

Hierin bietet die industrielle Organisation eine Parallele zu der militärischen Organisation in ihren Theilungen dar. Bei den Römern, welche dieselbe so hoch entwickelten, enthielten die grösseren militärischen Massen Unterabtheilungen, welche an Grösse bis zu solchen abnahmen, die unter Centurionen und endlich unter Decurionen standen, — eine Anordnung, welche dem Princip nach, wenn nicht im Einzelnen, bei allen modernen Armeen befolgt wird; und wie wir gesehen haben, waren auch Gruppen römischer Sklaven in gleicher Weise in kleinere Gruppen eingetheilt. Das Gleiche war der Fall in jenem Reiche, welches die gradweise Untereintheilung eines stehenden Heeres so vollkommen durchführte, — in Peru. Die Arbeiter wurden in Gruppen von Tausenden, Hunderten und Zehnen unter ihren betreffenden Beamtenclassen eingetheilt. Und nun sehen wir, dass grosse Massen von Leuten, deren Verbindungen freiwillig anstatt zwangsweise erfolgen, nichtsdestoweniger in einfache Gruppen innerhalb zusammengesetzter und diese innerhalb doppelt-zusammengesetzter zerfallen. Dass derartige Methoden der Organisation für erfolgreiche verbundene Thätigkeit nothwendig sind, mag es zum Kämpfen oder zum Arbeiten sein, wird um so deutlicher hervortreten, wenn wir den Parallelismus beachten, welcher in dieser Hinsicht wie in so vielen andern Beziehungen zwischen socialen und organischen Gebilden besteht. Denn jedes grosse Organ in einem Organismus besteht aus kleinen Theilen, zur Bildung grösserer Theile miteinander zusammengefasst, welche grössere Theile wiederum zur Bildung noch grösserer Theile zusammengefasst sind. Um einen Muskel zu bilden, ist eine Anzahl contractiler Fasern in eine Scheide eingeschlossen. Eine Anzahl solcher mit einer Scheide versehener Bündel wird von einer weiteren Scheide umschlossen; ferner sind wiederum viele von diesen zusammengesetzten Bündeln von einer noch weiteren Scheide vereinigt, und so weiter fort. Eine ähnliche Art der Zusammensetzung findet in den grösseren Drüsen statt. Diese Analogie, ebenso wie die andern Analogien zwischen einem socialen Organismus und einem individuellen Organismus ist wegen der Erfordernisse der Zusammenwirkung nothwendig. Wenn die Zehntausende von Fasern, welche einen Muskel zusammen-

setzen, einfach nebeneinander gelegt wären, so würde offenbar der nervöse Reiz nicht so angeordnet werden können, dass eine gleichzeitige Zusammenziehung aller verursacht würde. Wenn aber ein Nervenreiz so durch irgend einen Stammnerven weitergeleitet wird, dass nach Theilungen, Untertheilungen, und Unteruntertheilungen seine Endzweige einzeln in kleinen Fasergruppen endigen, dann kann er dieselben sämmtlich zum gleichzeitigen Zusammenwirken bringen. So ist es auch im socialen Leben. Die Kämpfe zwischen Horden Wilder und organisierten Truppen zeigen uns, dass Erfolg im Kriege von analoger Gruppierung und Untergruppierung abhängt. Wenn wir uns vorstellen, dass eine grosse europäische Armee plötzlich nur ein Schwarm von Soldaten würde, so wäre ihre sofortige Niederlage durch eine feindliche Armee, welche ihre Eintheilung in Regimenter behalten hätte, sicher. Und wie wir gesehen haben, haben industrielle, zur Ausführung grosser Werke verwandte Armeen einen ähnlichen Bildungstypus angenommen. Ich lege besonders Nachdruck auf diese Thatsache, weil wir sie im Sinne behalten müssen, wenn wir später die Pläne verschiedener socialer Reformatoren betrachten werden.

Wir haben noch eine andere allgemeine Thatsache zu beachten. Vor Kurzem sahen wir, dass nothwendigerweise freie Arbeit und Vertrag gleichzeitig entstehen: sie sind correlative Erscheinungen. Sie entwickeln sich daher natürlich zusammen, aus kleinen Anfängen zu grösserem Umfang. Der Unternehmer ist in seiner ersten Entwicklungsform ein geschickter Arbeiter, welcher irgend ein kleines Stück Arbeit für einen übereingekommenen Preis unternimmt und andere, ihm gleiche Arbeiter miethet, um ihm zu helfen: er steht ihnen gegenüber in einem analogen Verhältnis wie ein ‚butty‘ oder Vormann in späteren Zeiten seiner Gruppe gegenüber steht. Der Erfolg verschafft ihm ein kleines Capital, welches ihn in den Stand setzt, Verträge zur Übernahme grösserer Arbeiten einzugehen; und so wird er Schritt für Schritt, wenn er in angemessener Weise klug ist, mit der Zeit ein grosser Unternehmer: Beweis hierfür ist, dass es noch vor einer Generation mehrere solche gab, welche nicht schreiben konnten. Auf einer späteren Stufe wurde der Gebrauch, infolge dessen eine zum Bau einer Eisenbahn gebildete Gesellschaft Unternehmer verwandte, umgekehrt. Der



Unternehmer, welcher einen Ingenieur und einen Juristen zu Rathgebern annahm, brachte ein Collegium von Directoren zusammen und bildete eine Gesellschaft, welche durch seine Ernannten ihm das gewünschte Unternehmen zu vortheilhaften Preisen übertrug. Diese Umwandlung, wie so viele andere, zeigt uns, dass ein ursprünglich zur Erfüllung einer Leistung gebildeter Factor leicht eine Stufe erreicht, auf welcher seine Selbsterhaltung die wesentliche und die von ihm auszuführende Function die secundäre Sache ist.

§. 818.

Diese Verbindungen freier Leute, welche sich nach der Vollendung der Arbeiten ausser dem Hause, für die sie angestellt waren, wieder auflösen, folgen in Bezug auf die Zeit ihres Auftretens den Verbindungen jener, welche Beschäftigungen im Hause haben, — Verbindungen, welche nicht enden, weil die Erzeugnisse ihrer Arbeit nicht aufhören. Ich beziehe mich natürlich auf die verbundene freie Arbeit der Fabrikarbeiter.

Obgleich uns bestimmte Beweise fehlen, so können wir doch getrost folgern, dass hier eine Entwicklung aus einfachen Keimen vorliegt, welche in früheren Zeiten überall unter der häuslichen Form von Meister, Gesellen und Lehrling bestanden. Die Thatsache, dass Innungsverordnungen vorhanden waren, welche die Zahl der Beschäftigten eng begrenzten, lässt darauf schliessen, dass erfolgreiche Meister beständig danach strebten, die Zahl ihrer Arbeiter zu erweitern: ein Beweis hierfür liegt in der Thatsache, dass im Jahre 1340 Thomas Blanket in Bristol zu einer Geldbusse verurtheilt wurde, weil er in seinem Hause mehrere Webstühle und gelohnte Weber hatte. Wenngleich diese Repressivmaassregeln im Allgemeinen wohl wirksam waren, so wurden sie zweifellos zuweilen umgangen. Einer der Beweggründe, in Vorstädte oder entferntere Orte ausserhalb des Bereichs der Innungsgesetze auszuwandern, dürfte die Möglichkeit gewesen sein, dort mehr Leute zu beschäftigen, als die Gilden erlaubten: sowohl Meister als Arbeiter hatten das Verlangen, willkürlichen Beschränkungen zu entgehen. Grund zur Vermuthung, dass manche von den frühesten Verbindungen vieler Leute unter einem Meister an derartigen von den Ordnungen nicht betroffenen Orten entstanden, wird durch die Schilderung

eines Etablissements dargeboten, welches in Heinrich's VIII. Zeit in Newbury, — zweifellos anfangs ‚New-borough‘ genannt, — existierte: in seinem Namen liegt der Hinweis darauf, dass sein Ursprung, verglichen mit dem anderer Städte, neueren Datums war. Unter FULLER's Ehrenmännern wird ‚Jack of Newbury‘ beschrieben als „der bedeutendste Tuchmacher (ohne phantastische Übertreibung), den England jemals gesehen hat“; nach einer metrischen Romanze aus jener Zeit beschäftigte er 200 Handwebstühle in einem Saale, jeder von einem Mann und einem Knaben bedient, 100 Krämpler, 200 Spinner, 150 Kinder zum Packen der Wolle, 50 Scherer, 80 Roller [des Tuchs auf die Walzen], 40 Färber und 20 Walker, — alles zusammen über 1000: eine Beschreibung, welche selbst unter der Annahme einer wahrscheinlichen Übertreibung auf einen ausgedehnten Fabrikbetrieb schliessen lässt. Und FULLER's Bemerkung, dass ‚Jack of Newbury‘ „der bedeutendste Tuchmacher“ gewesen ist, lässt weiter schliessen, dass auch noch anderwärts Fabrikanlagen bestanden, in denen ein Mann viele Hände beschäftigte.

Ursprünglich hemmte der Mangel an Capital derartige Entwicklungen. In den Zeiten des Eroberers und ohne Zweifel noch lange Zeit nachher „gab es keine Fonds, welche zur Gründung neuer Industrien oder zur Überleitung der Arbeit in neue Richtungen hätten benutzt werden können; im Geschäft angelegtes Vermögen gab es ohne Zweifel, aber kein Capital, wie wir gegenwärtig den Ausdruck gebrauchen“. In jenen Zeiten bestand das Besitzthum aus Land, Häusern und Viehstand, meist in den Händen feudaler Herren und ihrer Lehnslente. Die Ansammlung von Besitz seitens der Bürger, zunächst in der Form des im Geschäft steckenden Geldes und Massen von geprägten Münzen, muss ein langsamer Vorgang gewesen sein. Das Geld konnte nicht angelegt werden, ausser in Hypotheken (und diese waren nicht immer zu finden); auch gestatteten diese nicht ein sofortiges Realisiren im Falle des Bedarfs. Ausser den künstlichen Hemmnissen bestand daher für die Ausdehnung dieser Form von verbundener freier Arbeit auch ein natürliches Hemmnis.

Mitten unter den verschiedenen, nur undeutlich erkennbaren und an verschiedenen Örtlichkeiten durch locale Verhältnisse verschieden gemachten Thatsachen kann eine allgemeine Thatsache unterschieden werden; dass nämlich anfangs wenig mehr



als einfaches Zusammentreten von Arbeitern gleicher Arten zu beobachten ist. Ehe Einheiten organisiert werden können, müssen sie miteinander verbunden werden; und bei der Entwicklung des Fabriksystems gieng einfache Integration der Differenzierung und Combination voraus. In Bezug auf diese Entwicklungsstufe in Frankreich unter Louis XV. bemerkt LEVASSEUR:

„Es scheint, als ob grosse Etablissements mehr dazu dienten, isolierte Arbeiter unter ein und dasselbe Dach zu bringen, als ihre Thätigkeit systematisch zur Ausführung einzelner Zwecke zu vereinigen.“

Wenn wir uns in Bezug auf weitere Erläuterungen auf England beschränken, so finden wir, dass sich in mehreren Fällen ein vorausgehender Entwicklungszustand erkennen lässt, in welchem diese gleichartigen Arbeiter in der Nachbarschaft irgend eines grossen Mittelpunktes zerstreut gelebt haben, mit welchem sie in gewerblichen Beziehungen standen. Anfangs gab es zahlreiche vereinzelte Weber, welche ihre Webstühle in ihren eignen Häusern hatten und unabhängig arbeiteten, wobei sie häufig in Zwischenräumen einen Theil ihrer Kraft der Landwirtschaft widmeten. Aus diesem Entwicklungszustand gieng ein anderer hervor. Zeitig schon im vorigen Jahrhundert —

„kauften in Lancashire die Weber, welche durch den ganzen District zerstreut in ihren Häuschen lebten, das Material, arbeiteten es auf und verkauften es dann für ihre eigene Rechnung an die Händler. Aber gegen die Mitte des Jahrhunderts fieng das Geschäft an, eine neue Form anzunehmen; — die Meister oder hauptsächlichsten Händler von Manchester gaben den Webern Baumwolle und leinenes Garn für den Aufzug. Das Zubereiten und Spinnen der Baumwolle wurde entweder von der eignen Familie des Webers besorgt oder von Personen, welche er anstellte und bezahlte, während er von seinem Brodherrn für die geleistete Arbeit einen festgesetzten Preis erhielt.“

Wir sehen hier, wie der Weber aus einem Zustande, in welchem er zugleich Meister und Arbeiter war, in den Zustand übergeht, in welchem er für einen Meister arbeitet, wenngleich dies nicht unter dem Dache des Meisters geschieht. In einigen Industriezweigen besteht dies System noch jetzt, und zwar gleichzeitig mit dem weiter entwickelten System. So ist dies nicht nur beim Weben von Wolle und Baumwolle der Fall,

sondern auch bei der Anfertigung von Strümpfen, Nägeln und beim Sticken der Zeuge. Ein Schritt zum Übergang wurde in den Webdistricten im letzten Theil des vorigen Jahrhunderts sichtbar, wo Meister-Zeugweber Wolle im Grossen ankauften und sie „den Arbeitern zum Aufarbeiten theils in ihren eignen Wohnungen, theils in denen der Meister übergaben“. Offenbar ist der Widerstreit zwischen den beiden Systemen der getrennten Hausindustrie und der von vielen gleichartigen Arbeitern in einem und demselben Gebäude betriebenen Industrie langsam aus dem bedeutenden Vorherrschen der letzteren Form hervorgegangen. Für manche Gewerbszweige, wie Glas- und Porzellanmanufactur in Frankreich, das Fertigen von Spitzen in England, wurden vor länger als einem Jahrhundert eine bedeutende Zahl von Arbeitern von einzelnen Fabrikherren beschäftigt, deren Materialien sie mit deren Werkzeuge verarbeiteten; und was damals ausnahmsweise vorkam, ist seitdem allgemein geworden.

Natürlicherweise hat verbundene freie Arbeit unter dieser Form mehr und mehr die einzeln zerstreute freie Arbeit ersetzt, und zwar wegen der dadurch erreichten Ersparnis. Maschinen, welche ein Arbeiter anstellender Capitalist liefert, sind aller Wahrscheinlichkeit nach besser und werden viel schneller verbessert als die, welche einzeln lebende arme Leute besitzen. Die Regelmässigkeit und die Methode, auf welchen ein Meister sicherlich bestehen wird, müssen beide zu wirksamer Production führen. Und ferner können die Vorräthe an Rohmaterial von einem verhältnismässig reichen Manne, welcher im Grossen einkauft, zu niedrigeren Preisen erlangt werden als von einzelnen Arbeitern, welche in kleinen Quantitäten kaufen. Es ist daher der Principal aggregierter freier Arbeiter im Stande wohlfeiler zu verkaufen, als der nichtaggregierte freie Arbeiter.

Es muss indessen bemerkt werden, dass der Grad dieser Ersetzung zum Theil von der Ausdehnung abhängt, bis zu welcher die älteren Gesellschaftsformen durch neuere Formen ersetzt worden sind, und zum Theil von der Natur der Gewerbszweige, ob sie durch Theilung der Arbeit nur wenig oder bedeutend gefördert werden. In Deutschland, wo mehrere feudale Beziehungen noch herab bis in den ersten Theil des gegenwärtigen Jahrhunderts bestanden haben, wo das Innungssystem zur Ordnung der Industrie noch hier und da in Kraft geblieben



war und wo die Scheidung zwischen den ländlichen und städtischen Bevölkerungen selbst gegenwärtig noch an manchen Orten so unvollkommen ist, dass die Leute im Sommer auf den Feldern und im Winter an ihren Webstühlen arbeiten, erhält sich die Hausindustrie in beträchtlicher Ausdehnung gegen die Fabrikindustrie.

Was zu beachten indessen für uns von hauptsächlichem Interesse ist, das ist die durch diese Concentration hervorgerufene Umgestaltung der industriellen Beziehungen. Es lässt sich eine dreifache Differenzierung beobachten. Der Mann, welcher zum Theil Handwerker und zum Theil Landwirth war, hört gänzlich auf Landwirth zu sein. Gleichzeitig tritt ein scharf ausgesprochener Unterschied zwischen den zunehmenden städtischen Bevölkerungen und den ländlichen Bevölkerungen ein: Stadtleben und Landleben erhalten scharfe Verschiedenheiten. Endlich scheidet sich die fabricierende Classe, in welcher ganz allgemein in früheren Zeiten die Meister selbst Arbeiter waren, häuslich mit ihren Brodherren vergesellschaftet, in diejenigen, welche das Capital und die Werkzeuge besitzen und diejenigen, welche nur für sich lebende Lohnarbeiter sind.

#### §. 819.

Wir haben gesehen, dass selbst in den Zeiten der Tudors das Zusammenbringen vieler Arbeiter eine beträchtliche Theilung der Arbeit veranlasste. Dies zeigt die Beschreibung der Fabrik des ‚Jack of Newsbury‘, wo behufs Herstellung von Tuch vorhanden waren: Krämpler, Spinner, Weber, Scherer, Roller, Färber, Walker und Packer. Eine enge Concentration war nicht nothwendig, da das Spinnen, Weben, Färben u. s. w. ebenso zweckmässig, oder selbst noch zweckmässiger in nahe beieinander liegenden Gebäuden betrieben werden konnte. Eine in's Kleinste gehende Theilung der Arbeit kann nur in Verbindung mit der Ansammlung der Arbeiter unter einem Dache eintreten. Die bekannte, von ADAM SMITH angeführte Illustration bestätigt diese Wahrheit. Der Übergang jeder einzelnen Stecknadel durch die Hände von achtzehn oder mehr Werkleuten, von denen ein jeder seinen besondern Antheil zu ihrer Vollenendung ausführt, würde bedeutend gehindert werden, wenn sie nach einer jeden einzelnen Behandlung nach einem andern Ge-

bäude gebracht werden müsste, anstatt von einer Bank zur andern gereicht zu werden. Aber diese Integration, Differenzierung und Combination von Arbeiterhänden konnte zur äussersten Form nur durch die Hülfe eines neuen Factors gebracht werden, — eines gemeinsamen Motors für viele Maschinen. Wasserkraft wurde bereits schon im 6. Jahrhundert in Frankreich zum Mahlen von Getreide benutzt; und in einer späteren Zeit (Ende des 16. Jahrhunderts) wurde das Wasserrad zum Treiben von Mühlen für andere Zwecke angewandt. Irgend einem scharfsinnigen Manne kam der Gedanke, dass ein Process, welcher wie das Weben aus einer beständigen Wiederholung ähnlicher Bewegungen in einer und derselben Reihenfolge besteht, automatisch ausgeführt werden könnte. Einmal in einem einzelnen Falle in die Praxis eingeführt, dehnte sich diese Theorie sofort auf andere Fälle aus, und durch Treibstangen und Treibriemen wurde die Kraft von einem Wasserrade aus auf viele Maschinen übertragen; das Resultat war, dass jeder Handwerker nicht länger damit zu thun hatte, seine Maschine zu bewegen; er hatte nur ihre Thätigkeit zu beaufsichtigen. In England war das erste Gebäude, welches viele in dieser Weise gleichzeitig in Bewegung gesetzte Maschinen enthielt, die bekannte Seidenzwirnmühle in Derby, welche in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts Sir THOMAS LOMBE errichtet hatte. Dem von ihm gegebenen Beispiele folgten in der Baumwollenspinnerei ARKWRIGHT, CROMPTON und HARGREAVES. Ihre Fabriken wurden nothwendigerweise an Ufern von Flüssen errichtet, welche den erforderlichen Fall des Wassers darboten, — ein Erfordernis, welches die Manufactur an weit auseinander liegende Orte, häufig in entfernte Thäler vertheilte. Und hier werden wir auf eine andere Änderung unter den vielen grossen Umwälzungen in der gewerblichen Organisation geführt, welche durch wissenschaftliche Entdeckungen und daraus hervorgehende mechanische Einrichtungen veranlasst wurden.

Die Umwälzung, welche dem Fabrikssystem seinen modernen Charakter gab, entstand aus der Ersetzung der Wasserkraft durch Dampfkraft. Das eine Resultat bestand darin, dass die Fabrikationsprocesse, welche nicht mehr von der Wasserzufuhr abhängig waren, deren Schwankungen zu Schwankungen in der Lebhaftigkeit der Production führten, continuirlich gemacht



wurden. Ein ferneres Resultat war, dass eine weit zerstreute Anlage der Fabriken nicht länger durch die weite Vertheilung der Wasserkraft nöthig wurde. Fabriken und darin arbeitende Menschen wurden in grossen Massen zusammengehäuft, für deren Ausdehnung es keine Grenzen gab; und daraus folgte wieder erhöhte Erleichterung sowohl für das Herbeischaffen des Rohmaterials als auch für das Abführen der fabricierten Erzeugnisse. Zu der Integration vieler Maschinen in einer Fabrik trat daher noch die Integration vieler Fabriken in einer Stadt.

§. 820.

Haben wir nun aber diese Entwicklung als einen mechanischen Fortschritt und als einen Fortschritt in der industriellen Organisation betrachtet, so wollen wir weiter dazu übergehen, sie in Bezug auf das Leben der Arbeiter zu betrachten. Hier sind ihre Wirkungen in manchen Beziehungen wohlthätig, in vielen Beziehungen schädlich. Obgleich der Arbeiter in seiner Eigenschaft als Consument, in Gemeinschaft mit der ganzen Einwohnerschaft dadurch Vortheil erhält, dass Waaren aller Arten, mit Einschluss seiner eignen Art, billiger werden, so erleidet er doch in seiner Eigenschaft als Producent schwere Verluste, — vielleicht grössere als sein Gewinn ist.

Immer mehr und mehr von seinen Kräften, körperlichen wie geistigen, werden überflüssig gemacht. Die nacheinander eintretenden Verbesserungen der Bewegungskraft selbst zeigt diese Wirkung. Ursprünglich bedurfte die Dampfmaschine einen Arbeiter, die Dampfventile in den gehörigen Augenblicken zu öffnen und zu schliessen. Sehr bald wurde die Maschine so eingerichtet, dass sie ihre eignen Klappen selbst öffnete und schloss, und insoweit war menschliche Hülfe ersetzt. Eine Zeit lang blieb sie indessen noch nothwendig, um den allgemeinen Zutritt des Dampfes zu regulieren. Wenn die Arbeit, welche die Maschine zu leisten hatte, plötzlich bedeutend vermehrt oder vermindert wurde, so musste die Öffnung, durch welche der Dampf aus dem Kessel austrat, von einem Angestellten erweitert oder verkleinert werden. Sehr bald aber wurde der Angestellte durch einen nichtintelligenten Apparat ersetzt, — durch den Regulator. Nach einiger Zeit dann kam ein selbstheizender Apparat, welcher die Maschine in den Stand setzte, selbst Brenn-

material für ihren Dampferzeuger zu liefern. Dieses Ersetzen von geistigen und musculösen Processen durch mechanische Processe ist nun nicht allein am Motor eingetreten, sondern auch in der ungeheuren Menge von Maschinen, welche der Motor in Bewegung setzt. Von Zeit zu Zeit hat man eine jede derselben dahin gebracht, irgend Etwas selbst für sich zu thun, was früher für sie geleistet werden musste, so dass sie jetzt sich selbst, oder einen Theil, im richtigen Augenblick in Ruhe setzt oder eine Glocke zum Tönen bringt, wenn sie ein vorher bestimmtes Stück Arbeit vollendet hat. Ihrem Wärter bleibt nur die Aufgabe übrig, die geleistete Arbeit fortzunehmen und neue Arbeit zu geben, oder im andern Falle ihre Fehler zu verbessern, wie z. B. das Wiederanknüpfen eines gerissenen Fadens.

Offenbar machen diese Selbstanpassungen, welche den Kreis der menschlichen Thätigkeit beständig vermindern, die Thätigkeit des Arbeiters selbst verhältnismässig automatisch. Gleichzeitig bringt die erforderte eintönige Aufmerksamkeit, welche specielle Theile des Nervensystems hoch anspannt und andere unthätig lässt, ebenso positive wie negative Nachtheile mit sich. Und während die geistige Beschaffenheit in der angedeuteten Ausdehnung gestört wird, erleidet auch die körperliche Beschaffenheit eine Entartung, veranlasst durch das Einathmen verdorbener Luft in einer bald übermässig hohen, bald in zu niedriger Temperatur und durch das viele Stunden lange Stehen in einer Weise, welche auf ungehörige Art das Gefässsystem in Anspruch nimmt. Wenn wir sein Leben mit dem Leben des Häusler-Handwerkers, den er ersetzt hat, vergleichen, welcher vor einem Jahrhundert eine verschiedenartige Muskelthätigkeit bei Bearbeitung seines Webstuhls aufwenden musste, mit durch die Zufälligkeiten der Arbeiten verursachten Unterbrechungen, und welcher im Stande war, seine Arbeiten im Hause mit Arbeiten ausser dem Hause, in Garten und Feld, abwechseln zu lassen, so müssen wir zugeben, dass diese industrielle Entwicklung sich als äusserst nachtheilig für die Arbeiter herausgestellt hat.

Auch in ihren socialen Beziehungen ist eher ein als Folge jener erscheinender Rückschritt als ein Fortschritt eingetreten. Der in Lohn arbeitende Fabrikarbeiter ist allerdings ein Beispiel für vollständig freie Arbeit, insofern er unter Abschluss von Verträgen nach seinem Willen und im Stande sie nach



kurzer Kündigung zu lösen, frei ist, sich nach seinem Belieben und wo es ihm gefällt Jemandem zu verpflichten. Diese Freiheit kommt aber in der Praxis auf wenig mehr hinaus als auf die Fähigkeit, die eine Sklaverei mit einer andern zu vertauschen; denn nur für seine besondere Beschäftigung geeignet, hat er selten Gelegenheit, irgend etwas Anderes zu thun, als sich zu entscheiden, in welcher Fabrik er den grösseren Theil seiner traurigen Tage verbringen will. Der Zwang der Umstände lastet häufig schwerer auf ihm als der Zwang eines Herrn auf einem in Sklaverei Befindlichen.

Es scheint, dass im Verlaufe des socialen Fortschrittes mehr oder weniger grosse Theile jeder Gesellschaft für das Wohl der Gesellschaft als eines Ganzen geopfert werden. Auf den früheren Entwicklungsstufen hat dies Opfer die Form der Sterblichkeit in den während des Kampfes um die Existenz zwischen Stämmen und Nationen geführten Kriegen erhalten; und auf späteren Stufen tritt dies Opfer unter der Form der Sterblichkeit auf, welche der commerciale Kampf und die von ihm herbeigeführte heftige Concurrenz mit sich bringen. In beiden Fällen werden die Menschen zum Wohle der Nachwelt verbraucht, und solange sie fortfahren, sich über das Maass ihrer Subsistenzmittel zu vermehren, scheint es dagegen kein Mittel zu geben.

---

## XIX. Capitel.

### Zusammengelegtes Capital.

#### §. 821.

Frühe Entwicklungszustände in der Entstehung dessen, was heutzutage Actienunternehmen genannt wird, sind instructiv, da sie auf verschiedene Weise zeigen, wie der Fortschritt jeglicher Art von verschiedenen Formen vorausgehenden Fortschritts abhängt, und da sie gleichfalls zeigt, wie ein jedes industrielle Gebilde, zu der uns gegenwärtig vertrauten Form specialisiert, aus einem unbestimmten Keim hervorgieng, in welchem es mit andern Gebilden vermischt war.

Die Schaffung des angehäuften Geldvorraths, welchen wir Capital nennen, hängt von gewissen Gebräuchen und Bedingungen ab. Bei Völkern, welche, ausser dass sie mit dem Verstorbenen auch seine Werthsachen begruben, zuweilen selbst sein Vieh tödteten und seine Fruchtbäume niederschlugen, konnten keine beträchtlichen Massen von Besitzthum angesammelt werden. Auch wurde das Wachsthum solcher Massen durch beständige Kriege verhindert, welche sie bald zur Bestreitung der Kosten aufbrauchten, bald ihren Verlust durch Gefangennahme herbeiführten. Doch bestand noch ein weiteres Hindernis in den Aneignungen seitens der Häuptlinge und Könige. Ihre schrankenlose Gier machte entweder das Sparen überflüssig und zwecklos, oder es wurde dadurch, dass die Menschen gezwungen wurden, ihre Ersparnisse anzusammeln, für productive Zwecke nutzlos gemacht.

Es bestand noch ein anderes Hindernis. Geht man, wie es die Idee des Capitals mit sich bringt, auf die Zeiten zurück, wo Rinder und Schafe hauptsächlich das bewegliche Besitzthum eines reichen Mannes ausmachten, mit Angabe, wie es das Wort bezeichnet, der Zahl der „Köpfe“ in seinen Truppen und Herden, so ist es klar, dass kein „Fond“ der Art, wie sie jetzt dies Wort bezeichnet, möglich war. Über Rinder und Schafe konnte nicht nach Belieben disponiert werden. Es war nur gelegentlich ein Markt für grössere Zahlen vorhanden; und die Form der Bezahlung war gewöhnlich nicht so, dass der Betrag leicht für Handelszwecke hätte benutzbar gemacht werden können. Es musste erst ein Geldsystem fest begründet werden; und selbst dann waren grosse Geschäfte so lange immer noch bedeutend beschränkt, als das Geld ausschliesslich aus Münzen bestand. Erst mit der Entwicklung eines Creditsystems der einen oder der andern Form konnte individuelles oder zusammengelegtes Capital irgend welche weitere Entwicklung erfahren.

Ferner musste sich auch die Form der Theilhaberschaft, welche die Actiengesellschaften darbieten, aus den einfachen Theilhaberschaften heraus entwickeln, welche ihre Wurzeln in den Familienorganisationen und Zunftorganisationen hatten. Väter und Söhne, und dann grössere Gruppen verwandter Personen, welche das nämliche Geschäft betrieben, giengen beim Verlassen des communalen Zustandes naturgemäss zu einer oder der andern



Form gemeinsamen Eigenthums und Vertheilung des Verdienstes über. Und wir dürfen ruhig folgern, dass die später entwickelte Zunftorganisation, welche ihrer allgemeinsten Natur nach betrachtet eine Theilhaberschaft zum Zwecke der Vertheidigung und der Regulierung war, die Menschen noch weiter zu den Ideen und Gebräuchen erzog, welche das System der Actiengesellschaften voraussetzt. Diejenigen, welche beständig ihre Kräfte zur Verfolgung gewisser gemeinsamer Interessen verbanden, wurden gelegentlich auch darauf geführt, ihr individuelles Besitzthum zu gemeinsamen Interessen zu verbinden, — d. h. grosse Theilhaberschaften zu bilden.

Es ist ferner nothwendig darauf hinzuweisen, dass diese frühen Gesellschaften nicht gänzlich industriell, sondern zum Theil auch kriegerisch waren. Wir haben bereits bei der Betrachtung der Gilden gesehen, dass auch in ihnen der allen socialen Gebilden jener Zeiten gemeinsam innewohnende Geist des Antagonismus lebendig war, in Zeiten, wo Edelleute gegen einander im Kampfe waren oder sich gegen den König verbanden, wo die Städtebewohner sich gegen feudale Tyrannei zu vertheidigen hatten, und wo Stadt gegen Stadt stand. Ebenso wie die Zünfte gehörte auch bei den frühen Verbindungen der Handeltreibenden, welche Vorläufer der Handelsgesellschaften waren, Vertheidigung und Angriff zu ihren Functionen. Selbst gegenwärtig ist die Industrie noch in beträchtlichem Maasse kriegerisch und war es damals noch mehr.

#### §. 822.

Vereinzelt sich findende Zeugnisse weisen auf verschiedene Daten und Orte hin, an welchen diese Handelsverbindungen zuerst erschienen; sie weisen auch auf den Kreis ihrer Thätigkeit hin. Italien, welches in Industrie und Kunst den übrigen europäischen Nationen voraus war, hatte etwas einer Bank Ähnliches im 12. Jahrhundert: wahrscheinlich von der Art, wie sie in dem Capitel über den ergänzenden Tausch beschrieben worden ist und welche eine Vereinigung von Händlern voraussetzt.

Bedeutungsvoller und augenfälliger waren indessen die Gesellschaften, welche zum Betreiben des Handels mit dem Auslande gebildet wurden. Frühe Beispiele hiervon existierten in Genua und in Pisa. Als Resultat ihrer häufigen kriegerischen

Operationen erhielten hier die kaufmännischen Genossenschaften einen politischen Charakter. Dasselbe war später mit der hanseatischen Verbindung der Fall, — eine Verbindung von die Hansestädte bewohnenden Kaufleuten, welche, sich ursprünglich zu gemeinsamer Vertheidigung verbindend, bewaffnete Flotten entwickelten, mit denen sie erfolgreiche Kriege mit Königen führten und welche sie in den Stand setzten, die die nordischen Meere beunruhigenden Piratenhorden zu unterdrücken.

Der kriegerische Charakter dieser Körperschaften war auf dieser Entwicklungsstufe ihr hervorragender Charakter, wenn man sie als Vereinigungen betrachtet; denn ihre Mitglieder waren gewöhnlich nicht Theilhaber bei Handelsgeschäften, sondern betrieben einzeln ihren Handel unter dem Schutze der Verbindung, welche sie bildeten. Wir lesen, dass in England „von sehr frühen Zeiten an mehrere Eigenthümer sich zur Ausrüstung eines Schiffes und zum Ankauf einer Ladung vereinigen können, wenn keiner von ihnen im Stande war, einzeln eine sehr grosse Summe in Unternehmungen zur See zu riskieren.“ Unter verschiedentlich modificierten Namen im 13. Jahrhundert existierend war die erste die allgemein „Hamburg Company“ genannte Gesellschaft, welche indess zur Zeit der Königin Elisabeth als die Compagnie der Handelsunternehmer [Company of Merchant Adventurers] neu privilegiert wurde; sie hatte den erwähnten Charakter gemeinsam mit andern Gesellschaften von Handelsunternehmern in Exeter und Hull. Der Titel ‚Handelsunternehmer‘ [noch mehr das englische ‚Merchant Adventurers‘] liess gewissermaassen darauf schliessen, dass sie beim Verfolg ihres Handels etwas riskierten, — Gefahren, welche zur Zeit der in Schwung befindlichen Seeräuberei häufig Gefahren des Kampfes waren. Dieser Zug war in einem noch höheren Grade der russischen Gesellschaft eigen, welche, endgültig im Jahre 1556 gegründet und ihrer Verfassung nach eine politische Organisation darbietend, beauftragt war, Entdeckungen zu machen und von neuen Ländern im Namen des Königs Besitz zu ergreifen, während sie gleichzeitig, wie noch andere von diesen Gesellschaften ausschliessliche Privilegien zum Betreiben des Handels innerhalb speciell bestimmter Grenzen besass. Der Übergang von unbestimmten Verbindungen, welche nothwendigerweise zusammengelegtes, auf irgend welche Weise aus den Beiträgen der associierten Kauf-



leute herstammendes Capital besaßen, zu den bestimmt geformten Verbindungen im Besitz von zusammengelegtem Capital, wie wir dasselbe gegenwärtig auffassen, wurde von der Ostindischen Compagnie begründet. Der Übergang war aber nicht plötzlich. Anfangs —

„trieben diejenigen, welche der Gesellschaft beitraten, nicht als Individuen Handel, sondern verbanden sich in der Übernahme von Antheilen zur Ausrüstung und Ladung mehrerer Schiffe für ein Jahr und eröffneten dann eine neue Subscription für jede neue Reise“.

Das heisst also, es bildete sich für jede Reise eine Actiengesellschaft, welche ihre Mitglieder nicht individuell an die allgemeinen Geschicke der Gesellschaft band. Indessen —

„im Jahre 1612 wurde die Verfassung der Compagnie in einer verschiedenen Form erneuert; sie wurde eine Actiengesellschaft, in welcher alle Theilhaber grössere oder kleinere Antheilstücke hatten“.

Nichtsdestoweniger war aber noch immer die Verwandtschaft dieser Organisationsformen mit früheren Formen zu erkennen. Diese Compagnien zum Betreiben auswärtigen Handels in einer oder der andern Gegend hatten den Charakter von Gilden für auswärtige Geschäfte und besaßen gewisse locale Monopole, waren auch gegen die von ihnen ‚Winkelhändler‘ [interlopers] genannten ebenso feindselig wie die städtische Zunft gegen die nicht privilegierten Concurrenten. Überdies blieb der kriegerische Charakter bestehen und wurde in manchen Fällen vorherrschend; denn diese Compagnien wurden Körperschaften, welche Truppen anwarben und Eroberungen machten. In der That lebt dieser alte Zug bis unsere Zeiten herab fort. Die grossen, civilisiert genannten Nationen von Europa beauftragen, wenn sie nicht selbst die Ländereien schwacher Völker überfallen, Compagnien, dieselben für sie zu überfallen und sie schliesslich, nachdem sie ihnen bei der Eroberung erwünschter Gegenden geholfen haben, zu „annectieren“, — der euphemistische, von den Politikern für Länderdiebstahl eingeführte Ausdruck, wie „übertragen“ Falstaff's euphemistisches Wort für das Stehlen von Geld war.

Gleich diesen zur Betreibung ausländischen Handels gebildete Compagnien, mochte ihr Capital aus nicht fest bestimmten Beiträgen oder aus bestimmten Antheilscheinen zusammengesetzt

sein, waren nicht erfolgreich. Mc CULLOCH's Dictionary of commerce schildert uns die Ausdehnung dieses Fehlschlagens.

„Der Abbé MORELLET hat in einer im Jahre 1769 veröffentlichten Abhandlung (*Examen de la réponse de M. N.*, p. 35—38) eine Liste von 55 Actiengesellschaften für die Durchführung verschiedener Zweige des auswärtigen Handels, in verschiedenen Theilen Europas nach 1600 gegründet, gegeben; jede einzelne derselben hat Bankerott gemacht, obgleich die meisten von ihnen ausschliessende Privilegien hatten. Die meisten Gesellschaften dieser Art, welche seit dem Erscheinen von MORELLET's Abhandlung gegründet worden sind, haben ein ähnliches Schicksal gehabt.“

Diese Beispiele bestätigen die von so vielen Andern bestätigte Wahrheit, dass beschützte Industrie nicht glücklich gedeiht. Der Fall von der Ostindischen Compagnie kann als typisch angenommen werden. Trotz ihrer commerciellen Monopole und trotz der hinter ihr stehenden bewaffneten Macht zog sie sich eine ungeheuerere Schuldenlast zu und wäre ohne ihre politischen Connexionen lange vor ihrer Auflösung bankerott geworden.

Nachdem das System, zusammengelegte Capitale durch die Beiträge vieler Individuen in bestimmten kleinen Portionen oder Antheilen zu bilden, einmal begonnen hatte, breitete es sich in verschiedenen Richtungen aus. Es wurden Gesellschaften gebildet für Versicherung, für Bergwerke, für das Wiedergewinnen von Land vom Meere u. s. f.: nicht wenige von ihnen waren Schein-Gesellschaften. Aber unter vielen unehrlichen und vielen ehrlichen, aber erfolglosen Plänen entstanden doch manche, welche zu dauernden industriellen Organisationen wurden. Von der Association vieler Kaufleute zur Vertheidigung gegen Seeräuber war es nur ein kleiner Schritt zur Bildung einer Association vieler Bürger im Allgemeinen und Grossen, die Schiffseigenthümer gegen Schiffbrüche zu versichern: es entstanden Versicherungs-Actiengesellschaften. Weitere Entwicklung führte zur Versicherung gegen Gefahren anderer Arten. Dann kamen Vereinigungen, Bergwerke zu betreiben, Unternehmungen, deren Unsicherheit wohl gross genug war, einzelne Individuen abzuschrecken, aber nicht gross genug, Combinationen Vieler abzuschrecken, welche die Erträgnisse und Verluste unter sich theilten. Sehr bezeichnenderweise trat dem Titel „Handelsunternehmungen“ [*Merchant Adventurers*] der Titel „Bergwerk-



unternehmungen“ [Mining Adventurers] an die Seite. Das System des zusammengelegten Capitals, welches sich in dieser Weise ausbreitete, bot wie früher Übergangsformen dar; denn die Antheile an diesen Unternehmungen waren von verschiedenen Grössen, so dass, während Manche Achtel, Sechzehntel u. s. w. besaßen, Andere Vierundsechzigstel und selbst Einhundertundachtundzwanzigstel im Besitz hatten: ein System, welches von der ersten, durch Sir Hugh Middleton gegründeten Wasser-Compagnie befolgt wurde.

§. 823.

Für die gegenwärtigen Zwecke sind Einzelheiten nicht nothwendig. Die Sachen von Bedeutung sind hier die Veränderungen der Verfassung, welche diese industriellen Einrichtungen erfahren haben.

Dass gewöhnliche Theilhaberschaften, welche sich von Verwandten auf Andere erweiterten, die Keime waren, aus denen die Actiengesellschaften hervorgiengen, wurde bereits oben angedeutet. Diese Annahme stimmt mit der Thatsache überein, dass bis auf die neuesten Zeiten der Staat fortfuhr, Gesellschaften nur als Theilhaberschaften anzusehen, — als übergross angewachsene Theilhaberschaften, deren Unterdrückung wünschenswerth sei. Der Widerstand des Staates ihnen gegenüber war in hohem Maasse Folge der Auffassung, dass sie ohne königliche Incorporationsurkunden Dinge ausführten, welche früher nur unter der Autorität derartiger Urkunden ausgeführt werden konnten, dass sie daher die Autorität der Regierung umgiengen. Es wurde daher im Jahre 1719 der sogenannte ‚Schwindelact‘ erlassen, zum Theil wohl durch dies Gefühl veranlasst, vorgeblich aber, um dem durch Schwindel-Compagnien angerichteten Unfug Einhalt zu thun. Die Menschen fuhren indessen fort sich zu verbinden, der unbeschränkten Haftbarkeit gewöhnlicher Theilhaber unterworfen, um verschiedenartige Unternehmungen auszuführen: die Beharrlichkeit in diesem Vorgehen war ein Beweis dafür, dass neben den Misserfolgen auch Erfolge vorkamen und dass das System nicht schlecht war, wofür die gesetzgebenden Autoritäten es hielten. Schritt für Schritt wurden Hindernisse beseitigt. Im Jahre 1826 wurde es den in dieser Weise gebildeten Körperschaften möglich gemacht, Ver-

fassungsurkunden zu erhalten, welche ihre Mitglieder nicht von deren individuellen Verbindlichkeiten lossprachen. Später wurde es derartigen Körperschaften gestattet, ohne Incorporation Concessionsurkunden zu erlangen, welche ihnen eine gesetzliche Stellung gaben und sie in den Stand setzten, durch einen Vertreter zu klagen und verklagt zu werden. Endlich wurde im Jahre 1844 die Vollmacht, eine Gesellschaft zu gründen, dadurch erlangt, dass man einfach ein Certificat bekam und öffentlich eingetragen wurde.

Mittlerweile haben sich auf dem Festlande, in etwas verschiedenen, aber ganz ähnlichen Formen, Actiengesellschaften in den letzten Jahren vervielfältigt. So wurden in Preussen zwischen 1872 und 1883 incl. 1411 Gesellschaften mit einem Capital von rund £ 136 000 000 gegründet [2720 Millionen Mark], — Versicherungen, chemische Fabriken, Zuckerfabriken, Gas- und Wasserversorgung, Textilfabriken, Brauereien, Metallindustrie, Eisenbahnen u. s. w. Auch Frankreich hat eine ähnliche Ausbreitung dieser industriellen Organisationen dargeboten. Ihre Verfassungen, welche mehr oder weniger untereinander und von den in England üblichen verschieden sind, brauchen hier nicht einzeln aufgeführt zu werden. Die einzige Bemerkung über nichtenglische Actiengesellschaften, welche der Anführung werth ist, ist die, dass sie in ihren gesetzlichen Formen Hinweise auf die verschiedenen Auffassungen enthalten, welche in England und im Auslande in Bezug auf das Verhältniss zwischen Staatsbürger und Regierung bestehen. Denn während hier, in England, die stillschweigende Voraussetzung die ist, dass die Bürger das Recht haben, sich nach ihrem Belieben zur Verfolgung dieses oder jenes Zweckes zu verbinden, nur solchen Beschränkungen unterworfen, wie sie der Staat zur Wahrung der Interessen Anderer auflegt, ist auf dem Festlande die stillschweigende Voraussetzung die gewesen, dass dies Recht nicht naturgemäss den Bürgern zusteht, sondern dass es ihnen vom Staate verliehen wird, in welchem es nach stillschweigender Folgerung latent ruht: eine Auffassung, welche durch den Gebrauch des Wortes „Concession“ angedeutet wird.

Das in dieser Weise allmählich durch Abmilderung der Beschränkungen erreichte System hat zur Entwicklung ungeheurer industrieller Unternehmungen geführt, welche sonst nur langsam



und schwierig, wenn nicht ganz unmöglich gewesen wären. Wenn wir uns fragen, was wohl eingetreten sein würde, wenn es keine von den resultierenden Erleichterungen zur Erhebung von Massen zusammengelegten Capitals gegeben hätte, so ist die Antwort darauf, dass der grössere Theil der Strassen, Canäle, Docks, Eisenbahnen, welche jetzt existieren, nicht existieren würden. Der Reichthum und die Voraussicht eines Mannes wie des Herzogs von Bridgewater hätte gelegentlich eine dieser ausgedehnten Arbeiten in's Leben rufen können; es giebt aber nur wenig Menschen, welche die erforderlichen Mittel besitzen, und noch weniger, welche den erforderlichen Unternehmungsgeist besitzen. Wenn ferner die Ausführung jener Werke der Regierung überlassen geblieben wäre, so würde Conservativismus und Officialismus ungeheure Schwierigkeiten gemacht haben. Die Haltung der Gesetzgeber gegenüber dem Vorschlag zum Bau der ersten Eisenbahn zeigt genügend deutlich, dass aus einer Staatshandlung wenig herausgekommen wäre. Überdies hat das System der Actiengesellschaften Canäle eröffnet zur reproductiven Anwendung des Capitals, welches im andern Falle entweder müssig liegen geblieben oder für weniger productive Zwecke verwandt worden wäre. Denn die Güte der von den Actieninhabern erlangten Verzinsung ist ein Maassstab für den Vortheil, welchen das Publicum im Allgemeinen aus der leichten Verbreitung des Rohmaterials und der Erzeugnisse der Manufactur erlangt.

§. 824.

Es müssen noch die letzten Stufen in der Entwicklung dieser gewerblichen Associationen, welche zusammengelegtes Capital haben, besonders angeführt werden. In den modernen Formen derselben sehen wir, dass die einst so ausgesprochene Politik des Regulierens auf den allergeringsten Grad herabgemindert ist. Sowohl durch die centrale Regierung als auch durch örtliche Obrigkeiten wurden in früheren Zeiten die Individuen bei Ausübung ihrer berufsmässigen Thätigkeit bedeutend beschränkt; und gleichzeitig wurden die von ihnen gebildeten Vereinigungen zum Schutze und zur Ordnung ihrer Gewerbe von der allgemeinen oder örtlichen Regierungsautorität, für welche sie zu zahlen hatten, eingerichtet. Von den verschiedenen Hindernissen der Verbindungen, ursprünglich zur Regulierung der Gewerbtätig-

keit, aber schliesslich zur Ausübung gewerblicher Thätigkeit, wurde das letzte im Jahre 1855 entfernt. Bis zu dieser Zeit war es für nothwendig gehalten worden, dass das Publikum gegen wilde und betrügerische Pläne geschützt würde, und zwar durch die Forderung, dass jeder Antheilhaber bis zum ganzen Betrag seines Besitzthums für die Schulden der Gesellschaft, der er beitrug, haftbar sein solle. Endlich wurde aber beschlossen, dass es genügen würde, wenn jeder Antheilhaber nur bis zur Höhe des Betrages seiner Antheile haftbar wäre, vorausgesetzt, dass diese beschränkte Haftbarkeit den Menschen im Allgemeinen gehörig bekannt gemacht würde.

Die Resultate sind allgemein bekannt. Unter dem System der beschränkten Haftpflicht sind viele Schwindelgesellschaften, ähnlich denen der alten Zeiten, entstanden, und die Gerichte haben mit dem Ordnen der Restmassen viel zu thun gehabt: das Publikum hat sich häufig als ein incompetenter Beurtheiler der ihm vorgelegten Projecte erwiesen. Aber viele nützliche Unternehmungen sind vorgeschlagen und ausgeführt worden. Ein nicht vorhergesehenes Resultat ist die Umwandlung vieler privaten Handelsgeschäfte in Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht gewesen; ob mit wohlthätigen Folgen, dürfte fraglich sein. Die Maassregel hat aber sicherlich Vortheil ergeben dadurch, dass es möglich geworden ist, Capital zusammen zu bringen für verhältnismässig kleine Industrien mehr speculativer Art. Sie ist auch wohlthätig gewesen, dass sie unzählige Ersparnisse, welche andernfalls müssig liegen geblieben wären, industriellen Zwecken zugänglich gemacht hat: ihr Aufgehen in die allgemeine Masse des reproductiven Capitals wird durch die Ausgabe von Antheilscheinen geringen Nominalwerths befördert. Stagnierendes Capital ist infolge davon fast ganz verschwunden.

Ehe wir den Gegenstand verlassen, ist es angebracht, darauf hinzuweisen, dass in diesem Falle wie in andern Fällen der Zwang des Reguliertwerdens gleichzeitig politisch, kirchlich und industriell abgeschwächt wird. Viele Thatsachen haben uns gezeigt, dass, während der individuelle Mensch grössere Freiheit als Bürger und grössere kirchliche Freiheit erlangt hat, er auch grössere Freiheit in Bezug auf seine Berufsthätigkeit erlangt hat; und hier sehen wir, dass er gleichzeitig auch grössere Freiheit der Association zu industriellen Zwecken erlangt hat. Freilich



ist in Übereinstimmung mit dem ganz allgemeinen Gesetze des Rhythmus eine Wandlung von einem Übermaasse von Beschränkung zu einem Mangel an Beschränkung eingetreten. Wie aus der gegenwärtig noch schwebenden Gesetzgebung zu folgern ist, sind die Erleichterungen zur Bildung von Gesellschaften und zur Erhebung zusammengelegten Capitals zu gross gewesen. Von mehreren Beispielen sei das folgende angeführt. Den Directoren ist gestattet, Prospectusse auszugeben, in denen gesagt wird, dass diejenigen, welche Actien nehmen, stillschweigend sich des Rechtes begeben, den Inhalt gewisser vorläufiger, mit den Beförderern des Planes getroffener Abmachungen kennen zu lernen, — ihnen ist gestattet, das Publikum zur Subscription einzuladen, ohne dass es vollständig die Verhältnisse und Lage der Sache kennt. Eine vernünftige Interpretation der gesetzlichen Grundsätze würde dies unmöglich gemacht haben. In jedem ordentlichen Verträge werden die Bedingungen auf beiden Seiten deutlich specificiert. Sind sie es nicht, so ist die eine der den Vertrag abschliessenden Parteien vollständig gebunden, während die andere nur unvollständig gebunden ist, — ein Resultat, welches mit dem eigentlichen Wesen des Vertrages in Widerspruch steht. Wo die geschäftliche Abmachung eine solche ist, welche Bestimmtheit auf der einen Seite erfordert, während sie die andere in Unbestimmtheit lässt, so sollte das Gesetz den Vertrag unbeachtet lassen, als einen, der nicht erzwungen werden kann.

---

## XX. Capitel.

### Die Trade Unions.

#### §. 825.

Unter denen, welche ihr Leben unter den nämlichen Verhältnissen verbringen, sei es in Bezug auf den Ort ihres Lebens oder in Bezug auf die Art und Weise ihres Lebens, entstehen auf der einen Seite Verschiedenheiten der Interessen und auf der andern Seite Einheiten der Interessen. Was den Ort des Lebens betrifft, so wird dies in der That Sache ersichtlich, dass

die Glieder eines Stammes oder einer Nation Einheit der Interessen haben in ihrer Vertheidigung gegen äussere Feinde, während nach innen Verschiedenheiten der Interessen vorhanden sind, welche beständige Streitigkeiten veranlassen. Dasselbe gilt in Bezug auf die Art und Weise des Lebens. Diejenigen, welche die gleiche Berufsthätigkeit haben, also Concurrenten sind, haben gewöhnlich Differenzen, wie es durch die Redensart ausgedrückt wird, dass „zwei von gleichem Handwerk nie zusammenstimmen können“; aber in Beziehung auf Mengen von Menschen, welche verschiedene Beschäftigungen haben, sind ihre Interessen die nämlichen, und Gleichheit der Interessen bringt gemeinsame Thätigkeit zur Vertheidigung hervor. In den vorausgehenden Capiteln hat uns die Geschichte gezeigt, wie dieses allgemeine Gesetz in alten Zeiten unter den Gewerben in die Erscheinung getreten ist. Jetzt haben wir zu beachten, wie es in modernen Zeiten unter den in den Gewerben Beschäftigten in die Erscheinung tritt.

Verbindung von Handwerkern zur Wahrung gemeinsamer Vortheile lässt sich in kleinen rohen Gesellschaften erkennen, selbst noch ehe Herr und Arbeiter verschieden geworden sind. TURNER erzählt uns von Samoa:

„Es ist ein stehender Gebrauch, dass, nachdem die Seiten und das eine Ende des Hauses fertig gestellt sind, der hauptsächliche Theil der Bezahlung gemacht wird; und es geschieht zu dieser Zeit, dass ein Zimmermann, wenn er nicht zufrieden gestellt ist, aufstehen und davongehen wird . . . Auch kann der Häuptling, dem das Haus gehört, keine andere Partei annehmen, um es zu vollenden. Es ist eine feststehende Regel des Handwerks, welche streng befolgt wird, dass Niemand die Arbeit aufnimmt, welche eine andere Partei niedergelegt hat.“

Augenscheinlich besteht also hiernach ohne förmliche Vereinigung eine stillschweigende Übereinkunft, gewisse Höhen der Bezahlung aufrecht zu halten. Etwas dem Verwandtes findet sich in Theilen von Africa. READE sagt, dass eine Art von Trade Union am Gabun existiert und dass Diejenigen, welche ihre Gesetze verletzen, misshandelt werden. Die Eingebornen an der Küste bestreben sich, den sämmtlichen Handel mit den Weissen in ihren eignen Händen zu behalten; und wenn es entdeckt wird, dass irgend Einer von den Buschstämmen Sachen an die Weissen verkauft, so wird das als eine Verletzung des



Gesetzes und des Gebrauchs angesehen. Aber die Trade Union, wie wir sie gegenwärtig kennen, setzt offenbar eine vorgeschrittene sociale Entwicklung voraus. An erster Stelle ist eine bestimmt ausgesprochene Scheidung zwischen dem Lohn Verdienenden und dem Lohn Zahlenden erforderlich; und an zweiter Stelle ist erforderlich, dass eine beträchtliche Anzahl von Lohn Verdienenden miteinander verbunden sind, entweder als Bewohner einer und derselben Örtlichkeit oder als zusammenhängende wandernde Gruppen, so wie Maurer einst solche bildeten. Natürlicherweise trat die Erfüllung dieser Voraussetzungen allmählich ein; war dies aber ausgesprochenermaassen der Fall, —

„so bildeten die Arbeiter ihre Trade Unions gegen die Übergriffe der damals emporkommenden Fabrikbarone, wie in früheren Zeiten die alten Freileute ihre Frith-Gilden gegen die Tyrannei mittelalterlicher Magnaten und die freien Handwerksleute ihre Handwerker-Gilden gegen die Angriffe der Altbürger gebildet hatten“.

Es soll damit nicht gesagt sein, dass die Trade Unions in directer Linie von den Handwerker-gilden abstammten. Beweise zu Gunsten dieser Annahme fehlen, und Beweise für das Gegentheil sind reichlich vorhanden. Obgleich sehr allgemein jede spätere sociale Einrichtung von einer früher bestandenen abstammt sein dürfte, so tritt doch gelegentlich der Fall ein, dass sociale Einrichtungen von einer bestimmten, einer früher bestandenen ähnlichen Art unter ähnlichen Umständen de novo entstehen; und die Trade Unions bieten hierfür ein Beispiel dar. Ihrem Wesen nach verwandt, wenngleich nicht durch Abstammung verwandt, ist die Trade Union einfach eine Zunft von Lohnarbeitern\*.

#### §. 826.

Dass ebenso wie zahlreiche andere Arten von Associationen die Trade Unions durch Gemeinsamkeit der Interessen ihrer Mitglieder hervorgerufen worden sind, ist aus den Thatsachen

---

\* Material, welches ich im Laufe der Jahre gesammelt habe, würde, so beträchtlich es dem Umfange nach ist, für eine ordentliche Behandlung des grossen Themas nicht genügen. Wegen der weiteren nothwendigen Information bin ich dem umfassenden und durchgearbeiteten Werke von Mr. und Mrs. SYDNEY WEBB verbunden über 'The History of Trade Unionism', — einem Werke, welches fortan als Autorität über den Gegenstand, von der historischen Seite betrachtet, gelten muss.

zu folgern, welche nachweisen, dass da, wo unter sonst gleichen Verhältnissen die Interessen gemischt sind, keine auftreten. Gegenwärtig werden in Lancashire —

„die ‚Flicker‘, welche bei den Spinnmaschinen helfen, von den arbeitenden Baumwollspinnern angestellt und bezahlt, unter denen sie arbeiten. Der ‚grosse Flicker‘ ist häufig ein erwachsener Mann, vollkommen so geschickt, wie der Spinner selbst, von dem er indessen sehr geringen Lohn erhält. Obgleich aber die Baumwollenarbeiter eine merkwürdige Geneigtheit zur Bildung von Trade Unions an den Tag legen, so haben doch Versuche, unter den Flickern eine unabhängige Organisation zu schaffen, ausnahmslos fehlgeschlagen. Der energische und competente Flicker hofft immer ein Spinner zu werden und hat eher ein Interesse daran, den Lohn der Flicker zu erniedrigen, als zu erhöhen.“

Dasselbe war in früheren Zeiten mit Handwerksgesellen der Fall. Solange der untergeordnete Arbeiter mit einigermaassen begründeter Hoffnung der Zeit entgegensehen konnte, wo er selbst ein Meister würde, wurde er davon zurückgehalten, sich mit andern im Gegensatz zu den Meistern zu verbinden; als aber viele solche untergeordnete Arbeiter entstanden waren, welche, bei Mangel an Capital, keine Aussicht hatten Meister zu werden, bildeten sich Verbindungen unter ihnen, die Löhne zu erhöhen und die Arbeitszeit zu verkürzen.

Wenn wir mit der Gemeinsamkeit der Interessen als einem vorauszusetzenden Erfordernis locales Zusammentreten als ein weiteres vorauszusetzendes Erfordernis verbinden, so dürfen wir folgern, dass die Entwicklung der Trade Unions sehr unregelmässig gewesen ist: verschiedene Gewerbe und verschiedene Örtlichkeiten haben diese Bedingungen in verschiedenen Graden erfüllt. London als der Ort, welcher zuerst das voraussetzende Erfordernis der Aggregation erfüllte, war der Ort, wo wir die ersten Spuren von Körperschaften finden, die als Vorläufer der Trade Unions anzusehen sind, — Körperschaften von anfangs zeitweiser Dauer, welche aber nach Permanenz strebten. Am Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts finden wir die bekannten Klagen über das Benehmen der Taudreher-, Sattler- und Schneidergesellen, welche sich zum Geltendmachen ihrer eignen Interessen verbanden; sie gaben damit ein Beispiel, welchem eine Generation später die Schuhmacher von Wisbeach folgten. Und hier zeigt es sich uns, dass genau so,



wie die hitzigsten Politiker am häufigsten unter den Arbeitern vorkommen, deren tägliche Arbeit ihnen eine beständige Unterhaltung gestattet, in jenen alten Zeiten die Lohnarbeiter, welche zuerst versuchsweise Trade Unions bildeten, jene Schneider, Schuhmacher und Sattler waren, welche, in Arbeitsräume zusammengebracht, sich unterhalten konnten, während sie nähten.

Keime sind gewöhnlich im Charakter und dem beabsichtigten Ende verschieden von den sich aus ihnen entwickelnden Dingen. Wenn Gemeinschaft der Interessen und örtliches Zusammentreten vorauszusetzende Erfordernisse von Gewerbeverbindungen sind, so ist die Folgerung die, dass sie zuweilen aus örtlichen Zusammenkünften festlicher Arten und sehr häufig aus Begräbnisgesellschaften, freundschaftlichen Vereinen, Krankengenosenschaften hervorgegangen sind. Handwerker, welche sich periodisch versammelten zur Durchführung der geschäftlichen Angelegenheiten, der gegenseitigen Hülfe, besprachen auch unvermeidlich die Arbeit und den Lohn und das Benehmen der Meister, besonders dann, wenn sie Alle die nämliche Berufsthätigkeit hatten. Veranlasst durch irgend eine specielle Beschwerde konnte als Resultat ein Beschluss nicht ausbleiben, sich in Gemeinsamkeit zu vertheidigen. Es trat auch ganz naturgemäss ein, dass die für den ursprünglichen Zweck der Körperschaft angesammelten Fonds auch zur Durchführung dieses secundären Zweckes gebraucht wurden: eine Illustration für die widersinnige Täuschung in Bezug auf die Macht einer Majorität, welche ebenso das politische Denken durchsetzt hat, — die Täuschung, dass der Beschluss einer Majorität die Minorität in Bezug auf alle Vorhaben bindet, während sie nach Recht und Billigkeit die Minorität nur in Bezug auf den Zweck binden kann, zu dessen Erreichung die Körperschaft gebildet wurde. Das Vorherrschen dieses Irrthums hat in hohem Maasse zu der Entwicklung und der Macht der Trade Unions geführt, denn in jedem einzelnen Falle eines in Vorschlag gebrachten Streiks ist die dissentierende Minderheit genöthigt gewesen, entweder nachzugeben oder auf die Sache verwandte Beiträge zu opfern.

Die in's Einzelne gehende Geschichte der Zünfte der Lohnarbeiter geht uns hier nichts an. Es wird die Anführung genügen, dass zwar schon früh Versuche zu solchen, wie den eben namentlich erwähnten, auftraten, dass aber permanente defensive

Verbindungen von Lohnarbeitern vor 1700 nicht existierten, dass sie aber beim Schlusse des Jahrhunderts zahlreich geworden waren, und dass ihnen eine regressive Gesetzgebung entgegentrat, welche, anfangs dem Wesen nach praktisch, in ein allgemeines Strafgesetz ausgieng. Durch Act 39 und 40 George III. Cap. 106 war bestimmt, dass jeder Arbeiter, welcher sich mit Andern verband, um die Löhne zu erhöhen oder die Arbeitsstunden zu vermindern, einer Strafe von dreimonatlichem Gefängnis zu unterliegen habe. Dass die Ursachen der rapiden Entwicklung, welche zu dieser Zeit eintrat, die oben genannten waren, wird durch die Thatsache bewiesen, dass im Jahre 1721 von den fünfzehntausend Schneidergesellen in der Hauptstadt eine Trade Union gebildet wurde: Aggregation war in diesem Beispiele eine augenfällige Voraussetzung. Es wird ferner durch den Contrast zwischen dem Zustande des Tuchgewerbes im Westen von England und in Yorkshire bewiesen. Früh im 18. Jahrhundert waren reiche Tuchfabrikanten in Somersetshire, Gloucestershire und Devon aufgetreten, welche Wasserkräfte besaßen, durch welche ein Theil der Fabrication ausgeführt wurde und von denen die Handarbeiter abhiengen. Hier verbanden sich die Arbeiter und setzten in aufrührerischer Weise ihre Forderungen durch.

„Diese frühzeitige Entwicklung von Gewerbeverbindungen im Westen von England steht im auffallenden Gegensatze zu ihrem Fehlen in demselben Industriezweige, wo er, wie in Yorkshire, nach dem sogenannten ‚Haussystem‘ betrieben wurde. Der Yorkshire-Weber war ein kleiner Handwerksmeister nach dem alten Typus.“

Dieser Gegensatz verschwand aber, als in Yorkshire, wie im Westen von England, das Fabriksystem auftrat: —

„Dann kämpften Gesellen und kleine Meister in Übereinstimmung, der neuen Form der capitalistischen Industrie Widerstand zu leisten, welche im Begriffe war, sie der Controle über das Erzeugnis ihrer Arbeit zu berauben.“

Das heisst, sie kämpften gegen ihr Aufgehen in die Menge blosser Lohnarbeiter, welche sich bildete; und unter den Resultaten erschienen Trade Unions.

#### §. 827.

Übelstände rufen beständig entgegengesetzte Übelstände hervor; die aus den Gesellschaftsgesetzen hervorgehenden hatten



nach der Aufhebung dieser Gesetze andere aus dem Missbrauch der Freiheit entspringende zur Folge. „Gewerbegesellschaften . . . traten auf allen Seiten in's Leben, und die Handwerker wurden so tyrannisch wie es ihre Herren gewesen waren. Baumwollenarbeiter in Glasgow, Seeleute in Tyne, Schleifer in Sheffield und Schiffbauer in London dictierten ihre Bedingungen und brauchten Gewalt, dieselben durchzusetzen. Klagen und Widerklagen in verschiedenen Gewerben und an zahlreichen Orten machten den Verlauf dieser Verbindungen unregelmässig, so dass auf viele Gründungen viele Auflösungen folgten: besonders, wenn commercieller Rückgang und ausgedehnte Suspensionen der Arbeit den Unionisten den Beweis brachten, dass sie die Höhe der Löhne nicht nach ihrem Belieben festsetzen konnten. Verbindungen vorübergehender Art gestalteten sich indessen zu dauernden Verbindungen, und der Integration kleiner localer Gruppen folgte nach und nach die Integration dieser zu grösseren und weiter umfassenden Gruppen. Im Jahre 1827 bildeten die Zimmerleute und Tischler eine nationale Association. „Zeitweise Bündnisse für besondere Umstände“ hatten in früheren Zeiten die Baumwollenspinner-Gewerbe-Clubs von Lancashire mit denen von Glasgow vereinigt; im Jahre 1829 kam aber eine Verbindung der Gesellschaften der Spinner von England, Schottland und Irland zu Stande. Beinahe gleichzeitig verbanden sich die verschiedenen Classen von Arbeitern in den auf den Bau bezüglichen Gewerben über das ganze Königreich. Bis zu dieser Zeit waren die Vereinigungen im eigentlichen Sinne des Wortes Gewerbevereinigung (innerhalb eines Gewerbes); jetzt entstand aber der Gedanke an eine Vereinigung der Gewerbe [Trades Union, im Gegensatz zu Trade union], — eine Vereinigung nicht der Arbeiter in einem Berufe oder in verwandten Gewerben, sondern eine nationale Vereinigung der Arbeiter aller Gewerbe. Der anerkannte Plan war der, „die productiven Classen“ zu consolidieren: die noch immer vorherrschende Voraussetzung war, dass der mit seinen Händen Arbeitende Alles, der mit seinem Verstande Arbeitende Nichts leistet. Der erste dieser, im Jahre 1830 aufgenommene Plan gieng sehr schnell zu Grunde. Im Jahre 1834 wurde ein zweites Unternehmen von gleicher Art von ROBERT OWEN gegründet unter dem Titel „The Grand National Consolidated Trades' Union“, welcher nach wenig Wochen

„mindestens eine halbe Million Mitglieder“ zählte und dessen eines Ziel „ein allgemeiner Streik aller Lohnarbeiter“ war. Diese grosse, aber nur schwach organisierte Körperschaft wurde sehr bald durch innere Streitigkeiten gespalten und zerfiel, während in derselben Periode verschiedene von den kleineren sich ihr angeschlossen habenden Körperschaften, wie die Vereinigung der Töpfer und die Vereinigungen der Schneider und Tuchmacher, sich auflösten. Es folgte dann eine Auflösung der bundesmässigen Organisationen im Grossen, und im Jahre 1838 fand ein stetiger Verfall des Systems der Trade Unions im Allgemeinen statt. Nach einigen Jahren indessen trat ein „allmählicher Aufbau der grossen ‚amalgamierten‘ Gesellschaften gelernter Handwerker“ ein, in dessen Verlaufe die Trade Unions „eine finanzielle Macht, einen angelernten Stab besoldeter Beamten und eine Permanenz der Mitgliedschaft erhielten, wie sie bis dahin nicht bekannt waren.“

Weitere besondere Einzelheiten bedürfen keiner Erwähnung. Es wird genügen, die Grösse dieser Organisationen anzuführen. Im Jahre 1892 bestanden unter den Arbeitern der Maschinen- und Schiffsbaubranche 260 Gesellschaften mit 287 000 Mitgliedern, welche sich in verschiedene grosse Gruppen geordnet hatten, wie die „Amalgamierte Gesellschaft der Maschinenbauer“, die „Vereinigten Kesselschmiede“ und die Gesellschaften der Eisen giesser und Schiffsbauer. Unter den Bergleuten und Steinbrechern und associierten Arbeitern, welche sich örtlich oder speciell vereinigt hatten, gab es 347 000 Unionisten, von denen nahezu zwei Drittel im Jahre 1888 in dem „Bündnis der vereinigten Bergleute von Grossbritannien“ vereinigt waren, — eine Integration von Integrationen. In Beziehung auf die anderthalb Millionen Unionisten, welche zu jener Zeit existierten, sagen die Autoren, aus denen ich hauptsächlich citiert habe:

„Die Welt der Trade Union wird daher der Hauptsache nach aus geschickten Handwerkern zusammengesetzt, welche in dicht bevölkerten Bezirken arbeiten, wo Industrie in grossem Maassstabe betrieben wird. Ungefähr 750 000 ihrer Mitglieder, — die Hälfte der ganzen Menge, — gehören den drei Hauptgewerben des Kohlenbergbaues, der Baumwollenmanufactur und des Maschinenbaues an, während die Tagelöhner und die weiblichen Arbeiter im Allgemeinen Nichtunionisten sind.“



## §. 828.

Da die Gemeinsamkeit der Interessen das Vereinigungsband bei diesen Zünften der Lohnarbeiter ist, wie es bei den Kaufmannsgilden und Handwerkerzünften vor Jahrhunderten der Fall war, so haben auch die Lohnarbeiter naturgemäss Handlungsweisen angenommen ähnlich denen ihrer Vorgänger. Wie bei den alten Verbindungen, so ist auch bei den neuen gemeinsamer Widerstand gegen Dinge aufgetreten, welche ihren Mitgliedern materiellen Schaden zu bringen drohten, und gemeinsames Durchsetzen von Dingen, welche ihnen materiellen Vortheil zu gewähren versprochen.

Die Zahl der in irgend einem Geschäftszweige beschäftigten Handwerker in einer alten englischen Stadt wurde durch die Verordnung beschränkt, dass ihn Niemand betreiben durfte, welcher nicht eine Lehrlingszeit von besonders bestimmter Dauer durchgemacht hatte. Da dies in jeder Zunft Gesetz war, so war das Resultat, dass jede Stadt eine halbknechtische Bevölkerung hatte, welche so gut es gehen mochte ausserhalb der regelmässigen Werkstätten lebte. In ähnlicher Weise bestehen auch, von dem Verlangen, die Concurrenz einzuschränken veranlasst, die Zünfte der Lohnarbeiter auf dem Einhalten vorgängiger Lehrlingszeit als einer Befähigung zum Eintritt in ihre Verbindungen, während sie heftige Anstrengung machen und häufig Gewalt anwenden, um die Anstellung von Nichtunionisten zu verhindern: das Bestreben ist, wie vor Alters, eine Classe von Menschen hervorzubringen, welche für jede regelmässige Arbeit nicht wählbar ist.

Zu demselben Zwecke drückten die alten Gilden die Anzahl der von den Meistern in ihre besondern Gewerbe aufzunehmenden Lehrlinge herab, und auch in diesem Vorbilde sind ihnen diese modernen Zünfte nachgefolgt. Wir finden hier allerdings ein bestimmtes Vermittlungsglied zwischen dem Alten und dem Neuen. Denn eine der ersten von den modernen Verbindungen von Arbeitern ausgehenden Handlungen war das Wiederbeleben und Durchsetzen der noch immer zu Recht bestehenden Gesetze, welche die Zahl der Lehrlinge beschränkt, und dies ist ganz allgemeine Politik geworden. Von den Flintglas-Verfertignern wird gesagt:

„Der immer wiederkehrende Refrain ihres gewerblichen Organs ist: ‚Beachte das Gesetz und halte die Knaben fern; denn darin liegt der Grund des Übels‘.“

So hat man auch in den Druckereigewerben andauernd Anstrengungen gemacht, „die wirksamsten Mittel zur Verhinderung von Knabenarbeit“ ausfindig zu machen.

„Und die Maschinenbaugewerbe, welche zu dieser Zeit in die Welt der Trade Union eintraten, gründeten ihre ganze Politik auf die Annahme, dass der gehörig durch die Lehrzeit gegangene Handwerker ebenso wie der Doctor oder der Anwalt ein Recht habe, ‚ungesetzliche Leute‘ von seiner Beschäftigung auszuschliessen.“

In den Zeiten der Handwerkerzünfte bestanden in weitem Umfange staatliche Regulierungen der Preise; dass aber auch die Zünfte, entweder als Abgeordnete der Regierung oder aus ihrem eignen Antriebe die Preise regulierten, dafür haben wir einige Beweise. „Eine Verordnung Eduard's VI. scheint die bis dahin von den Gilden innegehabten Rechte, die Löhne und Preise festzustellen, beschränkt zu haben,“ sagt CUNNINGHAM. Selbst beim Fehlen von Beweisen dürfen wir getrost den Schluss ziehen, dass ihre Vorschriften dazu bestimmt waren, dem wohlfeileren Verkaufen Einhalt zu thun, ebenso wie das Herabdrücken der Preise durch Überproduction zu verhindern. Bei den Handelsunternehmern bestand ein „Maass“ oder eine Grenze, der Menge von Waaren auferlegt, welche ein Mitglied je nach seiner Stellung innerhalb eines Jahres ausführen durfte: eine Beschränkung der Concurrenz. In ähnlicher Weise enthielten die Verordnungen für den Handel von Bristol im 15. Jahrhundert „einen ‚festgesetzten Preis‘ für jede der hauptsächlichsten Handelswaaren“, und ferner die Bestimmung, „dass kein Kaufmann unter diesem Preise verkaufen dürfe“, mit Ausnahme specieller Fälle. Offenbar ist dem Verbote des Verkaufes einer Waare unter einem gewissen Preise das Verbot des Verkaufes von Arbeit unter einem gewissen Preise an die Seite zu stellen; und derjenige, welcher seinen Genossen im letzteren Falle unterbietet, wird getadelt und bestraft, wie es im ersteren der Fall war.

Gesetze setzen die Macht voraus, sie durchzusetzen; andernfalls existieren sie praktisch genommen gar nicht. Wie vorher, so besteht auch hier Übereinstimmung zwischen den alten Verbindungen und den neuen, obschon die in Gebrauch kommenden



Gewalten verschiedenen Ursprungs sind. Die ältesten Gewerbekörperschaften waren thatsächlich von gleicher Ausdehnung wie die Municipalregierungen, und auf späteren Entwicklungsstufen hielten die Corporationen, welche sich aus ihnen differenzierten, ihre municipalen Bündnisse aufrecht: die Stadtautoritäten wurden in grosser Ausdehnung von den Zunftautoritäten gebildet. Es kann daher kaum daran gezweifelt werden, dass die Verordnungen der Zünfte von Municipalbeamten durchgesetzt wurden; denn die politischen Thätigkeitskreise waren von den industriellen Thätigkeitskreisen damals nicht so scharf geschieden wie sie es heutigen Tages sind. Da aber die Zünfte der Lohnarbeiter keine Bündnisse mit municipalen Körperschaften hatten, so haben sie versucht, selbst ihre Verordnungen durchzusetzen. Dies ist von Anfang an ihre Gepflogenheit gewesen. Die Schuhmacher von Wisbeach drohten bei ihrem Kampfe gegen niedrige Löhne, dass „Niemand in die Stadt kommen soll, um für solche Löhne zu arbeiten innerhalb eines Jahres und eines Tages, ohne dass wir ihm einen Arm oder Bein nehmen, wenn er nicht einen Eid auf sich nimmt, wie wir es gethan haben.“ Wenn wir uns der früheren Ausschreitungen der Schleifer von Sheffield erinnern, welche widerspenstige Mitglieder ihrer Genossenschaft durch Pulverexplosionen oder durch das in Stücke-zerspringen ihrer sich rapid umdrehenden Räder zu tödten versuchten, oder wenn wir der gegenwärtig Monat auf Monat auf Nichtunionisten gemachten gewaltsamen Angriffe gedenken, so sehen wir, dass die nämliche Politik noch immer befolgt wird, — eine Politik, welche noch weiter befolgt werden würde, wenn die polizeilichen Beschränkungen noch weniger wirksam wären, als sie es sind.

Unter den untergeordneten Parallelen können die in alten Zeiten zwischen den Handwerker-gilden und in neueren Zeiten zwischen den Gilden der Lohnarbeiter ausgebrochenen Conflictte in Bezug auf die Grenzen ihrer verschiedenen Berufsthätigkeiten angeführt werden. Die Zunftmitglieder innerhalb eines Geschäftszweiges sprachen den in einem verwandten Zweige Thätigen das Recht ab, gewisse Dinge auszuführen, von denen sie behaupteten, dass sie unter ihr Monopol fielen. Und in ähnlicher Weise ist es unter den Lohnarbeitern denen der einen Classe verboten, gewisse Arten von Arbeiten auszuführen, von welchen diejenigen einer andern Classe sagen, dass sie zu ihrem

Beschäftigungskreise gehören. So streiten sich die Zurichter und Bleiarbeiter, die Tischler und Schiffszimmerleute über gewisse Beschäftigungen, welche Beide für sich in Anspruch nehmen. Innerhalb der letzten Monate ist die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen Conflict dieser Art gelenkt worden, welcher zwischen den Kesselbauern und Zurichtern in Mssrs. Thorneycroft's Werken in Chiswick entstanden war.

In einer Beziehung sind indessen die alten Handwerker-gilden und die modernen Lohnarbeiterzünfte in ihrer Politik von einander abgewichen, weil ihre Beweggründe in verschiedener Weise wirksam gewesen sind. Die Handwerksgenossenschaften übten eine gewisse Aufsicht über die von ihren Mitgliedern angefertigten und verkauften Producte aus; sie schienen dies im öffentlichen Interesse zu thun und waren in manchen Fällen beauftragt, es zu thun. Thatsächlich thaten sie es aber in ihrem eignen Interesse. Ein Innungsbruder, welcher irgend ein minderwerthiges Material zur Fertigung des von ihm verkauften Gegenstandes benutzte, war durch diese Handlungsweise im Stande, einen grösseren Vortheil daraus zu ziehen als seine Innungsgenossen, welche das bessere Material benutzten; und ihr Verbot wurde durch ihr Verlangen veranlasst, dies zu verhindern, nicht durch ihr Verlangen, das Publikum zu schützen. Lohnarbeiter indessen, welche feststehende Sätze der Bezahlung für so und so viele Arbeitsstunden bestimmt haben, haben kein Interesse daran, den Maassstab für die Arbeit aufrecht zu halten. Im Gegentheil, sie haben ein Interesse daran, den Maassstab in Bezug auf die Quantität, wenn auch nicht in Bezug auf die Qualität zu erniedrigen; und zwar in solchem Maasse, dass der geschicktere Handwerker durch den Zorn seiner Genossen, deren Arbeit er beim Vergleich in minderes Ansehen bringt, an der Ausübung seiner grösseren Geschicklichkeit verhindert wird.

Ausser aller Frage beweisen daher diese verschiedenen Parallelen (in Verbindung mit dem Fehlen einer Übereinstimmung in dem eben erwähnten Falle) die Identität des Wesens zwischen den alten und den modernen Gewerbeverbindungen.

#### §. 829.

Der Anhänger der Beschränkungspolitik ist dem Wesen nach derselbe, mag er den freien Handel mit Waaren verbieten,



oder mag er freien Handel mit Arbeit untersagen. Ich mache diese Bemerkung als Einleitung zu einer Parallele.

Vor nicht langer Zeit machte ein Parlamentsmitglied den Vorschlag, dass ein Eingangszoll von zehn Procent auf Einfuhrartikel im Allgemeinen gelegt werden soll. Es wurde dies nachdrücklich als eine Erleichterung nicht allein für die landwirthschaftlichen, sondern für alle Classen bezeichnet. Was war die Wirkung, die man sich im Voraus versprochen hatte? Dass, wenn fremde Waaren bis zu der vorgeschlagenen Ausdehnung verhindert würden, mit englischen Waaren zu concurriren, die englischen Producenten einzeln in den Stand gesetzt würden, so viel mehr für das zu erhalten, was sie zu verkaufen hätten. Hier kam die Folgerung zu Ende. Jeder Staatsbürger wurde als Producent angenommen; was ihm aber als Consument passieren würde, danach wurde nicht gefragt. Man war der Meinung, dass der von ihm gemachte Extraprofit in diesem Betrage ihm zu Gute käme, und die Thatsache wurde nicht erkannt, dass, wenn alle andern Producenten in den Stand gesetzt würden, höhere Preise zu erzielen, das Resultat das sein müsse, dass er als Consument diese höheren Preise ganz ringsherum für die Sachen, die er brauchte, zu bezahlen haben würde: sein Einkommen würde erhöht werden, aber seine Ausgaben würden sich in demselben Maasse erhöhen.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die Mitglieder der Trade Unions durch eine ähnliche Täuschung irregeführt werden. In jeder Classe derselben, — Zimmerleute, Maurer, Maschinenbauer, Kattundrucker, Weber, Setzer, Drucker u. s. w. — hält es ein jeder Arbeiter für einen ganz zweifellosen Vortheil, für seine Arbeit mehr zu erhalten, als er ohne die Verbindung erhalten würde. Er sieht nur den Extrabetrag seines Lohnes und sieht nicht, wie diese Extraerhöhung verschwendet wird. Sie wird aber verschwendet. Es ist eine selbst von Trade-Unionisten gegenwärtig anerkannte Thatsache, dass in jeglichem Gewerbe die Erhöhung der Löhne durch den für die producierten Artikel gelösten Preis beschränkt wird, und dass, wenn die Löhne in die Höhe getrieben werden, der Preis des producierten Artikels sofort auch in die Höhe getrieben wird. Was ereignet sich dann, wenn, wie es gegenwärtig der Fall ist, Trade Unions unter den Arbeitern beinahe aller Gewerbe

gegründet werden und wenn es diesen Trade Unions sämmtlich gelingt, die Löhne höher zu machen? Sämmtliche Artikel, bei deren Anfertigung sie beschäftigt sind, müssen im Preise gesteigert werden; und während jeder Trade-Unionist gewinnt durch erhöhte Löhne, verliert er ebenso viel, oder noch mehr, dadurch, dass er die Gegenstände zu erhöhten Preisen kaufen muss.

Dass dies die allgemeine Wirkung sein muss, hat sich vor Kurzem in einer nicht misszuverstehenden Weise gezeigt. Auf einem kürzlich abgehaltenen Bergarbeiter-Congress wurde öffentlich verlangt, dass das Ausbringen von Steinkohle so lange eingeschränkt werden sollte, bis der Preis derselben zu der Höhe stiege, welche zur Zahlung höherer Löhne erforderlich wäre. Nichts wurde aber gesagt über die Wirkung, welche dieser erhöhte Preis der Steinkohle auf das Publikum im Allgemeinen äussern würde, mit Einschluss der, seinen hauptsächlichsten Bestandtheil bildenden arbeitenden Classen. Alle Tagelöhner und Handwerker brauchen Heizmaterial, und wenn Steinkohle theurer gemacht wird, so muss jeder Einzelne entweder mehr für das Heizen ausgeben oder von Kälte geplagt werden: der Vortheil der Kohlenarbeiter muss ihr Verlust sein. Was aber so augenfällig in diesem Falle eintritt, tritt ebenso in jedem andern Falle ein. Die Trade Union-Politik in ihrer vollständigen Durchführung hat die Wirkung, dass jede Art von Lohnarbeitern zum Vortheil jeder andern Art von Lohnarbeitern besteuert wird.

### §. 830.

„Welches Recht hat er, mich der Arbeit dadurch zu berauben, dass er sich erbietet, sie für weniger zu verrichten?“ So sagt der Trade-Unionist in Bezug auf die Nichtunionisten. Er fühlt sich benachtheiligt und meint, Alles, was ihn verletze, müsse Unrecht sein. Wenn er indessen anstatt sich selbst und einen concurrirenden Handwerker zu betrachten, zwei andere miteinander concurrirende Handwerker in's Auge fast, so bemerkt er nichts Unrechtes darin, dass der eine den andern unterbietet. Der Krämer Jones weist auf den Krämer Brown über der Strasse und sagt: „Welches Recht hat er, mir die Kundschaft wegzunehmen damit, dass er seinen Thee das Pfund zwanzig Pfennige billiger verkauft als ich?“ Erkennt der Unionist



hier an, dass Brown dem Jones ein Unrecht zufügt? Nicht im Geringsten. Er sieht ein, dass die Beiden gleichmässig das Recht haben, ihre Waaren zu Preisen anzubieten, wie es ihnen beliebt; und wenn Brown mit einem kleinen Gewinn zufrieden ist, während Jones gierig einen grösseren verlangt, so hält er den Brown für den besseren Menschen unter den Beiden. Man beachte, wie das eigene Interesse ihn blind macht. Hier liegen zwei in ihren wesentlichen Zügen vollständig parallele Abmachungen vor, von denen die eine für gänzlich ungesetzlich, die andere als vollkommen berechtigt angesehen wird.

Noch viel auffallender wird die Meinungsverschiedenheit, wenn wir die Parallele noch enger ziehen. Angenommen, es sei richtig, wie zuweilen behauptet wird, dass ein niedriger Weizenpreis den Brodpreis nicht herabsetze und dass sich daher die Bäcker vereinigt haben müssen, ihn hoch zu halten. Als ein Käufer von Brod findet der Handwerker keine Worte, welche für die Bäcker zu stark wären, welche durch ihr ruchloses Zusammenhalten ihn nöthigen, mehr Geld für dieselbe Menge von Nahrung auszugeben, als er andernfalls thun würde; und wenn er einen Bäcker finden kann, welcher, sich nicht mit den andern verbindend, weniger für ein Brod rechnet im Verhältnis zu dem niedrigeren Preis des Getreides, so lobt er ihn und macht sich vergnügt den Vortheil zu nutze und geht zu ihm. Sehr verschieden ist es aber, wenn die zu verkaufende Sache nicht Brod ist, sondern Arbeit. Sich zum Zwecke der Behauptung ihres Preises zu verbinden, ist des Lobes würdig, während eine Verweigerung der Verbindung, welcher die Einwilligung folgt, die Arbeit zu einem niedrigeren Preise zu verkaufen, heftig verurtheilt wird. Diejenigen, welche das Eine thun, halten sich für anständig und nennen Diejenigen, welche das Andere thun, 'Zwischenträger'. Die Beurtheilung des Verhaltens ist daher in diesen beiden Fällen absolut umgekehrt. Eine künstliche Erhöhung des Brodpreises ist sündhaft, aber ein künstliches Erhöhen des Arbeitspreises ist tugendhaft!

Wenn wir uns vorstellen, dass die wirkliche oder angenommene Vereinigung der Bäcker es den Trade-Unionisten, welche das Arbeitszeug der widerspenstigen Arbeitsgenossen zerbrechen, nachmache, und den nichtunionistischen Bäckern, welche zu niedrigerem Preise als sie verkauften, die Fenster einwürfe,

so möchte doch der dabeistehende Handwerker, welcher meint, die Polizei solle doch hier einschreiten, auch bedenken, dass die Verkäufer von Brod nicht die einzigen dabei in Betracht Kommenden sind, sondern dass die Käufer von Brod dabei doch auch Etwas zu sagen haben. Er dürfte sich überlegen, dass es nicht ausschliesslich eine Frage des Profits ist, welchen unionistische und nichtunionistische Bäcker erzielen, sondern dass es zum Theil doch auch eine Frage ist, wie die Kunden am Billigsten zu ernähren sind: sieht er dies ein, so dürfte er zu der Folgerung kommen, dass dieser Gewaltact der unionistischen Bäcker nicht bloss ein gegen die nichtunionistischen, sondern gegen das Publikum im Grossen und Ganzen begangenes Unrecht ist. In seinem eignen Falle, als Händler in Arbeit, meint er indessen, die Frage läge ausschliesslich zwischen ihm, der eine gewisse Höhe der Bezahlung verlange, und dem Nichtunionisten, welcher sich erbiete, eine geringere Zahlung anzunehmen. Was das Interesse der dritten, an dieser Abmachung betheiligten Partei, welche Arbeit kauft, sein mag, ist gleichgültig. Aber ganz offenbar sind alle drei dabei interessiert. Wenn der Unionist sich beklagt, dass der Nichtunionist ihn dadurch schädigt, dass er ihn unterbietet und ihm die Arbeit wegnimmt, so kann nicht allein der Nichtunionist erwiedern, dass er geschädigt wird, wenn er verhindert wird, zu dem von ihm gebotenen Lohne zu arbeiten, sondern auch der Arbeitgeber kann sich beklagen, dass er geschädigt wird dadurch, dass er genöthigt wird, dem Einen mehr zu geben als er dem Andern geben würde. Das Vorgehen der Trade-Unionisten fügen daher zwei Schäden zu, damit einer verhindert werde.

Wenn gesagt werden sollte, dass es der Arbeitgeber wohl ermöglichen könne, den höheren Lohnsatz zu zahlen, so ist darauf zu erwiedern, dass der Vorthail, den ihm sein Geschäft abwirft, häufig durch die Concurrenz so herabgedrückt wird, dass er durch das Zahlen höherer Löhne allen Gewinn verlieren und bankerott werden würde, oder aber er muss, gemeinsam mit andern Fabrikanten in ähnlicher Lage seine Preise erhöhen, in welchem Falle die Gesellschaft im Grossen und Ganzen, mit Einschluss der Lohnarbeiter im Allgemeinen, die geschädigte dritte Partei ist.



## §. 831.

Von dieser beiläufigen Kritik zurückkehrend wollen wir fragen, was sind, pecuniär betrachtet, die Wirkungen der Politik der Trade Unions. Wenn man das Mittel aus den Resultaten bei vielen Gewerben in vielen Jahren gezogen hat, finden wir, dass der Lohnarbeiter wirklich für seinen „Lebensmaassstab“ einen Vortheil erlangt hat?

Es giebt einen Fall, — den der ländlichen Arbeiter, — welcher deutlich zeigt, dass unter gewissen Bedingungen durch Verbindung wenig oder gar Nichts erreicht werden kann. Zahlreiche Landgüter sind gegenwärtig als pachtfrei angekündigt und können keine Pächter finden: Zehntausende von Ackern Landes liegen brach. Wenn daher die Kosten der Bewirthschaftung selbst gegenwärtig derartige sind, dass in vielen Landestheilen keine angemessene Verzinsung des Capitals vom Landwirth erlangt werden kann, und wenn, wie es als auf den BEDFORD'schen Gütern eingetreten erzählt wird, die ganze gezahlte Pachtsumme darauf verbraucht wird, die Güter in Ordnung zu halten, so ist die sich von selbst ergebende Folgerung die, dass eine Erhöhung der Bewirthschaftungskosten durch das Gewähren höherer Löhne den Landbau in einer noch weiteren Ausdehnung nicht lohnend machen würde. Noch mehr Land würde brach liegen bleiben und die Nachfrage nach Arbeitern würde um so viel vermindert werden. Es würde daher eine Verbindung zur Erhöhung der Löhne an vielen Orten dazu führen, keine Löhne zu erhalten.

Ogleich nun in den meisten Gewerben die Hindernisse für die Erhöhung der Löhne weniger augenfällig sind, so muss man sich doch daran erinnern, wie häufig Fabrikanten ihre Maschinen nur wenig Stunden gehen lassen können oder sie eine Zeit lang ganz still stehen lassen müssen, — man braucht sich nur der officiellen Berichte zu erinnern, welche von leerstehenden, dem Verfall entgegengehenden Fabriken in Lancashire sprechen, um einzusehen, dass in andern Fällen Handelsconjuncturen den Löhnen eine unübersteigliche Schranke setzen. Und diese Folgerung ist nicht bloss dem unbetheiligten Zuschauer offenbar, sondern wird auch von manchen Beamten der Trade Unions anerkannt. Das Folgende ist die Meinung Eines, welcher der

Leiter der allerintelligentesten Arbeitergenossenschaft war, der „Amalgamierten Gesellschaft der Maschinenbauer“.

„Wir glauben“, sagte ALLAN vor der königlichen Commission im Jahre 1867, „dass alle Streiks eine vollständige Verschwendung von Geld sind, nicht bloss in Bezug auf die Arbeiter, sondern auch in Bezug auf die Arbeitgeber.“

Für den Arbeiter bringt ein Streik einen doppelten Verlust mit sich, — den Verlust des durch kleine Beiträge viele Jahre hindurch angesammelten Fonds und den fernerer durch lange dauerndes Müsiggsein bewirkten Verlust. Selbst wenn der Streikende einen Erfolg hat und entweder eine Erhöhung erhält oder ein Sinken verhindert, so dürfte doch zu bezweifeln sein, ob der im Verlaufe der Zeit durch den wöchentlichen Zusatz zu seinem Lohne erlangte Gewinn den plötzlich erlittenen Verlust ausgleicht. Und für Andere als die Arbeiter steht der Verlust ganz ausser Frage, — nicht allein für die Arbeitgeber, durch das Fehlen der Interessen und den ihm folgenden Schaden, sondern auch für das Publikum im Allgemeinen, welches um so ärmer wird je weniger produciert wird.

Das durch die Verbindungen der Lohnarbeiter herbeigeführte Unheil ist aber zuweilen noch bei weitem grösser. Es ist dadurch gelegentlich ein weitverbreiteter Stillstand eines Industriezweiges verursacht worden, gleich dem, welcher, wie oben gezeigt worden ist, das Resultat sein würde, wenn die Löhne der ländlichen Arbeiter in die Höhe getrieben würden. Und hier stossen wir in der That noch auf eine weitere Parallele zwischen den alten Handwerksgilden und den modernen Zünften der Lohnarbeiter. In vergangenen Zeiten hatten die Zunftbeschränkungen häufig die Wirkung, Handwerker aus den Städten in benachbarte Orte und zuweilen in weit abliegende Plätze zu vertreiben. Gegenwärtig nun haben in verschiedenen Fällen die Lohnarbeiter, entweder durch die Gesetzgebung oder durch Streiks Bedingungen auferlegt, welche es den Arbeitgebern unmöglich machen, ihr Gewerbe mit Nutzen weiterzuführen; Auswanderung derselben wurde dadurch verursacht. Der bekannteste Fall dieser Art war der der Weber von Spitalfields, welche im Jahre 1773 infolge eines Parlamentsbeschlusses, welcher sie in den Stand setzte, von Verwaltungsbeamten festgesetzte Löhne zu verlangen, die Productionskosten so erhöhten, dass in einigen fünfzig Jahren



die meisten Fabriken nach Macclesfield, Manchester, Norwich und Paisley getrieben worden waren. Ein in neuerer Zeit vorgekommener Fall, welcher directe Beziehung zu der Wirkung der Trade Unions hat, ist der der Schiffsbauer an der Themse. Durch das Bestehen auf gewissen Lohnsätzen haben sie unausführbar gemacht, Schiffe mit Vorthail an der Themse zu bauen, der Industriezweig gieng nach Norden; und diejenigen von den Schiffsbauern, welche in London geblieben sind, betteln bei der Admiralität um Arbeit. Wie einer Deputation gegenüber kürzlich hervorgehoben wurde, war der für die Reparatur eines Regierungsschiffes angenommene Anschlag weniger als die Hälfte von dem Angebot, das ein Themse-Schiffbauer, durch die Trade Union in Fesseln gehalten, zu thun im Stande war. Wie behauptet wird, ist dies auch in andern Gewerben der Fall, und so dürfte es sehr bald in einem bedeutend grösseren Maasse eintreten. Denn die Politik der Trade Unions bewirkt im Verhältnis zu ihrer Verbreitung, dass gewisse Industriezweige nicht von einem Theile von England nach einem andern, sondern von England nach dem Festlande vertrieben werden: der niedrigere Lohn und die längeren Arbeitsstunden der continentalen Handwerker machen es möglich, eine gleich gute Waare für einen niedrigeren Preis herzustellen. Ja, nicht bloss auf ausländischen Märkten, sondern auf dem englischen Markte beklagt man sich über den sich ausbreitenden Verkauf von Artikeln „made in Germany“. Ein Beispiel, auf welches die Aufmerksamkeit vor Kurzem gelenkt wurde, wird von der Glasfabrikation dargeboten. Es wird angegeben, dass neun Zehntel des gegenwärtig in England gebrauchten Glases ausländisches Fabrikat seien.

Eine auffallende, von der englischen Geschichte dargebotene Lehre sollte doch den Trade-Unionisten zeigen, dass feststehende Lohnsätze von andern Ursachen bestimmt werden als von dem Willen entweder der Arbeitgeber oder der Arbeitnehmer. Als der Schwarze Tod einen grossen Theil der Bevölkerung hinweggefegt hatte (wie man sagt, mehr als die Hälfte), so dass die Anzahl der Arbeiter für die auszuführenden Arbeiten ungenügend wurde, stiegen die Löhne ungeheuer und behielten ihren hohen Stand trotz aller Anstrengungen, sie durch Gesetze und Strafen herunterzudrücken. Umgekehrt sind viele Fälle dagewesen, in denen Streiks es nicht erreicht haben, das Sinken der Löhne

zu verhindern, wenn das Geschäft daniederlag. Wo das Bedürfnis nach Arbeitskräften gross ist, können die Löhne nicht niedrig gehalten werden; und wo es gering ist, können sie nicht hoch gehalten werden.

## §. 832.

Was sollen wir denn nun von den Trade Unions sagen? In ihrer ursprünglichen Form als freundschaftliche Vereinigungen, — Organisationen zur Leistung gegenseitiger Hülfe, — waren sie natürlich ausserordentlich wohlthätig; und insofern sie diesem Zwecke bis herab auf die gegenwärtige Zeit dienen, kann zu ihrem Lobe nicht genug gesagt werden. Hier haben wir es indessen nicht mit den Beziehungen ihrer Mitglieder zu einander zu thun, sondern mit ihren vereinigten Beziehungen zu den Arbeitgebern und zum Publikum. Müssen wir sagen, dass, obgleich eine Gruppe von Handwerkern es eine Zeit lang erreicht, für eine und dieselbe Arbeit mehr Bezahlung erhalten, dieser Vortheil doch schliesslich auf Kosten des Publikums (mit Einschluss der Masse von Lohnarbeitern) erreicht wird, und dass, wenn alle andern Gruppen von Handwerkern, jenem Beispiele folgend, ihre Löhne erhöht haben, das Resultat ein gegenseitiges Aufheben der Vortheile ist? Müssen wir sagen, dass die Trade Unions, da sie schliesslich in ihren vorgesteckten Zielen fehlgeschlagen, nichts Anderes thun als bei dem Versuche sie zu erreichen schweres Unheil zufügen?

Dies ist eine zu weitgehende Folgerung. Sie scheinen für den vorübergehenden Zustand der socialen Entwicklung natürlich zu sein und können unter den jetzt bestehenden Bedingungen wohlthätige Wirkungen haben. Überall erzeugt Angriff Widerstand und Gegenangriff; und in unserem gegenwärtigen Übergangszustande, halb militärisch und halb industriell, müssen Übergriffe durch die Furcht vor wiedervergeltenden Übergriffen in Schach gehalten werden.

Nach ihrem harten und grausamen Benehmen in der Vergangenheit ist es ziemlich sicher, dass Arbeitgeber gegenwärtig verhindert werden, Unbilliges zu thun, was sie andernfalls thun würden. Wohl wissend, dass die Trade Unions allezeit zum Handeln bereit sind, sind sie geneigter, als sie sonst sein würden, die Löhne zu erhöhen, wenn der Handel blüht; und wenn Zeiten der geschäftlichen Depression kommen, so erniedrigen sie



die Löhne nur, wenn sie im andern Falle ihr Geschäft nicht würden fortführen können.

Die Macht wohl kennend, welche die Vereine ausüben können, werden die Arbeitgeber veranlasst, deren individuelle Mitglieder mit grösserer Achtung zu behandeln als sie sonst thun würden: die Stellung des Arbeiters ist beinahe mit Nothwendigkeit gehoben worden. Da er überdies hinreichend starke Beweggründe hat, mit der Union auf gutem Fusse zu bleiben, so ist der Arbeitgeber mehr als er sonst sein würde, geneigt, die allgemeine Bequemlichkeit seiner Leute im Auge zu behalten und seine Arbeiten in einer der Gesundheit förderlichen Art fortführen zu lassen. Es ergiebt sich ein schliesslicher Gewinn an moralischer und physischer Behandlung, wenn kein schliesslicher Gewinn an Löhnen eintritt.

Dann muss noch an dritter Stelle die Disciplin angeführt werden, welche die Organisation und die Thätigkeit der Trade Unions mit sich bringt. Von dem wesentlichsten Gesichtspunkte aus betrachtet ist der Fortschritt des socialen Lebens im Grossen und Ganzen ein Fortschritt in dem Geschick, zusammen zu leben und zusammen zu arbeiten; und alle in einer grösseren Gesellschaft, — einer Nation, — gebildeten kleineren Gesellschaften setzen ihre Mitglieder Gruppen von Antrieben und Beschränkungen aus, welche ihre Geschicklichkeit erhöhen. Die herbeigeführten Gewohnheiten des Empfindens und Denkens streben danach, die Menschen mehr als sie andernfalls sein würden, derartigen höheren Formen der socialen Organisation zugänglich zu machen, welche wahrscheinlich später auftreten werden.

---

## XXI. Capitel.

### Cooperation.

#### §. 833.

Das sociale Leben in seiner Gesamtheit wird durch Zusammenwirkung (Cooperation) geführt, und der Gebrauch dieses Wortes zur Bezeichnung einer speciellen Form des socialen

Lebens ist ein Gebrauch desselben im engeren Sinne. Wie bei der Behandlung der politischen Einrichtungen (§. 441) hervorgehoben wurde, sind die Thätigkeitsäusserungen einer Nation in zwei Hauptarten von Zusammenwirken theilbar, die als die bewusste und die unbewusste unterschieden werden können, — die eine ist die streitbare, die andere die industrielle. Der Befehlshaber, die Officiere und die Mannschaften, welche eine Armee zusammensetzen, handeln bewusst zur Erreichung eines vorgesteckten Zieles zusammen. Die in Geschäften und Berufen aller Arten beschäftigten Menschen, welche sämmtlich einzeln private Zwecke verfolgen, handeln zusammen um ein öffentliches Ziel zu erreichen, an welches sie selbst nicht denken. In ihrer Verbindung betrachtet sind ihre Handlungen den Bedürfnissen der ganzen Gesellschaft dienstbar; sie werden aber nicht durch eine Autorität vorgeschrieben und sie werden von jedem Einzelnen mit dem Hinblick auf seine eigne Wohlfahrt, und nicht mit einem Blick auf die Wohlfahrt Aller ausgeführt.

In unsern Zeiten sind indessen mehrere Arten des Zusammenwirkens, der „Cooperation“, zu industriellen Zwecken aufgetreten, wobei das Bewusstsein eines gemeinsamen Zieles vorliegt, wie beim Zusammenwirken zu kriegerischen Zwecken. Da ist zuerst jene Form, welche unter dem Titel „Zusammengelegtes Capital“ beschrieben wurde, — das Zusammenwirken der Anthellscheinhaber bei Actiengesellschaften. Obgleich die Actionäre nicht selbst die Zwecke erreichen, für welche sie sich verbinden, so wirken sie doch, sowohl durch das gemeinsame Beitragen von Geld als durch das Bilden einer Verwaltung, bewusst zusammen. In einer andern Gestalt sehen wir die Cooperation in den Thätigkeitsäusserungen der Trade-Unions. Obgleich ihre Mitglieder nicht zu Productionszwecken zusammenwirken, so bilden doch ihre Gewerbreghulative einen Factor bei der Production, und ihr Zusammenwirken ist augenfällig bewusster Art.

Das in dem vorliegenden Capitel zu behandelnde Thema ist aber jene Art des bewussten Zusammenwirkens für industrielle Zwecke, welche das Wort Cooperation augenblicklich monopolisiert. Die stillschweigend hier erhobene Frage ist die, ob die sociale Lebenserhaltung am besten durch jene Art der unbewussten Zusammenwirkung durchgeführt werden kann, welche sich natürlicherweise im Verlaufe der Civilisation entwickelt hat,



oder am besten durch diejenige Form bewussten Zusammenwirkens, welches gegenwärtig vertheidigt und in gewisser Ausdehnung praktisch ausgeübt wird.

#### §. 834.

Bewusstes Zusammenwirken für industrielle Zwecke ist auf den frühesten Entwicklungsstufen des socialen Lebens eng verbunden mit bewusstem Zusammenwirken für kriegerische Zwecke. Die Gewohnheit, gegen menschliche Feinde zusammen in Thätigkeit zu treten, geht naturgemäss in die Gewohnheit über, gegen thierische Feinde oder Beute zusammen zu handeln. Selbst bei intelligenten Thieren, wie z. B. den Wölfen, sehen wir diese Art der Cooperation; und bei Jagdvölkerstämmen ist sie allgemein, wie bei denen von Nordamerica, wo beispielsweise Büffelherden mit vereinten Kräften angegriffen werden. Gelegentlich tritt ein Zusammenwirken zum Fange von Thieren auf, welches einer viel höheren Stufe angehört. BARROW und GALTON erzählen uns, dass in Südafrica durch die vereinigten Anstrengungen vieler Buschmänner künstlich eingerichtete Fallen von ungeheurer Ausdehnung errichtet werden, in welche die Thiere getrieben werden.

Bei andern nicht civilisierten und halbcivilisierten Völkern finden sich im Entstehen begriffene Formen von Cooperation, welche richtiger als industrielle zu bezeichnen sind. Von den Bodo und Dhimáls sagt HODGSON:

„Sie unterstützen sich gegenseitig umsonst, sowohl bei der Aufführung ihrer Häuser als beim Roden ihrer zu bepflanzenden Stelle, wobei sie ihren Helfern nur eine reichliche Menge von Bier gewähren.“

In ähnlicher Weise erzählt uns GRANGE von den Nagas:

„Beim Bauen der Häuser werden dem Gebrauche gemäss die Nachbarn veranlasst, sich einander zu helfen, wofür sie von der Person, dessen Haus sie bauen, bewirthe werden.“

Ihrem Wesen nach ähnliche Gebräuche bestehen bei den Araucaniern, in Bezug auf welche THOMPSON eine Schilderung ihrer Begräbnis- und Hochzeitsfeste, welche Allen umsonst offen stehen, zufügt:

„Dies ist aber bei den Mingacos nicht der Fall, jenen Mahlzeiten, welche sie gewöhnt sind, bei Gelegenheit der Bebauung ihres

Landes, des Dreschens ihres Getreides, des Baues eines Hauses oder jeder andern Arbeit, welche die vereinigte Hülfe mehrerer bedarf, herzurichten. Bei derartigen Gelegenheiten müssen alle Diejenigen, welche an dem Feste Theil zu nehmen wünschen, mitarbeiten, bis das Werk vollendet ist.“

In diesen Fällen ist Cooperation indessen nur zufällige Form. Die Gegenseitigkeit der Hülfe unter der Form der Verbindung und die Idee des Austausches ist das Vorherrschende, wie es sich noch deutlicher in dem Fall der alten Yucatanesen zeigt.

„Es ist gebräuchlich, dass sich die Frauen einander beim Weben und Spinnen unterstützen und diese Hülfe dann wiedervergelten, wie es ihre Männer in Bezug auf die Feldarbeiten thun.“

Ogleich aber hier ein Austausch von Arbeit besteht, so ist doch auch, da eine Arbeit in Übereinstimmung vorliegt, das Bewusstsein des Zusammenwirkens im Entstehen begriffen und geht leicht in eine bestimmte Form über, wo vereinigter Vortheil es veranlasst. Ein gutes Beispiel hiervon bieten die Padamdar, welche, wie wir gesehen haben (§. 783), in einer Art von beschränktem Communismus leben. DALTON sagt:

„Die Bewohner sind ordentlich mit Wasser versehen; es sind mehrere hochgelegene Quellen vorhanden, und die Ausflüsse aus diesen werden gesammelt und den verschiedenen Theilen der Dörfer in Wasserleitungen oder Röhren von Bambus zugeführt, aus denen beständig ein heller, reiner Strom fliesst.“

Bei einem mehr civilisierten Volke, den alten Singhalesen, war Cooperation zu einem verwandten Zwecke in hoher Entwicklung. In Bezug auf dieselben schreibt TENNENT:

„Cultur des Landes, wie sie im Norden von Ceylon existierte, hieng beinahe gänzlich von dem in jedem Dorfteiche aufbewahrten Wasservorrath ab; sie konnte nur durch die vereinigte Arbeit der ganzen örtlichen Gemeinde durchgeführt werden, welche sich an erster Stelle auf das Sammeln und Sichern des für die Bewässerung erforderlichen Vorraths und dann auf dessen Vertheilung auf die Reisfelder richten musste; diese waren durch die vereinigten Anstrengungen der Bewohner, unter denen die Ernte in gehörigen Verhältnissen vertheilt wurde, bestellt worden. Eintracht und Zusammenhalt waren so unentbehrlich bei derartigen Operationen, dass Vorschritten zu deren Aufrechthaltung zuweilen in die Felsen eingehauen wurden.“

Ein anderer Fall kommt in Nordamerica vor. Bei der Schilderung der Papagos sagt BANCROFT:



„Die meisten von diesen Leuten bewässern ihre Ländereien mittelst Canälen oder Gräben, welche von dem Flusse oder von Behältern ausgehen, in denen das Regenwasser zu diesem Behufe gesammelt und aufbewahrt wird. Diese Gräben werden von der ganzen Gemeinde in Reparatur gehalten, aber die eigentlichen Feldarbeiten werden von jeder einzelnen Familie zu ihrem besondern Vortheil ausgeführt, was einen bemerkenswerthen Fortschritt über den gebräuchlichen Communismus der Wilden bezeichnet.“

Es scheint daher der Schluss gerechtfertigt zu sein, dass allgemein bei halbcivilisierten Völkern, welche das Bewässerungssystem ausüben, die erforderlichen Anlagen das Resultat der vereinigten Arbeiten Vieler sind.

#### §. 835.

Wenn wir diese gewöhnlich dem Ausdrucke Cooperation beigegebenen engen Begrenzungen vernachlässigen, so sehen wir, dass es ausser den bereits angeführten noch viele sociale Gebilde giebt, welche mit Fug und Recht unter ihm begriffen werden und hier erwähnt werden müssen.

Die bekanntesten unter ihnen sind die vielerlei freundschaftlichen Gesellschaften, von den dörflichen Krankenclubs bis zu den weit umfassenden Organisationen, welche von Zeit zu Zeit ihre Congressse halten. Zunächst über den rein localen Verbindungen stehend kommen diejenigen, welche ihren Wirkungskreis über ganze Grafschaften erstrecken: so in Essex, Hampshire, Wiltshire, Berkshire u. s. w., welche ihre Mittelpunkte in den Grafschaftsstädten haben. Noch grösser sind die, sich im Vereinigten Königreich bis auf 70 belaufenden Orden, welche noch weiter reichen: der grösste ist der Manchesterverband der Odd-fellows und der „Alte Orden der Forstleute“, zusammen nahezu eine Million Mitglieder zählend. Gewisse andere Körperschaften von ähnlicher Bedeutung, hauptsächlich Begräbnisvereine, haben ausgedehnte Verzweigungen, — „Industrielle Versicherungsgesellschaften“ sind sie genannt worden; sie leisten das für die Armen, was die mehr hervortretenden Institutionen zur Ausgleichung der Gefahren von Feuerschäden, Unglücksfällen, Schiffbrüche u. s. w. für die besseren Classen thun. Schliessen wir diejenigen aus, welche betrieben werden, um dem angelegten Capitale Dividenden zu verschaffen, und schliessen wir alle diejenigen ein, welche die gegenseitig versicherten Vortheile darbieten, so sehen

wir, dass sie vom Geiste des Zusammenwirkens durchdrungen sind: es besteht ein gemeinsames Handeln, wenn schon kein gemeinsames Arbeiten.

Als von einer gleichen Vorstellung veranlasst mögen noch die landwirtschaftlichen Creditbanken angeführt werden, welche in neuerer Zeit in Deutschland, Österreich und Italien grosse Verbreitung gefunden haben, — cooperative Darlehengesellschaften, wie sie genannt werden können. Anstatt Geld von gewöhnlichen Banken oder von Geldverleihern zu borgen, borgen die Mitglieder dieser Genossenschaften praktisch genommen von einander und zwar unter der Leitung einer von ihnen selbst eingesetzten Verwaltung: die Verwaltung sorgt dafür, dass nur solche Darlehen gemacht werden, wie es die Interessen aller Mitglieder gestatten. Natürlich hängt hier alles von der Urtheilskraft und der Ehrlichkeit der Beamten ab; diese aber vorausgesetzt bieten derartige Banken eine Form von unleugbar wohlthätiger Cooperation dar.

Unter cooperativen Genossenschaften anderer Arten müssen die russischen „Artels“ angeführt werden. Nach der von Mr. CARNEGIE von der britischen Gesandtschaft in St. Petersburg gegebenen, sich auf eine eingeborne Autorität stützenden Definition ist eine dieser Genossenschaften „eine Verbindung gewisser Personen, welche ihr Capital und ihre Arbeit, oder nur die letztere, zu einer gewissen Leistung, oder zu einem gewissen Gewerbe oder Unternehmen verbinden.“ Jedes Mitglied des Verbandes hat einen gleichen Antheil an den Pflichten und der Arbeit; jedes Mitglied erhält einen gleichen Antheil vom Gewinne; und alle Mitglieder sind wechselseitig für die Arbeit und Aufführung eines jeden verantwortlich. Es wird angegeben, dass das System bis in's 10. Jahrhundert zurückreicht, wo gewisse Kosaken am Dnieper „sich miteinander verbanden zu offensiven und defensiven Zwecken, und einen Häuptling oder Ataman für eine gewisse festgesetzte Zeit wählten, welcher die Operationen des Stammes leitete und die gleichmässige Vertheilung der Beute an jedes Mitglied des Verbandes überwachte.“ Diese Angabe steht in Übereinstimmung mit der eben gezogenen Folgerung, dass leicht ein Übergang aus einer bewussten Verbindung zu kriegerischen Zwecken in eine bewusste Verbindung zu industriellen Zwecken eintritt. Diese Genossenschaften sind ihrer



Beschäftigungsweise nach mannigfaltig. „Es giebt Artels von Zimmerleuten, Malern, Schneidern, Maurern, Trägern, Bootführern, Kellnern u. s. w.“, ebenso wie von vielen weniger allgemeinen Gewerben. Sie geniessen ein grosses Vertrauen, was selbst so weit geht, dass grosse Summen Geldes ihnen anvertraut werden. Ein Grund ihrer Zuverlässigkeit liegt darin, dass die Zulassung neuer Mitglieder eifersüchtig überwacht wird. Es möchte indessen, nach ihrem traditionellen Ursprunge und ihrer gegenwärtigen Constitution zu urtheilen, scheinen, als ob diese Artels in Wirklichkeit Entwicklungsformen der ursprünglichen zusammengesetzten Familien wären, deren Eigenthümlichkeiten wir in dem Capitel über „Communale Regulierung“ in Betracht gezogen haben, und welche früher im Osten von Europa weit verbreitet waren. Eins ihrer Gesetze war, dass diejenigen ihrer Mitglieder, welche herumwanderten zum Aufsuchen von Arbeit, der Gruppe den von ihnen erzielten Gewinn auszuliefern hatten; und wenn wir annehmen, dass dies Gesetz bestehen geblieben ist, nachdem die zusammengesetzte Hausstand- oder Dorfgemeinde sich aufgelöst hatte, so würde ein „Artel“ das Resultat sein\*.

Gewisse verwandte Associationen haben in Bulgarien existiert und existieren noch gegenwärtig, obschon sie jetzt nicht recht gedeihen. Es giebt cooperative Gruppen von Marktgärtnern, von Maurern und von Bäckern. JIREČEK sagt: Die Gärtnergenossenschaften gehen während eines gewissen Theiles des Jahres von Stadt zu Stadt und zuweilen auswärts. Auf ihren Inlandtouren sind sie sechs bis zwölf in einer Gruppe, auf ausländischen Touren 40 bis 70. Jede Gruppe steht unter der Führung eines Meisters oder Altmanns, welcher die Rechnungen führt und als Schatzmeister fungiert.

---

\* Kürzlich habe ich hierfür eine Bestätigung erhalten in einer Dissertation über die russischen Artels von Dr. STÄHR. Jede Genossenschaft besteht aus einer geringen Zahl in enger brüderlicher Gemeinschaft. Ihr Leben ist gemeinsam in Bezug auf Nahrung, Wohnung, Arbeit und Vergnügen. Es findet Unterordnung unter ein Oberhaupt statt, welcher die Gruppe nach aussen vertritt. Er ist der einzige Gesetzgeber und leitet das ganze Leben der Genossenschaft. Es wird ihm unbedingter Gehorsam geleistet, und wie ein Familienoberhaupt ist er keiner Controle durch die Mitglieder unterworfen. Anfänglich schien es, als ob das Vorkommen des „Artels“ in Russland etwas ungereimt sei. Jetzt ist es aber klar, dass es als eine despotische industrielle Organisation mit der despotischen politischen Organisation harmoniert.

## §. 836.

Ehe wir zu dem übergehen, was gewöhnlich unter Coöperation verstanden wird, haben wir noch einige weitere industrielle Organisationen zu erwähnen, welche in einem gewissen Maasse in diese Kategorie gehören, — Organisationen, welche mitten zwischen innestehen zwischen denen der gewöhnlichen Meister- und Gesellen-Form und den aus Arbeitern zusammengesetzten, welche selbst Meister sind. Ich beziehe mich natürlich auf Geschäfte, in denen eine Gewinnvertheilung stattfindet.

Die Annahme dieses Systems, von welchem sich viele Fälle auf dem Continente finden, scheint zwar zum Theil durch die Rücksicht auf die Wohlfahrt der Arbeiter veranlasst worden zu sein, ist aber zum Theil auch durch die Meinung angeregt worden, dass allein für Löhne gelieferte Arbeit verhältnissmässig einflusslos in Bezug auf Quantität oder Qualität oder auf beides ist, und dass das Bestreben nachsichtig zu sein, vermehrte Kosten der Beaufsichtigung verursacht. Die Schlussfolgerung ist daher, dass durch Gewährung eines Gewinnantheils der Arbeitgeber selbst gewinnt. Mit den Worten SEDLEY TAYLOR's „fallen“ die Arten der Zutheilung „unter drei Kategorien“: 1. Diejenigen, welche den Antheil der Arbeiter in einer jährlichen Prämie in baar auszahlen. 2. Diejenigen, welche jenen Antheil für eine bestimmte Periode zurückhalten, um ihn schliesslich zusammen mit den angesammelten Zinsen für das Beste des Arbeiters zu verwenden. 3. Diejenigen, welche alljährlich einen Theil des Gewinnantheils des Arbeiters vertheilen und den Rest anlegen. Der Pianoforte-Fabrikant BORD in Paris, welcher die erste dieser Methoden angewandt hat, hält die Wirkungen für „äusserst zufriedenstellend“. Der Geschäftsführer der Compagnie d'Assurances Générales, welcher die zweite Methode anwendet, sagt:

„Meine Meinung ist gegenwärtig noch günstiger als je . . . Die Gesellschaft hat jetzt eine Erfahrung, das heisst einen unveränderlichen Erfolg von dreissig Jahren.“

Aber die meisten von den „Antheil-Häusern“ befolgen weder das System der sofortigen Vertheilung noch das eines langen Zurückhaltens, sondern eine Mischung der beiden. Ein Theil des Gewinnantheils des Arbeiters wird ihm alljährlich ausgezahlt und ein Theil zu seinen Gunsten angelegt. Dies ist das System,



welches von dem Druck-, Verlag- und Sortiments-Geschäft von Mr. CHAIX in Paris befolgt wird. Die durchschnittliche jährliche Dividende der Arbeiter ist  $7\frac{1}{2}$  Procent ihrer Löhne, und als Resultat giebt Mr. CHAIX an: „Ein Jeder nimmt ein grösseres Interesse an der ihm zugetheilten Arbeit und führt sie besser und schneller aus.“

In allen diesen Fällen ist das Verhältnis zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer ganz wie das gewöhnliche Verhältnis, ausgenommen in Bezug auf die in einer oder der andern Form gegebenen Prämie. „Es giebt aber einige wenige Häuser, welche ihre Arbeitsleute zum Theileigenthumsrecht am Capital und zu einem Antheil an der administrativen Controle zulassen.“ Das am besten bekannte unter diesen, von welchem vor 50 Jahren in MILL's Politischer Ökonomie eine Schilderung gegeben wurde, ist das ‚Maison Leclaire‘, — ein Wand- und Decorationsmalergeschäft, welches das System der Gewinnantheile im Jahre 1842 zu befolgen begann und es in verschiedenen Richtungen weiter entwickelte. Seit dem Tode des Gründers hat es fortgefahren, selbst in einem zunehmenden Grade, zu gedeihen, so dass sein Erfolg in den letzten Jahren beschrieben wird als „an's Wunderbare grenzend“. Der Gewinnantheil eines Arbeiters betrug im Jahre 1880 18 Procent seiner Jahreslöhne, ausser bedeutenden Vortheilen, die ihm aus der vereinigten „Gegenseitigkeits-Hülf- und Pensions-Genossenschaft“ zuflössen.

Aber den einhundert oder mehr erfolgreichen, Gewinnantheil vertheilenden Gesellschaften auf dem Festlande sind die vielen Geschäfte der Art gegenüber zu stellen, welche damit fehlgeschlagen haben; und Misserfolge sind besonders häufig in England vorgekommen.

Unter den Mängeln des Systems, welche Mr. HASLEY, Geschäftsführer gewisser Bergwerk-Maschinenbauanstalten in Canada, vor der Schilderung eines von ihm selbst eingeführten Systems hervorhebt, finden sich die folgenden: 1. Gewinn ist in vielen Fällen das Resultat von Erfindungen, Verbesserungen, Ersparnissen, mit denen der Arbeiter nichts zu thun hat; wird ihm ein Antheil davon gegeben, so ist dies, da er in keiner Weise durch seine Arbeit ein Recht darauf erworben hat, ein ihm gegebenes Geschenk. 2. Ein Antheil des Gesamtgewinns,

wenn er unter alle Arbeiter vertheilt wird, giebt dem Einen mehr, dem Andern weniger als er verdient; denn an Geschicklichkeit und Fleiss sind die Arbeiter ungleich. 3. Die Belohnung für Extraarbeit und Sorgfalt wird undeutlich, selbst wenn die Vertheilung alljährlich gemacht wird, und noch mehr, wenn der Antheil des Arbeiters angelegt wird. 4. Rechtmässigerweise kann keine Gewinnvertheilung bestehen, ohne dass auch der Verlust getheilt wird, und jedwede Abmachung, nach welcher der Arbeiter einen Theil seiner Löhne zurückzuzahlen hätte, würde offenbar, selbst wenn sie ausführbar wäre, niemals ertragen werden. 5. Unvermeidlich muss auf Seite der Arbeitnehmer grösseres oder geringeres Misstrauen bestehen. Selbst wenn ihnen gestattet würde, die Geschäftsbücher einzusehen, könnten sie sie nicht verstehen und müssen fühlen, dass sie in den Händen ihrer Arbeitgeber sind, welche die Sachen so darstellen könnten, dass sie die versprochenen Antheile nicht erhalten: sie können veranlasst worden sein, schärfer zu arbeiten und erhalten dann nicht die entsprechende Vergütung.

Das „Prämiensystem“, welches Mr. HALSEY eingeführt hat und von welchem er behauptet, dass es erfolgreich sei, beruht darauf, dass man für ein gewisses Stück Arbeit ein ziemlich richtig bemessenes Zeitmaass annimmt und dem Arbeiter einen Extralohn bewilligt entsprechend der kürzeren Zeit, in welcher er es ausführt, — eine Prämie von so und so viel für jede ersparte Stunde. Dies System ist dem verwandt, welches in England von WILLIAMS & ROBINSON, Ltd., angenommen worden ist; bei demselben kommt man zunächst über einen Normalbetrag (oder Vergleichsbetrag) für eine speciell bezeichnete Arbeit überein; sind nun die Herstellungskosten, nach Zeitlöhnen gemessen geringer, dann erhält der Arbeiter die Hälfte der Differenz zwischen dem Normalbetrag und dem als Resultat seines Geschicks und Fleisses erscheinenden niedrigeren Kostenpreise. Ein ähnliches System ist von der Yale and Towne Manufacturing Company von Connecticut angenommen. Auch hier mit einem Normalkostenpreise beginnend, aber nicht für die Arbeit an speciellen Stücken, sondern für Arbeit und Material im ganzen Umfange des Geschäftes, als Ganzes zusammen addiert, wird am Ende des Jahres die Differenz zwischen dem vorher abgeschätzten und dem factisch infolge des Fleisses, Geschickes und der Sorg-



falt der Arbeiter erniedrigten Kostenpreise gemessen und dieser Gewinn gleichmässig zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer getheilt: der Unterschied zwischen diesen verwandten Methoden besteht darin, dass nach der zuletzt erwähnten der individuelle Arbeiter keinen so vollständigen und ersichtlichen Vortheil aus seiner Vorzüglichkeit zieht als nach der ersten.

Allgemein von diesen verschiedenen Methoden der Gewinnvertheilung und Profitvertheilung sprechend, muss es hier genügen, die Verbindung beträchtlicher Vorthelle mit bedenklichen Mängeln anzuerkennen; und was die zuletzt angeführten Methoden-gruppen betrifft, so mag bemerkt werden, dass sie sich zwar einem idealen System einer proportionalen Vertheilung des Lohnes an das Verdienst mehr nähern, dass sie aber den Nachtheil grösserer Complicirtheit bei Aufstellung der Schätzungen und Führung der Berechnungen haben, — eine Complicirtheit, welche, da sie zu bezahlende Arbeit veranlasst, wieder eine gewisse Minderung des resultierenden Vorthells mit sich bringt.

#### §. 837.

Wir kommen nun zu denjenigen Formen industrieller Organisation, welche gewöhnlich als cooperativ aufgezählt werden, obgleich es fraglich sein dürfte, ob sie alle mit Recht zu solchen gerechnet werden können. Es muss genügen, hier nur solche in Betracht zu ziehen, welche in England aufgetreten sind\*.

In Übereinstimmung mit dem allgemeinen Hergang der Entwicklung waren ihre Keime nur in undeutlicher Art cooperativ; sie liessen die zwei verschiedenen Formen von nun als solcher bezeichneten Cooperation ahnen, welche sich seitdem differenziert haben. Verleitet durch einen Irrthum gleich dem, welcher in Zeiten des Mangels den Pöbel dahin bringt, denen die Fenster einzuwerfen, welche Brod verkaufen, fassten am Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts die Arbeiter den Beschluss, für sich selbst zu mahlen und zu backen, da sie

---

\* In Bezug auf die in diesem und dem folgenden Abschnitt enthaltenen Thatfachen bin ich zum Theil dem ausführlichen und malerischen History of Co-operation in England von Mr. G. J. HOLYOAKE verbunden, und zum Theil dem Co-operative Movement in Great Britain von Miss BEATRICE POTTER (jetzt Mrs. SIDNEY WEBB), welches Buch als zusammenfassende Darstellung des Wesentlichen meinem Zwecke, kurze Umrisse zu geben, besser gedient hat.

die Noth, unter der sie litten, den nächstliegenden Vermittlern derselben — den Müllern und Bäckern — zuschoben, gegen welche sie auch die wahrscheinlich gerechtfertigte Klage erhoben, dass sie das Mehl verfälschten. Mühlen wurden in Hull, Whitby, Devonport gegründet, während sich Bäckereigesellschaften in Sheerness und in Schottland bildeten. Obgleich in diesen Fällen Beides ausgeführt wurde, Production und Vertheilung, so war doch die Masse derjenigen, welche die Vortheile suchten und ernteten, nicht selbst die Arbeiter in den Mühlen und Bäckereien; auch beschäftigten sie sich nicht selbst als Körperschaft mit dem Geschäfte der Vertheilung der Producte. Während sie suchten, sich gute Nahrungsmittel zu sichern, gründeten sie einfache Geschäfte zum Zwecke, die dem gewöhnlichen Producenten und Vertheiler zu leistenden Zahlungen zu vermeiden.

Zwanzig Jahre später entstanden, zuerst in Brighton und später an andern Orten „Vereinsläden“, welches Niederlagen solcher Waaren waren, welche die Mitglieder der arbeitenden Classe hauptsächlich bedurften: das Endziel war indessen die ehrgeizige Absicht, so lange Zins auf Zins zum Capital zu schlagen, bis eine, zur Gründung communistischer Gesellschaften genügende Summe erreicht sein würde. Sehr bald prosperierten einige von ihnen so weit, dass sie einige ihrer Mitglieder dazu verwenden konnten, einige wenige von den verkauften Artikeln zu fabricieren; und dann kamen die „Arbeitsbörsen“, — Orte für den Absatz der überschüssigen Producte dieser kleinen cooperativen Genossenschaften auf der Basis der respectiven Arbeitswerthe der ausgetauschten Gegenstände. In einigen wenigen Jahren verschwanden sie beinahe sämmtlich, theils wegen des Mangels an Mannigfaltigkeit in den, den Frauen ihrer Mitglieder dargebotenen Producten, theils, weil sie nur geringen oder gar keinen Credit gaben, theils, wie erwiesen worden ist, in Folge eines Fehlers in ihrer Verwaltung.

Nach einem Zeitraum von nahezu zwanzig Jahren, während welcher die Aufmerksamkeit und die Kräfte der Führer der arbeitenden Classen hauptsächlich durch politische Agitation absorbiert worden war, kam ein Wiederaufleben der cooperativen Bewegung, wiederum durch ein communistisches Ideal angeregt. Dies ereignete sich in Rochdale bei denen, welche sich „Equitable Pioneers“ nannten. Ihr Plan unterschied sich von den



früheren Plänen durch einen wesentlichen Zug. Der an den Niederlagen gemachte Nutzen wurde weder unter die vertheilt, welche das Capital subscribierten, noch unter die bei dem Geschäft der Vertheilung Beschäftigten, sondern unter die Kunden im Verhältniß zum Geldwerth ihrer Einkäufe. „Die Wirkung der in Rochdale consequent durchgeführten Anwendung des Princip, den Nutzen auf Einkäufe zu vertheilen“, war vor Allem zuerst ein ausserordentliches Gedeihen der örtlichen Niederlage und dann eine Verbreitung des Systems auf andere Städte, wo in gleicher Weise Prosperität folgte. In weniger als 50 Jahren hatte die Genossenschaft der Cooperierenden im Königreiche „eine Million Mitglieder, sechsunddreissig Millionen jährlichen Umsatzes, drei Millionen jährlichen ‚Nutzens‘ und zwölf Millionen angesammelten Capitals.“

In Verbindung mit der Idee, die Consumenten billig zu versorgen, war die Idee aufgetreten, die diesen zu liefernden Waaren billig einzukaufen. Von Zeit zu Zeit sind Vorschläge zu einer cooperativen Engrosgesellschaft gemacht worden, von welcher die Detaillager das, was sie bedurften, zu vortheilhaften Bedingungen würden erhalten können. Nach verschiedenen misslungenen Versuchen wurde eine Agentur dieser Art im Jahre 1864 in Manchester geründet. Während dieselbe ihren nächstliegenden Zweck erfüllt, bildete sie auch einen Mittelpunkt der Föderation, — einen Ort, an welchem die cooperative Organisation integriert wurde. Sehr bald wurde dann eine cooperative Bank mit ihr verbunden, welche weitere geschäftliche Abmachungen durch die ganze Organisation weiter erleichterte und dazu diente, sie noch fester zu integrieren.

Einige andere wesentliche Züge sind noch anzuführen. Der erste ist, dass zwar zuerst eine Zeit lang die Geschäfte des Rochdale-Waarenhauses (und vermuthlich auch anderer früherer Häuser) von den Cooperierenden selbst, welche die Dienstleistungen der Reihe nach auf sich nahmen, umsonst geführt wurden, dass aber, als das Geschäft an Umfang zunahm, das Bedürfnis von bezahlten Beamten eintrat. Nach der Anstellung von Leuten, welche der cooperativen Körperschaft als Lohnempfänger dienten, gieng der Beschluss durch, dass keiner von diesen Mitglied des leitenden Ausschusses sein dürfe, und später wurde noch der Beschluss gefasst, dass keiner von ihnen bei der Wahl zum leiten-

den Ausschuss (oder Directorium) mitstimmen dürfe. Unter gehöriger Erkenntnis dieser cardinalen Eigenthümlichkeiten wollen wir nun fragen, was die eigentliche Wesenheit eines dieser sogenannten cooperativen Waarenhäuser ist.

Für die in den Mittelclassen aufgetretenen Nachahmungen derselben ist der Name „cooperativ“ augenscheinlich nicht zutreffend. Da sie Capital durch Actien oder Antheilscheine erhoben haben, auf welche Zinsen entweder gezahlt oder zu Gunsten des Actienbesitzers angelegt werden und nachdem sie, ursprünglich allerdings nur an Antheilscheininhaber verkaufend, den Gebrauch angenommen haben, auch an Nichtantheilhaber, ja selbst an Nichteintrittskarteninhaber zu verkaufen, sind sie einfach Actienverkaufsagenturen geworden. Die Besitzer, welche besoldete Einkäufer, Gehülfen und Ladendiener anstellen, stellen nur einen vielköpfigen Ladenbesitzer vor. Wie vollständig ihnen der Anspruch auf den Titel „Cooperativ“ abgeht, wird offenbar, wenn man daran denkt, dass kein Antheilbesitzer selbst ein Arbeiter im Geschäfte ist. Man kann wohl sagen, dass die Antheilbesitzer zusammen handeln, man kann aber nicht sagen, dass sie zusammen arbeiten. Sie verbinden sich zur besseren oder billigeren Befriedigung gewisser Bedürfnisse, wie die Civilbeamten und andere sich zur besseren oder billigeren Befriedigung gewisser anderer Bedürfnisse vereinigen.

Obgleich cooperative Waarenhäuser nach dem Rochdale-Typus, welche den Gewinn nicht in der gewöhnlichen Weise vertheilen, nicht dieser Kritik ihrem ganzen Umfange nach unterworfen sind, so sind sie es doch zum Theil. Als diejenigen, welche die ersten derselben bildeten, aufhörten, Arbeiter beim Process der Vertheilung zu sein, haben sie aufgehört, cooperative Glieder in dem beschränkten Sinne des Wortes zu sein, mit dem wir es hier zu thun haben. Als sie besoldete Diener anstellten, wurden die Mitglieder vollständig, was sie von Anfang an hauptsächlich waren, associierte Consumenten, welche eine ökonomisierende Methode, sich zu versorgen, annahmen. Zu bestimmen, dass der Nutzen unter die Kunden vertheilt werden soll im Verhältnis zu ihren Einkäufen, heisst einfach festsetzen, dass sie das, was sie kaufen, haben sollen zum Einkaufspreis plus der factischen Kosten der Vertheilung, — die Kosten der Ladenmiethe, der Löhne und der Capitalzinsen.



Es muss noch hinzugefügt werden, dass der günstige Zustand dieser Einrichtungen, aus der Arbeiterklasse oder der Mittelklasse, in hohem Maasse Folge von andern Ursachen ist als von ihrem sogenannten cooperativen Charakter. Dadurch, dass sie es zum Gesetz machen, nur gegen baar zu verkaufen, vermindern sie an erster Stelle die Höhe des erforderlichen Capitals und vermeiden an zweiter Stelle schlechte Schulden und einen grossen Theil von Buchführung: offenbar werden sie dadurch in den Stand gesetzt zu niedrigeren Preisen zu verkaufen. Bei den grossen Waarenhäusern der Mittelklasse in London wirkt noch eine andere Ursache mit. Leute, welche mit einem localen Ladeninhaber Geschäfte machen, (welcher hohe Preise rechnen muss, um aus einem verhältnismässig kleinen Geschäftsbetrieb seinen Lebensunterhalt zu gewinnen,) ersparen die Zeit, die Unruhe und die Kosten einer Reise. Wenn sie damit, dass sie zu dem Civil Service-Waarenhause oder irgend einer derartigen Agentur gehen (wo bei einem grossen Umsatz ein kleiner Nutzen genügt), diesen Aufwand an Zeit, Unruhe und Kosten auf sich nehmen, so können sie natürlich ihre Waaren zu billigeren Preisen haben, als sie dem localen Verkäufer geben, welcher mit vollem Rechte für die ihnen geleistete Arbeit Bezahlung fordert.

#### §. 838.

Es müssen nun die Versuche betrachtet werden, im engeren Sinne sogenannte Cooperation durchzuführen. Nach den verschiedenen Arten des Zusammenhandelns, welche unter diesem Namen entweder ungehörigerweise oder mit nur theilweiser Berechtigung zusammengefasst worden sind, kommen wir endlich zu dem buchstäblichen Zusammenarbeiten für gegenseitigen Vortheil. Mr. Schloss sagt in seinen *Methods of Industrial Remuneration*:

„Die angenommene Theorie der industriellen Cooperation schlägt vor, dass die wirklichen Arbeiter in dem cooperativen Geschäfte a) sich selbst regieren und b) dass sie einen gerechten Antheil am Gewinn haben.“

Wie bereits hervorgehoben wurde, reicht die Idee cooperativer Production weit zurück. Misslungene Versuche, sie in Thätigkeit zu setzen, sind während der früheren Entwicklungsstufen der allgemeinen Bewegung gemacht worden; während der

späteren Stufen sind sie mit den erfolgreicherer Plänen der, wie man es bezeichnet hat, cooperativen Vertheilung verbunden worden. Es wird genügen, hier die Bestrebungen anzuführen, welche von den „Christlichen Socialisten“ ausgegangen sind, — ein vollständig angemessener Titel, da sie in grossem Maasse durch Ansichten über den Menschen und das Betragen bestimmt wurden ähnlich den in der christlichen Morallehre enthaltenen. Obgleich sie nicht vorschlugen, „sich um das Morgen nicht zu sorgen“ oder es als eine Pflicht einschärften: „Verkaufe, was du hast und gieb es den Armen“, so war doch ihre Auffassung der socialen Reorganisation auf cooperativer Grundlage von einer ähnlichen Nichtberücksichtigung ökonomischer Grundsätze und der wesentlichen Thatsachen der menschlichen Natur durchdrungen. Das Dutzend cooperierender Genossenschaften in dem einen oder dem andern Gewerbe, welche in London von Mr. F. D. MAURICE und seinen Freunden gebildet wurden, zeigten sehr bald „die bösen Geister innerer Zwietracht und äusserer Nebenhuhlerschaft“. Sie wurden „mit einem durchaus gewinnsüchtigen concurrenzüchtigen Geiste betrieben“. Eine jede der drei zuerst gebildeten Vereinigungen „hatten innerhalb sechs Monaten mit ihrem ursprünglichen Geschäftsführer Streit bekommen und ihn hinausgetrieben“. In einem Jahre hatten sie sich alle drei aufgelöst; und innerhalb weniger Jahre hatte sich das ganze Dutzend „entweder aufgelöst ohne eine Spur zu hinterlassen oder war in Nutzen erzielende Unternehmungen kleiner Meister ausgeartet“. An verschiedenen Orten in den Provinzen wurden ähnliche Verbindungen gegründet; „sie schlugen aber fehl, wie die andern fehlgeschlagen waren.“ In Lancashire indessen, wo die Verbindungen zum Vertrieb so guten Erfolg gehabt hatten, fanden auch die Verbindungen zur Production Erfolg. Man fieng mit der Baumwollenmanufactur an.

„Die Padiham und Pendleton cooperativen Compagnien wurden von den Männern und Frauen, welche thatsächlich in der Fabrik arbeiteten, gegründet, besessen und regiert.“

Aber diese und ähnliche Unternehmungen giengen bald denselben Weg wie die übrigen. In Rochdale wurden indessen bessere Resultate von einer Getreidemühle erlangt, welche, während sie mit dem Princip des Gewinnvertheilens anfieng, viele Antheilbesitzer enthielt, welche nicht in ihr Arbeitende



waren und sehr bald die „Prämie für Arbeit“ fallen liessen. In ähnlicher Weise war in Oldham eine Fabrik von cooperativ Zusammentretenden gegründet worden, „um die Arbeiter in den Stand zu setzen, ihre eignen Herren zu sein“; anfangs waren die „Arbeiter in grosser Zahl Antheilbesitzer“; trotzdem sie aber prosperiert hat und leben geblieben ist, ist sie ein Geschäft geworden, in welchem „nur wenig, wenn überhaupt, von ihren Angestellten zufällig Antheilbesitzer sind“. Die Gewinnvertheilung wurde schliesslich aufgegeben, und es stellte sich dann heraus, dass „die Empfänger der Prämie in ihren Löhnen gemindert waren“; beim Aufhören der Prämienvertheilung wurden ihre Löhne um 20 Procent erhöht.

Vollständig hiervon abweichend ist indessen die Ansicht des Mr. HOLYOAKE, und auch seine Wiedergabe der Thatsachen ist völlig verschieden. Die August-Nummer des „Labour Copartnership“ enthält die folgende Tabelle:

	1893	1894	1895
Anzahl der Gesellschaften	15	120	155
Verkäufe für das Jahr .	£ 160 751	£ 1 371 424	£ 1 859 876
Capital (Actien-Reserve und Anlehen) . . . .	„ 103 436	„ 799 460	„ 915 302
Gewinn . . . . .	„ 9 031	„ 68 987	„ 94 305
Verlust . . . . .	„ 114	„ 3 135	„ 2 296
Gewinn für die Arbeit .	„ —	„ 8 751	„ 14 235

Die Zunahme für das Jahr ist hiernach 29 Procent in der Anzahl der Gesellschaften, nahezu 36 Procent im Werthe der Verkäufe, über 14 Procent im Capital und nahebei 40 Procent in dem reinen Gewinn und 62 Procent im Gewinn für Arbeit beziehungsweise. Es ist daher das Wachstumsverhältniss im Ganzen viel grösser als es 1894 war. In diesem Jahre meinten wir, es könne als eine 10 Procent-Zunahme im Ganzen angesehen werden; in diesem Jahre können wir es nicht geringer bezeichnen als eine 30 Procent-Zunahme.

Dass Gläubige und Ungläubige weit von einander abweichende Ansichten von den Thatsachen haben, ist eine sehr gewöhnliche Erfahrung. Vielleicht dürfte die Nichtübereinstimmung zwischen den oben mitgetheilten Gruppen von Angaben verschwinden, wenn das Alter der soeben aufgezählten Körperschaften angegeben wäre. Möglicherweise sterben ältere Gesellschaften beständig aus, während sich neuere bilden, welche zahlreicher sind.

Augenscheinlich ist indessen mehr Grund vorhanden, die ungünstige als die günstige Interpretation der Thatsachen an-

zunehmen; denn es ist sowohl a priori als auch a posteriori offenbar, dass schwer zu ertragende zerstörende Ursachen jederzeit an der Arbeit sind. Dem Geschäfte eine angemessene intelligente und ehrliche Leitung zu sichern, ist eine chronische Schwierigkeit. Selbst vorausgesetzt, dass Verhandlungen nach aussen gut und nach Recht und Billigkeit geleitet werden, so werden doch beinahe sicher von einigen der Mitglieder absprechende Kritiken derselben geäussert: vielleicht so, dass eine Änderung der Geschäftsführung veranlasst wird. Dann kommt die Schwierigkeit, Harmonie nach innen aufrecht zu halten. In cooperativen Werkstätten erhalten die Mitglieder wöchentliche Löhne nach Trade Union-Preisen und werden vom Vorarbeiter als höhere oder niedrigere classificiert. Beamte werden besser bezahlt je nach ihrem Werthe und ihrer Verantwortlichkeit, und diese Gehälter werden von dem Comité festgestellt. Wenn der Gewinn ermittelt worden ist, wird er unter Allen im Verhältnis zu den von ihnen verdienten Löhnen oder Besoldungen vertheilt. Veranlassungen zu Meinungsverschiedenheiten liegen auf der Hand. Einer, der die niedrigsten Löhne erhält, ist unbefriedigt, — meint, dass er ein ebenso guter Arbeiter ist, wie Einer, der höheren Lohn erhält, und nimmt die Entscheidung des Vormanns übel, vermuthlich sie einer Begünstigung zuschreibend. Auch Beamte sind geneigt, untereinander verschiedener Meinung zu sein, ebenso in Bezug auf ihre Competenz wie auf ihre Bezahlung. Dann besteht bei den mit der Hand Arbeitenden ziemlich sicher Eifersucht auf die mit dem Gehirn Arbeitenden, deren Werth sie unterschätzen; und ihren Eifersüchteleien folgen Betrachtungen über das Comité als unbillig oder unweise. In diesen verschiedenen Beziehungen wird das Gleichgewicht der Genossenschaft häufig gestört, und es tritt sehr leicht im Laufe der Zeit der Fall ein, dass es ganz zerstört wird.

## §. 839.

Sollen wir denn nun sagen, dass sich selbst regierende Verbindungen niemals gedeihen werden? Die Antwort ist, dass die eine Classe der oben geschilderten Schwierigkeiten beständig gross bleiben wird, wenn auch vielleicht nicht unübersteiglich, dass aber die andere und bedenklichere Classe wahrscheinlich vermieden werden kann.



Diese, selbst Trade Union-Löhne zahlenden Mitglieder industrieller Mitgenossenschaften sind meistentheils von Trade Union-Ideen und Empfindungen erfüllt. Es besteht bei diesen ein Vorurtheil gegen Stückarbeit, vollkommen naturgemäss ihrer Erfahrung entspringend. Wenn er gefunden hat, was ein gegebenes Stück Arbeit gewöhnlich an Tageslöhnen kostet, macht der Arbeitgeber dem Arbeiter das Angebot, einen gewissen niedrigeren Preis dafür zu zahlen; er überlässt es dabei diesem, durch mehr Fleiss mehr Arbeit zu leisten und mehr Lohn zu erhalten. Sofort wird die ausgeführte Quantität bedeutend vermehrt, und der Arbeiter erhält beträchtlich mehr an Löhnen als er vorher erhielt, — so viel mehr, dass der Arbeitgeber unzufrieden wird, meint, er zahle für jedes Stück einen zu hohen Preis und den Betrag herabsetzt. Wirkung und Gegenwirkung gehen weiter, bis sehr allgemein eine Annäherung an den durch Tagelöhne erlangten Verdienst eintritt: mittlerweile ist durch diese Verhältnisse der Maassstab des Arbeitgebers so erhöht worden, dass er für die nämliche Summe mehr Arbeit vom Arbeiter erhalten zu können erwartet.

Ist nun aber nicht der hieraus entspringende Widerwille gegen Stückarbeit unvermuthet in eine Sphäre übertragen worden, in welcher ihre Wirkungen völlig verschieden sein müssen? Übelstände, welche aus sich widersprechenden Interessen entstehen, können nicht eintreten, wo es keine sich einander gegenüberstehenden Interessen giebt. Jedes cooperative Individuum existiert in einer doppelten Eigenschaft. Er ist eine Einheit in einer incooperierten Genossenschaft, welche die Stelle des Arbeitgebers vertritt; und er ist ein von dieser incooperierten Genossenschaft angestellter Arbeiter. Wenn nun, anstatt eines anstellenden, den Arbeitern fremd gegenüber stehenden Arbeitgebers ein aus den Arbeitern selbst zusammengesetzter Arbeitgeber vorhanden ist, so können offenbar die gewöhnlich durch Stückarbeit hervorgerufenen Übelstände nicht länger mehr hervorgerufen werden. Betrachten wir einmal, wie bei dieser Einrichtung die Sache sich macht.

Die durch ihr abgeordnetes Comité handelnde incooperierte Genossenschaft giebt den individuellen Mitgliedern Arbeit zu einem übereingekommenen Preise für eine bestimmte Quantität, — ein derartiger Preis ist etwas niedriger als der, welcher in

dem gewöhnlichen Tempo der Production die gewöhnlichen Löhne ergeben würde. Die individuellen Mitglieder verwenden auf ihre Arbeit so viel Geschicklichkeit wie sie können und so viel Energie wie ihnen beliebt; und da kommen für sie hier zwanzig, da fünfundzwanzig und gelegentlich dreissig Procent mehr heraus als früher. Was sind die pecuniären Folgen? Ein Jeder verdient in einer gegebenen Zeit eine grössere Summe, während der vielköpfige Herr des Geschäfts eine grössere Menge von Waaren zur Disposition hat, welche er den Käufern zu etwas niedrigeren Preisen als früher anbieten kann; die Wirkung davon ist ein schnellerer Verkauf und vermehrte Einnahmen. Sehr bald kommt eine der regelmässig wiederkehrenden Veranlassungen zur Vertheilung des Gewinns. Durch den geschäftsführenden Körper giebt der vielköpfige Geschäftsherr jedem Arbeiter einen Antheil, welcher, im ganzen Durchschnitt grösser, in jedem einzelnen Falle im Verhältniss zu der verdienten Summe steht. Was wird nun eintreten in Bezug auf den für Stückarbeit gezahlten Lohn? Der zusammengesetzte Herr hat keinen Beweggrund, diesen Lohn herabzudrücken: die Interessen der incooperierten Mitglieder sind identisch mit den Interessen der Mitglieder individuell genommen. Sollte aber irgend eine Ursache eintreten, den Preis für Stückarbeit herabzusetzen, so muss das Resultat davon sein, dass das, was jeder Einzelne an Bezahlung für Arbeit verliert, von ihm in der Form grössern Gewinns wieder gewonnen wird. Während daher ein Jeder die ihm zukommende Vergütung für seine Arbeit, nur unter Abzug der Administrationskosten, erhält, ist die productive Kraft des Geschäftes bedeutend erhöht, mit verhältnismässiger Erhöhung der Einnahmen für Alle: es tritt eine gerechte Vertheilung einer grössern Summe ein.

Betrachten wir nun die moralischen Wirkungen. Eifersüchteilen zwischen Arbeitern verschwinden. A kann nicht meinen, dass seine Vergütung zu gering wäre im Vergleich mit der von B, da ein Jeder nur genau so viel ausgezahlt erhält, wie seine Arbeit einbringt. Eine Verstimmung gegen den Vorman, welcher Einige über Andere stellt, kann ferner nicht statt haben. Beaufsichtigung, um Faulheit zu verhüten, wird überflüssig: das Faulsein verschwindet beinahe, und eine weitere Ursache der Uneinigkeit hört auf. Es nehmen nicht bloss die



Erregungen, welche eine Beaufsichtigung mit sich bringt, ab, sondern auch die Kosten nehmen ab, und das officiële Element in der Geschäftsführung erscheint den andern Elementen gegenüber in einem verminderten Verhältnis. Die Regierungsfunktionen des Comité's und die Beziehungen der Arbeiter zu ihm werden gleichfalls weniger; nach Entfernung anderer Ursachen innerer Uneinigkeit ist die hauptsächlichste zurückbleibende Ursache die Prüfung der Arbeit durch den Geschäftsführer oder das Comité und die Weigerung, das durchzulassen, was schlecht ist.

Es mag noch eine weitere Einrichtung angeführt werden. Wo die producierten Gegenstände leicht vertheilbar und ziemlich gleichförmig in ihrer Art sind, kann Stückerarbeit von einzelnen Individuen übernommen werden; wo aber die Gegenstände so gross und vielleicht compliciert sind (wie beim Maschinenbau), dass ein einzelner Mensch ohne Hülfe unfähig ist ihn zu übernehmen, kann Stückerarbeit von Gruppen von Mitgliedern übernommen werden. Ferner kann auch in solchen Fällen, in denen es schwierig ist, den richtigen Lohnsatz festzustellen, der Preis durch eine umgekehrte holländische Auction festgesetzt werden, nach einer Methode, die der von den Cornwall-Bergarbeitern angewandten ähnlich ist. Bei ihnen —

wird ein Unternehmen „genau bezeichnet und während einiger Tage von den Arbeitern untersucht, ihnen dadurch die Gelegenheit gebend, sich von ihrer Schwierigkeit ein Urtheil zu bilden. Dann wird sie zur Versteigerung gebracht und von verschiedenen Arbeitergruppen Angebote dafür gemacht, sie übernehmen die Arbeit als eine cooperative Stückerarbeit für so und so viel per Klafter“: das Loos wird dann später noch einmal als Ganzes zur Versteigerung gebracht.

In dem hier angenommenen Falle würden dann mehrere Stücke von Arbeit nach ähnlicher Prüfung bei einer der regelmässig wiederkehrenden Gelegenheiten zum Angebot gebracht. Ein Jedes der Reihe nach zu einem sehr niedrigen Preise anbietend und kein Gebot darauf erhaltend, würde der Geschäftsleiter Schritt für Schritt höhere Preise bieten, bis endlich eine der Arbeitergruppen das Gebot annimmt. Die in dieser Weise zur Versteigerung gebrachten Arbeitsstücke würden in ihrer Anzahl so angeordnet werden, dass gegen das Ende der Versteigerung das Bieten durch den Gedanken angeregt werden würde, am Ende keine Stückerarbeit übernehmen zu können: die

Strafe würde Anstellung von einer oder der andern Gruppe zu Tageslöhnen sein. Bald einmal gute Geschäfte und bald wieder schlechte Abschlüsse jeder einzelnen Gruppe würden sich einander ausgleichen; immer wird aber ein gutes oder ein schlechtes Geschäft irgend einer Gruppe ein gutes oder ein schlechtes Geschäft für die ganze Genossenschaft sein.

Was würde die Bedeutung dieser Einrichtungen sein, als Stufen in der industriellen Entwicklung betrachtet? Wir haben gesehen, dass gemeinsam mit der politischen und der kirchlichen Regulierung auch die Regulierung der Arbeit weniger zwangsweise wird, in dem Maasse als die Gesellschaft einen höheren Typus annimmt. Hier erreichen wir eine Form, in welcher der Zwang den geringsten, mit verbundenem Handeln verträglichen Grad erreicht hat. Jedes Mitglied ist sein eigener Herr in Bezug auf die Arbeit, die er leistet; und er ist nur solchen Regeln, von der Majorität der Mitglieder festgestellt, unterworfen, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung nothwendig sind. Der Übergang von der zwangsweisen Cooperation des Militarismus zu der freiwilligen Cooperation des Industrialismus ist vollendet. Bei den gegenwärtigen Einrichtungen ist er unvollkommen. Wenn ein Lohnarbeiter freiwillig einstimmt, so viel Arbeitsstunden gegen so viel Bezahlung zu geben, ist er während der Ausführung seiner Arbeit nicht in einer rein freiwilligen Weise thätig: er ist durch das Bewusstsein gezwungen, dass Entlassung folgt, wenn er faul ist, und wird zuweilen durch einen Aufseher noch deutlicher gezwungen. Bei den zuletzt beschriebenen Einrichtungen wird aber seine Thätigkeit ganz freiwillig.

Die Thatfachen in anderer Weise darstellend und Sir HENRY MAINE's Ausdrücke brauchend, sehen wir, dass der Übergang vom Status zum Vertrag seine Grenze erreicht. Solange der Arbeiter ein um Lohn Arbeitender ist, verschwinden die Zeichen des Status nicht vollständig. Für so und so viele Stunden des Tages überantwortet er seine Kräfte einem Herrn oder einer cooperativen Gruppe um so und so viel Geld, und gehört während dieser Zeit ihm oder ihr ganz an. Er ist zeitweise in der Stellung eines Sklaven und sein Aufseher hat die Stellung eines Sklavenvogts. Ein weiterer Überrest des Régime des Standes ist in der Thatfache zu erblicken, dass er und andere Arbeiter



in Classen eingetheilt werden, welche Bezahlung in verschiedener Höhe erhalten. Unter einem derartigen Modus der Cooperation aber, wie dem oben in Betracht gezogenen, ist das System des Vertrags ohne Einschränkung durchgeführt. Ein jedes Mitglied kommt mit der Genossenschaft der Mitglieder dahin überein, eine gewisse Arbeit für eine gewisse Summe auszuführen und ist frei von Befehlen und autoritativer Einordnung. Die ganze Organisation ist auf Vertrag gegründet und jede einzelne Verrichtung ist auf Vertrag gegründet.

Noch eine fernere Seite der Einrichtung muss angeführt werden. Das Gesetz, dass der Lohn im Verhältnis zum Verdienst stehen soll, steht in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Gesetze des Lebens der Species und dem, in unserer Auffassung von Gerechtigkeit enthaltenen Gesetze. Weit mehr als das ursprüngliche System der Sklaverei mit Arbeit unter Zwang und ausbedungener Unterhaltung, — weit mehr als das spätere System, nach welchem der Leibeigene einen gewissen Antheil vom Producierten erhält, selbst mehr als das System der Lohnarbeit, bei welchem zwar die Bezahlung theilweise, aber nur unvollkommen der Arbeit proportioniert ist, würde das oben beschriebene System Vergütung und Verdienst in Ausgleich bringen. Jedwede Willkür ausschliessend würde es Vergütung und Verdienst in die Lage bringen, sich selbst auszugleichen.

Während wir aber nun behaupten, dass mit Stückerarbeit durchgeführte Cooperation das Desideratum erfüllen würde, dass der mit der Hand thätige Arbeiter für sein Erzeugnis Alles erhält, was nach gehöriger Vergütung des mit dem Gehirn Arbeitenden übrig bleibt, muss doch zugegeben werden, dass die Ausführbarkeit eines solchen Systems vom Charakter abhängt. Im Verlaufe des ganzen vorliegenden Bandes ist in verschiedener Weise gezeigt worden, dass höhere Typen der Gesellschaft nur durch höhere Typen der menschlichen Natur möglich gemacht werden; und die darin liegende Folgerung ist die, dass die besten industriellen Einrichtungen nur mit den besten Leuten möglich sind. Nach dem zeitweisen Erfolg zu urtheilen, welcher unter der gewöhnlichen Form cooperativer Production erlangt worden ist, darf gefolgert werden, dass permanenter Erfolg erreicht werden könnte, wäre eine Gruppe von Schwierigkeiten entfernt, so dass nur die eine Schwierigkeit bestehen bliebe, ehrliche und

geschickte Verwalter zu finden; gegenwärtig aber doch nicht in vielen Fällen. Die erforderliche „angenehme Vernünftigkeit“, um MATTHEW ARNOLD's Redensart zu brauchen, ist noch nicht allgemein genug verbreitet. Aber einige wenige derartige co-operative Genossenschaften von der, als erfolgreich oben beschriebenen Art dürften die Keime zu einer sich weiter ausbreitenden Organisation in sich enthalten. Zulassung zu solchen würde das Ziel des Ehrgeizes der Arbeiterklasse sein. Sie würden immer dahin gerichtet sein, die besseren aufzunehmen und die untergeordneteren aussen zu lassen, um als Lohnempfänger zu arbeiten; und die ersteren würden langsam auf Kosten der letzteren zunehmen. Offenbar würde auch die Zunahme allmählich immer schneller werden; denn der Meister- und Arbeiter-typus der industriellen Organisation würde der Concurrenz mit diesem cooperativen System nicht widerstehen können: je höher die Production und die Kosten, desto geringer die Beaufsichtigung.

---

## XXII. Capitel.

### Socialismus.

#### §. 840.

Einige Socialisten, obgleich wahrscheinlich nicht viele, wissen, dass ihre idealen Formen von gesellschaftlich verbundenem Leben Formen verwandt sind, welche während früherer Entwicklungsstufen der Civilisation weit verbreitet gewesen sind und noch immer gegenwärtig bei vielen uncivilisierten Völkern, ebenso wie manchen civilisierten, welche zurückgeblieben sind, bestehen. In dem Capitel über „Communale Regulierung“ sind Beispiele von Communismus angeführt worden, wie er bei verschiedenen Stämmen der rothen Rasse, bei verschiedenen Hindus und bei einigen nicht fortschreitenden Völkern des östlichen Europa ausgeführt wird. Weitere Beispiele einer jeden einzelnen Classe werden dazu dienen, gleichzeitig sowohl die guten Seiten dieser Methoden des kombinierten Lebens und Arbeitens als auch die Fehler derselben darzulegen. Wo er von den Ureinwohnern von Nord-



america schreibt, sagt Major POWELL, Director des United States Bureau of Ethnology:

„Wie wohl bekannt ist, war die Grundlage der socialen Organisation der Indianer das Verwandtschaftssystem. Infolge seiner Bestimmungen wurde beinahe alles Eigenthum von der gens oder dem clan in Gemeinschaft besessen. Nahrung, das Bedeutungsvollste von Allem, wurde durchaus nicht dem Genusse des Individuums oder der Familie überlassen, welche sie erhielt . . . .

„Unzweifelhaft nahm das, was ursprünglich ein durch verwandtschaftliche Connectionen erlangtes Recht war, schliesslich breitere Verhältnisse an und gieng endlich in die Ausübung einer beinahe ganz unterschiedlosen Gastfreundschaft über. Auf Grund dieses Gebrauchs wurde der ungeübte Jäger thatsächlich mit dem geschickten, der Faule mit dem Fleissigen, der Unbedachtsame mit dem Haushälterischen auf gleichen Fuss gestellt. Geschichten von Indianerleben sind voll von Beispielen, wo individuelle Familien oder Parteien von solchen weniger vom Glück Begünstigten oder Unbedachtsamen in Anspruch genommen werden, ihre Vorräthe mit ihnen zu theilen.

„Die Wirkung eines solchen Systems, so bewundernswerth es gewiss in vielen besondern Fällen war, gewährte doch, praktisch genommen, der Faulheit eine Prämie. Bei derartigen communalen Rechten und Privilegien fehlt jeder Ansporn zu Fleiss und Sparsamkeit.

„Das Problem hat auch eine Kehrseite, welche eine lange und vertraute Bekanntschaft mit den Indianern in ihren Dörfern dem Verfasser aufgenöthigt hat . . . Die eigenthümlichen, in dieser Beziehung bestehenden Einrichtungen gaben jedem Stamme oder Clan ein grosses Interesse an dem Geschick, der Fähigkeit und dem Fleisse eines jeden Mitgliedes. Derjenige war die geschätzteste Person in der Gemeinde, welcher sie mit ihren meisten Bedürfnissen versorgte. Aus diesem Grunde wurde der erfolgreiche Jäger oder Fischer immer in hohen Ehren gehalten, und die Frau, welche einen grossen Vorrath von Samen, Früchten oder Wurzeln sammelte oder ihr Kornfeld gut cultivierte, war eine Person, welche Achtung herausforderte und die höchste Billigung des Volkes genoss.“

Dass ein natürlicher Zusammenhang zwischen solchen hier beschriebenen Zügen existiert, kann nicht bezweifelt werden, wenn wir finden, dass ein gleicher Zusammenhang dieser Züge sich auch bei manchen Balkanvölkern findet, ebenso, dass die Gruppen, welche sie noch darbieten, gegenwärtig aussterben, in Verbindung mit dem Absterben der kriegerischen Zustände, welche ihnen natürlich waren. Bei der Beschreibung der croatischen Hausgemeinden sagt Mr. ARTHUR J. EVANS:

„Ausser dieser Bereitheit sich zu verbinden, war ein anderer günstiger Zug dieser communistischen Gesellschaft besonders auffallend

für Einen, welcher frisch von den etwas schwer zugänglichen, derbfäustigen Niedersachsen kam. Dies war eine gewisse Heiterkeit, eine offenhändige Bereitheit zu frohem Muth.

„Das Granitza-Volk . . . ist leichten Herzens wie leichter Kleidung; social, gastfreundschaftlich; ihr poetisches Abbild ist mehr bei jenen Arcadiern zu finden, von denen geschrieben steht, dass —

„sie hatten weder Schlösser an ihren Thüren, noch Riegel an ihren Fenstern,

sondern ihre Wohnungen standen offen wie der Tag und wie die Herzen ihrer Bewohner.“

„Das communale System verhindert übrigens auch die Entstehung eines wirklichen Proletariats. Die Überhebung des Beamtenstandes ist nicht vorhanden, wo Alle in gleicher Weise Hülfsgegnossen und Herrengegnossen sind; und wenn ein Bruder unverhältnismässig faul ist, wird ihm die moralische Belehrung in einer nicht misszuverstehenden Weise vom Reste der Gemeinde ohne Zweifel beigebracht werden. Wir haben hier eine Art von industrieller Polizei-Organisation.“

Aber „es wurde uns hier zugegeben, — und wer könnte das in der That nicht sehen? — dass die Erziehung weit zurück sei, die Kinder ungekämmt und vernachlässigt; man sagt allerdings, dass unter den Granitza-Kindern die Sterblichkeit übermässig gross sei. Warum sollte man aber besser für sie sorgen? Warum, im Namen Fortunas, sollte der cölibatäre Theil der Gemeinde wegen seiner philoprogetischen Brüder in Geldstrafen genommen werden? Der Landbau ist hier zum Stillstand gekommen und die Felder sind ungedüngt.“

„Die Wahrheit ist, dass die Antriebe zur Arbeit und Sparsamkeit dadurch geschwächt sind, dass das Gefühl der persönlichen Interessen an ihren Resultaten getheilt ist. Selbst die durch dies Leben in Gemeinsamkeit hervorgerufenen gesellschaftlichen Tugenden gehen leicht in leichtsinnige Zerstreuung über. Man mag ihre Früchte für geringwerthig, ihren Wein für abscheulich halten, ihr Grundsatz ist doch kein anderer, als ‚Iss und trink, denn morgen sterben wir!‘ Es ist wahr, dass ein Jeder das gesetzlich anerkannte Recht hat, seinen Gewinnantheil zurückzulegen; wer thut dies aber? Es zu thun, würde der öffentlichen Meinung in's Gesicht schlagen.“

Wenn wir mit der Thatsache, dass diese slavischen Hausgemeinden unter den modernen Verhältnissen vergleichswiesen Friedens und commerziellen Lebens in der Auflösung begriffen sind, die andere Thatsache in Verbindung bringen, dass sie sich während der Zeiten chronischen Krieges gebildet und in solchen Zeiten ihren Zusammenhalt bewahrt haben, wenn wir hinzufügen, dass derartige Gemeinden bei den Montenegrinern, deren thätige Kriegsbereitschaft fortbesteht, noch immer im festen Zusammen-



halt bestehen, wenn wir ferner hinzufügen, dass die Aufrechterhaltung dieses verbundenen Lebens auch bei den amerikanischen Indianern Hand in Hand gegangen ist mit den beständigen Kämpfen zwischen den einzelnen Stämmen, so zeigt sich uns hier wiederum, wie früher (§§. 465, 481, 804), dass in diesen kleinen socialen Einheiten, wie in den grösseren socialen Einheiten, welche jene enthalten, die Unterordnung des Individuums unter die Gruppe in demselben Verhältnis gross ist, in welchem der Antagonismus gegen andere Gruppen gross ist. Mag es in der Familie, der Verwandtengruppe, dem Clan oder der Nation sein, das Bedürfnis gemeinsamen Handelns gegen fremde Familien, Clans, Nationen, macht das Aufgehen des individuellen Lebens in das Gruppenleben zur Nothwendigkeit.

Es ist daher die socialistische Theorie und Praxis bei dem kriegerischen Typus der Gesellschaft normal und hört auf normal zu sein in dem Maasse als die Gesellschaft in ihrem Typus industriell wird.

#### §. 841.

Ein Zustand einer allgemeinen Verbindung ist eine so verlockende Vorstellung und der bestehende Zustand des Concurrenzkampfes ist so voll von Elend aller Art, dass Bestrebungen, dem letzteren zu entgehen und in den ersten überzugehen, vollkommen natürlich, — ja selbst unvermeidlich sind. Angeregt durch das Bewusstsein der drückenden Ungleichheiten der umgebenden Verhältnisse suchen diejenigen, welche darunter leiden und die, welche mit jenen sympathisieren, etwas zu gründen, was sie für ein gerechtes sociales System halten. In der Stadt erregt der Anblick eines reichen Fabrikherrn, welcher sich nicht um die in seiner Fabrik thätigen Hände kümmert, keine freundschaftlichen Gefühle für ihn bei ihnen; und auf dem Lande dürfte wohl ein den Pflug lenkender Ackersmann, welcher über die Hecke blickend eine, stolze Titel tragende Dame vorüberfahren sieht, durch den Gedanken an seine eigene harte Arbeit und den geringen Lohn im Gegensatz zu dem behäbigen Leben und den Luxus derer, denen das von ihm bearbeitete Land gehört, verbittert werden. Wenn er das unnütze Wesen überdenkt, was sich bald müssig in Clubräumen herumtreibt, bald durch Wildgehege streift, mag der mühselige Handwerker wohl einem

Zustände der Dinge fluchen, in welchem Freude im umgekehrten Verhältnisse zum Verdienst steht und dürfte leicht heftig werden beim Verlangen nach einer andern Form der Gesellschaft.

Wie zahlreiche die Bemühungen gewesen sind, eine solche Form in's Leben zu rufen und in wie zahlreichen Fällen Mißerfolg eingetreten ist, ist nicht nöthig erst noch anzuführen. Es wird genügen, hier eines der neuesten Beispiele anzuführen, das der südaustralischen Dorfniederlassungen. Dieselben wurden von der Regierung gegründet und fiengen mit Regierungsfonds an. Eine Untersuchungscommission hat dieselben vor Kurzem bereist. Einzelnes aus den vor derselben gegebenen Zeugnisaussagen in Bezug auf die Lyrup-Niederlassung lautet folgendermaassen.

HARRY BUTT sagte: „Ich glaube, ich habe sehr schwer gearbeitet, als ich hierher kam; aber es haben mich andere Empfindungen beschlichen, wie sie auch andere Leute beschlichen haben . . . Sie sagen — ‚Wir sollten nicht für eine so grosse Familie wie die und die arbeiten‘ . . . Wir sind nicht fertig für einen echten Communismus. Wir Leute sind nicht für ihn erzogen. Ich war Communist, als ich ankam; ich habe aber gefunden, dass es einem Communisten unmöglich sein würde, hier zu leben. Das System ist wurmstichig . . . Die Leute passen nicht zu cooperativen Arbeiten, wenn sie als Communisten sich selbst überlassen werden . . . Meine Idee war, dass wir Alle in brüderlicher Liebe und Zuneigung leben sollten.“ (p. 50, 51.)

FRANCIS PETER SHELLEY sagte: „Grosse Missbräuche haben sich eingeschlichen. Man muss dem von einigen Leuten ausgehenden Vorschläge entgegentreten, welche eine Majorität gegen ein Individuum zusammenbringen können, welches mehr als sie für die Niederlassung gethan hat, und sie können einen Mann mittelst ihrer Majorität vertreiben oder es durchsetzen, dass ihm Concessionen nicht gemacht werden, welche Andern gewährt worden sind, wodurch sie sein Leben elend machen.“ „Sie sagen, die Leute hier liebten die Stellung und die Macht?“ — „O ja, wie die Capitalisten, mit dem Unterschiede, dass sie selbstüchtiger sind.“ (p. 52, 53.)

Bei der Pyap-Niederlassung ergab die Untersuchung des gewesenen Vorsitzenden, A. J. BROCKLEHURST, ein Resultat, welches in folgenden Fragen und Antworten enthalten ist:

„Warum ist mehr Land gerodet worden, als dann nutzbar bestellt worden ist?“ — „Ja, an erster Stelle hatten wir genug Land auszuroden, um Geld zum Leben zu erhalten.“ „Warum haben Sie das Land nicht nutzbar bestellt?“ — „Wegen der Verschiedenheit der Meinungen . . . Wir brauchen mehr [Geld] . . . Ich glaube, wenn der Vorschuss auf £ 100 [für den Kopf] erhöht würde, würde es



gehen.' 'Können Sie damit auskommen?' — 'Ja, bei Einigkeit ... aber nicht bei der Verschiedenheit, welche gegenwärtig besteht.'"

Das Zeugnis THOMAS MYER's war noch entschiedener.

"Meine Meinung ist, dass das gegenwärtige communistische System des Zusammenlebens in einen Misserfolg ausgehen wird. Ich glaube nicht, dass es selbst mit einem Vorschusse von £ 100 Erfolg haben wird ... weil nicht genügende Einheit vorhanden ist. Wir arbeiten nicht harmonisch miteinander ... Es ist nicht halb so viel Arbeit geleistet worden, als hätte gethan werden können, wenn wir in Frieden und Freundschaft gearbeitet hätten ... Vor zwei Jahren war ich der stärkste Vertheidiger des Communismus; jetzt bin ich aber überzeugt, dass es ein vollständig verunglückter Versuch ist."

JAMES HOLT, ein Landmann, gab ein günstigeres Zeugnis:

"Glauben Sie, dass, wenn der Regierungs-Commissionär die Macht hätte, die Ausgaben zu leiten, diese Unzufriedenheit mit dem Individualismus beseitigt worden wäre?' — 'Ich glaube nicht.' — 'Ist die Niederlassung bis auf den heutigen Tag so befriedigend gewesen, wie Sie erwartet haben?' — 'Ja. Ich glaube nicht, dass irgend eine Niederlassung so viel geleistet hat, wie die Pyap-Niederlassung trotz aller Klagen geleistet hat.' (p. 76, 77.)

Das Zeugnis von WILLIAM BATES lautet folgendermaassen:

"Sind Sie für Individualismus?' — 'Ja, vom Grunde meines Herzens' ... 'Haben Sie die Gesetze gelesen, ehe Sie hierher gekommen sind?' — 'Das weiss ich nicht. Ich habe drei Versammlungen besucht. Etwas Ähnliches, wie die Geschäftsführung hier, würde den Teufel und seine Arbeiter schamroth machen.' 'Haben Sie Ihre Ansichten geändert, seitdem Sie hierher gekommen sind?' — 'Ja, weil ich hier so viel von Halsabschneiden gesehen habe.' 'Glaubten Sie an den Communismus, als Sie hierher kamen?' — 'Ich war ein Verfechter desselben für die Leute auf dem Lande. Ich glaubte, es würde eine grossartige Sache werden. Ich war der Meinung, wir würden nun wie Brüder und Schwestern leben, und das würde hier der Himmel auf Erden sein.' 'Sie haben nun gefunden, dass der Communismus nicht durchführbar ist?' — 'Ja.' 'Derjenige, welcher am schwersten arbeitet, hat keinen Vortheil davon?' — 'Nein.' (p. 79, 80.)

In Holder sagte PATRICK JOHN CONWAY, der Vorsitzende der Niederlassung, aus:

"Ich glaube, wenn die Ansiedler für sich selbst individuell arbeiten könnten, würden sie Erfolg haben ... das Land ist wirklich gut, und bei Einführung einer Bewässerung könnte man beinahe Alles erbauen.' 'Sind Ihre Schwierigkeiten hier von einem sehr intensiven Charakter gewesen?' — 'Nicht sehr intensiv.' 'Ist es weiter als

zu blossen Worten gekommen? — „Ja, es ist häufig zu Schlägen gekommen . . . Es sind mehrere Unruhen und Kämpfe dagewesen . . . Ich bin überfallen und niedergeworfen worden.“ „Waren Sie zu dieser Zeit in ihrer officiellen Stellung in Thätigkeit?“ — „Ja.“ „War das bei einer Versammlung oder ausserhalb einer solchen?“ — „Bei unserer Arbeit.“ „Ist über Ihre Angreifer irgend eine Strafe verhängt worden?“ — „Nein.“

Und so gehen die Zeugnisse weiter mit Hinweisen auf Meinungsverschiedenheiten, Gewaltthätigkeit, Faulheit, Empörung, womit fast von Allen zugegeben wird, dass ihr Glaube an die Vortrefflichkeit des communistischen Systems vernichtet worden ist.

Natürlich werden diese Misserfolge, wie zahlreiche andere derartige Misserfolge, Missverständnissen oder schlechter Verwaltung zugeschrieben werden. Wäre Dieses oder Jenes nicht so gethan worden, so würde alles Übrige ganz gut gegangen sein. Dass menschliche Wesen in ihrer gegenwärtigen Constitution nicht in der vorgeschlagenen Weise erfolgreich und harmonisch miteinander arbeiten können, wird nicht zugegeben; oder, wenn es auch von Manchen zugegeben wird, dann ist man der Meinung, dass die als Folgen fehlerhafter Naturanlagen eintretenden Übelstände durch eine hinreichend mit Macht ausgerüstete Autorität verhütet werden könnten, — das heisst, wenn die verschiedenen einzelnen Gruppen durch eine grosse central geleitete Organisation ersetzt würden. Es wird ferner angenommen, dass eine derartige, durch Gewalt befestigte Organisation nicht bloss eine Zeit lang, sondern permanent vortheilhaft sein würde. Wir wollen die in dieser Ansicht enthaltenen Grundirrhümer betrachten.

## §. 842.

In einem früheren Abschnitte dieses Werkes, den „Häuslichen Einrichtungen“, wurde das allgemeine Gesetz des Lebens der Species geschildert und nachdrücklich betont, — das Gesetz, dass während des unreifen Lebens erhaltener Vortheil gross sein muss in dem Verhältnis zu dem geringen Werthe, während zur Zeit des reifen Lebens Vortheil und Werth miteinander schwanken müssen. „Offenbar hängt in der Gesellschaft wie in der Species das schliessliche Überleben des Einzelnen davon ab, dass diesen beiden gegensätzlichen Principien genau ent-



sprochen werde. Man verpflanze das Gesetz der Gesellschaft in die Familie und lasse den Kindern von der Geburt an nur so viel Lebensunterhalt zukommen, als ihrer zum Lebensunterhalt beitragenden Arbeit entsprechen würde — und die Gesellschaft wird sofort durch den Tod aller ihrer jungen Angehörigen zu Grunde gehen. Man verpflanze andererseits in die Gesellschaft das Gesetz der Familie und lasse den zum Lebensunterhalte dienenden Antheil um so grösser sein, je geringer seine auf Erhaltung des Lebens gerichtete Arbeit ist, — und die Gesellschaft wird ohne Weiteres zerfallen, weil ihre am wenigsten werthen Mitglieder sich mehren und die werthvollsten Glieder verschwinden würden.“ (§. 322. 2. Bd. p. 321.) Die Lehre der Collectivisten, Socialisten und Communisten lässt nun diesen Unterschied zwischen der Ethik des Familienlebens und der Ethik ausserhalb der Familie völlig unbeachtet. Sie schlägt, in manchen Formen vollständig und in andern Formen in hauptsächlichstem Grade, vor, die Lebenseinrichtung der Familie auf die ganze Gemeinschaft auszudehnen. Dies ist die Auffassung, wie sie Mr. BELLAMY in seinem „Looking Backwards“ [„Ein Blick rückwärts“] dargelegt hat; und es ist die Auffassung, welche in dem Grundsatz formuliert ist: „Von Jedem nach seiner Fähigkeit, Jedem nach seinen Bedürfnissen.“

Auf niedrigen Culturstufen ist nur ein sehr unbestimmtes Bewusstsein einer natürlichen Verursachung vorhanden; und selbst auf den höchsten bis jetzt erreichten Culturstufen ist ein derartiges Bewusstsein nur sehr unzulänglich. Fruchtbringende Verursachung, — das Hervorbringen vieler Wirkungen, von denen eine jede wiederum die Ursache vieler anderer Wirkungen wird, — wird nicht erkannt. Der Socialist fragt nicht danach, was dann eintreten muss, wenn Generation auf Generation das materielle Wohlbefinden der niederen Classen auf Kosten der Erniedrigung des Wohlbefindens der höheren erhöht wird. Selbst wenn darauf aufmerksam gemacht wird, verweigert er es einzusehen, dass, wenn die oberen Classen, beständig durch die niederen Classen belastet, daran gehindert werden, ihre eignen besseren Nachkommen aufzuziehen und eine ebenso erfolgreiche Fürsorge für die Nachkommen der niederen zu treffen, eine allmähliche Verschlechterung der Rasse die Folge sein muss. Die Hoffnung, gegenwärtige Übel zu heilen, erfüllt sein Bewusstsein

so sehr, dass es den Gedanken an die viel grösseren Übel, welche sein vorgeschlagenes System in der Zukunft hervorbringen würde, nicht aufnehmen kann.

Solche Linderungsarten des aus der Inferiorität hervorgehenden Elends, wie sie die spontanen Sympathien der Individuen für einander eingeben, bringen nur einen Durchschnittsvorteil; denn einzeln handelnd werden die besser Gestellten ihre eignen Mittel nicht so weit für die Fürsorge um ihre Mitmenschen in Anspruch nehmen, dass sie selbst gehindert würden, ihren eignen Nachkommen eine bessere Erziehung zu geben, als den Nachkommen der niederen Classen gegeben wird. Aber Leute, welche in ihrer corporativen Eigenschaft die natürliche Beziehung zwischen Werth und Vorthail verwerfen, werden sehr bald selbst verworfen werden. Entweder haben sie die Leiden eines langsamen Verfalls durchzumachen, wie er eine Folge der Zunahme der für die Geschäfte des Lebens Untauglichen ist, oder sie werden von manchen Leuten über den Haufen gerannt werden, welche nicht die thörichte Politik befolgten, die Schlechtesten auf Kosten der Besten zu begünstigen.

#### §. 843.

Während aber die Lehre der Socialisten biologisch unheilbringend ist, ist sie gleichzeitig auch psychologisch absurd. Sie setzt eine unmögliche geistige Veranlagung voraus.

Eine Gemeinde, welche ihre Ideale erfüllt, muss aus Menschen zusammengesetzt sein, welche so starke Sympathien haben, dass Diejenigen, welche durch ihre reicheren Gaben grössere Vortheile erreichen, den Überschuss bereitwillig Andern abgeben. Das von ihnen freudigst durchgeführte Princip muss sein, dass die von ihnen aufgewandte Arbeit ihnen nicht den vollen Lohn bringt, dass vielmehr von ihrem Lohn beständig ein solcher Theil abgezogen wird, dass die Lage Derjenigen, welche nicht so erfolgreich gearbeitet haben, ihrer eignen Lage gleichgemacht werden kann. Höhere Fähigkeiten zu haben, wird, insoweit materielle Resultate in Betracht kommen, von keinerlei Vorthail sein, wird vielmehr ein Nachtheil werden, insofern es noch extra Anstrengungen und Verbrauch an Körper oder Gehirn mit sich bringt, ohne Vorthail davon zu haben. Die Intensität des Gefühls für die Genossen muss so gross sein, dass es lebensläng-



liche Selbstaufopferung veranlasst. Ist nun der Charakter des Individuums, als Wohlthäter betrachtet, ein solcher, so wollen wir einmal sehen, was sein Charakter sein muss als Wohlthatenempfänger.

Abgesehen von kleineren individuellen Verschiedenheiten muss die moralische Natur bei Allen als eine und dieselbe angesehen werden. Wir dürfen nicht annehmen, dass mit geringeren intellectuellen und physischen Kräften eine gemüthliche Entartung verbunden ist. Wir müssen annehmen, dass der weniger Befähigte gleich dem mehr Befähigten äusserst entwickeltes Mitgefühl besitzt. Was wird wohl dann die geistige Haltung des minder Befähigten sein, wenn er vom höher Befähigten beständig Almosen empfängt? Wir sind genöthigt, in einem Jeden ein solches Gefühl vorauszusetzen, was ihn zu beständigen, nicht bezahlten Anstrengungen für seine Genossen anregt, und doch einen solchen Mangel dieses Gefühls, der seine Genossen beständig sich selbst zu seinem Besten berauben lässt. Der Charakter Aller müsste so edel sein, dass er fortdauernde Selbstaufopferung für Andere veranlasst, und so unedel, dass er während Andere für sich Opfer bringen lässt. Diese Züge sind einander widersprechend. Die vorauszusetzende geistige Constitution ist unmöglich.

Diese Unmöglichkeit wird aber noch offener, wenn wir noch einen weiteren Factor in dem Problem in's Auge fassen, — die Liebe für die Nachkommen. Innerhalb der Familie vereinigt sich elterliche Liebe mit der Sympathie zur Anregung der Selbstaufopferung und erleichtert dieselbe, macht es sogar zu einer Freude, Andern einen grossen Theil der Erzeugnisse der Arbeit zu überlassen. Aber ein solches Überlassen an die innerhalb der Familiengruppe Stehenden ist doch etwas ganz Anderes als ein gleiches Überlassen an solche, welche ausserhalb der Familiengruppe stehen. Die von den communistischen Einrichtungen vorgeschriebene Gleichmachung der Mittel setzt daher eine solche Natur voraus, dass der besser Befähigte freiwillig seine eigene Nachkommenschaft verkümmert, um der Nachkommenschaft der Niederen zu helfen. Er liebt nicht bloss seinen Nächsten wie sich selbst, sondern auch seines Nächsten Kinder wie seine eignen. Der elterliche Instinct verschwindet. Ein Kind ist ihm so viel werth wie ein anderes.

Natürlich hat der vorgeschrittene Socialist, im Übrigen Communist, hierfür eine Lösung. Elterliche Beziehungen müssen beseitigt und Kinder unter die Pflege des Staates gebracht werden. Die Methode der Natur muss durch eine bessere Methode ersetzt werden. Von den niedrigsten Formen des Lebens an bis zu den höchsten ist die Methode der Natur die gewesen, die Sorge für die Jungen den Erwachsenen zu übertragen, welche sie erzeugt haben, — eine Sorge, welche sich zuerst nur schwach und nicht aufdringlich zeigt, aber allmählich schärfer ausgesprochen wird, bis, bei der Annäherung an die höchsten Typen von Geschöpfen, das Leben der Eltern, durch immer intensiver werdende Gefühle angeregt, immer mehr und mehr dem Aufziehen der Nachkommenschaft gewidmet wird. Aber genau so wie auf die oben dargestellte Weise die Socialisten das natürliche Verhältnis zwischen Anstrengung und Vortheil aufheben möchten, möchten sie auch das natürliche Verhältnis zwischen dem instinctiven Handeln der Eltern und der Wohlfahrt der Nachkommenschaft aufheben. Die zwei grossen Gesetze, bei deren beider Abwesenheit die organische Entwicklung unmöglich gewesen wäre, müssten abgeschafft werden.

## §. 844.

Wenn wir nach der Betrachtung der für das harmonische Wirken theilweiser oder vollständiger communistischer Einrichtungen erforderlichen idealen menschlichen Natur, — einer Natur mit sich gegenseitig ausschliessenden Zügen, — zur Betrachtung der wirklichen uns rings umgebenden menschlichen Natur übergehen, so wird die Vernunftwidrigkeit socialistischer Hoffnungen noch augenfälliger. Man beachte, was von diesen Männern gethan worden ist, von denen erwartet wird, dass sie so rücksichtsvoll für die gegenseitigen Interessen sind. Wenn in unsern Zeiten der Name „Raubvögel und Zugvögel“, welchen BURKE den Engländern in Indien zur Zeit des Processes gegen WARREN HASTINGS gab, wo die Zuhörer bei den Schilderungen der begangenen Grausamkeiten weinten, nicht mehr anwendbar ist, wie er es damals war, so dauert doch die Politik der rücksichtslosen Vergrösserung noch immer fort. Wie von einem indischen Beamten, dem zugeordneten Generalarzt PASKE bemerkt worden ist, sind alle unsere Eroberungen und Annectierungen nur aus



niedrigen und selbstsüchtigen Beweggründen gemacht worden. Major RAVERBY von der Armee in Bombay verdammt „die in den letzten Jahren an den Tag gelegte Wuth, alles zu ergreifen, was uns nicht gehört und niemals gehört hat, weil die Menschen zufällig schwach und sehr schlecht bewaffnet sind, während wir stark und mit den allervorzüglichsten Waffen ausgerüstet sind“. Widerstand gegen einen zudringlichen Sportsmann oder einen unverschämten Forscher oder Ungehorsam gegen einen Gesandten, oder selbst die Weigerung, Transport-Kulis zu stellen, dient als eine hinreichende Entschuldigung für Angriff, Eroberung und Annectierung. Überall ist die gewöhnliche Reihenfolge der Ereignisse die folgende: Missionäre, Gesandte an eingeborene Herrscher, von diesen gemachte Concessionen, Streitigkeiten mit ihnen, Überfallen derselben, Aneignung ihrer Länder. Zuerst werden Männer ausgesandt, die Heiden das Christenthum zu lehren, und dann werden Christen ausgesandt, sie mit Schnellfeuerkanonen niederzumähen! Sogenannte Wilde, welche nach dem Zeugnisse zahlreicher Reisenden sich gut benehmen bis sie schlecht behandelt werden, wird ein gutes Betragen durch die sogenannten Civilisierten gelehrt, welche sie sofort unterjochen, — welche Rechtschaffenheit einprägen und dies dann dadurch illustrieren, dass sie ihnen ihr Land wegnehmen. Die Politik ist einfach und gleichförmig: erst die Bibel, später Granaten. Wenn das die Handlungen auswärts sind, was sind die Empfindungen zu Hause? Ehrentitel, Einkünfte werden auf die Angreifer ausgeschüttet. Ein Reisender, welcher es mit Menschenleben leicht nimmt, wird als ein Held angesehen und von den oberen Classen fetiert, während die niederen Classen einem Anführer von Flibustiern eine Ovation darbringen. „Englische Macht“, „Englischer Muth“, „Englische Interessen“ sind Worte in aller Munde; aber von Gerechtigkeit spricht Niemand, an Gerechtigkeit denkt Niemand. Man beachte den merkwürdigen Widersinn. Aus Menschen, welche derartige Dinge thun, und Menschen, welche sie preisen, soll eine vom Gefühle der Brüderlichkeit durchdrungene Gesellschaft gebildet werden! Man hofft, durch ein administratives Taschenspielerkunststück eine Genossenschaft organisiert zu sehen, in welcher Selbstsucht abdanken und an ihrer Statt Mitgefühl für Mitgenossen herrschen wird!

Wenn wir der Kürze wegen ähnliche und oft noch schlimmere

Handlungen anderer hochcivilisierter Völker übergehen, welche sich niederen Völkern als nachzuahmende Muster hinstellen, — Handlungen im Auslande, welche in gleicher Weise zu Hause gepriesen werden, — wollen wir, anstatt noch weiter das Benehmen nach aussen zu betrachten, das Benehmen nach innen untersuchen. Die Vereinigten Staaten haben locale Bürgerkriege, von Handwerkern, Bergarbeitern u. s. f. geführt, welche andere nicht zu niedrigeren Löhnen arbeiten lassen wollen, als sie selbst verlangen: sie zerstören und verbrennen Eigenthum, überfallen und erschiessen Gegner, versuchen im Grossen die zu vergiften, die anderer Meinung sind. Nach der Angabe des Richters werden im Verhältnis drei jeden Tag gelyncht; im Westen besteht ein „Erschiessen nach Sicht“; und der tägliche Durchschnitt von Morden im ganzen Bereiche der Staaten ist in fünf Jahren von zwölf an einem Tage auf dreissig an einem Tage gestiegen; im Süden finden dazu noch tödtliche Pistolenkämpfe an den Gerichtshöfen statt. Ferner haben wir hier die Corruption der Polizei in New York, — allgemeine Bestechung, um sich Schuldlosigkeit zu erkaufen, oder sich Befreiung von der Strafe zu erwirken. Man nehme hierzu noch die allgemeine Bewunderung des gewissenlosen Geschäftsmanns, der als „gerieben“ gerühmt wird. Und nun hegt man die Hoffnung, dass eine Nation, in welcher die Selbstsucht zu diesen erschrecklichen Resultaten geführt hat, sich sofort in eine Nation verwandle, in welcher die Rücksicht auf Andere das oberste Princip ist!

Nicht weniger merkwürdig ist die Widersinnigkeit zwischen den Voraussetzungen und Wahrscheinlichkeiten in dem ganz besonders socialistischen Lande, — in Deutschland. Studenten zerfetzen einander ihre Gesichter in Schlägerkämpfen: sie finden damit bei ihrem Kaiser Billigung. Obgleich das Duell gesetzlich ein Verbrechen ist und gegen die öffentliche Meinung im äussersten Grade verstösst, so besteht doch ein militärisches Gesetz auf ihm; so dass ein Officier, welcher es ablehnt, aus dem Heere ausgestossen wird, — ja, noch schlimmer, Jemand, welchem vor Gericht der Beweis erbracht wird, dass er fälschlicherweise angeklagt worden ist, ist verbunden, den zu fordern, der ihn angeklagt hat. Und doch wird in einem Lande, wo der Geist der Rache über Religion, Gesetz und Billigkeit geht, erwartet, dass die Menschen nicht bloss mit einem Male aufhören



werden, Andere zur Genugthuung ihrer „Ehre“ zu opfern, sondern dass sie auch sofort bereit sein werden, ihre eignen Interessen zu opfern, um die Interessen ihrer Genossen zu fördern!

Dann ist in Frankreich, wenn auch das Gefühl für private Rache zwar vorherrschend ist, aber doch in weniger extremer Weise an den Tag gelegt wird, das Gefühl für nationale Rache eine politische Leidenschaft. Ungeheure Militärlasten werden in der Hoffnung ertragen, die „Unehre“ mit Blut wegzuwischen. Mittlerweile hat aber die Republik nur in geringem Maasse eine Reinigung der Zustände unter dem Kaiserreiche gebracht. Vor nicht zu langer Zeit ist officiële Bestechung beim Verkauf von Decorationen nachgewiesen worden; dann haben wir den Panama-skandal gesehen, der verschiedene politische Persönlichkeiten in Mitleidenschaft zieht, — reiche Leute, welche ihre Projecte auf Kosten von Tausenden dadurch Verarmter oder zu Grunde Gerichteter verfolgen; und noch neuerlicher sind die Enthüllungen eines wahren Räuberwesens gekommen, — die Verfolgung von Leuten, selbst bis zum Tode, um durch angedrohte Enthüllungen oder falsche Anklagen Geld zu erhalten. Während aber unter den ausgewählten Männern, welche berufen sind, die Nation zu regieren, so viel verbrecherisches Gebahren zu Tage tritt, und während die speciell Gebildeten, welche die öffentlichen Blätter leiten, in dieser verwerflichen Weise handeln, nimmt man nichtsdestoweniger an, dass die Nation als Ganzes sich durch Reorganisation unmittelbar im Charakter verändern und eine böswillige Selbstsucht in eine wohlthuende Selbstlosigkeit verwandeln wird!

Es würde durchaus nicht unvernünftig sein zu erwarten, dass manche von den friedfertigen indischen Bergstämmen, welche die Tugend der Vergebung üben ohne sich besonders zu ihr zu bekennen, oder jene inselbewohnenden Papuas, bei denen der zum Häuptling Erwählte sein Besitzthum dazu verwendet, ärmeren Leuten aus ihren Schwierigkeiten zu helfen, harmonisch unter socialistischen Einrichtungen leben würden; können wir dies aber vernünftigerweise von Menschen erwarten, welche zwar zu glauben vorgeben, dass sie ihre Nächsten wie sich selbst lieben sollen, hier ihre Mitbürger berauben, dort sie erschiesen, während sie hoffen, Menschen anderen Blutes im Grossen hinschlachten zu können?

## §. 845.

Auf ihre schliessliche Form gebracht, betrifft die zwischen den Socialisten und Antisocialisten schwebende Streitfrage die Art und Weise der Regulierung der Arbeit. Frühere Capitel haben von einem geschichtlichen Standpunkte aus dies behandelt, — sie behandelten die Regulierung in der elterlichen, patriarchalen, communalen Form oder von einer Gilde ausgeübt, — die Regulierung in der Form der Sklaverei oder der Leibeigenschaft, — die Regulierung unter theilweise oder vollkommen freien Einrichtungen. Diese Capitel haben im Einzelnen die schon im Eingang nachdrücklich hervorgehobene Thatsache erläutert, dass politische, kirchliche und industrielle Regulierungen gleichzeitig an zwangsweiser Wirkung abnehmen, in dem Maasse als wir von niedrigeren zu höheren Typen der Gesellschaft aufsteigen: das moderne industrielle System ist eines, unter welchem der Zwang sein Minimum erreicht. Obgleich gegenwärtig der Arbeiter häufig erbarmungslos von den Umständen gezwungen wird und nichts vor sich sieht als harte Bedingungen, so wird er doch nicht von einem Herrn zur Annahme dieser Bedingungen gezwungen.

Während aber die, von der jetzigen oder von neueren Generationen nicht erfahrenen, sich aus den alten Methoden der Arbeitsregulierung ergebenden Übel vergessen worden sind, werden die die neue Methode begleitenden Übelstände lebhaft empfunden und haben das Verlangen nach einer Methode wachgerufen, welche der Wirklichkeit nach eine modificierte Form der alten Methode ist. Es soll eine Wiedereinrichtung des Status (des gesellschaftlich fixierten Zustands) nicht unter individuellen Herren, sondern unter der Genossenschaft als Herrn eintreten. Nicht länger im Besitze ihrer selbst und ihre Kräfte in bester Weise für sich ausnutzend, sollen die Individuen vom Staate besessen werden, welcher, während er sie erhält, ihre Arbeiten leiten soll. Nothwendigerweise setzt dies eine ungeheure, künstlich gegliederte administrative Körperschaft voraus, — Regulatoren kleiner Gruppen, höheren Regulatoren untergeordnet und so weiter durch Aufeinanderfolge höherer Grade hinauf bis zu einer centralen Autorität, welche die mannichfaltigen Thätigkeiten der Gesellschaft in ihren Arten und ihrem Umfange coordiniert.



Natürlicherweise müssen die Mitglieder der leitenden Organisation von den Arbeitern angemessen bezahlt werden; und die stillschweigende Voraussetzung ist, dass die erforderliche Bezahlung, anfangs und für immer, viel weniger betragen wird als die, welche von den Mitgliedern der leitenden Organisation, wie sie gegenwärtig existiert, — von den Arbeitgebern und ihren Beamten, — erhoben wird, während Unterwerfung unter die Befehle des Staates leichter zu tragen ist als Unterwerfung unter die Befehle derer, welche Lohn für die Arbeit zahlen.

Zwischen einem solchen socialen Gebilde und der Structur einer Armee besteht ein vollständiger Parallelismus. Es ist einfach eine civile Gliederung in Regimenter, parallel der militärischen Regimentseinteilung; und es führt eine industrielle Subordination ein, parallel der militärischen Subordination. In beiden Fällen lautet das Gesetz: Thut Eure Arbeit und nehmt Eure Rationen. In der arbeitenden Organisation ist ebenso wie in der kämpfenden Organisation Gehorsam zur Aufrechterhaltung der Ordnung ebenso wie zur Wirkungsfähigkeit erforderlich und muss mit Strenge, wie solche für nöthig befunden wird, erzwungen werden. Ohne Zweifel werden in dem einen wie in dem andern Falle mannichfache Beamte, gradweise übereinander stehend und alle Autorität und alle Zwangsmittel in ihren Händen habend, im Stande sein, jenen oben erwähnten aggressiven Egoismus, welcher das Fehlschlagen kleiner socialistischer Genossenschaften verursacht, im Zaume zu halten: Faulheit, Unachtsamkeit, Streitigkeiten, Gewaltthätigkeit würde verhindert und erfolgreiche Arbeit durchgesetzt werden. Wenn wir uns aber von der Regulierung der Arbeiter durch die Bureaukratie zu dieser selbst wenden und fragen, auf welche Weise diese reguliert wird, so giebt es keine so befriedigende Antwort. Im Namen und Auftrag der Genossenschaft alles Land, das Capital, die Verkehrs- und Beförderungsmittel, ebenso wie alles, was nur von polizeilicher und militärischer Macht zu erhalten ist, im Besitze habend, muss diese allmächtige officiële Organisation unvermeidlich sich selbst auf Kosten der Regierten bevorthelen: ist sie doch aus Männern zusammengesetzt, welche im Durchschnitt durch einen aggressiven Egoismus gleich dem, welchen die Arbeiter darbieten, ausgezeichnet sind, aber nicht wie diese unter einer höheren Controle stehen: die in der Möglichkeit der Wahl

liegende Gewalt der regierten Menge ist sehr bald unfähig gewesen, es zu verhindern, da es beständig erwiesen wird, dass eine grosse nicht organisierte Menge es nicht mit einer kleinen organisierten aufnehmen kann. Unter solchen Verhältnissen würde ein immer grösser werdender Abzug von den gemeinschaftlich Producierten durch diese neuen herrschenden Classen eintreten, eine weitere Trennung derselben von den Beherrschten und eine zunehmende Anmaassung einer höheren Stellung. Es muss eine neue Aristokratie auftreten, für deren Erhaltung die Massen sich abarbeiten würden, und welche, einmal consolidiert, eine Gewalt ausüben würde, die weit über die irgend einer früheren Aristokratie hinausgehen würde. Man braucht nur einmal die Handlungsweise des jüngst (September 1896) abgehaltenen Congresses der Trade Union anzusehen, aus welchem Abgeordnete von Gesellschaften, welche Nichtunionisten geduldet hatten, ausgeschlossen wurden, aus welchem Berichterstatter von Zeitungen, die nicht zum Druckerverband gehörige Arbeiter hatten, genöthigt wurden, sich zurückzuziehen, und auf welchem Nationalisierung des Eigenthums im Grossen (was nothwendigerweise Confiscation bedingt) mit vier gegen eins angenommen wurde; und man frage sich dann, welche Bedenken würden wohl eine von dieser Stimmung durchdrungene Bureaukratie in Schranken halten.

Natürlicherweise wird nichts die Socialisten dazu bringen, irgend derartige Resultate vorauszusehen. Genau so wie der eifernde Anhänger eines religiösen Glaubensbekenntnisses, dem irgend eine verhängnisvolle Einwendung entgegengehalten wird, der sicheren Überzeugung ist, dass sich eine treffende Antwort finden wird, obschon er keine Antwort erkennen kann, oder genau so wie ein Liebhaber, welchem Mängel seiner Geliebten gezeigt werden, nicht dazu gebracht werden kann, sich ruhig zu überlegen, was die Folgen derselben im ehelichen Leben sein werden, ebenso wird der Socialist, in seinen Plan verliebt, absprechende Kritiken nicht hören wollen, oder ihnen, wenn er es thut, kein Gewicht beilegen. Beispiele wie die oben angeführten, ganz gleich bis zu welcher Menge angehäuft, werden ihn nicht überzeugen, dass die Formen der gesellschaftlichen Organisationen durch die Natur der Menschen bestimmt werden und dass die Formen nur in dem Maasse besser werden als die Natur



der Menschen sich verbessert. Er wird fortfahren zu hoffen, dass selbstsüchtige Menschen so behandelt werden können, dass sie sich selbstlos benehmen, — dass die Wirkungen der Güte erlangt werden können ohne die Güte selbst. Er hat den unerschütterlichen Glauben an eine sociale Alchimie, welche aus unedlen Naturen edle Handlungen entwickeln wird.

---

### XXIII. Capitel.

#### Die nächste Zukunft.

##### §. 846.

Streng genommen hätten die letzten beiden Capitel nicht in einer Schilderung industrieller Einrichtungen mit inbegriffen werden sollen, da das eine von Einrichtungen handelt, welche gegenwärtig nur Versuche darstellen, und das andere projectierte Einrichtungen bespricht. Cooperation und Socialismus nehmen aber einen so grossen Raum in der öffentlichen Meinung ein, dass ein Übergehen derselben mit Stillschweigen unthunlich erschien.

Es scheint nun hier unthunlich zu sein, gewisse Fragen mit Stillschweigen zu übergehen, welche noch weiter ausserhalb des Gegenstandes der uns gegenwärtig bekannten industriellen Entwicklung liegen, — Fragen in Betreff ihrer Zukunft. Es mag ganz richtig gesagt werden, dass das Studium der Sociologie nutzlos ist, wenn wir nicht nach einer Schilderung von dem, was gewesen ist, schliessen können auf das, was sein wird, — dass es nichts Derartiges wie eine Wissenschaft der Gesellschaft giebt, wenn uns nicht die in Bezug auf vergangene Zeiten gemachten Verallgemeinerungen Aufklärung für unsere Gedanken betreffs der kommenden Zeiten und infolge derselben unserm Handeln eine Leitung gewähren. So bereitwillig ich es vermieden hätte, Vorausblicke zu thun, so besteht für mich keine zu rechtfertigende Alternative.

Gegenwärtig bestehende Factoren sind so zahlreich und einander so widerstreitend und das Auftauchen neuer, in keiner

Weise vorauszusehender Factoren so wahrscheinlich, dass jede Speculation gewagt wird und alle Schlussfolgerungen, ausgenommen die der aller allgemeinsten Art werthlos werden. Die Entwicklung der Künste des Lebens, dem Fortschritte der Wissenschaft folgend, welcher bereits auf so vielerlei Art die gesellschaftliche Organisation auf's Tiefste beeinflusst hat (man denke an das Fabrikssystem), beeinflusst wahrscheinlich dieselbe später ebenso tief oder noch tiefer. Die Zunahme und die Verbreitung genauer Kenntniss, die Ideen der Menschen vom Universum und den durch dasselbe sich offenbarenden Kräften, so wie sie es jetzt thut, umgestaltend, muss in zunehmendem Grade die regulierende Thätigkeit der kirchlichen Einrichtungen modificieren. Eine nothwendige Begleiterscheinung ist die abnehmende Autorität des mit jenem verbundenen Moralsystems, welchem jetzt eine vermeintlich übernatürliche Sanction beigelegt wird; und ehe an seiner Stelle eine wissenschaftlich begründete Ethik zur Annahme gelangt ist, dürfte das Resultat eine verhängnisvolle Lockerung der Schranken sein. Gleichzeitig mit einem Fortschritt nach aufgeklärteren Vorstellungen sehen wir einen Rückschritt nach alten religiösen Glaubensansichten in Thätigkeit und mit ihm verbunden ein Erstarken der priesterlichen Einflüsse. Die unmittelbaren Folgen dieser einander widerstreitenden Vorgänge erscheinen unberechenbar. Mittlerweile ist die Natur der Menschen verschiedenen Zuchtmitteln unterworfen und durchläuft verschiedene Arten von Umwandlungen. Die niedrigeren Instincte, welche während der langen Jahrhunderte wilden Kriegszustandes vorherrschend waren, werden durch das Wiederaufleben des Militarismus wiederum gekräftigt, während die vielen, unser Zeitalter auszeichnenden wohlthätigen Äusserungen eine Förderung höherer Empfindungen voraussetzen. Es besteht ein moralischer Kampf, dessen durchschnittliche Wirkung nicht abgeschätzt werden kann.

Nach allem dem, was gesagt worden ist, wird es deutlich geworden sein, dass die Zukunft industrieller Einrichtungen eng verknüpft ist mit der Zukunft der socialen Einrichtungen im Ganzen, und dass wir auf die ersteren nur dann richtig schliessen können, wenn wir Folgerungen für die letzteren ziehen. Hier müssen wir daher die fundamentalen socialen Beziehungen und die fundamentalen Verwicklungen derselben betrachten.



## §. 847.

Wenn er für sich allein lebt, verfolgt der individuelle Mensch seine Ziele ohne Einschränkung mit Ausnahme der ihm von der umgebenden Natur aufgelegten. Wenn er mit Andern lebt, so wird er gewissen andern Beschränkungen unterworfen, welche die Gegenwart jener auflegt. In dem einen Falle ist er gänzlich sein eigener Herr; im andern Fall hört er auf sein eigener Herr zu sein insoweit als diese weiteren Beschränkungen die Erfüllung seiner Verlangen hemmen. Das Im-Zaum-halten seiner Individualität, anfangs nur negativ (durch das Verbot gewisser Handlungen), wird sehr bald positiv werden (durch das Befehlen gewisser anderer Handlungen). Dies tritt ein, wenn die Gruppe, deren Mitglied er ist, Feindseligkeiten mit andern derartigen Gruppen zum Austrag bringt. Der verbundene Wille schreibt dann oft Handlungen vor, welche ihm zuwider sein mögen, — zwingt ihn zu kämpfen unter der Strafe des Tadels, schlechter Behandlung, und vielleicht des Ausgestossenwerdens. Diese Herrschaft der Genossenschaft ist grösser oder geringer, je nachdem ihre ursprüngliche Ursache, der äussere Antagonismus grösser oder geringer ist; und die am Beginn socialer Entwicklung entstehende und während ihrer aufeinanderfolgenden Stufen vorherrschende Frage ist die: Wie viel ist ein Jeder Allen unterworfen und wie viel ist er von Allen unabhängig? Bis zu welchem Maasse gehört er sich selbst, und bis zu welchem Grade ist er Eigenthum der Andern?

Diese hier in ihrer abstracten Form dargestellte Antithese ist in dem vorliegenden Werke oft in der concreten Form dargestellt worden. An dem einen extremen Ende haben wir den Eskimo, von dem man nicht in dem vollständigen Sinne des Wortes sagen kann, dass er eine Gesellschaft bildet, sondern welcher einfach nebeneinander lebt, und welcher, nicht einmal wissend, was Krieg ist, kein Bedürfnis zu vereinter Handlung und zu daraus folgender Unterwerfung des individuellen Willens unter den allgemeinen Willen hat. Ferner haben wir jene, mehrere Male erwähnten friedfertigen Stämme (§§. 260, 327, 573), welche in gleicher Weise nicht dazu berufen, zusammen gegen äussere Feinde in Thätigkeit zu treten, miteinander in Liebe und Freundschaft leben, und, sich individuell vollständig selbst

angehörend, nur bei jenen seltenen Veranlassungen controliert werden, wenn irgend welche kleine Überschreitungen die Beachtung der Ältesten erfordern. Am andern extremen Ende stehen die dem Kriege ergebenden Gesellschaften, deren Mitglieder vollständig dem Staate angehören. In alten Zeiten haben wir z. B. die Spartaner, welche, einzeln ihre Heloten besitzend, selbst der Gemeinde angehörten und, gemeinsam von Nahrung lebend, welche von Allen beigetragen war, einzeln von ihren incorporierten Genossen gezwungen wurden, ihr Leben entweder mit Kämpfen oder mit der Vorbereitung zum Kampfe zu verbringen. In neueren Zeiten bieten die Dahomeer mit ihrer Armee von Amazonen ein Beispiel dar, deren König ein mit den Schädeln besiegter Häuptlinge gepflastertes Schlafgemach hat und welcher Krieg führt, um, wie er sagt, mehr „Schindeln“ — d. h. Schädel — für sein Dach zu bekommen und welcher absoluter Herr aller Individuen und ihres Besitzthums ist. Buchstäblich das prahlerische „L'État c'est moi“ erfüllend, besitzt der Staat in seiner Person Jedermann und Alles.

Keine andern Züge socialer Bildungen sind in gleicher Weise radical wie diejenigen, welche aus den relativen Gewaltmaassen der socialen Einheit und des socialen Aggregats resultieren. Während der chronische Kriegszustand Subordination durch die sämtlichen aufeinander folgenden Grade einer Armee hindurch erfordert, erfordert er auch Subordination der ganzen Gesellschaft der Armee gegenüber, für welche sie als Commissariat dient. Er erfordert auch Subordination durch die sämtlichen Glieder dieses Commissariats: abgestufte Unterwürfigkeit ist das Gesetz der ganzen Organisation. Umgekehrt bringt Abnahme des Kriegszustands eine Lockerung mit sich. Das Verlangen von Jedermann, seine Kräfte zu seinem eignen Vortheil zu gebrauchen, welches allenthalben Widerstand gegen den Zwang des Militarismus erzeugt, beginnt seine Wirkungen zu äussern, sobald der Militarismus zu sinken beginnt. Individuelle Selbstbestimmung durchbricht gradweise seine starren Verordnungen und der Staatsbürger gewinnt mehr und mehr das Eigenthumsrecht an sich selbst.

Mit diesen Formen socialer Organisation und socialer Handlung gehen unvermeidlich die entsprechenden Ideen und Empfindungen Hand in Hand. Um stetig zu sein, müssen die Anord-



nungen einer Genossenschaft mit der Natur ihrer Mitglieder sich in Übereinstimmung befinden. Wenn eine fundamentale Umgestaltung der Umstände eine Änderung in dem Bau der Genossenschaft oder in der Natur ihrer Mitglieder hervorruft, dann muss sofort die Natur ihrer Mitglieder oder der Bau der Genossenschaft eine entsprechende Änderung erleiden. Und diese Änderungen müssen in den durchschnittlichen Empfindungen und Meinungen zum Ausdruck kommen. An dem einen Extrem ist Loyalität die oberste Tugend und Ungehorsam ein Verbrechen. Am andern Extrem wird servile Unterwürfigkeit für verächtlich und Behauptung der Freiheit für den hervorragendsten Zug der Männlichkeit gehalten. Zwischen diesen beiden Extremen finden sich endlose widerstreitende Gemenge der einander entgegengesetzten Empfindungen.

Damit daher unsere Folgerungen in Bezug auf bevorstehende sociale Umwandlungen richtig gezogen werden, müssen wir uns durch die Beobachtung leiten lassen, ob die Bewegung dahin gerichtet ist, dass jeder Mensch Eigenthum Anderer ist, oder dahin, dass er sein eigener Herr ist und nach den entsprechenden Gefühlen und Gedanken hin. Praktisch genommen hat es geringe Bedeutung, von welcher Art das Im-Besitz-Anderer-sein ist, — ob es das Eigenthumsrecht eines Monarchen, oder einer Oligarchie, oder einer demokratischen Majorität oder einer communistischen Organisation ist. Die Frage für einen Jeden ist die, wie weit er daran verhindert, seine Fähigkeiten zu seinem eignen Vortheil zu gebrauchen, und gezwungen ist, sie für den Vortheil Anderer zu verwenden, nicht die, was für eine Macht es ist, welche ihn verhindert oder zwingt. Und die nun in Betracht zu ziehenden Thatsachen zeigen, dass die Unterwerfung unter das Besessenwerden von Andern den Umständen entsprechend zu- oder abnimmt, gleichviel ob die Verkörperung solcher Andern politisch, social oder industriell ist.

#### §. 848.

Deutschland, welches bereits vor 1870 ein hochorganisiertes Militärsystem besass, hat es seitdem erweitert und verbessert. Alle körperlich geeigneten Männer zwischen gewissen Altersstufen sind Soldaten, entweder in Vorbereitung, oder im factischen Dienste oder in der Reserve; und dieses Eigenthumsrecht

des Staates an den Unterthanen erstreckt sich selbst auf solche, welche ausser Landes gegangen sind. Zur Unterhaltung seines ungeheuren Kriegsrüstzeugs werden die im bürgerlichen Leben Thätigen mehr und mehr besteuert, was so viel bedeutet als, dass sie bis zur Höhe der vom Staate genommenen Theile ihrer Einnahmen im Besitze des Staates sich befinden: ihre Kräfte werden für seine Zwecke und nicht für ihre eignen verwendet. Eine Annäherung an einen ganz kriegerischen Typus des socialen Baues zeigt sich in der zunehmenden autokratischen Gewalt des Soldatenkaisers, welcher von dem absolut heidnischen Gedanken einer Verantwortlichkeit gegen seine Vorfahren im Himmel beherrscht wird.

Ferner gehört der deutsche Bürger sich nicht vollständig selbst an, während er sein bürgerliches Leben im Hause und ausser dem Hause führt. Die Controle seiner industriellen Thätigkeit ist noch immer der der mittelalterlichen Zeiten gleich. Das alte System der Prämien ist noch in Kraft; und in Verbindung damit steht, was den Zucker betrifft, eine Steuer auf inländischen Verbrauch, ebenso wie eine vorgeschriebene Grenze in Bezug auf die producierte Menge. Dann findet sich die vor Kurzem eingeführte Beschränkung der Fondsmarktgeschäfte und das Verbot der Zeitkäufe in Getreide. Ein noch weiter verbreiteter Zwang ist in dem Alterspensionsystem zu erblicken. Ferner ist da die neuerliche Regierungsmaassregel zur Einrichtung von Zwangsinnungen für Handwerker: ein offener Rückschritt. Diese und viele andere Verordnungen, ebenso für Arbeitgeber wie für Arbeitnehmer, machen sie insofern zu Creaturen des Staates als sie nicht den uneingeschränkten Gebrauch ihrer eignen Fähigkeiten haben. Und selbst wenn sie zu Hause sind, es ist immer das Gleiche. Mr. EUBULE EVANS sagt in einer vor Kurzem gegebenen Schilderung der Veränderungen, welche seit 1870 im deutschen Leben eingetreten sind:

„Es ist nur eine geringe Möglichkeit einer Unabhängigkeit in Wort oder Handlung vorhanden. Die Polizei ist Dir immer auf den Fersen . . . halb Schulmeister, halb Wärterin wird er [der Polizist] jede Deiner Handlungen von der Wiege bis zum Grabe überwachen, mit einer militärischen Strenge und Unbeugsamkeit, welche Dich aller Unabhängigkeit beraubt und Dich auf das Niveau eines nur plastischen Dinges herabdrückt . . . Wenn Du in Deutschland zu leben wünschst, so musst Du Deine Individualität aufgeben, wie Du Deinen Pass abgiebst zur Aufbewahrung bei den Polizeibehörden.“



Und nun beachte man, dass das Folgende das Zeugnis ist nicht eines bloss Aussenstehenden, sondern eines Deutschen, welcher vielleicht über allen Andern der berufenste Beurtheiler ist. Fürst BISMARCK sagte 1893 zu einer Deputation aus dem Fürstenthum Lippe:

„Meine Furcht und Sorge für die Zukunft ist, dass das Nationalbewusstsein in den Windungen der *Boa constrictor* der Bureaukratie erstickt werden möchte, welche innerhalb der letzten wenigen Jahre rapide Fortschritte gemacht hat.“

Es ist hiermit die Bestätigung einer oben gemachten Angabe gegeben, dass die vorherrschenden Empfindungen und Ideen mit dem vorherrschenden socialen Bau in Übereinstimmung stehen müssen. Das vom Fürsten BISMARCK gefürchtete Erstickten des Nationalbewusstseins wird von Mr. EVANS erwähnt, welcher in Bezug auf die Stimmung der Deutschen der bureaukratischen Controle gegenüber sagt: „Langer Gebrauch hat ihnen denselben zur andern Natur gemacht; sie können sich kaum irgend ein anderes Régime vorstellen.“

Und nun sehen wir, warum die socialistische Bewegung in Deutschland so grosse Verhältnisse angenommen hat. Wir können verstehen, wie ihre theoretischen Verkündiger, Rodbertus, Marx, Lassalle, und ihre rührigen Anwälte, Bebel, Liebknecht, Singer und Andere, ihre Anhänger zu einer Macht von grosser politischer Bedeutung haben erheben können. Denn das socialistische Régime ist einfach eine andere Form des bureaukratischen Régime. Militärische Regimentierung, civile Regimentierung und industrielle Regimentierung sind ihrer Natur nach wesentlich dasselbe: die Verwandtschaft zwischen ihnen zeigt sich anderwärts auch in solchen Thatsachen wieder, dass einerseits die militärischen Herrschenden Pläne für einen modificierten Staatssocialismus gehegt haben und dass andererseits die Beherrschten „das Erziehen der Nation in Waffen“ vertheidigt haben, wie es auf dem socialistischen Congress in Erfurt im Jahre 1891 geschah. Und wenn wir uns daran erinnern, wie spät der Feudalismus in Deutschland zum Erlöschen gekommen ist, — wie wenig die Deutschen daran gewöhnt gewesen sind, ihre eignen Herren zu sein, und wie sehr daran, Eigenthum Anderer zu sein, — so können wir verstehen, wie wenig ihnen das System des Im-Eigenthum-Anderer-seins verwerflich erscheint, welches der Staatssocialismus in sich schliesst.

## §. 849.

Von Zeit zu Zeit erinnern uns die Tagesblätter an die Concurrency zwischen Deutschland und Frankreich in Bezug auf die Entwicklung ihrer Militärkraft. Der politische Körper verwendet in beiden Fällen seine meisten Kräfte auf die Zunahme von Zähnen und Krallen, — jede Vermehrung auf der einen Seite regt eine Vermehrung auf der andern an. Um sich auf die Revanche vorzubereiten, nimmt die Conscription einen bedeutend erhöhten Theil der verfügbaren Männer in Anspruch, selbst diejenigen jungen Männer mit einschliessend, welche im Begriffe stehen, die Religion der Vergebung zu lehren, so dass, wie ein hervorragender Publicist angiebt, die effective Stärke der Armee und Flotte von 470 000 im Jahre 1869 auf 666 000 für das bevorstehende Jahr gewachsen ist, wobei die Reserven, da sie Producenten sind, aus der Vergleichung fortgelassen sind; sie erhöhen die gegenwärtige kämpfende Macht auf über 2 000 000. Um diese nicht productive Classe zu erhalten, veranlasst der Staat die Arbeiter, ihm einen verhältnismässigen Theil ihres Verdienstes abzugeben und hat sie bis zur Höhe dieses Theils — wie wir sofort sehen werden bis zu einer viel beträchtlicheren Höhe, — in seinem Besitz. Militärische Thätigkeit begleitet diese militärische Organisation. Vor Kurzem wurde sie von dem französischen Minister für auswärtige Angelegenheiten gerühmt, welcher, auf Tunis, Tongking, den Congo und Madagascar Bezug nehmend, sich darüber verbreitete, dass es nothwendig gewesen wäre, bei politischem Zugreifen mit andern Nationen zu concurriren, und die Meinung aussprach, dass durch das zwangsweise Besitzergreifen von Gebieten, welche niederen Völkern gehört hätten, „Frankreich einen gewissen Theil des Ruhmes wiedergewonnen habe, welche so viele edle Unternehmungen während früherer Jahrhunderte ihm gesichert hätten.“

Mit dieser militärischen Organisation, Thätigkeit und Empfindung vergleiche man die zur selben Zeit bestehende civile Organisation. Während der feudalen und monarchischen Jahrhunderte, — Jahrhunderte des Despotismus, erst lokalen, dann allgemeinen, — war eine Bureaukratie erwachsen, welche vor der Revolution so vollständig entwickelt war, dass ausser dem, dass der Bürger im Besitze des Staates zu kriegerischen Zwecken,



er auch als Civilist in seinem Besitze sich befand, was so weit gieng, dass die Industrie unter gesetzgeberischen Beschränkungen und der Last von Beamten ganz darniederlag. Diese Bureaukratie blieb unter dem kaiserlichen Régime bestehen und besteht noch immer unter dem republikanischen Régime, — besteht sogar noch in weiterer Form; denn nach der Angabe des Mr. PAUL LEROY-BEAULIEU sind in den letzten 15 Jahren 200 000 neue Civilbeamte angestellt worden. Aus der einfachen That- sache, dass es die Aufgabe der französischen Polizei ist, den Wohnort und die Beschäftigung von Jedermann zu kennen, kann leicht auf den Geist geschlossen werden, mit welchem der fran- zösische Staatsbürger von seiner Regierung behandelt wird: die Anzeige seines Aufenthalts ist verwandt mit der Antwort eines Soldaten beim Verlesen der Truppenliste oder mit dem Erschei- nen eines Matrosen bei der Musterung. Eine derartige Controle verzweigt sich unvermeidlich weiter; und daher finden sich Ver- ordnungen wie die specielle Festsetzung der Zeit, zu welcher eine Frau nach der Niederkunft auf Arbeit gehen darf, oder wie das Verbot, dass Jemand die Fassade seines Hauses nicht so zeichnen darf, wie es ihm beliebt. Die Wuth nach Gleich- förmigkeit, sehr gut illustriert durch den Minister, welcher sich damit brüstete, dass zu einer bestimmten Stunde sämtliche Knaben in Frankreich eine und dieselbe Lection hersagten, ist die Ausgeburth einer Natur, welche Gleichmässigkeit höher schätzt als Freiheit. Gegen Zwang ist wenig einzuwenden, wenn Alle gleichmässig gezwungen werden; es kehrt daher das Bestreben nach Regimentierung beständig in einer oder der andern Form wieder. In den Tagen der Revolution verloren sich neue Reihen von Verordnungen, welche alte beseitigte zu ersetzen hatten, in minutiöse Einzelheiten, selbst bis zu dem absurden Extreme, dass an einem gewissen festgestellten Feste die Mütter in einem speciellen Augenblicke ihre Kinder mit zärtlichen Augen anzu- sehen hätten! Ein Nationalcharakter, in welchem das Gefühl, sein eigener Herr zu sein, dem Bewusstsein, im Eigenthume Anderer sich zu finden, wenig Widerstand entgegensetzt, hemmt nur in geringem Maasse die Zunahme öffentlicher Mitwirkung, mag es wegen äusseren Streitigkeiten oder für innere Verwaltungs- angelegenheiten sein. Das Resultat, wie es Mr. YVES GUYOT mit- theilt, ist das, dass die gesammten öffentlichen Ausgaben, welche



kurz vor dem deutsch-französischen Kriege 2 224 000 000 Franken betrugen, sich gegenwärtig auf ungefähr 4 176 000 000 Franken belaufen. Unter Gründung seiner Schätzung auf die Berechnung Mr. VACHER's in Betreff der jährlichen tauschfähigen Producte Frankreichs kommt Mr. GUYOT zu dem Schlusse, dass die Civil- und militärischen Ausgaben ungefähr 30 Procent derselben absorbieren. In den Zeiten des Feudalismus leistete der Frohnknecht *corvées* für seinen Herrn, indem er während so und so vieler Tage im Jahre auf dem Gute des Herrn arbeitete; gegenwärtig leistet ein moderner Franzose über 90 Tage im Jahre seiner Regierung *corvées*. Bis zu diesem Betrage ist er Frohnknecht seiner Gemeinde; denn es ist gleichgültig, ob er so und so viel Arbeit leistet, oder das Aequivalent dafür in Geld giebt.

Wir sehen daher, warum in Frankreich, wie in Deutschland, ein Plan einer socialen Reorganisation, nach welchem ein jeder Bürger, während er von der Genossenschaft erhalten wird, für die Genossenschaft arbeiten muss, einen so grossen Anhang gefunden hat, dass er eine zu fürchtende politische Macht bildet, — warum unter den Franzosen ST. SIMON, FOURIER, PROUDHON, CABET, LOUIS BANC, PIERRE LEROUX bald durch das Wort, bald durch die That versucht haben, irgend eine Form communistischen Wirkens und Lebens durchzusetzen. Denn der Franzose, sowohl als Soldat wie als Civilist an Subordination gewöhnt, hat eine dazu passende Natur. Mit der Erbschaft militärischer Überlieferungen, auf welche er stolz ist, und einer Disciplin militärischer Strenge schon in der Schule unterworfen, nimmt er ohne Widerstreben die Idee einer industriellen Regimentierung an und empfindet es nicht schmerzlich, dass es ihm zugemuthet wird, sich behufs seiner Versorgung unter eine allgemeine leitende Organisation zu stellen. Thatsächlich hat er dies bereits in hohem Maasse gethan. Obgleich seine politischen Einrichtungen ihm Freiheit zu gewähren scheinen, fügt er sich unter eine Controle in einer Art und Weise, welche für Diejenigen, die besser wissen, was Freiheit ist, geradezu erstaunlich ist; dies zeigte sich in den Bemerkungen, welche die englischen Delegierten an einem im Jahre 1883 in Paris abgehaltenen Congress der Trade Unions machten, welche das officiële Mit-Füssen-treten der Staatsbürger „als eine Anomalie und eine Schande für eine republikanische Nation“ verurtheilten.



## §. 850.

Die von England selbst dargebotenen Beweise bekräftigen die von Frankreich und Deutschland dargebotenen Zeugnisse, an erster Stelle durch ihren Contrast, an zweiter Stelle durch ihre Übereinstimmung.

Eine Bestätigung durch den Contrast tritt uns mit der Beobachtung entgegen, dass in England, wo der Grad des sich im Eigenthum Anderer Befindens, in gleicher Weise in seiner militärischen wie in seiner bürgerlichen Form, geringer gewesen ist als in Frankreich und Deutschland, ein Fortschritt der Empfindungen und Ideen nach jener Form des im Eigenthum Anderer Stehens, wie sie der Socialismus in sich schliesst, auch geringer gewesen ist. Der frühere Verfall des Feudalismus mit seinen inneren Kämpfen und seinen Frohndiensten und die spätere geringere Entwicklung militärischer Organisation haben es mit sich gebracht, dass die Engländer dem durch das Leben der Armee bedingten positiven Zwange nicht so stark ausgesetzt gewesen sind; und das Fehlen der Conscription, ausgenommen bei factischem Kriege, hat diesen socialen Zug noch weiter zur Erscheinung gebracht. Gleichzeitig sind vergleichsweise weniger Vorschriften für den Staatsbürger in Bezug auf das Führen seiner Geschäfte und auf die Einrichtung seines Lebens erlassen worden. Industrielles Regulieren ist verhältnismässig unbedeutend gewesen, und vor einer Generation ist die Beaufsichtigung durch die Polizei selbst zu gering gewesen. Mit andern Worten, das Selbst-Besitzthum ist nach beiden Richtungen hin weniger durch das Vom-Staate-Besessenwerden beeinträchtigt worden als in den continentalen Ländern. Inzwischen haben wir bis ganz neuerdings, mit Ausnahme von ROBERT OWEN, keinen hervorragenden Erklärer des Socialismus gehabt; die socialistische Propaganda hat in England keinen so ausgebreiteten Erfolg wie auswärts gehabt; und obgleich sie jetzt die oberste Gewalt haben, haben die Massen doch nur wenig ausgesprochene Socialisten in das Parlament geschickt.

Die Bestätigung durch Übereinstimmung tritt uns mit der Beobachtung entgegen, dass wie in Frankreich und Deutschland so auch in England die Vermehrung des Kriegsrüstzeugs und der aggressiven Thätigkeitsäusserungen Umwandlungen nach dem

kriegerischen socialen Typus hin hervorgerufen haben, gleichmässig in der Entwicklung der civilen Organisation mit ihren begleitenden Empfindungen und Ideen und in der Ausbreitung socialistischer Theorien. Ehe die grossen modernen Vergrösserungen der continentalen Armeen begonnen hatten, wurden häufig Klagen laut über unsern unvorbereiteten Zustand; und seit jener Zeit sind den Erweiterungen der Befestigungen, der Zunahme der Kriegsschiffe und der Truppenzahlen wiederum nach einer Weile alarmierende Darstellungen unseres vertheidigungslosen Zustandes gefolgt, welchen weitere Zunahmen folgten. Man sehe nun das Resultat. Aus den mir liebenswürdiger Weise von einem hohen Beamten mitgetheilten Zahlen geht hervor, dass im Jahre 1846 (unter Annahme einer verhältnismässigen Schätzung der Miliz, deren genaue Anzahl nicht zu ermitteln war) unsere Landmacht aller Gattungen in England und auswärts, englischen Blutes, ungefähr 260 000 und unsere Seemacht ungefähr 42 000 betrug, während gegenwärtig die entsprechenden Zahlen 714 000 und 93 000 betragen. Allgemein gesprochen hat sich daher die Stärke unserer Flotte im Verlaufe von 50 Jahren mehr als verdoppelt und die Stärke der Armee nahezu verdreifacht. Inzwischen ist der totale jährliche Aufwand für Kriegsausrüstungen und Vertheidigungsmittel auf über £ 35 000 000 gestiegen. Eine Generation lang hat die Freiwilligen-Bewegung Mengen von Civilisten an militärische Ordnung gewöhnt und dabei auch ihren Instinct zum Kampf wiedererweckt. Gruppen von Knaben aus den oberen Classen in öffentlichen Schulen, welche ihre Exerzierübungen und selbst ihre Scheinkämpfe haben, und Gruppen von Knaben der niederen Classen in London, wie z. B. die Church Lad Brigade, ist in ähnlicher Weise Regiments-Disciplin nahe gebracht worden, und in beiden Fällen unter der ausdrücklichen Gutheissung seitens der Priester der Religion der Liebe. Auf der andern Seite sehen wir in den permanenten Lagern, in jährlichen Revuen und den Scheingefechten der Freiwilligen, ebenso wie in den wichtigeren militärischen Manövern, für welche das Terrain mit Gewalt genommen werden muss, eine ausgesprochene Wendung der Organisation und des Lebens zu den Erfordernissen des Krieges, gegenwärtig in Verbindung mit der Vertheidigung der Conscription durch hervorragende Soldaten und der Billigung durch ‚vorgeschrittene‘ Handwerker. Mittlerweile



ist auch mit dem Wachsthum des Kriegsrüstzeugs ein Wachsthum der Aggressivität eingetreten. Immer mehr und mehr, schwachen Völkern gehörige Ländereien werden unter dem einen oder dem andern Vorwand ergriffen; während wir um das Jahr 1850 48 Territorien, Colonien, Niederlassungen, Protectorate besaßen, haben wir jetzt, jede Erweiterung als einen weiteren Besitz rechnend, 77, so dass gegenwärtig jedes Journal Berichte über die Erfolge unserer Waffen bringt, häufig an mehr als einem Orte\*.

In Verbindung mit Zunahme in jenem Staatseigenthumsrecht am Individuum, welches dem Umstande zu Grunde liegt, dass der Staat ihn als Soldaten benutzt, haben wir die Ausdehnung jenes indirecten Staatseigenthumsrechts zu beachten, welche sich in der Vervielfältigung von Vorschriften und Beschränkungen und durch die Zunahme der allgemeinen und localen Besteuerung ausspricht. Für das civile Régime, welches sich seit der Mitte des Jahrhunderts ausgebreitet hat, typisch ist das System der Erziehung durch öffentliche Vermittlung, zu dessen Aufrechterhaltung theils durch allgemeine und theils durch locale Steuern gewisse Theile der Einkünfte der Staatsbürger angeeignet werden. Nicht der Erzeuger, sondern die Nation ist in hauptsächlichem Maasse Eigenthümer des Kindes, die Art seines Lebenslaufs ordnend und die Gegenstände vorschreibend, die es gelehrt werden sollen; und der Erzeuger, welcher das Eigenthumsrecht der Nation unberücksichtigt lässt oder bestreitet, wird bestraft. In einem ähnlichen Sinne wird eine Controle ausgeübt über die Art, wie die Eltern selbst ihr Leben führen und ihr Eigenthum gebrauchen. Im Jahre 1884 führte ich neunundfünfzig Gesetze an, welche zur weiteren Regulierung des Benehmens der Staatsbürger seit 1860 erlassen worden waren („Der Mensch versus Staat“, I. Cap.). Seit der Zeit ist die Zwangsgesetzgebung in Bezug auf das Leben der Menschen bedeutend erweitert worden. Ein für mich gemachter Auszug der Gesetzgebung bis auf 1894 inclusive, welche das Land, Landwirthschaft, Bergwerke, Eisenbahnen, Canäle, Schiffe, Fabriken, Handel, Trinken u. s. w. betrifft, weist nach, dass noch weitere dreiundvierzig hier ein-

\* Es ist unmöglich, mehr als eine ganz ungefähre Aufzählung zu geben, da viele kleinere Annectierungen, Veränderungen der Eintheilung und der Verwaltung die Angaben verwirren.

greifende Gesetze seitdem beschlossen worden sind. Eine enorme Inanspruchnahme der Hilfsquellen der Menschen hat dieses Wachsthum der Beschränkungen und administrativen Maassregelungen begleitet. Eine autoritative Tabelle zeigt, dass in den 24 Jahren von 1867/68 bis 1891/92 sich der Betrag der localen Ausgaben beträchtlich mehr als verdoppelt hat, und dass die Summe der localen Schulden sich beträchtlich mehr als verdreifacht hat, — damit die Lebenden und noch viel mehr die Nachwelt belastend. Wenn angeführt wird, dass als Gegengabe für die erhöhte Absorption seiner Einnahmen der Staatsbürger verschiedene Vortheile gratis erhält, so muss erwiedert werden, dass die wesentliche Thatsache doch bestehen bleibt: in der Aneignung eines grösseren Theiles seines Eigenthums wird Zwang ausgeübt. „Jenen Theil Eurer Einnahme könnt Ihr verbrauchen wie Ihr wollt, aber diesen Theil werden wir für Euch verwenden, entweder zu Eurem Vortheil oder zum Vortheil irgend Jemand Andern.“ Das Individuum, zu welchem dies von einer die Masse der Individuen vertretenden Regierung gesagt wird, ist so weit Eigenthum dieser Masse, und wird jährlich in einer grösseren Ausdehnung in dieser Weise Eigenthum.

Und nun können wir sehen, wie übereinstimmend mit diesen Entwicklungserscheinungen die Entwicklung socialistischer Ideen und Empfindungen gewesen ist. Ebenso wie in Frankreich und Deutschland mit ausgedehntem Eigenthumsrechte des Staates am Individuum in der militärischen und civilen Organisation in weitem Umfange eine Vertheidigung jenes Eigenthumsrechtes des Staates einhergegangen ist, dem der Socialismus eine andere Gestalt giebt, so ist auch hier mit der Annäherung an den continentalen Typus in der einen Beziehung eine zunehmende Annahme der continentalen Auffassung in der anderen Beziehung Hand in Hand gegangen. Vor vierzehn Jahren wurde der Socialismus in England von weniger als zwanzig mittelclassigen „Fabiern“ repräsentiert, unterstützt von wenig Verstreuten unter den arbeitenden Classen, während neuerdings die Socialisten so zahlreich geworden sind, dass sie vor nicht langer Zeit zeitweise die Trade Unions beherrschten und noch immer ihre Ansichten in den auf Congressen gefassten Beschlüssen der Trade Union in weitem Umfange zum Ausdrucke bringen. Wie wir in dem Antheil sehen, welche englische Delegierte auf den neuerlichen Congressen socialistischer



Arbeiter genommen haben, wo die schliessliche Absorption aller Arten fixierten Eigenthums dringend befürwortet wurde, oder wie wir in den vorgeschlagenen Streiks gegen Mieth- und Pachtzahlungen als einer sofort anzuwendenden Methode des Handelns sehen, so zeigt eine grosse Zahl von Menschen hier wie auswärts eine absolute Nichtachtung aller bestehenden Verträge und, als stillschweigende Folgerung, einen Vorschlag zur Aufhebung aller Verträge in der Zukunft: was eine Rückkehr zum alten System des Standes unter einer neuen Form nöthig macht. Denn bei Abwesenheit jener freiwilligen Cooperation, welche im Vertrage enthalten ist, giebt es keine andere mögliche Alternative als gezwungene Cooperation. Selbsteigenthum verschwindet und Eigenthumsrecht Anderer am Individuum tritt allgemein an seine Stelle.

## §. 851.

Es besteht daher in gleicher Weise in England und anderwärts durch alle Einrichtungen, Tätigkeitsgruppen, Empfindungen und Ideen eine und die nämliche Tendenz; und dies Bestreben wird täglich schärfer ausgesprochen. Im Sinne der Massen, welche ihren Vortheil mehr durch das Gesetz gewahrt sehen wollen, und im Sinne der Gesetzgeber, welche versuchen, die von ihnen angeregten Erwartungen zu erfüllen, finden wir überall ein allmählich weitergehendes Aufgehen des Lebens der Einheit im Leben der Gesammtheit. Ähnlich, wie der Dichter sagt: „Das Individuum verwelkt, der Staat wird mehr und mehr.“

Natürlich betrachtet das Parlamentsmitglied, welches sich dem Zwange der Parteidisciplin unterwirft, den gesetzlichen Zwang Anderer ohne Widerstreben. Politisch betrachtet ist er entweder einer der Herde im Besitze seines Führers oder im andern Falle der ergebene Diener im Besitze der Wählerschaft, welche ihn gewählt hat; und da er in so weit die Herrschaft seiner selbst geopfert hat, so hat er auch keine grosse Achtung vor der Selbstherrschaft des gewöhnlichen Staatsbürgers. Wenn irgend eine einflussreiche Genossenschaft in seiner Wählerschaft eine neue Einmischung verlangt, hilft die Thatsache, dass dieselbe den Übrigen noch weitere Beschränkungen auferlegt, oder weitere Theile ihrer Einnahmen aneignet, nur wenig dazu, ihn von dem befohlenen Votum abzuhalten. Er fühlt im Gegentheil, dass er keine andere Alternative hat, wenn er wünscht, bei der

nächsten Wahl wiedergewählt zu werden. Dass er der zahlreichen Menge von Schlingen in dem die Bewegungen des Menschen beschränkenden Netzwerke eine weitere hinzufügt, ist ein Gegenstand ohne Bedeutung. Er betrachtet nur das, was er „die Verdienste des Falles“ nennt und lehnt es ab, danach zu fragen, was die Folge davon sein wird, immer nur das Nächstliegende in's Auge zu fassen und das Entferntliegende zu vernachlässigen. Mit jedem Tage thut er irgend einen weiteren Schritt nach dem socialistischen Ideal hin, während er den Gedanken zurückweist, dass er es jemals erreichen wird; und um seine Stellung zu behaupten, sucht er an jedem Tage seinen politischen Nebenbuhler beim Ergreifen derartiger Schritte zu überbieten. Dr. RENÉ LAVALLEE, ein gut beobachtender Franzose, sagt:

„C'est là le danger des enchères électorales dont les questions ouvrières et sociales font l'objet entre les partis . . . C'est ainsi que le socialisme de l'État a pris pied dans les lois d'un pays qui fut longtemps la terre classique du self-government et de la liberté industrielle. Si jamais le socialisme parvient à s'en emparer, ce sera, en grande partie, aux fausses manoeuvres et à la coupable faiblesse des politiciens que sera dû ce déplorable résultat.“

Da er nun hiernach die Creatur seiner Partei und die Creatur seiner Wähler ist, so zögert er keinen Augenblick, jeden Staatsbürger zur Creatur der Allgemeinheit zu machen.

Diese allgemeine Strömung nach einer Gesellschaftsform hin, in welcher private, von individuellen Willen geleitete Thätigkeitsäusserungen durch öffentliche, vom Regierungswillen geleitete Thätigkeitsäusserungen ersetzt werden sollen, muss unvermeidlich durch neuerliche organische Umwandlungen rapider gemacht werden, welche noch weiter die Gewalt derer vermehren, welche durch öffentliche Verwaltungen gewinnen, und die Gewalt derer vermindern, welche durch dieselben verlieren. Bereits haben nationale und municipale Gerechtsame, so abgegrenzt, dass die Abgabe von Stimmen vom Tragen der Lasten ganz getrennt wurde, das Resultat gehabt, wie es schon vor langer Zeit als nothwendige Folge hervorgehoben wurde\*, dass die Einmischungen vervielfältigt und der Aufwand verschwenderisch wurde. Jetzt wird die Ausdehnung ähnlicher Gerechtsame auf die Kirchspiele

\* Westminster Review, April, 1860; s. auch Essays, Vol. III. p. 358 u. f.



solche Wirkungen noch vermehren. Mit einer kaum zu glauben-  
den Albernheit haben Gesetzgeber gefolgert, dass die Sachen  
gut gehen werden, wenn die Vielen zu den Wenigen sagen:  
„Wir werden entscheiden, was geschehen soll und Ihr werdet  
dafür bezahlen.“ Tischgespräche zeigen, dass von vielen, ge-  
bildet genannten Leuten gemeint wird, die Regierung habe un-  
begrenzte Gewalt in Verbindung mit unbegrenzten Hilfsmitteln;  
und politische Reden bringen dem Bauer den Gedanken bei, dass  
er sie sich als irdische Vorsehung vorstellt, welche Alles für ihn  
thun kann, wenn die dabei interessierten Leute es geschehen  
lassen wollen. Natürlich geschieht es dann, wie ein socialistischer  
Lehrer schreibt: „dass Zuhörer für socialistische Auseinander-  
setzungen zu finden, ist so viel wie Bekehrte zu finden;“ denn  
dem Zuhörer wird dargelegt, dass die einem Jeden gewährten  
Vorthelle solche sind, welche aus der unter Zwang verrichteten  
Arbeit Aller herzuleiten sind. Er kann nicht sehen, dass er  
seinen Antheil am Fleischgericht nur durch Aufgabe seines Ge-  
burtsrechtes erhalten kann. Es wird ihm nicht gesagt, dass,  
wenn er ernährt werden soll, er auch getrieben werden muss.

#### §. 852.

Die Schlussfolgerung scheint nicht vermieden werden zu  
können, dass diese zusammenwirkenden Ursachen sehr bald jenen  
Verfall des Selbstbesitzes in das Eigenthumsrecht der Genossen-  
schaft herbeiführen müssen, welcher theilweise im Collectivismus  
und vollständig im Communismus erreicht wird. Das Bewegungs-  
moment socialer Umwandlung muss, wie jedes andere Bewegungs-  
moment, Wirkungen hervorbringen proportional zu seiner Grösse  
minus den ihm gewordenen Widerstand; und in diesem Falle ist  
der Widerstand sehr gering. Wenn man auf eine weite Ver-  
breitung cooperativer Production rechnen könnte, so könnte man  
noch etwas Hoffnung für ein Innehalten hegen. Aber selbst  
wenn ihr Wachsthum den Glauben ihrer Vertheidiger rechtfertigt,  
scheint sie nur ein schwaches Hemmnis darzubieten.

In welcher Weise die bevorstehende Umgestaltung bewirkt  
werden wird, ist natürlich ungewiss. Eine plötzliche Ersetzung  
des jetzt bestehenden Régimes durch das vorgeschlagene, wie  
es die Träger der rothen Fahne beabsichtigen, scheint weniger  
wahrscheinlich zu sein als eine progressive Metamorphose. Um

die Umwandlung zu bewirken, ist es nur nöthig, allmählich staatliche Regulierung zu erweitern und individuelle Thätigkeit zu beschränken. Wenn die centrale Verwaltung und die sich vielfältigenden localen Verwaltungen fortfahren, Function auf Function zu häufen, wenn Jahr auf Jahr mehr Sachen durch öffentliche Vermittlung gethan werden, wenn die Geschäfte von Compagnien eine nach der andern vom Staate oder der Municipalität übernommen werden, während die Geschäfte von Individuen allmählich immer mehr durch officiële Concurrenten beeinträchtigt werden, dann wird in gar nicht zu ferner Zeit die jetzige freiwillige industrielle Organisation aus ihrer Stellung vollständig verdrängt und durch eine zwangsweise industrielle Organisation ersetzt sein. Schliesslich wird auch der mit dem Gehirn Arbeitende finden, dass keine Stellen für ihn übrig sind mit Ausnahme einer oder der andern öffentlichen Abtheilung, während der mit seinen Händen Arbeitende finden wird, dass Niemand da ist, der ihn beschäftigte, ausgenommen öffentliche Beamte. Und so wird ein Staat gegründet werden, in welchem kein Mensch thun kann, was er möchte, sondern wo Jedermann thun muss, was ihm geheissen wird.

Ein vollständiger Verlust der Freiheit wird daher das Schicksal derer sein, welche die Freiheit nicht verdienen, die sie besitzen. Sie sind in der Wagschale gewogen und zu leicht befunden worden: sie haben weder die erforderliche Idee, noch die erforderliche Empfindung. Nur eine Natur, welche Alles opfern wird, die persönliche Freiheit ihrer Handlungen zu vertheidigen, und von Eifer erfüllt ist, diese selbe Freiheit der Handlung Anderer zu vertheidigen, kann dauernd freiheitliche Einrichtungen erhalten. Während er keinerlei Angriffe auf sich selbst duldet, muss er auch solche Sympathien haben, welche keinerlei Angriffe auf seine Genossen dulden, — mögen sie Mitglieder der nämlichen oder verschiedener Rassen sein. Wie auf die vielfältigste Art und Weise im Verlaufe dieses ganzen Werkes gezeigt worden ist, muss eine Gesellschaft, welche zu zwangsweisem Handeln gegen andere Gesellschaften organisiert ist, ihre Mitglieder dem Zwange unterwerfen. In dem Verhältnis, in welchem sie die Ansprüche der Menschen äusserlich mit Füßen tritt, werden die Ansprüche der Menschen auch nach innen mit Füßen getreten werden. Die Geschichte hat uns mit der Thatsache sehr ver-



traut gemacht, dass Tyrann und Sklave Menschen derselben Art, nur verschieden gestellt, sind. Mochte es der alte ägyptische König sein, welcher einem starren, durch die Priester aufgenöthigten Gebrauchthum unterworfen war, mochte es ein römischer Patrizier sein, Herr von Sklaven und selbst vom Staate in Sklaverei gehalten, mochte es der feudale Lehensherr sein, welcher Frohnknechte besass und selbst im Besitze seines Suzeräns war, mag es der moderne Handwerker sein, welcher seinem Verbande sein Recht, Verträge zu schliessen, abgiebt und seine Genossen misshandelt, die das nicht wollen, wir sehen ganz gleichmässig, dass diejenigen, welche keine Rücksicht auf die Individualitäten Anderer nehmen, auf eine oder die andere Weise ihre eigene opfern müssen. So geartete Menschen können keine freiheitlichen Einrichtungen aufrecht halten. Sie müssen unter irgend einem System von Zwangsherrschaft leben, und wenn alte Formen ihre Lebenskraft verlieren, müssen sie neue Formen erzeugen.

Selbst mit Beiseitelassung specieller Beweise wird uns diese allgemeine Folgerung durch eine Betrachtung des Gesetzes des Rhythmus aufgenöthigt: ein Gesetz, welches sich durch alle Dinge hindurch offenbart von den unfassbar rapiden Schwingungen eines Ätheratoms bis zu den säcularen Störungen des Sonnensystems. Denn, wie in den „Ersten Grundsätzen“ gezeigt worden ist, ist Rhythmus überall das Resultat antagonistischer Kräfte. Als von einer solchen Ursache ausgehend zeigt es sich in allen socialen Erscheinungen an dem stündlichen Steigen und Fallen der Preise an der Fondsbörse bis zu den Actionen und Reactionen politischer Parteien; und in den Veränderungen, bald nach einer Zunahme der Beschränkungen der Menschen hin, bald nach einer Verminderung solcher wird einer der langsamsten und weitestumfassenden Rhythmen dargeboten. Nach Jahrhunderten, während welcher Zwangsvorschriften nach und nach vermindert und gelegentlich mit Gewalt geringer gemacht worden waren, wurde in der Mitte unseres Jahrhunderts, besonders in England, ein Grad individueller Freiheit erreicht, grösser als jemals vorher ein solcher bestanden hatte, seitdem sich Nationen zu bilden begonnen hatten. Die Menschen konnten sich bewegen wie es ihnen beliebte, konnten arbeiten an dem, was ihnen beliebte, handeln mit wem sie es gern thaten. Aber die Bewegung,

welche in so hohem Maasse die despotischen Regulative der Vergangenheit umstürzte, wurde bis zu einer Grenze getrieben, von welcher eine rückläufige Bewegung begonnen hat. Anstatt Beschränkungen und Vorschriften der alten Arten werden jetzt allmählich neue Arten von Beschränkungen und Vorschriften aufgelegt. Anstatt der Herrschaft machtvoller politischer Classen arbeiten jetzt die Menschen für sich selbst eine Herrschaft officieller Classen aus, welche wahrscheinlich gleich machtvoll, oder wahrscheinlich noch machtvoller werden werden, — Classen, welche schliesslich von denen, die die socialistischen Theorien in Betracht ziehen, ebenso weit abweichen, wie die reiche und stolze Hierarchie des Mittelalters von den Gruppen armer und ergebener Missionnaire abwich, aus welcher sie hervorgieng.

---

## XXIV. Capitel.

### Schluss.

#### §. 853.

Wie lange diese Periode des socialen Lebens, der wir uns gegenwärtig nähern, dauern wird, und in welcher Weise sie enden wird, sind natürlich Fragen, welche nicht beantwortet werden können. Wahrscheinlich wird der Hergang hier von der Art, dort von anderer Art sein. Ein plötzliches Zerreißen der Bande, welche unerträglich geworden sind, dürfte in manchen Fällen eintreten und einen militärischen Despotismus mit sich bringen. In andern Fällen wird factisches Erlöschen einem allmählichen Verfall folgen, wie ein solcher aus der Beseitigung des normalen Verhältnisses zwischen Verdienst und Vortheil hervorgeht, durch welches allein die Lebenskraft einer Rasse erhalten werden kann. Und in noch andern Fällen dürfte Besiegung durch Völker eintreten, welche noch nicht durch Pflege ihrer Schwächen entmannt worden sind, — Völker, vor welchen die socialistische Organisation wie ein Kartenhaus zusammenfallen wird, wie es den alten Peruvianern einer Hand voll Spaniern gegenüber ergieng.



Wenn aber der Entwicklungsprocess, welcher, durch die vergangenen Zeiten niemals stillstehend das Leben auf seine jetzige Höhe gebracht hat, durch die ganze Zukunft noch fort-dauert, was wir doch voraussetzen müssen, dann wird mitten unter all' den rhythmischen Wandlungen in jeder Gesellschaft, mitten unter alle dem Leben und Sterben von Nationen, mitten unter dem Ersetzen von Rassen durch Rassen, jene Anpassung der menschlichen Natur an den socialen Zustand weitergehen, welche begann, als sich Wilde zuerst zur gegenseitigen Vertheidigung zu Horden sammelten, — eine Anpassung, welche schliesslich vollständig sein wird. Viele werden dies für ein Erzeugnis einer wilden Einbildungskraft halten. Obgleich es überall rings umher Geschöpfe giebt mit Structurverhältnissen und Instincten, welche allmählich so gemodelt worden sind, dass sie deren eigner Wohlfahrt und der Wohlfahrt ihrer Species dienen, so lässt die ungeheure Majorität doch die Schlussfolgerung unbeachtet, dass auch die menschlichen Wesen progressive Anpassungen an die Lebensweisen, welche ihnen durch die Verhältnisse aufgenöthigt worden sind, in der Vergangenheit erfahren haben und in der Zukunft erfahren werden. Es giebt aber einige Wenige, welche es für vernünftig halten zu folgern, dass das, was mit allen niederen Formen eingetreten ist, auch mit der höchsten Form eintreten muss, — einige Wenige, welche schliessen, dass unter den Typen von Menschen diejenigen, welche am meisten dazu geeignet sind, eine gut zusammenwirkende Gesellschaft zu bilden, später von Zeit zu Zeit auftauchen, wie es schon früher der Fall gewesen ist, und sich auf Kosten der weniger geeigneten verbreiten werden, bis ein vollkommen geeigneter Typus aufgetreten ist.

Die hier aufgestellte Ansicht darf nur mit gewissen Einschränkungen angenommen werden. Wenn wir mit unsern Gedanken so weit voraus gehen, wie palaeolithische Werkzeuge sie zurückführen, so werden wir nicht zu einem absoluten, sondern zu einem relativen Optimismus geführt. Der kosmische Process bringt auch Rückschritt mit sich, ebenso gut wie Fortschritt, wo die Bedingungen ihn begünstigen. Nur inmitten unendlicher, an unendliche Veränderungen der Umstände angepasster Modificationen treten dann und wann einmal solche auf, welche einen Fortschritt darstellen: andere, mittlerweile

in andern Organismen veranlasste Veränderungen stellen gewöhnlich nicht Schritte nach vorwärts in der Organisation dar, sondern häufig nach rückwärts gerichtete Schritte. Die Entwicklung enthält keine latente, überall in Wirksamkeit befindliche Tendenz zur Verbesserung. Es giebt kein gleichförmiges Aufsteigen vom Niederen zum Höheren, sondern nur eine gelegentliche Erzeugung einer Form, welche kraft einer grösseren Tauglichkeit für complicirtere Bedingungen fähig wird, ein längeres Leben von abwechslungsreicherer Art zu führen. Und während ein solcher höherer Typus anfängt die Oberherrschaft über niedere Typen zu erlangen und sich auf deren Kosten zu verbreiten, bleiben die niederen Typen an Wohnorten oder mit Lebensweisen, welche noch nicht besetzt oder noch nicht angenommen sind, am Leben oder werden in niedere Wohnorte oder Lebensweisen gedrängt, in denen sie Rückschritte machen.

Was hiernach für organische Typen gilt, muss auch für Gesellschafts-Typen gelten. Sociale Entwicklung muss in der ganzen Zukunft, wie die sociale Entwicklung in aller Vergangenheit es hat erkennen lassen, während sie Schritt für Schritt höhere Gesellschaftsformen hervorbringt, viele niederen Formen unberührt stehen lassen. Varietäten von Menschen, hier an rauhe Gegenden, dort an öde und wüste Striche, an andern Orten an Gegenden, welche durch Zerrissenheit der Oberfläche oder Ungesundsein ungeeignet sind zum Erhalten grosser Bevölkerungen, angepasst, werden aller Wahrscheinlichkeit nach fortfahren, kleine Genossenschaften einfachen Baues zu bilden. Überdies werden während späterer Concurrenz unter den höheren Rassen wahrscheinlich in weniger wünschenswerthen Gegenden kleinere Nationen übrig bleiben, aus Menschen gebildet, welche tiefer stehen als die höchsten; zu derselben Zeit breiten sich die höchsten über alle die grossen Bezirke aus, welche dem Klima und der Fruchtbarkeit nach wünschenswerth sind. Während aber die ganze Vereinigung von Gesellschaften hierdurch das Entwicklungsgesetz mit der Zunahme der Heterogenität erfüllt, — während innerhalb einer jeden von ihnen Gegensätze des Baues, durch Verschiedenheiten der Umgebung und entsprechende Beschäftigungen verursacht, Ungleichheiten hervorrufen, welche noch weitere Heterogenität veranlassen, können wir schliessen, dass der primäre Process der Entwick-



lung, — die Integration, — welche sich bis auf die Gegenwart in der Bildung grösserer und immer grösserer Nationen gezeigt hat, endlich einen noch höheren Grad erreichen und noch bedeutendere Vortheile mit sich bringen wird. Ebenso wie beim Aufgehen kleiner Stämme in grosse Stämme der oberste Häuptling innere Stammesstreitigkeiten zum Stillstand brachte, ebenso wie ein König feudale Kriege verhinderte, wenn kleine feudale Herrschaften ihm unterworfen wurden, ebenso wird in künftigen Zeiten ein oberste Autorität ausübendes Bündnis der höchsten Nationen (andeutungsweise vorgebildet in den gelegentlichen Abmachungen zwischen den ‚Mächten‘), durch das Verbot von Kriegen zwischen irgend welchen von den im Bündnis stehenden Nationen dem Wieder-in-Barbarei-Verfallen ein Ende machen, welches beständig das Civilisationswerk wieder zerstört.

Wenn dieses, den Frieden aufrecht erhaltende Bündnis gebildet worden ist, dann kann ein wirksamer Fortschritt nach jenem Gleichgewicht zwischen Constitution und Bedingungen, — zwischen inneren Fähigkeiten und äusseren Erfordernissen eintreten, welches im Endstadium der menschlichen Entwicklung enthalten ist. Anpassung an den socialen Zustand, gegenwärtig beständig durch antisociale Conflictte gehemmt, kann dann unbehindert statthaben; und alle die grossen Gesellschaften, in andern Beziehungen von einander verschieden, dürften in jenen Cardinalzügen ähnlich werden, welche das Resultat der vollkommenen Selbstherrschaft der Einheit und der Einwirkung von nichts Anderm auf sie als des passiven Einflusses der Verbindung darstellen. Einerseits durch beständige Unterdrückung aggressiver Instincte und Übung der Gefühle, welche das der öffentlichen Wohlfahrt Dienen veranlassen, und andererseits durch den Fortfall allmählich weniger nothwendig werdender Beschränkungen muss eine Art Mensch gebildet werden, der so constituiert ist, dass er mit der Erfüllung seiner eignen Verlangen auch die socialen Verlangen erfüllt. Bereits sind kleine Gruppen von Menschen, durch Umstände vor äusserem Antagonismus behütet, in Gestalten von einer der unserigen weit überlegenen moralischen Natur umgebildet worden, dass, wie es von den Letzteren gesagt wird, die Schilderung ihrer Güte ‚beinahe nach Romanen schmeckt‘, und es ist vernünftig, den Schluss zu ziehen, dass das, was eben jetzt in einem kleinen Maasse geschehen ist,

unter verwandten Bedingungen auch nach einem grossen Maassstabe schliesslich eintreten kann. Lange Studien, welche unter andern Dingen auch die Nothwendigkeit gewisser oben angedeuteter Einschränkungen ergeben haben, welche aber auch That- sachen aufdecken wie die oben angeführten, haben mich nicht veranlassen können, von der Ansicht zurückzutreten, welche ich vor beinahe fünfzig Jahren ausgedrückt habe, dass — „der Mensch schliesslich so sein wird, dass seine privaten Bedürf- nisse mit den öffentlichen zusammenfallen. Er wird jene Art von Mensch sein, welcher mit freiwilliger Darlebung seines eignen Wesens nebenbei auch die Functionen einer socialen Einheit erfüllt; und doch wird er nur dadurch befähigt, sein eignes Leben zu leben, dass alle Andern dasselbe thun.“

E n d e.

---



## Literaturnachweise [für Band IV].

Um die Quelle für irgend eine Angabe im Text zu finden, möge man folgendermaassen verfahren. Nachdem man sich die Nummer des Paragraphen gemerkt, in welchem die Angabe steht, suche man in dem vorliegenden Verzeichnis die entsprechende fettgedruckte Ziffer auf. Unter den dahinter stehenden Namen ist dann derjenige des Stammes, Volkes oder Landes aufzusuchen, von dem jene Angabe handelt (die Namen stehen hier in derselben Ordnung, wie sie im Text aufeinander folgen); um sie leichter auffindbar zu machen, sind diese Namen *cursiv* gedruckt. In der auf den Namen folgenden Klammer sind nun der Name des Autors durch seine Anfangsbuchstaben und dahinter der Band und die Seite des betreffenden Werkes bezeichnet, und wo mehrere Werke desselben Verfassers in Frage kommen, ist der abgekürzte Titel desjenigen beigegefügt, in dem sich die citierte Stelle findet. Die Bedeutung dieser Abkürzungen endlich, deren ich mich bedienen musste, um Raum zu ersparen und die überflüssige Wiederholung des ganzen Titels zu vermeiden, ist aus dem zweiten Verzeichnis zu ersehen, wo hinter den in alphabetischer Ordnung aufgeführten Namen der Autoren u. s. w. die vollen Titel der angezogenen Werke angegeben sind.

§ 583. *Taubstumme* (Kit. 200; Sm. 4) — *Weddas* (Harts. 413) — *Dör* (Heugl. 195) — *Bongo* (Schw. I, 304—305) — *Zulus* (Gard. 72) — *Latuki* (Bak. I, 247—250). § 584. *Australier* (Smy. I, 107) — *Malagassen* (Rév. 9—11) — *Japaner* (Sat. 87; 79—80) — *Indien* (Ly. 18) — *Griechen* (Pla. IV, Gro. III, 187). § 585. *Zulu* (Call. 230—231) — *Andamaner* (J. A. I. XII, 162) — *Waraus* (Brett 362) — *Chinooks* (U. S. Ex. V, 118) — *Andamaner* (J. A. I. XII, 142) — *Waraus* (Bern. 53) — *Urua* (Cam. II, 110) — *Zulus* (F. S. A. J. II, 29) — *Nicaraguaner* (Banc. II, 801) — *Ahts* (Banc. III, 521) — *Gonds* (His. 19) — *Ukiahs und Sanéls* (Banc. III, 524) — *Zulus* (Call. 372) — *Shilluk* (Schw. I, 91) — *Indianer* (School. V, 403) — *Indianer* (id. *ibid.*) — *Chibchas* (Boll. 12) — *China* (Edk. 42) — *Alt-Engländer* (Kem. II, 208—209) — *Mongolen* (Prsch. I, 76) — *Vera Paz* (Banc. II, 799) — *Mosquitos* (Banc. I, 744) — *Wakhutu*

(Thoms. I, 190) — *Africa* (Serpa P. I, 124) — *Borneo* (Bock 78) — *Griechen* (Mau. II, 33—34) — *Ägypten* (Klunz. 103—105) — *Gambia* (Ogil. 369) — *Blantyre* (Mc Don. I, 59—110) — *Dyaks* (St. J. I, 199) — *Nyassa* (Liv. I, 353) — *Sierra Leone* (Bast. „Mensch“ II, 129) — *Damaras* (And. 229) — *Bhils* (T. R. A. S. I, 72) — *Wahebe* (Thoms. I, 237) — *Bongo* (Schw. I, 305) — *Blantyre* (Mc Don. I, 62—63) — *Polen* (Mau. II, 463, 58) — *Apachen* (Banc. III, 527) — *Nayarit* (Banc. III, 529) — *Babylonier* (Nachw. verl.) — *Ainos* (Bird II, 97, 98) — *Mongolen* (How. I, 33) — *England* (Free. I, 768, 521) — *Borneo* (Boy. 229) — *Eskimos* (Hayes 199) — *Edinburg* (Kitto 199—200) — *Californier* (Banc. III, 523) — *Mangaia* (Nachw. verl.) — *Hawaii* (Cum. I, 293) — *Natches* (Verw. verl.) — *Ägypten* (Verw. verl.) — *Beirút* (Jessup 243) — *Buschmänner* (F. S. A. J. II, 42—43) — *Griechenland* (Gro. I. 14; Sm., W. II, 319) — *Amandabele* (Sel. 331) — *Hindus* (Ly. 19) — *Gallier* (Coul. I, 89, 91) — *Teutonen* (Vel. Pat. c. 105) — *Normannen* (Das. XVIII; Malle 153) — *Hamóá* (Mar. II, 112). § 586. *Ägypten* (Ren. 153; Rec. II, 11; Ren. 151—152, 153; Bru. I, 70; Rec. IV, 130—131; Mas. „Rev. Sci.“ 819; Herod. II, 206; Rec. VI, 144; Bru. I, 84; T. B. A. S. VII, pt. I; Mas. „Rev. Sci.“ 819; Stu. 94, 150—152; Rec. VIII, 95, 98; Bru. I, 425, 124; Rec. IV. 58—59; Bru. I, 88; Rec. VIII, 77—78; Ren. 86—87) — *Anmerkung* (Bru. I, 114; Cap. 3). § 587. *Hindus* (Wil. 32—34) — *Assyrer* (Rec. V, 3—4; Smith 13—14) — *Hebräer* (Chey. 33; Müll. „Sc. of R.“ 110) — *Abraham* (Ew. I, 295) — *Jüdisches Pantheon* (Sup. Rel. I, 110) — *Beduinen* (Burck I, 259 u. folg.) — *Griechen* (Pot. I, 172) — *Ägypten* (Rec. VI, 101—102) — *Peruaner* (Mol. 17) — *Griechenland* (Pash. I, 213—214) — *Älteste Römer* (Mom. I, 183) — *Sandwich-Inseln* (Vanc. II, 149) — *Chaldäer* (Rec. VII, 133) — *Amerika* (School. III, 317; Brett 401) — *Ägypten* (Rec. VI, 103) — *Central-Amerika* (Ovie. B. XLII, Cap. II) — *Mongolen* (How. I, 37) — *Peru* (Anda. 57) — *Mangaia* (Gill 118) — *Fidschi* (Wil. 185) — *Padam* (Dalt. 25) — *Griechenland* (Gro. IV, 82—85, 95; I, 626). § 589. *Patagonier* (Fitz. II, 152) — *Nordamerikaner* (Burt. 136) — *Guiana* (Dalton I, 87) — *Mundurucus* (Bates 225). § 590. *Zulus* (Call. 157) — *Buriäten* (Mich. 200) — *Kibokwé* (Cam. II, 188—190) — *Kamtschadalen* (Kotz. II, 13) — *Neuseeland* (Yate 141) — *Wáralis* (J. R. A. S. VII, 20). § 591. *Uaupés* (Wall 499) — *Gross Cassan* (Ogil. 355—356). § 592. *Ägypten* (Ren. 211—212) — *Assyrien* (Smith 16). § 594. *Neu-Britannien* (Pow. 197) — *Santáls* (Hun. I, 183) — *Karenen* (J. A. S. B. XXXIV, 205). § 595. *Samoaner* (Tur. „Samoa“ 151) — *Banks-Insulaner* (J. A. I. X, 286) — *Blantyre-Neger* (Mc Don. I, 61). § 596. *Neu-Caledonien* (Tur. „Poly.“ 427) — *Madagascar* (Ell. „Mad.“ I, 396) — *Indien* (Per. 303). § 597. *Samoaner* (Tur. „Pol.“ 239) — *Tahitier* (Ell. „Pol. Res.“ II, 208) — *Madagascar* (Dru. 236) — *Ostjaken* (Pri. III, 336) — *Gonds* (His. 19) — *Chinesen* (Gütz. I, 503) — *Sabäer* (Pal. II,



258) — *Hebräer* (Kue. I, 338—339) — *Arier* (Maine 85). § 598. *Ägypten* (Ren. 138) — *Arier* (Dunck. IV, 252, 264—265) — *Juden* (Zim. 495—496) — *Korea* (Ross 322). § 599. *Japan* (Ada. I, 6) — *Rom* (Hun. „Ex.“ 746) — *Arier* (Maine 55, 78, 64, 79, 55; Hun. „Intro.“ 149) — *Christenthum* (Maine 79) — *Indien* (Maine 56). § 600. *Ägypten* (Ren. 134—135; Brug. II, 40—41) — *Assyrien* (Rec. VI, 81, 8). § 601. *China* (Doo. II, 226) — *Korea* (Ross 335). § 602. *Asien* (Huc II. 55) — *Äthiopier* (Rec. VI, 73—78) — *Peruaner* (Garci. V, 8) — *Neu-Caledonier* (Tur. „Poly.“ 526). § 603. *Tanna* (Tur. „Pol.“ 88) — *Mangaia* (Gill 293—294) — *Neuseeländer* (Thom. I, 114) — *Madagascar* (Ell. „Mad.“ I, 359) — *Sandwich-Inseln* (Ell. „Pol. Res.“ II, 235) — *Humphrey-Insel* (Tur. „Samoa“ 278) — *Pueblo* (Banc. III, 173) — *Maya* (Banc. II, 647) — *Peru* (Pres. 11—12) — *Siam* (Thom., J. 81) — *Javaner* (Craw. III, 15) — *China* (Med. 133) — *Japan* (Nachw. verl.) — *Griechen* (Blac. 45; Gro. II, 475; Mau. II, 382—384) — *Römer* (See. 55) — *Scandinavier* (Das. XLVI u. LXII) — *Europa* (Fréd. II, 414; V, 433). § 604. *Blantyre-Neger* (Mc Don. I, 65, 64—65, 64) — *Niger* (Bur. 132) — *Samoa* (Tur. „Samoa“ 18—19) — *Scandinavier* (Das. XIII) — *Griechen* (Glad. „Homer“ III, 55) — *Hebräer* (Kue. I, 338—339). § 606. *Römer* (Coul. „Cité“ 233) — *Blantyre-Neger* (Mc Don. I, 64) — *Neuseeländer* (Ang. I, 247) — *Mexicaner* (Cla. I, 271) — *Peru* (Garci. B. II, Cap. 9) — *Khonds* (Macph. 30) — *Tahiti* (Ell. „Pol. Res.“ II, 208) — *Aschantee* (Dup. 168) — *Maya* (Banc. II, 648) — *Ägypten* (Bru. I, 46) — *Damaras* (And. 223) — *Dahomeer* (Burt. II, 173) — *Peru* (Mol. 25) — *Chibchas* (Sim. 247—248) — *Karenen* (J. A. S. B. XXXIV, 206). § 607. *Ostjaken* (Erm. II, 44) — *Gonds* (For. 142) — *Kukis* (J. A. S. B. XXIV, 630) — *Latuka* (Bak. II, 4—5) — *Betschuanen* (Hol. I. 324) — *Gonds* (His. 19). § 608. *Damaras* (And. 224) — *Gonds* (His. 19) — *Santäls* (Hun. I, 200—201) — *Peruaner* (Garci. B. II, Cap. 9). § 610. *Malagassen* (Ell. „Mad.“ I, 395) — *Ägypten* (Bru. I, 15; Wilk. I, 173) — *Rom* (See. 93) — *Mexicaner* (Cla. I, 271) — *Peru* (Ciez. 262). § 611. *Ägypter* (Gro. III, 438) — *Peruaner* (Mol. 54—55) — *Griechenland* (Cur. I, 323). § 612. *Fidschi* (Wil. —) — *Griechenland* (Cur. I, 369). § 613. *Arier* (Müll. „Sans. Lit.“ 533) — *Peruaner* (Garci. B. III, Cap. 8; Herr. IV, 343). § 614. *Mexico* (Brin. 56—57) — *Peru* (Mol. 11). § 615. *Comanchen* (School. I, 231) — *Neuseeland* (Cook „Hawk“ 388) — *Fidschi* (Wil. 185) — *Christen* (Bing. III, 13; Mos. I, 283). § 617. *Nagas* (J. A. S. B. XXIV, 608; But. 150) — *Comanchen* (School. I, 231, 237) — *Östliche Slaven* (Tie. 188) — *Bodo und Dhimäls* (Hodg. 159, 162; J. A. S. B. XVIII, 721) — *Araber* (Tie. 64) — *Griechen* (Glad. „Juv. Mun.“ 181) — *Tahiti* (Ell. „Pol. Res.“ II, 208) — *Altägypten* (Sha. I, 11) — *Japaner* (Grif. 99—100) — *China* (Gütz. II, 331; Tie. 29). § 618. *Mexico* (Cla. I, 269, 270; Herr. III, 220) — *Peru* (Arr. 23) — *Mexico* (Herr. III, 203) — *Abyssinien* (Bruce IV,



466; V, 1). § 619. *Ägypter* (Tie. 45—46) — *Römer* (Sm., Geo. 105) — *Christliche Gesellschaft* (Guiz. I, 35—36) — *Bodo und Dhimäls* (J. A. S. B. XVIII, 733) — *Mexico* (Cla. I, 271 u. folg.) — *Peru* (Garci. B. II, Cap. 9; Herr. IV, 344) — *Ägypten* (Ken. I, 450—452) — *Babylon* (Mau. —) — *Rom* (See. 93) — *Mexico* (Cla. I, 272) — *Europa* (Guiz. II, 45—46) — *Christliche Kirchen* (Mos. I, 144—146) — *Angelsächsische Geistlichkeit* (Ling. I, 146). § 620. *Guatemala* (Xim. 177) — *Mönchthum* (Blum. 487; Hook. 5. Aufl., 618; Ling. I, 149). § 622. *Ostjaken* (Lath. I, 456). § 623. *Ägypter* (Herr. II, 114; Herod. II, 76, Anmerk.) — *Griechen* (Gro. II, 324—325; Cur. II, 2; I, 112; II, 19) — *Etrusker* (Mom. I, 141) — *Alba* (Mom. I, 43) — *Rom*. (See. 89). § 624. *Tahitier* (Ell. „Pol. Res.“ I, 114) — *Chibchas* (Pie. B. II, Cap. 7) — *Latium* (Mom. I, 44) — *Griechen* (Gro. IV, 91; Curt. I, 116—117; II, 12) — *Europa* (Hal. 365). § 625. *Zoroaster* (Rob. XXIII—XXIV). § 626. *Alt-Mexicaner* (Diaz, Cap. 208) — *San Salvador* (Pala. 75) — *Chibchas* (Sim. 248—249) — *Karenen* (J. A. S. B. XXXIV, 207) — *Rom* (Mom. I, 215) — *Nagas* (J. A. S. B. XXIV, 612) — *Todas* (Mars. 81) — *Damaras* (And. 224) — *Deutschland* (Pesch. 144) — *Schottland* (Mart. 113) — *Creeks* (School. V, 260) — *Dahome* (Burt. II, 150) — *Japan* (Dick. 14) — *Griechenland* (Gro. III, 68). § 628. *Alt-Mexicaner* (Herr. III, 213) — *Fidschi-Insulaner* (Ersk. 428) — *Assyrer* (Rec. III, 104) — *Sandwich-Insulaner* (Cook „Last Voy.“ 303) — *Alt-Mexicaner* (Saha. B. VIII, Cap. 24) — *Yucataner* (Fan. 308) — *Chibchas* (Herr. V, 90) — *Alt-Mexicaner* (Herr. III, 213) — *Assyrer* (Smith 13) — *Fidschi-Insulaner* (Ersk. 440). § 629. *Alt-Mexicaner* (Ban. II, 201) — *Römer* (Coul. „Cité“ 218) — *Tahitier* (Ell. „Pol. Res.“ I, 293; II, 489). § 630. *Dakotas* (School. II, 184) — *Abiponen* (Dob. II, 76) — *Khonds* (Macph. 57) — *Spartaner* (Hase 194) — *Goldküste* (Cruik. II, 172) — *Yucataner* (Herr. IV, 16) — *Alte Deutsche* (Stub. I, 34) — *Samoaner* (Tur. „Poly.“ 303) — *Neucaledonien* (Tur. „Poly.“ 427) — *Comanchen* (School. II, 131) — *Ägyptischer Krieg* („Daily News“, 7. Aug. 1882) — *Eggarahs* (All. u. T. I, 327) — *Alte Mexicaner* (Cla. I, 271) — *Peruaner* (Pres. 164) — *Guatemala* (Tor. B. IX, Cap. 6) — *San Salvador* (Pal. 73). § 631. *Frankreich* (Roth 320, 317—318; Leb. VII, 119) — *Kirche* (Guiz. II, 58) — *Deutschland* (Dunh. II, 121) — *Frankreich* (Ord. VIII, 24; Guiz. III, 299) — *XV. Jahrhundert* (Mons. III, Cap. 158) — *Montenegriner* (Den. 83—84) — *Richelieu* (Kitch. III, 61; Chér. I, 299, 300). § 633. *Polynesier* (Ell. „Pol. Res.“ II, 377) — *Assyrien* (Lay. II, 473—474). § 634. *Frankreich* (Bed. I, 8; Guiz. I, 36) — *Deutschland* (Dunh. I, 135) — *England* (Hal. 101) — *XIII. Jahrhundert* (Hal. 367). § 635. *Küstenmeger* (Lan. I, 281) — *Yucatan* (Lig. 8) — *Ägypter* (Wilk. I, 186) — *Alte Engländer* (Kem. II, 393) — *Geistliche Gerichtshöfe* (Jer. I, 71). § 636. *Goldküste* (Cruik. II, 157) — *Fidschi-Insulanerhäuptlinge* (U. S. Ex. III, 89; Will. 191) — *Abyssinien* (Harr. III, 25) —



*Marutse* (Holl. II, 241) — *Dyaks* (Boy. 201) — *Tartaren* (Huc „Christ.“ I, 232) — *Mexico* (Clav. I, 271) — *Michoacan* (Banc. —) — *Ägypten* (Wilk. I, 168) — *Birma* (Sang. 53). § 638. *Mangaia* (Gill 293) — *Ägypter* (Herod. „Hist.“ II, 43) — *Bhutan* (Bog. 33) — *Ägypter* (Wilk. III, 354). § 639. *Zulus* (Call. 340) — *Rom* (Mom. I, 158—159) — *Chibchas* (Sim. 248—249) — *Mittelalterliches Europa* (Dun. II, 63) — *Mandalay* (Fyt. II, 195) — *Alte Mexicaner* (Zur. 387) — *Peruaner* (Onde. 156) — *Ägypten* (Ken. II, 37) — *Rom* (Mom. II, 433). § 640. *Zulus* (Call. 378) — *Samoaner* (Bodd. 228—231) — *Griechen* (Cur. I, 151) — *Römer* (Mom. II, 423) — *Japaner* (Dick. 41) — *Nahuan-Nationen* (Banc. II, 142). § 644. *Primitive Methodisten* (Hook, 7. Aufl., 497—498). § 646. *Tahitier* (Ell. „Pol. Res.“ II, 478) — *Mexicaner* (Herr. III, 212) — *Chibchas* (Pie. B. I, Cap. 4) — *Belutschen* (Burt. „Sind“ II, 169) — *Chibchas* (Pie. B. I, Cap. 2) — *Domras* (s. Bd. I dieses Werkes, 3. Ausg. S. 785) — *Freundschafts-Insulaner* (Nachw. verl.) — *Caribs* (Heri. 335) — *Brasilianische Stämme* (J. R. G. S. II, 198). § 647. *Polynesien* (Ell. „Pol. Res.“ II, 378). § 648. *Tonga-Inseln* (Mar. II, 220) — *Polynesien* (Ell. „Haw.“ 394) — *Neuseeländer* (Thom. I, 103) — *Neue Hebriden* (J. E. S. III, 62) — *Timor* (Wall. „Mal. Arch.“ 196) — *Congo* (Bast. „Af. R.“ 78; „Mensch“ III, 225). § 649. *Dakotas* (School. II, 195) — *Mangaia* (Gill 26) — *Peruaner* (Acos. B. V, Cap. 25). § 650. *Waldenser* (Boo. 18). § 653. *Ägypter* (Ren. 26; Mau. „Revue“) — *Mexicaner* (Tern. I, 86) — *Indo-Arier* (Raj. I, 423) — *Römer* (Clar. 334) — *Hindus* (Sher. LXXI, 33) — *Thracier* (Gro. IV. 29). § 664. *Caraiben* (Humb. III, 89—90) — *Tupis* (Sou. I, 227) — *Carriers* (Banc. I, 124) — *Dakotas* (School. II, 198) — *Kurumbas* (Shortt Thl. I, 51) — *Mongolen* (Gil. 167) — *Äquatoriales Africa* (Rea. 253) — *Jollofs* (Moll. 52) — *Eggarahts* (All. u. T. I, 327). § 665. *Chippewähs* (Keat. II, 158) — *Nutka-Sund-Leute* (Banc. I, 204) — *Okanagans* (Banc. I, 286) — *Karenen* (Mason „J. A. S. B.“ XXXIV, 230) — *Araucanier* (Smi. 235) — *Tahitier* (Ell. „Pol. Res.“ II, 270—271) — *Mongolen* (Gil. 168). § 666. *Alte Ägypter* (Mas. „Leben“ 119—120; Dunck. I, 196) — *Chaldäer* (Len. 13, 14; Sayce „Soc. Leben“ 98) — *Hebräer* (Gau. 110—111; Dra. 297) — *Hindus* (Dutt. III, 388; Hun. „Ind. Emp.“ 148, 150) — *Griechen* (Beck. „Charikles“ 374; Gro., 4. Ausg., I, 169; Dra. 294) — *Römer* (Guhl u. K. 512; Mom., neue Ausg., III, 193—194). § 667. *Erste Christen* (Flen. 210; Dra. 286; Spreng. II, 345—351) — *Universität von Paris* (Menagian 333, citiert in Wart. II, 205, Anmerk.) — *Engländer* (Pict. „Hist.“ II, 208; Ste. III, 312). § 668. *Montaigne* (Nachw. verl.) — *Vicary* (Vic. 234) — *Epilepsie* (Mitch. 154) — *Kopfschmerz* (Grose, citiert bei Brand, „P. A.“ III, 153). § 669. *Brahmine* (Wise I, 25) — *Griechen* (Beck. „Charikles“ 380, 378) — *V. Jahrhundert* (Lac. „Sci. u. Lit.“ 137) — *Alt-Indien* (Hun. „Ind. Emp.“ 149; Royle, citiert bei Dutt, III, 393; Web. 269) — *Ägypten* (Herod., Rawl. II, 136—137)



— *Griechen* (Beck. „Charikles“ 381). § 669 A. *Alexandrien* (Dra. 296). § 670. *Neuseeländer* (Thom. I, 126—127). § 671. *Marutse* (Hol. II, 169) — *Monbutto* (Schw. II, 97) — *Dahome* (Burt. „Mission“ II, 17, Anmerk.) — *Aschantee* (Beech. 106) — *Goldküste* (Cruik. II, 269) — *Mandingos* (Park 231) — *Foolas* (Wint. I, 108) — *Madagascar* (Ell. „Hist.“ I, 274) — *Java* (Raf. I, 340, 342). § 672. *Puharries* (Mark. 172) — *Bhils* (Malcolm „T. R. A. S.“ I, 77) — *Abyssinier* (Duf. 87) — *Pueblos* (Lum. 253) — *Altes Ägypten* (Herod., Rawl. B. II, Cap. 48; Wilk., Manners 495, 500, 509; Bru. I, 50; Dunck. I, 196; Tiele „Hist.“ 94—95; Rawl. „Hist.“ I, 520) — *Griechen* (Guhl u. K. 273; Moul. 8, 9; Gro. III, 306; Don. 30, 27—28; Mahaf. „Rambles“ 289, 288) — *Römer* (Mom., neue Ausg., I, 285—286; Guhl u. K. 546; Pos. 117; Inge 117—118, 117). § 674. *Celten* (Strabo IV, 4, § 4) — *Angel-Sachsen* (Strutt 171, 177) — *Alt-Engländer* (Wri. 4) — *Angel-Sachsen* (Ecc. 59—60) — *Normannen* (Ecc. 110) — *XV. Jahrhundert* (Pict. „Hist.“ II, 233) — *St. Ambrosio* (Grove I, 59) — *Minnesänger und Meistersinger* (Grove III, 616) — *Dufay* (Grove IV, 634) — *Luther* (Grove II, 178) — *Bach* (Grove I, 115). § 677. *Fidschi-Insulaner* (Ersk. 254) — *Neu-Caledonier* (Tur., 19 Jahre, 86) — *Tahitier* (Ell. „Pol. Res.“ II, 488) — *Marutse* (Hol. II, 169) — *Dahomeer* (Burt. „Miss.“ II, 17, Anmerk.) — *Kirghisen* (Atk. 563). § 678. *Ägypter* (Burt. II, 18, 102; I, 369, 48) — *Alt-Griechen* (Mure I, 148, 161—162; Mahaf. „Hist.“ I, 15, 16—17) — *\*Omaha-Indianer* (Fletch. 11) — *Griechen* (Vico, citiert in Mure, I, 196; Mure 184—185) — *Römer* (Grimm I, 94; Bro. 41; Mom., neue Ausg., III, 139, 197). § 679. *Skandinavier* (Mall. 117—118; Strutt 171) — *Celten* (Pell., 4. Ausg., I, 249, 486) — *Minstrels* (Mills I, 171) — *Troubadoure* (Faur. II, 39) — *Spasmacher und Dichter* (Wart. I, 11; II, 15). § 680. *Point Barrow Eskimos* (Murd. 365) — *Navajo-Indianer* (Sm. Inst. „8th A. R., Director's Introduction“ XXXV) — *Alt-Indien* (Web. 196, 198) — *Griechen* (Hase 216; Moul. 318; Mahaf. „Soc. Leben“ 351; Gro., 4. Ausg., II, 74; Moul. 5, 9, 18, 14, 128; Mahaf. „Rambles“ 289) — *Römer* (Duruy I, 540, 543; Guhl u. K. 567, 564; Inge 230). § 680 A. *Mittelalt. Europa* (Moul. 429; Strutt 157, 155). § 681. *Griechen* (Cur. II, 76, 80; Mahaf. „Griechisches Leben“ 383, 384) — *Römer* (Mom., neue Ausg., III, 136). § 683. *Indische Berg-Stämme* (Mal. „T. R. A. S.“ I, 72, Anmerk.; Mal. „C. J.“ I, 519—520) — *Gonds* (His. 5) — *Zulus* (Gard. 65) — *Dahome* (Forbes II, 13—14) — *Abyssinier* (Par. II, 64) — *Azteken* (Banc. II, 524) — *Nahua* (Banc. V, 251). § 684. *Hebräer* (Kue. I, 208; Neu. VIII) — *Alt-Indier* (Web. 213—214) — *Alt-Ägypter* (Bru. I, 31; Buns. I, 2—3; Dunck. I, 188) — *Griechen* (Cur. II, 48, 42, 46—47) — *Römer* (Duruy I, 61; Servius, citiert in Bro. 43—44; Mom., neue Ausg., I, 220). § 685. *Frühes Europa* (Guiz. II, 99, 100; Ecc. 160). § 689. *Alt-Indier* (Web. 29; Thibaut „J. A. S. B.“ 1875, Vol. XLIV, P. I, p. 227; Dutt II, 127; I, 264—265; Hun. „Ind. Emp.“ 142;



Dutt II, 163) — *Chaldäer und Assyrier* (Rawl., Five G. M. I, 158; Lay. II, 445; Rawl. op. cit., I, 400; Mau. „La Magie“ 23) — *Alte Ägypter* (Mas. 308; Lew. 265; Diod. I, Cap. VI; Dunc. I, 196; I, 208; Buns. IV, 665) — *Ägyptische Priester* (Lew 268 u. folg., 260—261; Wilk., Manners II, 316—317) — *Griechen* (Cur. II, 41, 21, 36; Mahaf. „Griechisches Leben“ 132) — *Alte Römer* (Mom., neue Ausg., I, 219; Inge 31). § 690. *Mittelalter* (Lac. 81—82) — *Sachsen* (Kem. II, 432) — Dunstan (Wheatley 62). § 694. *Kalmücken* (Pall. I, 188—189) — *Africaner* (Lan. I, 281; Cam. II, 82). § 695. *Ägypter* (Buns. I, 20; Bru. I, 140—141; Erman 201, 203) — *Griechen* (Thirl. I, 230; Hase 172; Thirl. I, 230) — *Römer* (Duruy I, 155, 149—150, 225; Hun. „Intro.“ 7; Mom., neue Ausg., I, 220) — *Sumatraner* (Marsd. 238) — *Abyssinier* (Par. II, 184). § 696. *Normannen* (Das. XLVI, XLVIII, LVI) — *Angel-Sachsen* (Gromme 35, 59) — *Engländer* (Ste. I, 10, 11; III, 437, 438; Hal. 678; Maitland in „Soc. Eng.“ II, 35—36) — *Deutschland* (Stölz. I, 399) — *Frankreich* (Four. 38; Ste., Pal. II, 85; Four. 33) — *Engländer* (Ste. I, 18, Anmerk.). § 698. *Frankreich* (Four. 37) — *Engländer* (Ste. I, 17; Ree. II, 499). § 700. *Arawaks* (Bern. 30) — *Australier* (Tap. —) — *Daramülün* (Howitt in Malle 513) — *Neuseeländer* (Thom. I, 115) — *Congo* (Bast. „Af. R.“ 85—86). § 701. *Mexicaner* (Tor., B. IX, Cap. 11—13; Cla., B. VII, § 5) — *Yucatan* (Landa, § VII) — *Japaner* (Ada. II, 319) — *Ava* (Symes I, 228) — *Birmesen* (Shway 18; Sang. 96). § 702. *Alt-Indien* (Dutt II, 96; I, 248—249) — *Alt-Persien* (Gei. I, 57—58) — *Babylonier etc.* (Sayce „Soc. Life“ 40, 51) — *Alt-Ägypten* (Bru. I, 175; Erman 444; Dunc. I, 196) — *Griechen* (Mahaf. „Griechisches Leben“ 313, 375—377, 381) — *Japaner* (Ada. II, 319) — *Rom* (Mom., neue Ausg., III, 132). § 703. *Celten* (Pell., 4. Ausg., I, 183) — *Britisch* (Caesar „Gallischer Krieg“ VI, 14) — *Frühes Europa* (Hal. „Intro.“ I, 6, 7; Mos., Thl. II, Cap. 1, § 1) — *Concil von Vaison* (Brace 219) — *Deutschland* (Stölz. I, 33). § 704. *Engländer* (Pear. I, 311; Turner S. III, 16; Pear. 628—629; Turner VII, 156; Wart. III, 1). § 705. *Universität von Paris* (Conringius III, § 17, citiert von Mald. 15—16). § 707. *Alt-Indien* (Mann. I, 416; Hun. „Ind. Emp.“ 154) — *Ceylon* (Ten. I, 481, 488; I, 344, 345; I, 478) — *Alt-Babylonien* (Perrot u. C. I, 321—322) — *Alt-Ägypten* (Rawl. „Hist.“ I, 214; Dunc. I, 220; Bru. I, 140—141, 124; II, 113, 191; Rawl. „Hist.“ I, 272) — *Griechen* (Homer, Lang 2; Cur. II, 61, 80) — *Römer* (Duruy I, 140). § 708. *Frühes Europa* (Lac. „Sci. u. Lit.“ 82) — *Frankreich* (Lac. „Arts“ 348, 350; Vio. I, 108; Lac. „Arts“ 387; Vio. 109) — *Raphael* (East. I, 7—8) — *Engländer* (Kem. II, 432—433; Ecc. 53, 103). § 710. *Ägypten* (Rawl. „Hist.“ I, 267). § 711. *Goldküste, Neger* (Bos. 233) — *Küsten-Neger* (Bast. „Mensch“ II, 377) — *Congo* (Tuck. 380—381) — *Sandwich-Insulaner* (Cook „Sec. Voy.“; Ell. „Pol. Res.“ II, 201) — *Neuseeländer* (Thom. I,



187, 188, 204; Ang. I, 314; Hoch. 437—438) — *Murring-Stamm* (Howitt, citiert in Malle. 513) — *Kalmücken* (Pall. „S. H. N.“ II, 106) — *Malagassen* (Ell. „Hist.“ I, 396—397). § 712. *Singhalesen* (Ten. I, 472) — *Ägypten* (Bru. I, 140—141, 445, 444; Derselbe 1881, 1. Ausg., 474) — *Griechen* (Cur. II, 84, 79, 65, 67; Mahaf. „Rambles“ 227; Derselbe „Griechisches Leben“ 386) — *Römer* (Mom., neue Ausg., I, 225; Duruy I, 140; Inge 108). § 713. *Frühes Europa* (Émér. 8; Chal. II, 185; Lac. „Arts.“ 156—157; Lev. I, 139, 140; Émér. 34; Lac. u. S. 24—26) — *England* (Pict. „Hist.“ III, 575). § 716. *Apachen* (Bour. 462) — *Zuñians* (Cushing, citiert in Malle, 210—211) — *Navajo-Indianer* (Matt. 444—445). § 717. *Äthiopier* (Herod., Cary, 180) — *Ägypter* (Bru. I, 179; Erman, 553, 554—555) — *Ceylon, Buddhisten* (Ten. I, 476) — *Cypern* („Times“, 29. Dec. 1894) — *Griechen* (Wor. 20; Winck. I, 298) — *Zeuxis* (Poy. 22). § 718. *Frühes Europa* (Poy. 51; Mac. 56; East. I, 5—6, 8, 11; Lev. I, 547) — *Modernes Griechenland* (Did. VII, Derselbe XXIII in Ten. I, 474, Anmerk.). § 720. *Mittelalter* (Lev. I, 548). § 721. *Ägypter* (Tiele, „Hist.“ 178—179; Bru., Ausg. 1881, I, 60). § 723. *Thibetaner* (Huc 67). § 725. *Dakotas* (Burt. „C. S.“ 120) — *Mandans* (Cat. I, 121) — *Irokesen* (Morg. „League“ 314, 198—199) — *Tupis* (Sou. I, 233) — *Guiana-Indianer* (Brett) — *Mundrucus* (Bates, 3. Ausg., 224) — *Uaupés* (Wall. „Narrative“ 483) — *Südamerika* (Rodway in „P. S. M.“, Febr. 1895, Vol. XLVI, p. 459) — *Lepchas* (Campell „J. E. S.“, N. S., Vol. I, 151) — *Bodo und Dhimáls* (Hodg. „J. A. S. B.“ XVIII, P. II, 737—738) — *Kukis* (But. 95) — *Nagas* (Mast. „J. A. S. B.“ XIII, P. II, 710) — *Karenen* (Mason „J. A. S. B.“ XXXVII, P. II, 125—126) — *Gonds* (For. 96). § 726. *Betschuanen* (Arb. u. D. 26; Licht. II, 326; Thomp. I, 342—343) — *Kaffern* (Shoo. 32; Licht. I, 271; Shoo. 392) — *Küsten-Neger* (Cruik. II, 272; Wint. I, 50, 52) — *Congo-Leute* (Tuck. 215, 357) — *Aschantee* (Beech. 136—137) — *Inland-Neger* (Lan. II, 12; Park I, 528) — *Fulahs* (Wint. I, 53) — *Dahomeer* (Burt. „Mission“ II, 248) — *Abyssinier* (Harr. III, 269, 274). § 727. *Kaffern* (Bar. I, 200) — *Griechen* (Gro. II, 120—122). § 730. *Feuerländer* (Fitz. II, 185) — *Bodo und Dhimáls* (Hodg. „J. A. S. B.“ XVIII, 737) — *Santals* (Sherwill in „J. A. S. B.“ XX, 553) — *Todas* (Shortt in „T. E. S. L.“, N. S., VII, 241—242) — *Pueblos* (Morg. „Houses etc.“ 185). § 731. *Feuerländer* (Fitz. II, 186) — *H. B. Indianer und Eskimo* (Turn. L. M. 306, 206) — *Malagassen* (Ell. „Hist.“ I, 291) — *Hindus* (Dutt II, 75) — *Alt-Peru* (Garci., B. V, Cap. 6; Cieza, Cap. 97) — *Fidschi-Inseln* (Jackson in „Ersk.“ 457) — *Japaner* (Ada. I, 77) — *Griechen* (Gro. II, 131) — *Römer* (Mom. II, 403). § 732. *Ostjaken* (Lath. I, 457) — *Gesellschafts-Inseln* (Ell. „Pol. Res.“ II, 284) — *Chibchas* (Sim. 256) — *Mexico* (Lorenzana's Bemerkung zu Cortes, „Sec. Letter“) — *Peru* (Garci., B. V, Cap. 6) — *Phönizier* (Mov. II, 3, p. 182) — *Engländer* (Lapp. II, 363; Ellis I, 132; Pict. „Hist.“ II, 192;



Ure 69; Pict. „Hist.“ VII, 693). § 733. *Bhutan* (Bog. 34) — *Blantyre-Neger* (Mc Don. I, 37, 36) — *Tahitier* (Ell. „Pol. Res.“ I, 175) — *Mittelalterliche Klöster* (Jessop „Nineteenth Century“, Jan. 1884, p. 112—113) — *Frankreich* (Yan. 100; Dar. 537) — *XII. Jahrhundert* (Cunn. 3—4) — *Ägypten* (Lumb. 104—105) — *Griechen* (Xen. VIII, 2) — *Römer* (Mom. I, 214—215). § 734. *Neger* (Burt. „Abeo.“ I, 117) — *Engländer* (Pict. „Hist.“ II, 806. § 737. *Australier* (Smy. I, XVIII) — *N.-A. Indianer* (Dodge 270) — *Guahibos* (Humb. II, 233) — *H. B. Eskimos* (Turn. L. M. 232): § 738. *Gonds* (Row. 8, 13) — *Alt-Japan* (Mit. I, 71) — *Probier-Ämter* (Pict. „Hist.“ II, 194) — *Engländer* (Pict. „Hist.“ I, 288, 602; II, 194) — *Römer* (Mom. I, 210). § 739. *V. bis X. Jahrhundert* (Lev. I, 156) — *XVI. Jahrhundert* (Bougars „Epist. 73 ad Camerar“ in Sully, B. IX). § 742. *Chippewähs* (School. III, 81) — *Hottentotten* (Kolb. I, 261). § 743. *Carolinger Periode* (Lev. I, 336—337; cf. Lac. u. S. 26) — *Engländer* (Pict. „Hist.“ II, 806). § 745. *Merv* (O'Don. II, 334). § 746. *Guiana* (Im Thurn 271) — *Mosquitos* (Banc. I, 723) — *Papuas* (Chalm., Cap. V). § 747. *Griechen* (Beck. „Charikles“ 280) — *Engländer* (Cunn. u. Mc A. 202, 203; Rogers I, 253). § 748. *Frühes Rom* (Mom. I, 216) — *Engländer* (Whit. 385) — *Manyuema* (Liv. „Last Journals“ II, 112) — *Dahome* (Burt. „Mission“ II, 243) — *Egbas* (Burt. „Abeokuta“ I, 51) — *Central-Africaner* (Liv. „Last Journals“ II, 56) — *Frühes Rom* (Mom. I, 210). § 750. *Loango* (Ast. III, 215) — *Timbuktu* (Shab. 22). § 751. *Hudsons-Bay-Eskimos* (Turn. L. M. 177) — *Unter-Ägypten* (Mor. II, 3, S. 147) — *Mongolen-Lamas* (Lans. I, 348). § 753. *Neger* (L. u. O. I, 165) — *Jenni und Timbuktu* (Cail. II, 9) — *Ost-Africaner* (Burt. „Centr.-Afr.“ I, 335 u. folg.) — *Goldküste* (Bos. 117) — *Sandwich-Inseln* (Ell. „Hawaii“ 330) — *Java* (Raf. I, 109) — *Dyaks* (Brooke II, 162) — *Dahome* (Burt. „Mission“ I, 143). § 754. *Neu-Guinea* (Wallace in „Cont. Rev.“, Febr. 1879, XXXIV, 435; D'Alb. II, 172—173) — *Samoa* (Tur. „Samoa“ 146) — *Nutka-Sund-Leute* (Banc. I, 192) — *Bihénos* (Cap. u. I. I, 116). § 755. *Chalikatas* (Dalt. 20) — *Africa* (Barth II, 312) — *Bayano-Indianer* (Pim u. S. 162). § 756. *Marutse* (Hol. II, 162). § 757. *Cameron* (Cam. I, 246—247) — *Römer* (Mom. I, 216) — *Zanzibar* (Wils u. F. I, 19) — *Ziegelthee* (Erm. G. A. II, 236; Prsch. I, 10) — *Sulu-Insel* (Burb. 205) — *Steinsalz* (Mont. II, 148—149). § 758. *Thlinkets* (Banc. I, 108) — *Garos* (Dalt. 65) — *Kukis* (Row. 185) — *Uganda* (Wils. u. F. I, 20, 46) — *Blantyre* (Mc Don. I, 178) — *Samoa* (Tur. „Samoa“ 120) — *Khalkas* (Prsch. I, 73, Anmerk.). § 759. *Uquak* (Burt. „Wit“ 392) — *Assam* (Row. 164, 165) — *Chinesen* (Lacoup. —). § 760. *Kutchins und Eskimos* (Banc. I, 128) — *Californier* (Banc. I, 347) — *Neu-Britannien* (Pow. 55—56) — *Salomons-Insulaner* (Coote 188) — *Africaner* (Waitz II, 104) — *Kawélé* (Cam. I, 246) — *Neue Hebriden* (Coote 131—132). § 761. *Ägypten* (Wilk. „Ägypten“ 71) — *Abraham* (Genesis XXIV, 22; XXIII, 16)



— *Merovinger* (Rob. 39). § 769. *Barotse* (Serpa P. II, 41—42) — *Khonds* (Camp. 15) — *Mundrucus* (Bates 224) — *Sandwich-Inseln* (Ell. „Hawaii“ 390) — *Yucatan* (Cortes „Fünfter Brief“ 43) — *Neuseeland* (Ang. II, 50) — *Ost-Africaner* (Burt. „Centr.-Afr.“ II, 365—366) — *San Salvador* (Pala. 83) — *Murams* (Mc Cull. XXVII, 70) — *Madagascar* (Dru. 430) — *Iddah* (L. u. O. II, 126) — *Patagonier* (U. S. Ex. Ex. I, 115) — *Whydah* (Burt. „Mission“ I, 53—54) — *Sakarran-Dyaks* (Low 185) — *Alt-Ägypten* (Chab., 3. Serie, 2, S. 130) — *Phönizien* (Mov. II, 3, 108). § 770. *Hebräer* (Deut. XXII) — *Griechen* (Hes. 116—119) — *Japaner* (Alc. II, 325) — *Griechenland* (Cur. II, 39) — *Römer* (Mom., 1. Ausg., I, 203, 198, 196). § 771. *Mexicaner* (Zur. 223) — *Frankreich* (Ordonnance von 1776) — *Engländer* (Green II, 26, 39). § 772. *Frankreich* (Bour. I, 13; Chall. II, 178—179; Bour. I, 14—15) — *Mittelalterliches England* (Green I, 155—157). § 773. *Frankreich, XIV. Jahrhundert* (Lev. I, 510—512) — *England* (Green II, 40). § 774. *Westliche Bantus* (Star. 67; Mag. 282, 286, 284) — *Neu-Britannien* (Pow. 18) — *Dyaks* (St. J. I, 166; Boy. 216) — *See Dyaks* (St. J. I, 50, 52) — *Malanaus* (Brooke, II, 101) — *Kocch* (Hodg. „J. A. S. B.“ XVIII, 707—708). § 775. *Beduinen* (Burck. I, 201) — *Chinesen* (Doug. „Soc. in Ch.“ 108; Derselbe „China“ 94, 93; „Soc. in Ch.“ 110) — *Hindus* (Manu, VIII, 416; Nel. 56—57) — *Teutonen* (Maine „Vill. Comm.“ 78) — *Slavischer Grundsatz* (Maine, Early Law 243) — *Römer* (Dury I, 143—144). § 776. *Mr. Jefferies* („Fraser's Magazine“, Aug. 1874, S. 149—150). § 777. *Alt-Chinesen* (Legge Nachw. verl.; Tchéou-Li I, 198, Anmerk.) — *Alt-Ägypten* (Dunc. I, 198) — *Athener* (St. John. III, 99) — *Alt-Mexico* (Cla., B. VII, § 5). § 778. *Chinesen* (Happel „Revue“, S. 272). § 779. *Betschuanen* (Alb. 116, 117; Liv. „Miss. Trav.“ 15) — *West-Africaner* (Du Ch. 425—427) — *Indische Dorf-Gemeinden* (Maine „Vill. Comm.“ 127—128). § 780. *Balkan* (Lav. 181). § 782. *Herrera* (Morg. „Houses etc.“ 77) — *Columbia-Indianer* (Lew. u. C. 443) — *Aleuten* („Harper's Magazine“, B. XV, S. 806) — *Mandans* (Morg. „Houses etc.“, Cap. 4) — *Maya-Indianer* (Steph. II, 14) — *Columbia-Stämme* (s. Morg., op. cit., Cap. 4). § 783. *Sierra Leone* (Wint. I, 52) — *N.-Celebes* (Wall. Nachw. verl., cf. „Malay Arch.“ I, 387) — *Padam* (Dalt. 23—24). § 784. *Ost-Europa* (Hog. 78; Evans 45—46, 46; Bogi. 280; Evans 47) — *Serben und Russen* (Kov. 90; Leroy B. I, 488; Bogi. 284—294) — *Montenegro* (Maine, Early Law 252). § 785. *Indien* (Strabo XV, I, § 66; Ghosh 15; Elliot „Rep.“ I, § 42, citiert in Ghosh, 10; Elph. 71—72; Mayne, § 199; Ghosh 31; Maine „Vill. Comm.“ 176—177; Ghosh 20, 41) — *Indien, Landbauende Gruppen* (Maine „Vill. Comm.“ 125—126). § 786. *Wales* (Seeb. „Vill. Comm.“ 241; Derselbe „Stamm-System“ 34, 35, 45, 72, 99, 95—99, 102—103, 107) — *Frühes England* (Cunn. 59, 67, 74; Maine „Vill. Comm.“ 126). § 788. *Käsemacher von Jerusalem* (Leyrer in Herz. V, 516) — *Alexandrinische Juden*



(Lumb. 106) — *Alt-Ägypten* (Raw. „Hist.“ I, 430) — *Rom* (Mom. I, 214—215) — *Chinesen* (Will. II, 87) — *Burmesen* (Shway II, 280) — *England* (Kem. II, 340; Rush. II, 111). § 789. *Mexico* (Pres. „Mexico“ 70) — *Phönizier* (Mos. II, 3, S. 115; Derselbe 123) — *Frühes England* (Brent. CXXXIII) — *Abbotsbury* (Brent. LXV) — *Exeter* (ibid.) — *XV. Jahrhundert* (Green I, 157—158). § 790. *Feindliche Dörfer* (Cunn. 76) — *Norwich Kaufmann etc.* (Cunn. 175, 208) — *Stadt und Zunft* (Cunn. 207) — *Städtisches Bürgerrecht* (Noor. 795) — *Cambridge* (Cunn. 124; Coop. I, 15) — *Lappenberg* (Lapp. II, 353) — *Organisation der Stadt* (Brent. XCIII). § 791. *Schotten* (Burton II, 93) — *Mrs. Green* (Green II, 252, 255) — *Weber* (Cunn. 179) — *Französischer Grundsatz* (A. L. F. V, 221, Anmerk.). § 792. *London* (Cunn. 309, 310) — *Beverley* (Poul. I, 112) — *Exeter* (Smith T. 334) — *Goldschmiede* (Pict. „Hist.“ I, 602) — *Handwerker-Zünfte* (Brent. CXXIV) — *Kaufmanns-Gesellschaften* (Cunn. 340—341, 315—316; Gross I, 117). § 795. *Blantyre-Neger* (Mc Don. I, 166) — *Nicaragua* (Herr. III, 298) — *Angola* (Mont. I, 59). § 796. *Alt-Mexicaner* (Zur. 251; Cla., B. VII, § 18) — *Damaras* (And. 231) — *Dahomeer* (Burt. „Miss.“ I, 179; II, 248) — *Aschantee* (Beëch. 115) — *Belutschen* (Postans in „J. E. S. L.“, 1848, B. I, 112) — *Alt-Ceylon* (Ten. I, 426, 369) — *Alt-Ägypter* (Rawl. „Hist.“ I, 154—155) — *Nicanor* (Bevan in Sm. W. „Bible Dict.“ III, 1332) — *Alt-Germanen* (Lev. I, 109). § 797. *Hebräer* (Mielz. 61; Grün. 26—28) — *Beduinen* (Burck. I, 202) — *Abyssinier* (Harr. III, 309) — *Aschantee* (Beech. 117) — *Africanische Sklaven* (Liv. „Narr.“ 263, 262) — *Madagascar* (Ell. „Hist.“ I, 194; II, 144) — *Marutse* (Hol. II, 162) — *Aschantee* (Beech. 115) — *Phönizier* (Mos. II, 3, 70) — *Griechen* (Beck. „Char.“ 362—363) — *Sachsen* (Seeb. „Vill. Comm.“ 165; Kem. I, 196 u. folg.) — *Walisisch* (Seeb. „Vill. Comm.“ 199). § 798. *Griechenland* (Heer. 230). § 799. *Hebräer* (Mielz. 55) — *Alt-Indien* (Manu VIII, 416) — *Mexicaner* (Lopez de G. 442) — *Madagascar* (Ell. „Hist.“ I, 194) — *Athener* (Schöm. I, 349; Beck. „Charikles“, H. II, 35). § 800. *Römer* (Ing. 72, 64, 65—66). § 801. *Alt-Mexico* (Cla. „App. Diss.“ VII, § 2) — *Gesellschafts-Inseln* (Forst. 355) — *Aschantee* (Cruik. II, 242). § 802. *Marutse* (Hol. II, 145) — *Anyasa* (Mc Don. I, 199) — *Damaras* (Galt. 145) — *Kukis* (Stewart „J. A. S. B.“ XXIV, 625—626) — *Yucatan* (Landa, § XX) — *Mexico* (Helps III, 120). § 803. *Dahome* (Burt. „Mission“ I, 330, 226; I, 209, Anmerk.) — *Madagascar* (Ell. „Hist.“ I, 316, 196) — *Korea* (Opp. 109—111) — *Assyrier* (Rawl. „Five G. M.“ III, 55—56) — *Sparta* (Gro. II, 494—496). § 804. *Römer* (Ing. 74—76) — *Liti* (Seeb. „Vill. Comm.“ 280—281) — *Colonen* (Ing. 77, 78, 79). § 805. *Alte Deutsche* (Tac. XIV, XV, XXV) — *Mittelalterliche Vasallen* (Seeb. „Vill. Comm.“ 409) — *Angelsächsische Sklaven* (Ing. 100; Lapp. II, 357—358; Lapp. II, 332) — *Walliser* (Seeb. „Tribal Syst.“ 25—26) — *England* (Hal. „M. A.“ 565). § 806. *Preussen* (Reh. u. R. III, 373 u. folg.) —



Russland (Engel. Cap. I). § 807. Deutschland (Ing. übers. S. 82, 83, 118—119) — *Vasallen-Arbeit* (Brassey 103—104). § 809. Tahiti (Ell. „Pol. Res.“ I, 175) — *Samoaner* (Tur. „19 Jahre“ 261) — *Ägypter* (Ebers I, 294; Bru., 1881, 1. Ausg., 27) — *Babylonien* (Smith „Hist. of Bab.“ 30). § 810. *Dreissigjähriger Krieg* (Inama-St. „H. T.“, 1864, S. 26) — *England* (Cunn. 475; Cunn. u. Mc A. 43) — *Frankreich* (Ing. 93—94) — *Abiponen* (Dobriz. II, 105) — *Patagonier* (Falk. 123) — *Betschuanen* (Liv. „Narr.“ 291—292) — *Russland* (Engel. Cap. I). § 811. *Athelstan, Edgar und Edw. Conf.* (Thorpe 85, 116, 194) — *Mr. Jefferies* (s. § 776). § 812. *Skaven-Handwerker* (Brent. CXIV; Hal. „M. A.“ 566) — *Mittelalterliche Municipal-Organisation* (Green II, 115). § 813. *Southampton* (Green II, 300) — *Gesellen* (Cunn. 456; Brent. CLXIV). § 814. *Süd-Slaven* (Maine „Early Law“ 264; Evans 47; Kov. —) — *Russland* (Lav. 18, 19) — *Bulgarien* (Jir. —) — *Indien* (Ghosh 28; Maine „Early Law“ 252). § 815. *Assyrien* (Len. u. Chev. I, 424) — *Rom* (Esch., Thl. IV, § 268) — *Frühes Europa* (Cunn. 95, 93) — *Gewichts-Maasse etc.* (Cunn. 113) — *Angel-Sachsen* (Cunn. 123). § 816. *Marcian. Aqueduct* (Mom. III, 429). § 817. *Mr. Brassey über Eisenbahn-Contracte* (Helps „Life“ 50—51) — *Butty-gang-System* (Derselbe). § 818. *Thomas Blanket* (Bourne 104) — *Jack of Newbury* (Full. I, 137) — *Fehlen von Capital* (Cunn. 4) — *Frankreich* (Lev. II, 373) — *Lancashire* (Pict. „Hist.“ V, 593) — *Tuchmacher* (Brent. CLXXII). § 822. *Seeunternehmer* (Cunn. u. Mc A. 119) — *Ost-Indien Co.* (Derselbe 115) — *Actien-Gesellschaften* (Mc Cull., s. v. Companies). § 825. *Samoa* (Tur. „Polynesia“ 263) — *Gabun* (Rea. 78—80) — *Erste Trade Unions* (Brent. CXCV). § 826. *Stückarbeiter* (Webb 6—7) — *Westen von England* (Webb 29—30) — *Yorkshire* (ibid.). § 827. *Handels-Gesellschaften* (ibid. 93) — *Productive Classen* (Derselbe 108) — *„Grand National“* (ibid. 120, 122) — *Amalgamierte Gesellschaften* (ibid. 161—163) — *Statistik der Trade-Unionen* (ibid. 416—420, 430). § 828. *Flint-Glas-Arbeiter* (Webb 184) — *Drucker und Maschinenbauer* (ibid. 184—185) — *Edward VI.* (Cunn. u. Mc A. 68) — *Bristol, XV. Jahrhundert* (Cunn. 372—373) — *Schuhmacher von Wisbeach* (Webb 3). § 831. *Allan über Streike* (Webb 306) — *Weber von Spitalfields* (Pict. „Hist.“ VII, 709). § 834. *Buschmänner* (Bar. I, 284; Galt. 174) — *Bodo und Dhimäls* (Hodg. „J. A. S. B.“ XVIII, 741) — *Nagas* (Grange „J. A. S. B.“ IX, P. II, 964) — *Araucanier* (Thomps. I, 418) — *Yucatan* (Landa, § XXXII) — *Padam* (Dalt. 23) — *Singhalesen* (Ten. I, 423). § 835. *Artels* (F. O. „Report“, Stähr I, 28, 93) — *Bulgarien* (Jir. 210—212). § 836. *Pläne mit Gewinnvertheilung* (Tay.) — *Halsey* (Schloss „Report“). § 837. *Rochdale* (Holy. II, 48) — *Statistik der Cooperation* (Pott. 59). § 838. *Theorie der Cooperation* (Schloss 227) — *Cooperative Arbeiter von London* (Pott. 122, 123, 124, 125) — *Padiham und Pendleton, Cooperative Gesellschaften* (Pott. 127) — *Oldham-Fabriken* (Pott. 129, 130) — *Mr.*



*Holyoake* („Arbeiter-Genossenschaft“, August 1896). § 839. *Bergarbeiter von Cornwall* (Schloss 89, cf. Price 27—29). § 840. *Nordamerikanische Indianer* (Powell 34—35) — *Kroatische Haus-Gemeinden* (Evans 51, 53, 54, 55). § 841. *Südaustralische Dorf-Niederlassungen* (Süd-Aust. Report, Q. 1880, 1897, 1947, 1994, 2601—2602, 2611—2612, 2616—2617, 2753—2754, 2814, 3036, 3048, 3164, 3183—3188, 4540—4541, 4613—4619). § 844. *Engländer in Indien* (Paske) — *Major Raverty* („Times“, 13. April 1895). § 848. *Mr. Eubule Evans* („Germany under the Empire“, „Contemporary Review“, Febr. 1896, S. 173—174) — *Fürst Bismarck* („Standard“, 10. Juli 1893) — *Französische Minister für auswärtige Angelegenheiten* („Times“, 27. Juli 1896) — *Leroy-Beaulieu* (Leroy-B. „L'Etat“ 70) — *M. Vacher* (Guy. 276). § 851. *Dr. Lavollée* (Lavo. 530—531) — *Socialistische Vorlesungen* („Black u. White“, 1. Aug. 1896). § 853. *Let-htas* (Fytche I, 343) — *Schliesslicher Zustand des Menschen* (Social Statics 1851, p. 442; 1892, p. 256).

## Titel der angeführten Werke.

(Wo nichts anderes angegeben ist, gilt London als Verlagsort.)

- Acos. — ACOSTA (JOS. DE), *Historia natural y moral de las Indias*. Sevilla 1590.
- Ada. — ADAMS (Sir F. O.), *The History of Japan from the Earliest Period to the Present Time*. 2 vols. 1874—1875.
- Alb. — ALBERTI (L.), *Description physique et historique des Cafres*. Amsterdam 1811.
- Alc. — ALCOCK (Sir R.), *The Capital of the Tycoon*. 2 vols. 1863.
- All. and T. — ALLEN (W.) and THOMSON (T. R. H.), *A Narrative of the Expedition . . . to the River Niger in 1841*. 2 vols. 1848.
- A. L. F. — *Recueil général des anciennes lois françaises*. Ed. par JOURDAIN. 28 toms. Paris 1822 etc.
- Anda. — ANDAGOYA (P. DE), *Narrative of the Proceedings of Pedrarias Davila in the Provinces of Tierra Firme or Castilla del Oro*. Trans. and ed. C. R. MARKHAM. 1865.
- And. — ANDERSON (C. J.), *Lake Ngami*. 1856.
- Ang. — ANGAS (G. F.), *Savage Life and Scenes in Australia and New Zealand*. 1847.
- Arb. and D. — ARBOUSSET (T.) and DAUMAS (F.), *Narrative of an Exploratory Tour to the North-east of the . . . Cape of Good Hope*. Transl. 1846.
- Arr. — ARRIGA (P. J. DE), *Extirpación de la idolatria del Piru*. Lima 1821.
- Ast. — ASTLEY (T.), *New General Collection of Voyages and Travels* (by J. GREEN). 4 vols. 4to. 1745—1747.
- Atk. — ATKINSON (T. W.), *Oriental and Western Siberia*. 1858.
- Bak. — BAKER (Sir SAM. W.), *The Albert N'yanza, etc*. 2 vols. 1866.
- Banc. — BANCROFT (H. H.), *The Native Races of the Pacific States of North America*. 5 vols. 1875—1876.
- Bar. — BARROW (Sir JOHN), *An Account of Travels into the Interior of Southern Africa*. 1801—1804.
- Barth — BARTH (H.), *Travels and Discoveries in North and Central Africa*. Transl. 5 vols. 1857—1858.



- Bast. — BASTIAN (A.), *Africanische Reisen*. Bremen 1859.  
 " — *Der Mensch in der Geschichte*. 3 Bde. Leipzig 1860.  
 Bates — BATES (H. W.), *The Naturalist on the River Amazon*. 3rd. Ed. 2 vols. 1873.  
 Beck. — BECKER (W. A.), *Charikles; Illustrations of the Private Life of the Ancient Greeks*. Transl. 1854.  
 Bed. — BEDOLLIÈRE (E. GIGAULT DE LA), *Histoire des Mœurs et de la Vie privée des Français*. Tom. I—III. Paris 1847—1849.  
 Beech. — BEECHAM (J.), *Ashantee and the Gold Coast*. 1841.  
 Bern. — BERNAU (J. H.), *Missionary Labours in British Guiana*. 1847.  
 Bing. — BINGHAM (Rev. J.), *The Works of*, ed. by J. BINGHAM, Junr. 10 vols. Oxford 1855.  
 Bird — BIRD (ISABELLA), *Unbeaten Tracks in Japan*. 2 vols. 1880.  
 Blac. — BLACKIE (J. S.), *Horae Hellenicae*. 1874.  
 Blun. — BLUNT (Rev. J. H.), *Dictionary of Doctrinal and Historical Theology*. 2nd Ed. 1872.  
 Bock — BOCK (Carl), *The Head-Hunters of Borneo*. 1881.  
 Bodd. — BODDAM WHETHAM (J. W.), *Pearls of the Pacific*. 1876.  
 Bogi. — BOGIŠIĆ (V.), *Le Droit Coutumier des Slaves Méridionaux d'après les recherches de M. V. Bogišić*, in: *Revue de Législation ancienne et moderne*, etc. Paris 1876.  
 Bog. — BOGLE (G.), *Narrative of the Mission of G. BOGLE to Tibet and Lhasa*, ed. by C. R. MARKHAM. 1876.  
 Boll. — BOLLAERT (W.), *Antiquarian, Ethnological, and other Researches in New Granada, Equador, Peru, and Chile*. 1860.  
 Boo. — BOONE (T. C.), *The Book of Churches and Sects*. 1826.  
 Bos. — BOSMAN (W.), *A New Description of the Coast of Guinea*. Transl. 2nd Ed. 1721.  
 Bour. — BOURKE (JOHN G.), *The Medicine Men of the Apaches*. In the Ninth Annual Report of the Bureau of Ethnology.  
 Bourne — BOURNE (H. R. F.), *The Romance of Trade*. 1871.  
 Bourq. — BOURQUELOT (F.), *Études sur les foires de Champagne*. In *Mémoires de l'Académie des Inscriptions*. 2<sup>e</sup> Série, Tome V. 1865.  
 Boy. — BOYLE (F.), *Adventures among the Dyaks of Borneo*. 1865.  
 Brace — BRACE (C. L.), *Gesta Christi*. 2nd Ed. 1886.  
 Brand — BRAND (Rev. J.), *Observation on Popular Antiquities*. 3 vols. 1841—1842.  
 Brassey — BRASSEY (THOS.), *Work and Wages*.  
 Brent. — BRENTANO (see SMITH, T.).  
 Brett — BRETT (W. H.), *The Indian Tribes of Guiana*. 1868.  
 Brin. — BRINTON (D. G.), *The Myths of the New World*. New York 1868.  
 Brooke — BROOKE (CHAS.), *Ten Years in Saráwak*. 2 vols. 1866.  
 Bro. — BROWNE (R. W.), *A History of Roman Classical Literature*. 1853.

- Bruce — BRUCE (JAMES), Travels to discover the Source of the Nile, in the years 1768—1773. 2nd Ed. 8 vols. Edinburgh 1805.
- Bru. — BRUGSCH (H.), A History of Egypt under the Pharaohs. Transl. H. D. SEYMOUR. 2 vols. 1879 and 1881.
- Buns. — BUNSEN (Baron C. C. J.), Egypt's Place in Universal History. Transl. 5 vols. 1848—1867.
- Burb. — BURBIDGE (F. W.), The Gardens of the Sun, Borneo, and the Sulu Archipelago. 1880.
- Burck. — BURCKHARDT (J. L.), Notes on the Bedouins and Wahábys. 1829.
- Bur. — BURDO (AD.), The Niger and the Benueh. Transl. 1880.
- Burton — BURTON (J. H.), History of Scotland from Agricola's Invasion to the Extinction of the last Jacobite Insurrection. 8 vols. 1873.
- Bur. — BURTON (Sir R. F.), Abeokuta and the Camaroons Mountains. 2 vols. 1863.
- „ — The City of the Saints, and across the Rocky Mountains to California. 1861.
- „ — The Lake Region of Central Africa. 2 vols. 1860.
- „ — A Mission to Gelele, King of Dahome. 2 vols. 1864.
- „ — Sind Re-visited, etc. 2 vols. 1877.
- „ — Wit and Wisdom from West Africa. 1865.
- But. — BUTLER (Maj. J.), Travels and Adventures in the Province of Assam during a Residence of Fourteen Years. 1855.
- Caesar — CAESAR (C. JULIUS), Gallic War. Transl. by STOCK. Oxford 1894.
- Cail. — CAILLIÉ (R.), Travels to Timbuctoo. Transl. 1830.
- Call. — CALLAWAY (H.), The Religions System of the Amazulu. Natal 1869.
- Cam. — CAMERON (Comm. V. L.), Across Africa. 2 vols. 1877.
- Campbell — CAMPBELL (Dr. A.), On the Lepchas. In Journal of the Ethnological Society. New series, vol. I.
- Camp. — Campbell (Gen. JOHN), Personal Narrative of Thirteen Years' Service amongst the Wild Tribes of Khondistan. 1864.
- Cap. and J. — CAPELLO (H.) and IVENS (R.), From Benguella to the territory of Yacca. Transl. 2 vols. 1882.
- Cat. — CATLIN (G.), Letters and Notes on the Manners, Customs, and Condition of the North American Indians. 2 vols. 1841.
- Chab. — CHABAS (F. J.), Mélanges Égyptologiques. 1862, etc.
- Chall. — CHALLAMEL (J. B. M. A.), Mémoires du peuple français. 8 toms. Paris 1866—1873.
- Chalm. — CHALMERS (J.), Pioneer Life and Work in New Guinea. 1895.
- Chér. — CHÉRUÉL (A.), Histoire de l'Administration monarchique en France. Paris 1855.
- Chey. — CHEYNE (Rev. T. K.), The Book of Isaiah chronologically arranged. 1870.



- Cieza — CIEZA DE LEON (P. DE), *The Travels of*, Transl. by MARKHAM, 1864.
- Clar. — CLARKE (Rev. J. F.), *Ten Great Religions*. 1871.
- Cla. — CLAVIGERO (FR. S.), *The History of Mexico*. Transl. 2 vols. 4 to. 1787.
- Cook — COOK (Capt. J.), *First Voyage round the World*. (In HAWKESWORTH, vol. II.)
- " — *Second Voyage*.
- " — *Last Voyage*. 1781.
- Coop. — COOPER (C. H.), *Annals of Cambridge*. 4 vols. Cambridge 1842—1852.
- Coote — COOTE (W.), *Wanderings South and East*. 1882.
- Cortes — CORTES (H.), *Cartas de Relacion*, etc. In *Biblioteca de Autores Españolas*, tomo XXII. Madrid 1852.
- " — *Fifth Letter to Charles V.* (Hakluyt Society.) 1868.
- Coul. — COULANGES (FUSTEL DE), *Histoire des Institutions politiques de l'ancienne France*. Paris 1874.
- " — *La Cité Antique*. Transl. Boston 1874.
- Craw. — CRAWFURD (JOHN), *History of the Indian Archipelago*. 1820.
- Cruick. — CRUICKSHANK (B.), *Eighteen Years on the Gold Coast of Africa*. 2 vols. 1853.
- Cum. — CUMMING (C. F. GORDON), *Fire Fountains; the Kingdom of Hawaii*. 1883.
- Cunn. — CUNNINGHAM (Prof. W.), *The Growth of English Industry and Commerce during the Early and Middle Ages*. Cambridge 1890.
- Cunn. and Mc A. — CUNNINGHAM (W.) and Mc ARTHUR (E.), *Outlines of English Industrial History*. Cambridge 1895.
- Cur. — CURTIUS (ERNST), *History of Greece*. Transl. 5 vols. 1868—1873.
- D'Alb. — D'ALBERTIS (L. M.), *New Guinea*. Transl. 2 vols. 1880.
- Dalt. — DALTON (E. T.), *Descriptive Ethnology of Bengal*. Calcutta 1872.
- Dalton — DALTON (H. G.), *History of British Guiana*. 1855.
- Dar. — DARESTE DE LA CHAVANNE (A. E. C.), *Histoire des Classes Agricoles*. Paris 1858.
- Das. — DASENT (Sir G. W.), *The Story of Burnt Njal*. 1861.
- Den. — DENTON (Rev. W.), *Montenegro: its people and their history*. 1877.
- Diaz — DIAZ DEL CASTILLO (B.), *Memoirs [1598]*. Transl. 1844.
- Dick. — DICKSON (WALTER), *Japan, being a Sketch of the History. Government, and Officers of the Empire*. 1869.
- Did. — DIDRON (M.), *Manuel d'Iconographie Chrétienne. Grecque et Latine, avec une Introduction par M. D.*
- Diod. — DIODORUS SICULUS, *Historical Library*. Transl. BOOTH. 2 vols. 1814.
- Dob. — DOBRIZHOFFER (M.), *Account of the Abipones*. Transl. 3 vols. 1822.

- Dodge — DODGE (R. J.), *Our Wild Indians*. Hartford, Conn. 1882.
- Don. — DONALDSON (J. W.), *The Theatre of the Greeks*. 1860.
- Doo. — DOOLITTLE (Rev. J.), *Social Life of the Chinese*. 1866.
- Doug. — DOUGLAS (R. K.), *Society in China*. 1894.
- „ — China.
- Dra. — DRAPER (J. W.), *History of the Intellectual Development of Europe*. 1863.
- Dru. — DRURY (R.), *Madagascar, or Journal during Fifteen Years' Captivity on that Island*. 1731.
- Du Ch. — DU CHAILLU (P. B.), *Journey to Ashango Land*. Transl. 1867.
- Duf. — DUFTON (H.), *Narrative of a journey through Abyssinia*. 2nd Ed. 1867.
- Dunc. — DUNCKER (MAX), *History of Antiquity*.
- Dunh. — DUNHAM (S. A.), *History of the Germanic Empire* (in LARDNER'S *Cyclopaedia*). 1834.
- Dup. — DUPUIS (Jos.), *Journal of a Residence in Ashantee*. 1824.
- Duruy — DURUY (VICTOR), *History of Rome*. Transl. by J. P. MAHAFFY. 5 vols. 1883—1886.
- Dutt — DUTT (R. C.) [RAMESACHANDRA DUTTA], *History of Civilization in Ancient India*. 3 vols. 1889.
- East. — EASTLAKE (C. L.), *Materials for the History of Oil Painting*. 2 vols. 1847.
- Ebers — EBERS (G.), *Ägypten und die Bücher Moses*. Leipzig 1868.
- Ecc. — ECCLESTON (J.), *An Introduction to English Antiquities*. 1847.
- Edk. — EDKINS (Rev. J.), *The Religious Condition of the Chinese*.
- Ellis — ELLIS (Sir H.), *General Introduction of Domesday Book*. 2 vols. 1833.
- Ell. — ELLIS (Rev. W.), *History of Madagascar*. 2 vols. 1838.
- „ — *Narrative of a Tour through Hawaii*. 1827.
- „ — *Polynesian Researches*. 2 vols. 1829.
- Elph. — ELPHINSTONE (Hon. M.), *History of India*. 5th Ed., with additions by COWELL. 1874.
- Émér. — ÉMÉRIC-DAVID (T. B.), *Histoire de la Sculpture française*. Paris 1853.
- Engel. — ENGELMANN (Dr. J.), *Die Leibeigenschaft in Russland*. Leipzig 1884.
- Erman — ERMAN (A.), *Ägypten und ägyptisches Leben im Alterthum*. Tübingen 1885.
- Erm. — ERMAN (G. A.), *Travels in Siberia*. Transl. 1848.
- Ersk. — ERSKINE (Capt. J. E.), *Journal of a Cruise among the Islands of the Western Pacific*. 1853.
- Esch. — ESCHENBURG (J. J.), *Manual of Classical Literature*.
- Evans — EVANS (A. J.), *Through Bosnia and the Herzegóvina*. 1876.
- Ew. — EWALD (H.), *The History of Israel*. Transl. 1867—1878.
- Falk. — FALKNER (T.), *A Description of Patagonia*. 4to. Hereford 1774.



- Fan. — FANCOURT (Ch. St. J.), History of Yucatan. 1854.
- Faur. — FAURIEL (C.), Histoire de la poésie provençale. 3 vols. Paris 1847.
- Fitz. — FITZROY (Adm. R.), Narrative of the Surveying Voyages of the . . . Adventure and the Beagle, 1839—1840.
- Fletch. — FLETCHER (Miss A.), A Study of Omaha Indian Music. (Archaeological and Ethnological Papers of the Peabody Museum, Harvard University. Vol. I, No. 5.) Camb., Mass.
- Fleu. — FLEURY (Abbé C.), The Manners of the Christians. Oxford 1872.
- F. S. A. J. — Folk-lore (South African) Journal. Vol. II.
- Forbes — FORBES (F. E.), Dahomey and the Dahomans. 1851.
- F. O. — Foreign Office. Report on the Associations of Working men known as Artels. (Misc. Series; 372.)
- Forst. — FORSTER (J. R.), Observations made during a voyage round the world. 1778.
- For. — FORSYTH (Capt. J.), Highlands of Central India. 1871.
- Four. — FOURNIER (P.), Les Officialités au Moyen-Age. Paris 1880.
- Fred. — FREDEGARIUS, Chronique, in: GUIZOT's Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de France.
- Free. — FREEMAN (E. A.), History of the Norman Conquest of England. 2nd Ed. 1870—1876.
- Full. — FULLER (THOS.), The Worthies of England. Ed. by NUTTALL. 3 vols. 1840.
- Fyt. — FYTCHE (Lt.-Gen. A.), Burma, Past and Present. 1873.
- Galt. — GALTON (F.), Narrative of an Explorer in Tropical South Africa. 1853.
- Garci. — GARCILASSO DE LA VEGA. First Part of the Royal Commentaries of the Yncas. Transl. (Hakluyt Society.) 1869—1871.
- Gard. — GARDINER (Capt. A. F.), Narrative of a Journey to the Zoolu Country in South Africa. 1836.
- Gau. — GAUTHIER (L. P. A.), Recherches historiques sur l'exercice de la Médecine dans les temples etc. Paris 1844.
- Gei. — GEIGER (W.), Civilization of the Eastern Iranians in Ancient Times. Oxford 1885.
- Ghosh — GHOSH (JOG. CH.), The Village Community of Bengal and Upper India, in: Calcutta Review. Vol. LXXIV. (1882.)
- Gill — GILL (Rev. W. W.), Myths and Songs from the South Pacific. 1876.
- Gil. — GILMOUR (J.), Among the Mongols.
- Glad. — GLADSTONE (W. E.), Juventus Mundi. 1869.
- „ — Studies on Homer. 1858.
- Gomme — GOMME (G. L.), Primitive Folk-Moots.
- Grange — GRANGE (Lieut.), Extracts from the Journal of an Expedition into the Naga Hills on the Assam Frontier. In Journal of the Asiatic Society, Bengal, vol. IX.
- Green — GREEN (Mrs. J. R.), Town Life in the 15th Century. 2 vols. 1894.

- Grif. — GRIFFIS (W. E.), *The Mikado's Empire*. N. Y. 1876.
- Grimm — GRIMM (JACOB), *Teutonic Mythology*. Transl. by STALLY-BRASS. 1880—1883.
- Gross — GROSS (Dr. C.), *Gild Merchant*. 2 vols. Oxf. 1890.
- Gro. — GROTE (G.), *History of Greece*. 1846—1856.
- „ — 4th Ed. 1872.
- Grove — GROVE (Sir C.), *Dictionary of Music and Musicians*. 4 vols.
- Grün. — GRÜNBAUM (Dr.), in: *GEIGER's Jüdische Zeitschrift* (Breslau), 1872.
- Gütz. — GÜTZLAFF (Rev. C.), *China Opened* 1838.
- Guhl and K. — GUHL (E.) and KONER (W.), *Life of the Greeks and Romans*. Transl. 1877.
- Guiz. — GUIZOT (F.), *History of Civilization*. Transl. 1846 and 1856.
- Guy. — GUYOT (YVES), *Principles of Social Economy*. Transl. 1884.
- Hal. — HALLAM (HY.), *Europe in the Middle Ages*. Reprint of 4th Ed. 1869.
- „ — *Introduction to the Literature of Europe*. 4th Ed. 3 vols. 1854.
- Happel — HAPPEL (Dr. J.), *La Religion de l'ancien Empire chinois*, in: *Revue de l'Histoire des Religions*. 1881. No. 6. Paris.
- Harr. — HARRIS (Sir W. C.), *The Highlands of Ethiopia*. 3 vols. 1844.
- Harts. — HARTSHORNE (B. T.), *The Weddas*, in: *Fortnightly Review*. Vol. XIX. N. S.
- Hase — HASE (H.), *The Public and Private Life of the Ancient Greeks*. Transl. 1836.
- Hayes — HAYES (J. J.), *Arctic Boat Journey*. 1860.
- Heer. — HEEREN (A. H. L.), *Historical Researches into the Politics, Intercourse, and Trade of the Carthaginians, Ethiopians, and Egyptians*. Transl. Oxford 1832.
- „ — *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker des Alterthums. Griechen*. 4. Aufl. Göttingen.
- Helps — HELPS (Sir A.), *The Spanish Conquest in America*. 4 vols. 1855—1861.
- „ — *Life and Labours of Mr. BRASSEY*. 1872.
- Heri. — HERIOT (G.), *Travels through the Canadas*. 1807.
- Herod. — HERODOTUS, *History*. Transl. by CARY. 1848.
- „ — Transl. and Ed. by Rev. G. RAWLINSON. 4 vols. 1858.
- Herr. — HERRERA (ANT. DE), *The General History of the vast Continent and Islands of America [1601]*. Transl. 6 vols. 1725—1726.
- Herz. — HERZOG (J. J.), *Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche*. Gotha.
- Hes. — HESIOD, *Works and Days*. Transl. BANKS (BOHN). 1873.
- Heug. — HEUGLIN (TH. VON), *Reise in das Gebiet des Weissen Nil*. 1869.



- His. — HISLOP (Rev. S.), The Aboriginal Tribes of the Central Provinces. Nagpore 1866.
- Hoch. — HOCHSTETTER (Dr. F. von), New Zealand, etc. Stuttgart 1867.
- Hodg. — HODGSON (B. H.), Kocch, Bodo and Dhimal tribes. 1847.  
 " — On the Origin, Location, etc., of the Kocch, Bodo and Dhimal People, in: Journal of the Asiatic Society of Bengal. Vol. XVIII. Part II.
- Hog. — HOGARTH (D. G.), A Wandering Scholar in the Levant. 1896.
- Hol. — HOLUB (Dr. EMIL), Seven Years in South Africa. Transl. 1881.
- Holy. — HOLYOAKE (G. J.), The History of Cooperation in England. 2 vols. 1875.
- Homer — HOMER, The Iliad. Transl. Lang and others. 1883.
- Hook — HOOK (Dean W. F.), A Church Dictionary. 5th Ed. 1846, and 7th Ed. 1854.
- How. — HOWARTH (H. H.), History of the Mongols. 1876 etc.
- Huc — HUC (E. R.), The Chinese Empire. Transl. 1855.  
 " — Christianity in China. Transl. 1857.  
 " — Travels in Tartary, Tibet, and China.
- Humb. — HUMBOLDT (A.), Personal Narrative of Travels to the Equinoctial Regions of America. Transl. (BOHN'S Series.) London 1853.
- Hun. — HUNTER (W. A.), Introduction to Roman Law. 1880.  
 " — Systematic and Historical Exposition of Roman Law. 1885.
- Hun. — HUNTER (W. W.), Annals of Rural Bengal. 1868.  
 " — The Indian Empire. 1893.
- Im Thurn — IM THURN (E. F.), Among the Indians of Guiana. 1883.
- Inama St. — INAMA STERNEGG (K. T. von), Die volkswirtschaftlichen Folgen des dreissigjährigen Krieges für Deutschland, in: F. von RAUMER'S Historisches Taschenbuch. Leipzig 1864.
- Inge — INGE (W. R.), Society in Rome under the Caesars. 1888.
- Ing. — INGRAM (J. K.), A History of Slavery. 1894. (Übers.)
- Jer. — JERVIS (Rev. W. H.), History of the Church of France.
- Jessopp — JESSOPP (Rev. Dr.), Daily Life in a Mediaeval Monastery, in: Nineteenth Century, Jan., 1884.
- Jessup — JESSUP (Rev. H. H.), The Women of the Arabs. 1874.
- Jir. — JIREČEK (C. J.), Fürstenthum Bulgarien. Wien 1891.
- J. A. J. — The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland.
- J. A. S. B. — The Journal of the Asiatic Society of Bengal. Calcutta.
- J. R. A. S. — The Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland.
- J. E. S. — The Journal of the Ethnological Society of London.
- J. R. G. S. — The Journal of the Royal Geographical Society.

- Keat. — KEATING (W. H.), Narrative of an Expedition to the Source of St. Peter's River, Lake Winnepeek, etc., in 1823. 2 vols. 1825.
- Kem. — KEMBLE (J. M.), The Saxons in England. 1849.
- Ken. — KENRICK (Rev. J.), Ancient Egypt under the Pharaohs. 1860.
- Kit. — KITTO (Dr. J.), The Lost Senses. 1853.
- Kitch. — KITCHIN (G. W.), A History of France. 1873.
- Klunz. — KLUNZINGER (C. B.), Upper Egypt. Transl. 1878.
- Kolb. — KOLBEN (P.), The Present State of the Cape of Good Hope. Transl. 2 vols. 1731.
- Kotz. — KOTZEBUE (O. VON), New Voyage Round the World. Transl. 1830.
- Kov. — KOVALEVSKY (M.), Tableau des Origines et de l'Évolution de la Famille et de la Propriété. Inst. Lorén, Stockholm. 1890.
- Kue. — KUENEN (A.), The Religion of Israel. Transl. 1874—1875.
- Lacoup. — LACOUPERIE (A. E. J. B. TERRIEN DE), Catalogue of Chinese Coins from the VIIth Century B. C. to A. D. 621. 1892.
- Lac. — LACROIX (P.), The Arts in the Middle Ages, etc. 1870.
- „ — Science and Literature in the Middle Ages. 4to. 1878.
- Lac. and S. — LACROIX (P.) and SÉRÉ (F.), Le Livre d'Or des Métiers. Paris 1850.
- L. and O. — LAIRD (MACGREGOR) and OLDFIELD (R. A. K.), Expedition into the Interior of Africa. 1837.
- Landa — LANDA (DIEGO DE), Relation des Choses de Yucatan [1566]. Texte espagnol et traduction française. Par BRASSEUR DE BOURBOURG. Paris 1864.
- Lan. — LANDER (RICHARD), Records of Captain CLAPPERTON's Last Expedition to Africa, etc. 2 vols. 1830.
- Lans. — LANSDELL (R.), Through Siberia. 2 vols. 1882.
- Lapp. — LAPPENBERG (J. M.), A History of England under the Saxon Kings. Transl. THORPE. 2 vols. 1845.
- Lath. — LATHAM (R. G.), Descriptive Ethnology. 2 vols. 1859.
- Lav. — LAVELEYE (E. DE), Primitive Property.
- Lavo. — LAVOLLÉE (Dr. RENÉ), Les Classes Ouvrières en Europe. Tome III. Angleterre. Paris 1896.
- Lay. — LAYARD (Sir A. H.), Nineveh and its Remains. 1849.
- Leb. — LEBER (C.), Collections des meilleures dissertations relatives à l'histoire de France. 1826—1842.
- Legge — LEGGE (JAMES), The Chinese Classics. 5 vols. 1861—1872.
- Len. — LENORMANT (F.), La Magie chez les Chaldéens. Paris 1874.
- Len. and C. — LENORMANT (F.) and CHEVALIER (E.), Manual of the Ancient History of the East. 2 vols. 1869—1870.
- Leroy-B. — LEROY-BEAULIEU (A.), L'Empire des Tsars et les Russes. 2 toms. Paris 1881—1882.
- „ — LEROY-BEAULIEU (PAUL), L'État moderne et ses Fonctions. Paris 1894.



- Lev. — LEVASSEUR (E.), Histoire des classes ouvrières en France jusqu'à la Révolution. 4 vols. Paris 1859 etc.  
 Lew. — LEWIS (Sir G. C.), An Historical Survey of the Astronomy of the Ancients. 1862.  
 Lew. and C. — LEWIS (Capt. M.) and CLARKE (Capt. W.), Travels to the Source of the Missouri, etc. 1814.  
 Liç. — LIÇANA (BERNARDO DE), Historia de Yucatan. 1633.  
 Licht. — LICHTENSTEIN (HENRY), Travels in Southern Africa. 1812—1815.  
 Ling. — LINGARD (Rev. Dr. J.), The History and Antiquities of the Anglo-Saxon Church. 1845.  
 Liv. — LIVINGSTONE (D.), Last Journals in Central Africa. 2 vols. 1874.  
 " — Missionary Travels. 1857.  
 " — LIVINGSTONE (D. and C.), Narrative of an Expedition to the Zambesi. 1865.  
 Lopez de G. — LOPEZ DE GOMARA (F.), Historia General de las Indias, in: Biblioteca de Autores Españolas. Tomo XXII. Madrid 1852.  
 Low — LOW (HUGH), Sarawak; its Inhabitants and Productions. 1848.  
 Lumb. — LUMBROSO (G.), Recherches sur l'économie politique de l'Égypte sous les Lagides. Turin 1870.  
 Lum. — LUMMIS (C. F.), The Land of Poco Tiempo. 1893.  
 Ly. — LYALL (Sir A. C.), Asiatic Studies. 1822.  
 Mc Cull. — MC CULLOCK (—), Selections from the Records of the Government of India.  
 M'Cull. — M'CULLOCH (J. R.), Dictionary of Commerce. 1882.  
 Mac Don. — MAC DONALD (Rev. DUFF), Africana: or the Heart of Heathen Africa. 2 vols. 1882.  
 Mac. — MACLEAR (G. F.), The Slavs. 1878.  
 Macph. — MACPHERSON (Lieut.), Report upon the Khonds of Ganjam and Cuttack. Calcutta 1842.  
 Mag. — MAGYAR (L.), Reisen in Süd-Afrika. Aus dem Ungarischen von J. HUNFALVY. Leipzig 1859.  
 Mahaf. — MAHAFFY (J. P.), Greek Life and Thought. 1887.  
 " — A History of Classical Greek Literature. 1880.  
 " — Rambles and Studies in Greece. 1876.  
 " — Social Life in Greece. 1874.  
 Maine — MAINE (Sir H. S.), Dissertations on Early Law and Custom. 1883.  
 " — Village Communities in the East and West. 1871.  
 Mal. — MALCOLM (Sir J.), A Memoir of Central Asia. 1823.  
 " — Essay on the Bhills, in: Transactions of the Royal Asiatic Society. Vol. I.  
 Mald. — MALDEN (Prof. H.), On the Origin of Universities. 1835.

- Malle. — MALLERY (GARRICK), Picture Writing of the American Indians, in: The Tenth Annual Report of the Bureau of Ethnology. Washington 1893.
- Mall. — MALLET (P. H.), Northern Antiquities. Trans. 1847.
- Mann. — MANNING (Mrs.) [Mrs. SPEIR], Ancient and Mediaeval India. 1869.
- Manu — The Laws of Manu (TRÜBNER'S Oriental Series).
- Mar. — MARINER (W.), An Account of the Natives of the Tonga Islands. 1818.
- Mark. — MARKHAM (Col. F.), Shooting in the Himalayas. 1854.
- Marsd. — MARSDEN (W.), The History of Sumatra. 3rd Ed. 4 to. 1811.
- Mars. — MARSHALL (Lt.-Col. W. E.), A Phrenologist among the Todas. 1873.
- Mart. — MARTIN (M.), A Description of the Western Islands of Scotland. 1716.
- Mason — MASON (F.), On Dwellings, etc., of the Karens, in: Journal of the Asiatic Society, Bengal. Vol. XXXVII. Part II.
- Mas. — MASPERO (G.), Life in Ancient Egypt and Assyria. Transl. 1892.
- „ in: Revue Scientifique, March, 1879.
- Mast. — MASTERS (J. W.), Observations on the Flora of the Naga Hills.
- „ — in: Journal of the Asiatic Society of Bengal. Vol. XIII. Part. II.
- Matt. — MATTHEWS (Dr., Washington, U. S. A.), The Mountain Chant. A Navajo Ceremony, in: The Fifth Annual Report of the Bureau of Ethnology.
- Mau. — MAURY (L. F. A.), Histoire des Religions de la Grèce Antique. 1857.
- „ — La Magie et l'Astrologie dans l'antiquité, etc. Paris 1860.
- „ — in: Revue des Deux Mondes. Sept. 1867.
- Mayne — MAYNE (J. P.), Treatise on Hindu Law and Usage. Madras 1878.
- Med. — MEDHURST (W. H.), China, its State and Prospects. 1838.
- Mich. — MICHIE (Alex.), Siberian Overland Route. 1864.
- Mielz. — MIELZINER (M.), Die Verhältnisse der Sklaven bei den alten Hebräern. Leipzig 1859.
- Mills — MILLS (C.), History of Chivalry. 1825.
- Mitch. — MITCHELL (Sir A.), The Past in the Present. Edinburgh 1880.
- Mit. — MITFORD (A. B.), Tales of Old Japan. 1871.
- Mol. — MOLINA (CH. DE), An Account of the Fables and Rites of the Yncas. Transl. (Hakluyt Society.) 1873.
- Moll. — MOLLIN (G. F.), Travels in the Interior of Africa, etc. Transl. 4 to. 1820.
- Mom. — MOMMSEN (TH.), Römische Geschichte.
- „ — New Ed. 5 vol. 1894.



- Monro — MONRO (D. B.), *The Modes of Ancient Greek Music*. Oxford 1894.
- Mons. — MONSTRELET (E. DE), *Chronicles*. Transl. 1840.
- Mont. — MONTEIRO (J. J.), *Angola and the River Congo*. 2 vols. 1875.
- Morg. — MORGAN (L. H.), *Houses and House Life of the American Aborigines*. (Contributions to North American Ethnology. Vol. IV.) Washington.
- „ — *The League of the Iroquois*. Roch., U. S. A. 1851.
- Mos. — MOSHELM (J. L.), *Institutes of Ecclesiastical History*. Transl. 1758. New Ed. 3 vol. 1863.
- Moul. — MOULTON (R. G.), *The Ancient Greek Drama*. Oxford 1890.
- Mov. — MOVERS (F. C.), *Die Phönizier*. Bonn 1841—1856.
- Müll. — MÜLLER (F. MAX), *Introduction to the Science of Religion*. 1882.
- „ — *History of Ancient Sanskrit Literature*. 1859.
- Murd. — MURDOCH (JOHN), *Ethnological Results of the Point Barrow Expedition*, in: *Ninth Annual Report of the Bureau of Ethnology*. Washington 1887—1888.
- Mure — MURE (W.), *A Critical History of the Language and Literature of the Ancient Greeks*. 1850.
- Neu. — NEUBAUER (A.), *La Géographie du Talmud*. Paris 1868.
- Nel. — NELSON (J. H.), *A View of the Hindu Law*. Madras 1877.
- Noor. — NOORTHOUK (J.), *A New History of London*. 4 to. 1773.
- O'Don. — O'DONOVAN (E.), *The Merv Oasis*. 2 vol. 1882.
- Ogil. — OGILBY (J.), *Africa*. 1670.
- Onde. — ONDEGARDO (P. DE), *Report*, in: *Narratives of the Rites and Laws of the Yncas*. Transl. MARKHAM (Hakluyt Soc.). 1873.
- Opp. — OPPERT (E.), *A Forbidden Land. Voyages to the Corea*. 1880.
- Ord. — ORDERICUS VITALIS, *Ecclesiastical History of England and Normandy*. Transl. 1853—1856.
- Ovie. — OVIEDO Y VALDES (G. FERN. DE), *Historia general y natural de las Indias*. Madrid 1851—1855.
- Pala. — PALACIO (D. G. DE), *Carta al Rey de España [1576]*. Spanish and English by E. G. SQUIER. New York 1860.
- Pal. — PALGRAVE (WM. G.), *Narrative of a Year's Journey through Central and Eastern Arabia*. 1865.
- Pall. — PALLAS (P. S.), *Sammlung historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften*. 2 Bde. St. Petersburg 1776.
- Park — PARK (MUNGO), *Travels to the Interior of Africa*. 1817 (2 vols.), and 1858.
- Par. — PARKYNS (M.), *Life in Abyssinia*. 1853.
- Pash. — PASHLEY (R.), *Travels in Crete*. 1837.
- Paske — PASKE (Dep. Surg.-Genl.), *Myamma: a Retrospect of Life and Travel in Lower Burmah*. 1896.
- Pear. — PEARSON (C. H.), *History of England during the Early and Middle Ages*. 1867.

- Pell. — PELLOUTIER (S.), *Histoire des Celtes*. Paris 1770—1771. 4to. Paris 1771.
- Per. — PERCIVAL (Rev. P.), *Land of the Veda*. 1854.
- Perrot and C. — PERROT (G.) and CHIPIEZ (C.), *History of Art in Chaldea and Assyria*. Transl. 1884.
- Pesch. — PESCHEL (O.), *The Races of Man, etc.* Transl. 1876.
- Pict. Hist. — *The Pictorial History of England*. By G. L. CRAIK, C. MAC-FARLANE, and others. 8 vols. 1849.
- Pie. — PIEDRAHITA (L. F. de), *Historia del Nuevo Reyno de Granada*. Amheres 1688.
- Pim and S. — PIM (B. C. T.) and SEEMANN (B.), *Dottings on the Roadside in Panama, etc.* 1869.
- Pinto — See SERPA (P.).
- Pla. — PLATO, *The Republic*. In *Dialogues*. Transl. JOWETT. Oxford 1871.
- P. S. M. — *The Popular Science Monthly*. New York.
- Pos. — POSNETT (H. M.), *Comparative Literature*. 1886.
- Postans — POSTANS (Capt. T.), *On the Bīlūchi Tribes inhabiting Sindh*, in: *Journal of the Ethnological Society, London*. Vol. I (1848).
- Pot. — POTTER (Bp. J.), *Archaeologica Graeca*. Edinburgh 1827.
- Pott. — POTTER (BEATRICE), *The Cooperative Movement in Great Britain*. 1891.
- Poul. — POULSON (G.), *Beverlac*.
- Pow. — POWELL (W.), *Wanderings in a Wild Country*. 1883.
- Powell — POWELL (Maj. J. R.), *Indian Linguistic Families of America north of Mexico*, in: *Seventh Annual Report of the Bureau of Ethnology*. Washington.
- Poy. — POYNTER (E. J.), *Painting, Classic, Early Christian, etc.* 1880.
- Prsch. — PRJEVALSKY (N.), *Mongolia*. Transl. 1878.
- Pres. — PRESCOTT (W. H.), *History of the Conquest of Peru*.
- „ — *History of the Conquest of Mexico*. 1878.
- Price — PRICE (L. L.), *West Barbary*.
- Pri. — PRICHARD (J. C.), *Researches into the Physical History of Mankind*. 3rd Ed. 1836—1847.
- Raf. — RAFFLES (Sir T. S.), *History of Java*. 2 vols. 4to. 1817.
- Ráj. — RÁJENDRALÁLA MITRA, *Indo-Aryans*. 1881.
- Rawl. — RAWLINSON (G.), *History of Ancient Egypt*. 2 vols. 8vo. 1881.
- „ — *The Five Great Monarchies of the Ancient Eastern World*. 2nd Ed. 3 vols. 1871.
- Rea. — READE (W. W.), *Savage Africa*. 1863.
- Rec. — *Records of the Past, being English Translations of the Assyrian and Egyptian Monuments*. 1874—1881.
- Ree. — REEVES (J.), *History of the English Law*. Ed. by FINLASON. 3 vols. 1869.



- Reh. and R. — REHBEIN (H.) and REINCKE (O.), Allgemeines Landrecht für die preussischen Staaten. 2 Thle. Berlin 1880.
- Ren. — RENOUF (P. LE P.), Origin and Growth of Religion as illustrated by the Religion of Ancient Egypt. Hibbert Lectures. 1880.
- Rév. — RÉVILLE (A. H.), Histoire du Diable. Strassburg 1870.
- Rob. — ROBERTSON (E. W.), Historical Essays. 1872.
- Rogers — ROGERS (J. E. T.), History of Agriculture and Prices in England. 6 vols. Oxford 1866.
- Ross — ROSS (REV. JOHN), History of Corea. Paisley 1880.
- Roth — ROTH (P.), Feudalität und Unterthanenverband. Weimar 1863.
- Row. — ROWNEY (H. B.), The Wild Tribes of India. 1882.
- Rush. — RUSHWORTH (J.), Historical Collections. 6 vols.
- Saha. — SAHAGUN (FR. B. DE), Historia general de las Cosas de Nueva España [1569]. Mexico 1829—1830.
- Ste. Pal. — SAINTE PALAYE (LA CIERNE DE), Mémoires sur l'ancienne chevalerie. Paris 1781.
- St. John — ST. JOHN (J. A.), History of the Manners and Customs of Ancient Greece. 3 vols. 1842.
- St. J. — ST. JOHN (Sir S.), Life in the Forests of the Far East. 1862.
- Sang. — SANGERMANO (Father), A Description of the Burmese Empire. Transl. 4to. 1833.
- Sat. — SATOW (E. M.), The Revival of Pure Shinto, in: Appendix to Transactions of the Asiatic Society of Japan, Vol. III, pt. I.
- Sayce — SAYCE (A. H.), Social Life among the Assyrians and Babylonians. 1893.
- Schloss — SCHLOSS (D. F.), Methods of Industrial Remuneration. 1892.
- " — Report of „Gain-Sharing“, etc. (Board of Trade, Labour Dept.) 1895.
- Schöm. — SCHÖMANN (G. F.), The Antiquities of Greece. Transl. 1880.
- School. — SCHOOLCRAFT (H. R.), Information respecting the History of the Indian Tribes of the U. S. 5 vols. Philad. 1851—1860.
- Schw. — SCHWEINFURTH (Dr. G.), The Heart of Africa. 2 vols. Transl. 1873.
- Seeb. — SEEBOHM (F.), The English Village Community. 1883.
- " — The Tribal System in Wales. 1895.
- See. — SEELEY (J. R.), Livy. Book I, with Introduction, etc. Oxford 1871.
- Seem. — SEEMAN (B.), Viti: An Account of a Mission to the Vitian or Fijian Islands. Cambridge 1862.
- Sel. — SELOUS (P. C.), A Hunter's Wanderings in Africa. 1881.
- Serpa P. — SERPA PINTO (A. DE), How I crossed Africa. 2 vols. Transl. 1881.

- Shab. — SHABEENY (EL HAGE ABD SALAM), Account of Timbuctoo. 1820.
- Sha. — SHARPE (SAMUEL), History of Egypt. 3rd Ed. 1832.
- Sher. — SHERRING (REV. M. A.), The Natural History of Hindu Caste, in: *Calcutta Review*, Vol. LXXI. 1880.
- Sher. — SHERWILL (CAPT. W. S.), in: *Journal of the Asiatic Society, Bengal*. Vol. XX.
- Shoo. — SHOOTER (REV. J.), The Kafirs of Natal and the Zulu Country. 1857.
- Shortt — SHORTT (DR. J.), The Hill Ranges of Southern India. 5 Parts. Madras 1870—1874.
- „ — An Account of the Hill Tribes of the Neilgerries, in: *Transactions of the Ethnological Society, London*. New Series. Vol. VII. 1869.
- Shway — SHWAY YOE (J. G. SCOTT), The Burman, his life and notions. 2 vols. 1882.
- Sim. — SIMON (P.), Noticias Historiales. In *KINGSBOROUGH'S Antiquities of Mexico*. Vol. VIII. 1830.
- Smi. — SMITH (E. R.), The Araucanians. New York 1855.
- Smith — SMITH (GEO.), Ancient History from the Monuments. Assyria. 1875.
- „ — History of Babylonia. 1877.
- Sm., Geo. — SMITH (GEORGE), Religion of Ancient Britain. 1846.
- Sm. — SMITH (REV. SAMUEL), Church Work among the Deaf and Dumb. 1875.
- Smith, T. — SMITH (TOULMIN), English Gilds. With a preliminary Essay: On the History and Development of Gilds. By LUJO BRENTANO. 1870.
- Sm., W. — SMITH (WILLIAM), Dictionary of Greek and Roman Biography and Mythology. 3 vols. 1844.
- „ — Dictionary of the Bible. 3 vols. 1863.
- Sm. Inst. — Smithsonian Institution. Eighth Annual Report of the Bureau of Ethnology to the Secretary of the Smithsonian Institution, 1886—1887. By J. W. POWELL, Director. Washington 1891.
- Smy. — SMYTH (R. B.), The Aborigines of Victoria. 2 vols. Melbourne 1878.
- Soc. Eng. — Social England. Ed. by H. D. TRAILL.
- South Australia — Report of the Select Committee on Village Settlements. 1895.
- Sou. — SOUTHEY (R.), History of Brazil. 4to. 1810—1819.
- Spreng. — SPRENGEL (K.), Histoire de la Médecine. Trad. par JOURDAN. Paris 1815.
- Stähr — STÄHR (GEO.), Über Ursprung, Geschichte etc. des Russischen Artels. 2 Thle.
- Star. — STARCKE (C. N.), The Primitive Family. 1889.
- SPENCER, Principien der Sociologie. IV.



- Ste. — STEPHEN (H. J.), *New Commentaries on the Laws of England*. 5th Ed. 4 vols. 1863.
- Steph. — STEPHENS (J. L.), *Incidents of travel in Yucatan*. 1843.
- Stew. — STEWART (R.), in: *Journal of the Asiatic Society, Bengal*. Vol. XXIV.
- Stölz. — STÖLZEL (A.), *Entwicklung des gelehrten Richterthums in deutschen Territorien*. Stuttgart 1872.
- Strabo — STRABO, *Geography* (BOHN's Series). 1848.
- Strutt — STRUTT (Jos.), *Sports and Pastimes of the People of England*. Ed. W. HOME. 1830.
- Stu. — STUART (V.), *Nile Gleanings*. 1879.
- Stub. — STUBBS (Bp. W.), *The Constitutional History of England*. 1880.
- Sully — SULLY (MAX DE BETHUNE, Duc DE), *Mémoires*.
- Sup. Rel. — *Supernatural Religion*. 2nd Ed. 1874—1877.
- Symes — SYMES (M.), *Account of Embassy to Ava*. 12 mo. 1826.
- Tac. — TACITUS, *Germania*.
- Tap. — TAPLIN (Rev. G.), *The Folklore, Manners, Customs, and Languages of the South Australian Aborigines*. Adelaide 1879.
- Tay. — TAYLOR (SEDLEY), *The Participation of Labour in the Profits of Enterprise*. (Read before the Society of Arts. Febr. 16, 1881.)
- Tchéou-Li — *Le Tchéou-Li, ou rites des Tcheou*. Trad. par E. Biot.
- Ten. — TENNENT (Sir J. E.), *Ceylon, an Account of the Island etc*. 2 vols. 1859.
- Tern. — TERNAUX-COMPANS (H.), *Recueil des Pièces relatifs à la conquête du Mexique*. Paris 1838—1840.
- Thibaut — THIBAUT (G.), *On the S'úlvasútras*, in: *Journal of the Asiatic Society, Bengal*. Vol. XLIV.
- Thirl. — THIRLWALL (C.), *History of Greece*. 1845—1852.
- Thomp. — THOMPSON (G.), *Travels and Adventures in Southern Africa*. 1827.
- Thomps. — THOMPSON (G. A.), *The Geographical and Historical Dictionary of America, etc., of ANT. DE ALCEDO*. 5 vols. 1812.
- Thom. — THOMSON (Dr. A. S.), *The Story of New Zealand*. 2 vols. 1859.
- Thom., J. — THOMSON (J.), *The Straits of Malacca, Indo-China, and China*. 1875.
- Thoms. — THOMSON (Jos.), *To the Central African Lakes and back*. 1881.
- Thorpe — THORPE (B.), *Ancient Laws and Institutes of England*. 1840.
- Tiele — TIELE (C. P.), *History of the Egyptian Religion*. Transl. 1882.
- ” — *Outlines of the History of Ancient Religion*. Transl. 1877.
- Tor. — TORQUEMADA (J. DE), *Monarquia Indiana*. Madrid 1723.
- T. E. S. — *Transactions of the Ethnological Society*.

- T. R. A. S. — Transactions of the Royal Asiatic Society.  
 T. S. B. A. — Transactions of the Society of Biblical Archaeology.  
 Tuck. — TUCKEY (J. K.), Narrative of an Expedition to explore the River Zaire, usually called the Congo. 4to. 1818.  
 Tur. — TURNER (Rev. G.), Nineteen Years in Polynesia. 1861.  
 „ — Samoa a Hundred Years ago and long before. 1884.  
 Tur. — TURNER (L. M.), Ethnology of the Ungava District, Hudson Bay Territory, in: 11th Annual Report of Bureau of Ethnology. Washington 1894.  
 Turner — TURNER (SHARON), History of England. 1830.  
 Ure — URE (Dr. A.), The Philosophy of Manufactures. 1835.  
 U. S. Ex. Ex. — Narrative of the United States Exploring Expedition during the years 1838—1842. By Comm. C. WILKES. Philadelphia 1844, etc.  
 Van. — VANCOUVER (Capt. G.), Voyage of Discovery to the North Pacific Ocean. 1798.  
 Vell. Patt. — C. VELLEIUS PATERCULUS. Historiae Romanae, libri II.  
 Vic. — VICARY (T.), The Englishman's Treasure, with the true Anatomie of Man's body. 1641.  
 Vio. — VIOLETT-LE-DUC (E. E.), Dictionnaire raisonné de l'architecture française, etc.  
 Waitz — WAITZ (T.), Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859—1872.  
 Wall. — WALLACE (A. R.), The Malay Archipelago. 1872.  
 „ — A Narrative of Travels on the Amazon and Rio Negro, etc. 1853.  
 „ — New Guinea and its Inhabitants. In Contemporary Review. Vol. XXXIV.  
 Wart. — WARTON (T.), History of English Poetry. 3 vols.  
 Webb — WEBB (S. and B.), History of Trade Unionism. 1894.  
 Web. — WEBER (A.), The History of Indian Literature. Transl. 1878.  
 Wheatley — WHEATLEY (C.), Rational Illustration of the Book of Common Prayer. Oxford 1846.  
 Whit. — WHITAKER (Rev. T. D.), History and Antiquities of the Deanery of Craven. 2nd Ed. 4to. 1812.  
 Wilk. — WILKINSON (Sir J. G.), The Egyptians in the Time of the Pharaohs.  
 „ — Manners and Customs of the Ancient Egyptians. Ed. by S. BIRCH. 3 vols. 1878.  
 Will. — WILLIAMS (S. W.), The Middle Kingdom. 2 vols.  
 Wil. — WILLIAMS (Prof. M.), Indian Wisdom. 1875.  
 Wil. — WILLIAMS (Rev. T.), Fiji and the Fijians. 1870.  
 Wils. and F. — WILSON (Rev. C. T.) and FELKIN (R.), Uganda and the Egyptian Soudan. 2 vols.  
 Winck. — WINCKELMANN (JOHN), History of Ancient Art.  
 Wint. — WINTERBOTTOM (T.), Account of the Native Africans in the neighbourhood of Sierra Leone. 1803.



- Wise — WISE (T. A.), Review of the History of Medicine. 2 vols. 1867.
- Wor. — WORNUM (R. N.), The Epochs of Painting. 1864.
- Wri. — WRIGHT (T.), Biographia Britannica Literaria. 1842.
- Xen. — XENOPHON, Cyropaedia. Transl. (BOHN'S Class. Lib.) 1872.
- Xim. — XIMENES (F.), Las historias del Origen de los Indios de Guatemala. 1857.
- Yan. — YANOSKI (J.), De l'abolition de l'esclavage. Paris 1860.
- Yate — YATE (Rev. W.), Account of New Zealand. 1835.
- Zim. — ZIMMERN (HELENE), in: FRASER'S Magazine, April 1881.
- Zur. — ZURITA (A.), Rapports sur les différentes classes des Chefs de la Nouvelle Espagne, in: Voyages, relations etc., pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique. Par H. TERNAUX-COMPANS. Vol. V. Paris 1840.
-

## Sach-Register.

### A.

- Abhängigkeit, gegenseitige, vgl. Integration.
- Actiengesellschaften und sociale Zustände 584—585. Entwicklung 585—590; Aenderungen der Verfassung 590—592; schliessliche Entwicklung 592—594; „cooperative“ 627.
- Adoption männlicher Kinder 57—58.
- Adressieren von Brochuren 387—388.
- Advocat s. Richter.
- Agenten, Ursprung der Kaufleute und —, 429.
- Agnosticismus: und Entwicklung 179. 200.
- Agricultur und Zoroaster 118; primitive 376—380. 380—383; und Kriegszustand 383; primitive Gewohnheiten 384—385; Arbeitstheilung 388—392. 408; väterliche Regulierung 479; Löhne der Arbeiter 610; Creditbanken 619; Socialismus 638.
- Aegypten: religiöse Entwicklung 25—31. 42; Gewerbe im Nilthal 401.
- Ahnendienst: Entwicklung 9. 11—25. 41—42. 171. 220; und Bilderdienst 27; und Thierdienst 27—28; und ägyptische Religion 25—31; Ursache, männliche Nachkommen zu wünschen 55—57. 57—59. 227; und Emporkommen einer Priesterschaft 71—74. 74—75. 75—77. 78—79. 171; und Polytheismus 82—84; sociales Band 109—111. 116—118. 120—122. 171—172; bürgerliche Functionen der Priester 134—135. 171—173; Entstehung des Redners 260; primitives Gesetz 303—305. 305—306; und Architectur 330—335; und Sculptur 346—347; kindlicher Gehorsam 482.
- Altäre für die Todten 13.
- America: Wirkungen des Industrialismus 391; Socialismus und menschliche Natur in —, 649.
- Anatomie und Biologie 239.
- Anbetung (s. Verehrung).
- Annectieren, der Ausdruck 588.
- Anwalt s. Richter.
- Apoplexie, ursprüngliche Auffassung der 10.
- Apotheker: Differenzierung vom Doctor 235; Nebenpraxis 240.
- Apotheose: Entstehen einer Priesterschaft 78; und von Polytheismus 82; und von Monotheismus 87.
- Arbeit: Werth des Geldes 447; „Organisation“ der —, 460; Sklaverei und —stheilung 534; freie und Leibeigene —, 548; Tausch von —, 616—617; Arbeitsbörsen 625; und Socialismus 643—654 (s. auch Freie Arbeit, Industrie, väterliche Regulierung).
- Arbeit, Regulierung der 461—472; auch politische und kirchliche 461; politische Controle 462—464. 467—469; kirchliche Controle 464—467. 469—470; Abnahme des Zwanges 470—472.
- Arbeit, Specialisierung und Theilung 385—409; die Ausdrücke 385—387; spontaner Ursprung 387—388; zwischen den Geschlechtern 388—392; psycho-physische 392—396; topische



- 396—398. 408—409; locale 398—404. 409; sociologische und physiologische 403—404. 406; die detaillierte 404—407; Entwicklungsgesetz 407—409; Hilfsproduction 418—419. 419—420. 420—421; kaufmännische 432.
- Arbeiter in Rotten 573.
- Arbeitsschutz, eine Täuschung 605—607.
- Architekt: 329—337; Kunst erhöht das Leben 219; kirchlicher Ursprung 222; und Priester 330. 330—335. 363; Differenzierung 335—337; Integration 337; und Bildhauer 337; und Herrscher 360; Zusammenfassung 363.
- Armee: französische 661; englische 665 (s. auch Kriegsbereitschaft).
- Artels: Cooperation der 619—620.
- Arzneibereitung: Differenzierung von Arzt und Wundarzt 234.
- Arzt und Wundarzt: 223—240; erhöht das Leben 218; Differenzierung von Priester 226—230. 231—232. 232—235; Heirath 232. Zusammenfassung 361; ihre Differenzierung 235—238; Specialisation 238; Integration 238—240; nicht qualifizierte 240 (s. auch Medicinmann).
- Aerzte s. Medicinmann, Arzt und Wundarzt.
- Asketicismus: mönchische Entwicklung 104—108; von Priestern begünstigt 163.
- Astronomie: religiöse Seite 199; Anfangsstufen 290—296.
- Auction und Cooperation 634.
- Auflösung und religiöse Entwicklung 187—189.
- Autokratie: der Gesellschaft nothwendig 359.
- Axt, industrieller Fortschritt 379.
- B.
- Bach: geistlicher Ursprung der Musiker 254.
- Bäcker: Beschränkungen der Trade-Unions 608—609; Cooperation 624.
- Bader-Wundärzte 239.
- Balladen: H. MORLEY über 274—275.
- Banken: Ursprung der Banknoten 451; kirchliche Controle 466; landwirthschaftliche Credit— 619; co-operative 626.
- Barbiere als Wundärzte 239—240.
- Bären und Ahnencultus 18.
- Begräbnisse: primitive Gebräuche: 10—11. 221; Vollzug der Gebräuche durch Nachkommen 55—57. 57—59. 171. 227; Gebräuche und Mönchthum 105; ein sociales Band 109—111. 116—117. 121. 171; Heiligthümer 114; Ursprung religiöser Ordnung 121; und Biographie 279; Austausch von Geschenken 436.
- Beifall: Verlangen nach: industrielle Wirkung 412—414; und Geld 444 447.
- Bergleute, Trade Union 601.
- Bergwerksgesellschaften 589.
- Beschneidung und Lehrer 319.
- Beschränkte Haftpflicht, Wirkungen.
- „Beschreibende Sociologie“, Kritik und Entgegnung 219, Anm.
- Besitzthum: als priesterliche Functionen unterstützend 61; Anhäufung durch Priester 147; von Priestern behauptete Rechte 164—165; und Gehorsam 483 (s. auch Capital, Geld).
- Bessemer, Sir H.: Wirkung des Bessemer Stahls 458—460; der Titel 459, Anm.
- Bevölkerung: und Concurrenz 416; und Hilfsproduction 434.
- Bewegungsgesetz und Arbeitstheilung 407.
- Bewunderung, Sucht nach, industrielle Wirkung derselben 413—414; — und Geld 444—445.
- Bildhauer: 337—347; erhöht das Leben 318; kirchlicher Ursprung 222; und Architekt und Maler 337—339. 364; und Priester 339—341. 342—345. 364; nicht differenziert 345—346; Differenzierung 346—347; gleichaltrig mit dem Maler 348; Zusammenfassung 364.
- Bildnisse: Ursprung des Bildhauers 337—339; des Malers 348—349.
- Biograph. Geschichtschreiber und Litterat: 276—289; Anfangsstufen 276—278. 278—280; Entwicklung 280—283; — und Litteratur 283—285; und Roman 285—288; Zusammenfassung 360—361.
- Biologie: Anatomie und Physiologie 239; und Physik 301; und Socialismus 643—645.
- Birmingham: Arbeitstheilung in 405; Hilfsproduction 420.



Bischöfe: militärische Functionen 131; bürgerliche Functionen 136; als Richter 138; ärztliche Lizenzscheine 232; juristischer Doctorgrad 314; Gewerbe und Professionen 345.  
 Biscuit-Fabrikation, Arbeitstheilung 406.  
 Bismarck, Fürst: über das Nationalbewusstsein 660.  
 Botanik, Unterabtheilungen.  
 Brochuren, Adressieren.  
 Brodbacken: Arbeitstheilung 407. 409; Beschränkungen der Trade Union 624.  
 Brückenbau 295—296. 334.  
 Buchbinderei, Integration 458.  
 Buchdruckerei: Integration 456; und Trade Unions 603.  
 Bürgerschulen und religiöser Unterricht 327—328.

## C.

Canalbau 572.  
 Cannibalismus und Sklaverei 521—522.  
 Capital: Fehlen von 577; zusammengelegtes 584—594; Entwicklung 584—586; 586—590.  
 Carlyle, Thom., von ihm geschriebene Geschichte 287.  
 Causation: und Industrialismus 152; und religiöse Auffassung 188. 189—193; Erkenntnis der 644.  
 Centrifugalkraft, industriell angewandt 454.  
 Cheques: Ursprung 451.  
 Chor: Entwicklung 247—248.  
 Christenthum: und Monotheismus 92; als sociales Band 113; militärische Functionen der Priester 130. 131—132. 134; Nonconformität 154; religiöse Freiheit 158; Differenzierung des Priesters und Doctors 231—232; Entwicklung des Dichters 264; Entstehung der Schauspieler 271; und Balladen 275; Richter und Anwalt 311—312; Sklaverei 532; Socialismus und menschliche Natur 648 (s. auch Hebräer, Religion).  
 Christliche Socialisten 629.  
 Civilisation stufenweise nothwendig 384.  
 Clearinghouse 452.  
 Cölibat der Doctoren 232.  
 Collectivismus in der Zunahme 670.

College of Physicians 239.  
 College of Surgeons 239.  
 Commissions-Agenten, Ursprung 431.  
 Kommunale Regulierung 487—499; patriarchalische und communale 491—493.  
 Communismus s. Gemeinden, Socialismus.  
 Compagnien s. Actiengesellschaften.  
 Componisten, musikalische 253—256.  
 Concurrenz und Bevölkerung 416—417.  
 Conservativismus, kirchlicher 118—120.  
 Conversation und Politik 597—598.  
 Cooperation 614—637; der Ausdruck 614—616; Beispiele 616—618. 618—620; Gewinn vertheilende 621—624; Potter, History 624, Anm.; Holyoake, History 624, Anm.; sogen. Cooperativ-Genossenschaften 624—628; im eigentlichen Sinne so genannte 628—631; genügen sie den Erwartungen? 632—637 (Zwangsweise s. Militarismus; freiwillige s. Industrialismus).

## D.

Dämonen eine Krankheitsursache 233—234.  
 Dampfmaschine, Entwicklung 582—583.  
 Dankopfer der Nicht-Civilisierten 53.  
 Deutschland: Wirkung des Militarismus 392. 658—660. 667; Artikel „made in Germany“ 612; Socialismus und menschliche Natur 649.  
 Dichter: und Redner 257—276; erhöht das Leben 218; kirchlicher Ursprung 222; Anfangsstufen 257—258. 275. 276; Emporkommen 260—264; Differenzierung 264—267; Zusammenfassung 362.  
 Diebstahl mit Sklaverei bestraft 519.  
 Differenzierung: von Priesterschaften 99—100. 108. 172; kirchliche 171—172; kirchliche und politische 177; liegt in der Entwicklung 257; — von Rechtsanwälten 314—316; von Lehrern 319—320. 321—324. 324—325. 328—329; von



Architekten 335—337; von Bildhauern 346—347; von Malern 356—358.  
 Dionysus: Entwicklung des Schauspielers 269.  
 Disciplin, intellectuelle 359.  
 Dissenter s. Sectenwesen.  
 Docks, Bau von 592.  
 Doctoren s. Arzt und Wundarzt.  
 Doppelwesen (s. Geister).  
 Dörfer, Entwicklung 365.  
 Drama 267—271.  
 Dramatischer Dichter und Redner 257—276; Anfangsstufen 257—258. 274. 275; Entwicklung 271—273; Schauspielerzünfte 273—274; Zusammenfassung 361—362.  
 Duellieren und Socialismus 649.  
 Dünger, primitiver Landbau 381—383.

## E.

East-India Company 588. 589.  
 Ehrfurcht: kirchliche und politische Organisation 97—99. 108—109.  
 Einkäufer, Entstehung der 432.  
 Eisen: Integration bei der Herstellung 455; Wirkungen des Bessemer-Stahls 458—459.  
 Eisenbahnen: Locomotiven 406; Wirkung des Bessemer-Stahls 458—459; Bau 572—579. 592.  
 Elohim: Erklärung 32.  
 Embryologie, religiöser Standpunkt 198.  
 Energie s. Kraft.  
 England, religiöse Freiheit in 156—158; Industrialismus und Sectenwesen 392; Wirkung des Industrialismus 159; communale Controle 497—499; Innungen 516; Leibeigenschaft 542—544. 548; Socialismus und menschliche Natur 648; Socialismus 664—668; Annectierungen 666; frühere Freiheit in 672.  
 Entwicklungsgesetz: und kirchliche Einrichtungen 171—172. 177—179; religiöse 181—187; und Auflösung 187—189; Musik 256; schliesst Differenzierung ein 257; die Professionen 360—365; Gesellschaft ein Erzeugnis des Wachstums 365—368; Specialisation und Arbeitsteilung 407—409; Beispiel des Clearinghouse 452; Werkzeuge und Processe 460—461; Entwicklung des Vertrags 566—570; Dampfmaschine 582—583; und die industrielle Zukunft 674—677.

Epilepsie, dämonischer Ursprung 234.  
 „Equitable Pioneers“ 625.  
 „Era, The“ 274.  
 Erwerb: und Production 410—417; die Ausdrücke 410; bei Uncivilisierten 410—412; Production und Bedürfnisse 412—414; Militarismus und Industrialismus 414—416. 416—417.  
 Erzbischof: vom — verliehene Grade 314.  
 Erziehung: die jetzige fehlerhaft 66, Anm.; durch Priester 147; durch Asceticismus 163; in öffentlichen Schulen 169; Kriegsberufe und dogmatische 293; in Frankreich 662; und Socialismus 639 (siehe auch Lehrer).  
 „L'État c'est moi“ 657.

## F.

Fabriken, Zunahme 581.  
 Fabrikssystem, Entwicklung 576—580.  
 Fasten und Mönchthum 105.  
 Festtage: industrielle Controle 466.  
 Feuer: zu religiösen Zwecken 119; Ausbreitung einer Feuersbrunst 371.  
 Feuersteinmesser 119.  
 Fischerei: Arbeitsteilung 396. 399. 400. 408.  
 Fiske, John, De-Anthropomorphosierung 189.  
 Fledermäuse, verwandelte Menschen 17.  
 Fliegen, verwandelte Menschen 18.  
 Flüsse, industrielle Wirkungen 432—434.  
 Fluth, grosse, allgemeine Tradition 32.  
 Fortschritt, industrieller: in primitiven Zeiten 371—374; Jagd- und Hirtenzustand 374—375; Ursprung des Landbaues 376; verschiedene Schnelligkeit 383—385; Ersetzung des Erwerbs durch Production 410.  
 Frachtfuhrleute 431.  
 Frankreich: Militarismus in 392. 661—663; Arbeitsteilung 392. 403; Innungen 515; Socialismus und menschliche Natur 650; Armee 661; Erziehung 662; Socialismus und Trade Unions 661—663.  
 Frauen: Nachfolge durch die — und priesterliche Functionen 61. 73. 78; Entstehung einer Priesterschaft 75—77. 78—79; Troubadours 279; Industrie und Verwandtschaft durch



- die — 472—475; und Communismus 488—489.
- Freibriefe: Innungen 509.
- Freibürger, Zwangsverhältnis, sogenanntes 516.
- Freie Arbeit, verbundene: 570—584; zwangsweise Arbeit im Grossen 571; Entwicklung 571—576; Fabrik-system 576—580; Entstehung von Fabriken 580—582; sociale Wirkungen 582—584.
- Freie Arbeit und Vertrag: 548—570; Verhältnis zur Leibeigenschaft 548—549; Ursprung 548—551. 552—556; Lage der ländlichen Arbeiter 556—559; städtische Classe 560—562; Vermeidung der Controle der Innungen 562—563; Ursprung liegt in der Vorzüglichkeit der Arbeiter 563—566; Entwicklung des freien Vertrags 566. 570.
- Freihandel und Schutz 605—607.
- Freiheit und Industrialismus 141. 511.
- Freundschaftliche Vereine und Trade Unions 598.
- Function: im Verhältnis zur Structur 3. — Specialisation s. Arbeit.
- Furcht der Wilden 5. 487.
- G.**
- Gärtner, Cooperation 620.
- Gebet: Entwicklung 14. 26. 171. 221; Schätzung des —s durch Söhne 55—57; Krankheit 233.
- Gebrauchthum: und Gesetz 303—305. primitives 501.
- Gehorsam: kirchliche und politische Organisation 97—99. 108—109; priesterliche Aufrechthaltung 161—164; äusserte Wichtigkeit 167; von Priestern gefördert 170; religiöse und moralische Vorschriften 173—177; Ahnencultus 482; und Eigenthumsrecht 483.
- Geister: primitive Vorstellungen 7—8. 220; Entwicklung des Ahnencultus 11—25. 171. 220; ägyptische Religion 25—31; jüdische Religion 31—41. 42; Behandlung durch Medicinmänner und Priester 46—48; eine Ursache von Krankheit 226—228; Mönchthum 105—108. 108—109; Entstehung priesterlicher Functionen 70. 171. 220; religiöser Rückblick 182—187. 193 (s. auch Ahnendienst).
- Geistliche s. Priester.
- Geld: unbekannter Werth 437—438; Nahrungsmittel als 440—442. 568; und Kleidung 442—443; Schmucksachen und Waffen 443—444. 568; und Werkzeuge 444. 568; Muscheln und Perlen 444—447. 568; und Arbeit 447; Münzen und Preise 447—450. 568; Papiergeld 450—452. 569; und Capital 585.
- Gelehrter und Philosoph 289—303; und die Priesterschaft 289; Entwicklung 290—296; priesterlicher Ursprung 296—300; Differenzierung 300—302; Integration 302—303; Zusammenfassung 363.
- Gemeinden: ursprünglich blutsverwandte Gruppen 487—488; Beispiele von Communismus 488—490; modifizierte Formen 490—491; Haus- und Dorfgemeinden 494—496; in Wales und England 496—499.
- Gemüthsbewegungen: religiöse Entwicklung 186—187. 189—193; Ausdruck 240—242; und Musik 256.
- Generäle, militärische und priesterliche Functionen 127.
- Geologie und religiöser Ausblick 199.
- Geometrie, frühere Stufen 291—296.
- Gerechtigkeit, religiöse Entwicklung 190.
- Gerichtsanwalt s. Richter.
- Gerichtshof und Tempel 311.
- Geschenke und freie Arbeit 548.
- Geschichtschreiber, Biograph und Litterat 276—289; Anfangsstufen 276—278. 278—280; Entwicklung 280—283; und Litteratur 283—285; Romane 285—287; Zusammenfassung 362.
- Geschlecht, Arbeitstheilung 388—392.
- Gesellschaft: kirchliches System als ein Band 109—122. 169—170. 172; Integration 172; religiöse und ethische Vorschriften 173—177; durch die Professionen unterstützt 217—219; etwas Gewachsenes 365—368; Wirkungen verbundener freier Arbeit 582—584.
- Gesetze: Ursprung und Wirkung 117; Priester als Richter 139; Nutzen des vermeintlichen göttlichen Ursprungs 167; gedankenloses Anfertigen 367; und Actiengesellschaften 592—594; und Verbindungen der Handwerker 599. 603 (s. auch Rechtsanwalt).



Getränk für die Todten 11. 25. 171. 221.

Getreide-Händler 430.

Gewichte und Maasse, ursprünglich unbestimmt 569.

Gewinnvertheilung 621.

Gilden s. Innungen.

Glas, im Auslande fabriziertes 612.

Glaubensmeinungen: tief eingewurzelte 231; und Krankheit 232—235.

Götter: Apotheose 22; ausgezeichnete Menschen 23. 220; den —n zugeschriebene Charaktere 123; religiöse Entwicklung 183—187. 193; Gottes Wille 192; Tanz und Musik 245—250.

Götzenbilder: Verehrung 15—16; ägyptische 27. 221; und Kriegsgötter 124; Ursprung der Sculptur 337—339. 340—341; und der Malerei 348. 349—350. 350—354.

Götzendienst 16.

Gräber: Bauten darüber 13—14; Oertlichkeit 34.

Grade, vom Erzbischof verliehen 314.

Grausamkeit: und religiöse Entwicklung 189; — der Wilden 389.

Green, J. R., History.

Gymnastik, Unterricht 322. 323.

## H.

Halsey, Ueber Gewinnvertheilung 622.

Hamburg Company 587.

Hände und Industrie 411.

Händler, G. F., kirchlicher Ursprung des Musikers 254.

Handel, von Herrschern controliert 462—464 (s. auch Industrie, Arbeit).

Handlungsreisende 429.

Handwerksgriffe 481.

Hanseatischer Bund 587.

Hauptlinge s. Herrscher.

Hausierer 429.

Hebräer: Religion 31—41. 42; Form der Anbetung 35—36; geistige Entwicklung 89; Polytheismus 92.

Heiligthümer, Ursprung 114.

Heilmittel, ursprünglicher Glaube an —, 233.

Heirathsgebräuche 160.

Herrscher: als Priester 63—70. 171. 227; ursprünglich nicht differenziert 63—64. 64—66. 171. 227; Verstärkung der Unterschiede zwischen

ihnen 67—70. 171. 177; und Geistertheorie 70. 171; politisch und kirchlich 93—97. 171—172; militärische und priesterliche Functionen 97. 126. 127. 134. 171—173; bürgerliche Functionen der — und Priester 134. —135. 171—173; Priester als local 136; berathen von Priestern 139—141. 171—173; priesterliche Weihe 144; und die Professionen 179. 180; und Erregungen des Vergnügens 241; Tanzen und musikalischer Empfang 242—245; transitorisch in Africa 260; Entwicklung von Schauspielen 268; erste Stufen der Biographie 276—278. 278—280; biographische Entwicklung 280—283; Controle des Handels 462—464; Ursprung 501.

Hierarchien, kirchliche 93—109.

Himmel, primitive Vorstellung 19—20.

Hitze, Verbreitung strahlender 371.

Hoffmann, Prof. G., Ueber „Capellmeister“ 254, Anm.

Höcker 429.

Höhlenzeichnungen 348.

Hölle, Glaube an die 190.

Holyoake, G. J., Ueber Cooperation 624, Anm. 630.

Hospitäler: Aufseher und Priester 231; Specialisierung 238; Unterricht in —, 238.

Hülfsproduction 417—421; der Ausdruck 417; und Arbeitstheilung 418—419. 419—420. 420—421.

Hülfsverbreitung 426—435; Ursprung 426—427; Läden und Hausierer 427—429; Grosshändler 429—431; Arbeitsvertheilung bei ihr 431—432; unbelebte Einrichtungen 432—434.

Hymnen der Priester 266.

## I.

„Impecunions“, Ableitung 440.

„Incubi“, Glaube an 24.

Individualismus: und Socialismus 642; in Abnahme 670—673.

Industrialismus: bürgerliche Obiegenheiten der Priester 141; priesterliche Gewalt 150—153; Kenntnisse 151—152; Sectenwesen 159; moralische Anschauungen 170; Religion und moralische Vorschriften 174—175; kirchlicher Ausblick 177; religiöse Entwicklung 186—187;



- sociale Entwicklung 360; Gesellschaft etwas Gewesenes 365—368; Leibeigenschaft 548; Cooperation 614—615; Socialismus 637—640.  
**Industrie:** Grösse der Hände 411; von den Bedürfnissen beeinflusst 412—414; Entwicklung und Kampfbereitschaft 414—415; und Bevölkerung 416—417; Engros- und Detailhändler 423; wandernde Arbeiter 424; und Strassen 432—435; Vererbung 480—481; Scheidung 503—505. 505. 512; freie Ausübung 511; Wirkung der Sklaverei 531—533; Organisation 571—576; Haus- und Fabrik— 576—580; sociale Wirkung der Entwicklung 582—584 (s. auch Industrialismus, Arbeit).  
**Industrielle Einrichtungen:** 321—677; die nächste Zukunft 654—673; Schlussfolgerung 673—677.  
**Innungen:** Schauspieler 273—274; litterarische 288; industrielle Regulierung 471; und freie Arbeit 561—562; ihre Desorganisation 562—563; Regulierung der Arbeit 576; zusammengelegtes Capital 586. 588; und Trade Unions 596. 602—605. 611—613 (s. auch Zunft-Regulierung).  
**Integration:** der Priesterschaften 99—104. 108—109. 172; kirchlicher Systeme 109—122. 172; wissenschaftliche 302; der Rechtsanwälte 314—316; der Lehrer 328—329; der Architekten 337; der Maler 358; die industrielle Zukunft 676—677.  
**Integration und gegenseitige Abhängigkeit:** industrielle 452—461; allgemeiner Ueberblick 452—454; bei Maschinen 454—456; Artikel 457—458; Manufacturwaaren 458—460; und das Entwicklungsgesetz 460—461.  
**Intelligenz:** und Monotheismus 89; religiöse Entwicklung 184—187. 187—189; Disciplin nothwendig 358—359.  
**Ironmonger, The,** Hülfproduction 421.  
**J.**  
**Jack of Newbury** 577. 580.  
**Jagd- und Hirtenleben** 374—375.  
**Jahrmärkte** 424.  
**Jahveh und jüdische Religion** 33—36.
- Juden:** Religion 31—41. 42; geistige Entwicklung 89; Polytheismus 92. Juristische Collegien 316.  
**K.**  
**Kain und Abel** 375.  
**Kaiserverehrung** 22.  
**Kapellmeister** 254. Anm.  
**Kappen:** Ursprung 313.  
**Käse-Agent** 430.  
**Kaufläden, Aufkommen von** 427.  
**Kaufleute, Emporkommen der** 429.  
**Kaupelei** 439.  
**Kautschuk, Wirkung** 458.  
**Kenntnisse:** und Industrialismus 151—152; Wirkung auf kirchliche Einrichtungen 655.  
**Kinder:** Ausdruck der Gemüthsbewegungen 241; und Geschichten 286; Gewerbtätigkeit und männliche Erbfolge 475—478. 478—480; und Sklaverei 518; und Socialismus 644. 646—647.  
**King's College, geistlich** 169.  
**Kirche und Staat:** 142—152; ursprünglich verschmolzen 142—144; priestertliche Gewalt 144—148; Grundbesitz der Kirche 148; ihr Antagonismus 148—150; Unterwerfung der ersten 158; Aussichten der Kirche 177.  
**Kirchen als Gerichtshöfe** 311; zu Geschäften benutzt 469.  
**Kirchliche Einrichtungen** 1—201; conservativ 118—120; unentbehrlich für socialen Aufbau 169; conform dem Entwicklungsgesetz 171—173. 177; Rückblick 171—177; Vorblick 177—181; die Professionen entwickeln sich aus ihnen 219. 222—223; Wirkung fortschreitender Erkenntnis 655.  
**Kleider:** für die Todten 11. 171. 229; Ursprung des Mönchthums 105; der Dichter und Minstreis 265.  
**Knabenarbeit und die Trade Unions** 603.  
**Knocheneinrichter** 238.  
**Kopfschmerz geheilt** 234.  
**Kraft, innere:** religiöser Gesichtspunkt 194. 195. 201.  
**Kranken-Clubs und Trade Unions** 598.  
**Krankheit:** primitive Erklärung 47. 51. 224. 231. 361; und Gebet 233; dämonischer Ursprung 233—234.  
**Kreuzzüge, griechische Analogie** 40.  
**Krieg:** Aufkommen des Polytheismus



81—82; des Monotheismus 88. 89; kirchliche Hierarchien 101. 108—109; ein sociales Band 113. 121. 171—173; Aufhören bei religiösen Festen 114—116. 121. 171—173; militärische Functionen der Priester 123—124. 171—173; religiöser Charakter 124; Ursprung der militärischen Functionen der Priester 123—126. 133; ihre Differenzierung 128—131. 171—173; Opfer im —, 126—127. 129; moralischer Einfluss der Priester 159 161; durch gemeinsame Anbetung verhindert 161. 170. 171—173.

Kriegsbereitschaft: und priesterliche Gewalt 150—152; ethische Anschauungen 170. 174—177; kirchlicher Ausblick 177—179; religiöse Entwicklung 183—187; die Professionen 217. 220; Tanzen 242; Dramatiker 270; Erziehung 293; Sculptur 344; sociale Entwicklung 360; Agricultur 383—385; Arbeitstheilung 392; Industrie und Verlangen nach Beifall 412—414; und industrielle Entwicklung 414—416; und Bevölkerung 416—417; Sklaverei 520. 521—523. 531—533; und Vasallenthum 539—541, 541—545, 546—548; Organisation 577; der ersten Actiengesellschaften 587; Cooperation 615—616; Socialismus 637—640; Aussichten des Socialismus 647—650; Wirkungen in Deutschland 658—660; in Frankreich 661—663; in England 664—668.

Künstler s. Maler.

## L.

Lachen und Ursprung und Function der Musik 241.

Landgüter, Entwicklung 365.

Landschaftsbilder, Entwicklung 357.

Leben: künftiges, und Ursprung der Religion 9—25. 25—31. 41—42. 171. 221; Vorstellungen von dem zukünftigen —, 11—13. 221; durch die Professionen erhöht 217—219; Schädlichkeit der Fabriken 582—584.

Lebensart: Kriegsbereitschaft und Industrialismus 170; moralischer Einfluss der Priester 159—171. 171—177.

Lehrer: 317—329; erhöhen das Leben 218; kirchlicher Ursprung 222; und Priester 317—318; auch Medicin-

mann 318—319; Differenzierung 319—320. 321—324. 324—325. 328—329; Integration 328—329; Zusammenfassung 363.

Lehrlinge: Beschränkung 563; und Trade Unions 602.

Leibeigenschaft (s. Vasallenthum).

Leonardo da Vinci 345.

Litterat, Biograph und Historiker 276—289; Entwicklung 280—285; und Romane 285—287; Verbindung zwischen ihnen 283—289; Zusammenfassung 362.

Litteratur: erhöht das Leben 218; kirchlicher Ursprung 222; medicinische und chirurgische 237. 239; musikalische 256; „The Author“ 289; wissenschaftliche 303; juristische 317; pädagogische 329; Architectur—337; künstlerische 358; etwas Gewachsenes 366 (s. auch Litterat).

Lobpreisungen: Ursprung 52. 171. 221; religiöse Entwicklung 189; durch Tanz und Musik 242—245. 245—250; durch den Redner 258—260.

Local, definiert 398.

Locomotive, Arbeitstheilung 406.

Löhne: und Trade Unions 607—609. 613—614; Wirkung des Schwarzen Todes 612.

Lyrup-Niederlassung 641.

## M.

Mackay, R. W., Der Mensch ein Monotheist 3.

Magier mit Medicinmann und Priester verwandt 43. 224.

Majorität und Trade Unions 598.

Maler: 348—358; erhöht das Leben 219; kirchlicher Ursprung 222; und Bildhauer 337—338. 342—343. 348—364; und Priester 348—349. 350—354; Säcularisation 354—356; Differenzierung 356—358; Integration 358; Zusammenfassung 364.

Männliche Linie, Industrie und Stammgenossenschaft durch die, 472—475. 475—478. 478—480.

Märkte: industrielle Verbreitung 424; und Kaufläden 427—429; politische Controle 467—468; kirchliche 469—470.

Maschinen: Hilfsproducenten 420—421; Integration 420—421; Wachsenthum der Fabriken 580—582.



- Maschinenbauer, Trade Union 601. 603. 611.  
 Maasse, ursprünglich unbestimmt 569.  
 Mathematik: Entwicklung 291—295; und Biologie 301.  
 Matrosen und freie Arbeit 571.  
 Medicinmann 43—50; mit Priestern verwandt 43; ihre Differenzierung 44—46; Beschwörer 46—48; ihre Entwicklung 48—49; Entstehung der Priesterschaften 74—75. 78; und von Polytheismus 79—81; Inspiration 106; militärische Functionen 123; als Minister oder Rathgeber 141; Eifersucht der Herrscher 149; Gelehrte und Philosophen 289; Lehrer 318; segnet Bildnisse 349. — s. auch Arzt, Wundarzt.  
 Meistersinger, musikalische Differenzierung 253.  
 Mensch, endlicher Zustand 677.  
 Menschenraub, eine Ursache der Sklaverei 520.  
 Menuet und Symphonie 255.  
 „Merchant Adventurers“, The 587. 589. 603.  
 Messen: industrielle Vertheilung 424; und Kaufläden 427—429; industrielle Controle 466; kirchliche Controle 469—470.  
 Metaphysik: und religiöser Ausblick 197—198.  
 Michel-Angelo: Dichter, Architekt, Bildhauer und Maler 345.  
 Milch-Theiler 454.  
 Minister: Priester als 141. 172 (s. auch Priester).  
 Minnesänger: Differenzierung 253.  
 Minstrel: Ableitung 252 (s. auch Tänzer und Musiker).  
 Missionäre: menschliche Natur und Socialismus 648.  
 Mönche: Gewerbe und Professionen 345—346; Arbeitstheilung 309.  
 Mönchthum: Entwicklung 104—108. 108—109; und Doctoren 236—237.  
 Monotheismus: und Priesterschaften 79—93. 171; sein Emporkommen 84—86; und Entwicklung 86—89. 89—90; Entwicklung und begleitende Einrichtungen 90—93; Unitarianismus 92; Christenthum 92; Sectenwesen 152.  
 Moral und fortschreitende Erkenntnis 655 (s. auch Lebensart).  
 Moral s. Lebensart.  
 Mord, religiöse Guttheissung 160.  
 Morley, Prof. Henry, über Balladen 274—275.  
 Moses: Tradition über seine Geburt 32.  
 Müller, Prof. Max, Der Mensch ein religiöses Wesen 3.  
 Mumien (s. Bildnisse).  
 Munro, Dr., über Sprechen und Singen 262.  
 Münzen s. Geld.  
 Musik: und kirchlicher Ausblick 180; und religiöser Ausblick 200; erhöht das Leben 218; kirchlicher Ursprung 221; „Der Ursprung und die Function der“ 240; Pflege 252; Notensystem 253; Componisten 253—256; Entwicklungsgesetz 256; Litteratur 256; Redner 258—260; Sprechen und Singen 262—263; delphische 270 (s. auch Tänzer und Musiker).  
 Muskel und Nervenreiz 574—575.  
 Mysterienmann (s. Medicinmann).  
 Mysterienspiele 272.
- N.
- Nachkommen: priesterliche Obliegenheiten 51—53. 171; versöhnliche Pflichten 51—52. 52—53; priesterliche Obliegenheiten ursprünglich verbreitet 53; älteste Söhne als Quasi-Priester 54—62. 171. 227; ursprüngliche Differenzierung 54—55. 171; ihre Wichtigkeit 55—57; führt zur Adoption 57—59; Entwicklung des Familiencultus 61—62. 171. 227; Wirkung des Ahnencultus 109—111. 116—117. 121.  
 Nächste Zukunft: die industrielle 654—672; Complicirtheit der Factoren 654—655; fundamentale sociale Beziehungen 656—658; in Deutschland 658—660; Frankreich 661—663; England 664—668; die allgemeine Tendenz 668—670.  
 Nachtarbeiter 394.  
 Nägel in America gemacht 458.  
 Nahrungsmittel: für die Todten 10—11. 25. 31. 57. 171. 221; und Gemeinsamkeit der Natur 40; Bildnissen dargeboten 338; primitiver Landbau 376—380. 380—383; der Uncivilisirten 412; als Geld 441; und Communismus 488—490.  
 Namen personificiert 18—19.  
 Natürliches, und Entwicklung des Uebernatürlichen 182.



Neolithische Werkzeuge.  
Navvies 572.  
Nerven und Muskelthätigkeit 574  
—575.

## O.

Oberpriester als Historiker 282.  
Ohnmacht 10.  
Opfer: Entwicklung religiöser 26.  
171. 221; vor dem Kriege 126—127;  
sittliche Einflüsse 160—161.  
Organisten: politische und kirch-  
liche 93. 93—97. 108—109. 171—  
172; industrielle und militärische  
571—576.  
Organisation: kirchlicher Ursprung  
254, Anm.  
Ostern, Hülfe der Wissenschaft 297  
—299.  
Ostindische Compagnie 588.  
589.

## P.

Packträger 429.  
Palaeolithische Werkzeuge  
372.  
Papierfabrikation 456.  
Papst: ein sociales Band 116; Richter  
und Anwalt 312.  
Parlamentsmitglied und die  
nächste Zukunft 668.  
Patriarchalische Controle 482  
—487; Ursprung 482—483; Bildung  
483—486; Erweiterung 486—487.  
Periodische Schriften (s. Lit-  
teratur).  
Pflanzen, primitive Erklärung 226.  
Pflichten, kirchliche Anschauung  
180.  
Pflug, primitiver Landbau 380—383.  
Philologie, Anfangsstufen 292.  
Philosoph und Gelehrter 289  
—303; und die Priesterschaft 289;  
Entwicklung 290—296; priester-  
licher Ursprung 296—300; Differen-  
zierung 300—302; Integration 302  
—303; Zusammenfassung 363.  
Physik: religiöser Ausblick 197; und  
Biologie 301.  
Physiologie und Biologie 240.  
Picnic, Arbeitstheilung 387.  
Politik und Conversation 597—598.  
Polyandrie: Wunsch männlicher  
Nachkommen 55—57.  
Polygamie: Wunsch männlicher  
Nachkommen 55—57.  
Polytheismus: in der jüdischen  
Religion 32; und Priesterschaften

79—93; Ursprünge 79—82; Bestehen-  
bleiben 82—84; Trinitarianismus  
92; Fortbestehen 92—93.  
Pontifex Maximus 334.  
Porträtmalerei, Entwicklung 357.  
Postanstalt, industrielle Wirkun-  
gen 434.  
Potter, Beatrice, History of Co-  
operation 624, Anm.  
Prämienvertheilung 623.  
Presbyterianer, Controle bei  
ihnen 156.  
Preussen: Actiengesellschaften 591  
(s. auch Deutschland).  
Priester: 43—50; mit dem Medicin-  
mann verwandt 43. 223—224. 224  
—226; Differenzierung 44—46. 54  
—55. 171. 226; Beschwörer 49; Ent-  
wicklung 48—50; Pflichten der Nach-  
kommen als —, 51—53; Versöhnun-  
gen 51—52. 52—53; Functionen ur-  
sprünglich zerstreut 53—54; — und  
die ältesten männlichen Nachkommen  
54—62. 227; ihre Bedeutsamkeit  
55—57; führt zur Adoption 57—59;  
Pflichten des ältesten Sohnes als  
Quasi-Priester 59—61. 171. 227;  
Entwicklung des Familiencults 61—  
62. 171. 227; Herrscher als —, 63—  
70. 97. 108. 109. 171. 227; ursprüng-  
lich nicht differenziert 62. 64—66.  
171. 227; Zunahme der Unterschei-  
dung 66—70. 171. 177. 227; — und  
Geistertheorie 70; Emporkommen  
einer Priesterschaft 71—79; Ur-  
sachen der Uebertragung priester-  
licher Functionen 71—74. 78; andere  
Ursprungsweisen 74—75. 78—79;  
Ursprung durch Wanderung und  
Krieg 75—77. 78—79; Polytheismus  
und Monotheismus 79—93; Ursprung  
des Polytheismus 79—82; locale und  
allgemeine Gewalt 80—81; Bestehen-  
bleiben des Polytheismus 82—84. 171;  
Emporkommen des Monotheismus 84  
—86; seine Entwicklung 86—89.  
171; kirchliche und politische Or-  
ganisation 93—97. 97—99. 108—109.  
171—172; Integration und Differen-  
zierung 99—104. 108—109. 171—  
172; Entwicklung des Mönchthums  
104—108. 108—109; ein sociales  
Band 116. 171—173; militärische  
Functionen 123—134. 171—173; ihr  
Ursprung 123—126. 133. 171—173;  
Differenzierung 126—127. 128—131.  
133—134. 171—173; bürgerliche  
Functionen 134—141. 171—173; vom



- Herrscher nicht differenziert 134—135. 171—173; als locale Herrscher 136—137; als Richter 137—139; als Minister 139—141; Beschränkung der bürgerlichen Functionen 141. 171—173; und der politischen 141. 171—173; Kirche und Staat ursprünglich verschmolzen 142—144; Weihe der Herrscher 144; Macht der Priester, Lesen, Schreiben, Besitz etc. 144—148; bürgerlicher Antagonismus 148—150; Wirkung des Industrialismus 150—152; moralischer Einfluss 159—171. 171—172; Aufrechthaltung der Subordination 161—164; und Asketicismus 163; und Eigenthumsrechte 164—165; Betragen und übernatürliche Gebote 165—167; moralische Vorschriften und kirchliche Oberhoheit 167—169; fernere sociale Entwicklung durch Conservativismus 170; durch Förderung der Subordination 170; Ausblick 179—180; professionelle Entwicklung 222—223. 358—365; Tanzen der —, 245; Entwicklung des Redners und Dichters aus dem —, 260—264. 264—267. 362; als Hymnusschreiber 266; Entwicklung der Schauspieler 267—271. 271—273. 362; und Biographen 278—280. 362; und Historiker 280—283; und Gelehrter und Philosoph 283—285. 363; ihr Ursprung im —, 296—300; Entwicklung der Wissenschaft 290—296; als Richter und Anwälte 303—305. 305—306. 306—310. 363; ihre Differenzierung 310—314; als Lehrer 317—318. 318—319. 319—320. 323. 324—325. 325—328. 363; und Architekten 329. 330—335. 335—337. 363; und Brückenbauer 334; und Bildhauer 339—341. 342—345; Tätowierer 340; Maler 341. 348—350. 350—354. 358; Säcularisation der Maler 354—356; Zusammenfassung 360—362.
- Priesterschaft (s. Priester).
- Primitive Menschen, industrieller Fortschritt 371—374.
- Production und Erwerb 410—417; die Ausdrücke 410; bei Uncivilisirten 410—412; und die Bedürfnisse 412—414; Militarismus und Industrialismus 414—416. 416—417.
- Professionelle Einrichtungen 217—368; Professionen im Allgemeinen 217—223; erhöhen das Leben 217—218; Ursprung 219—222. 222—223; Entwicklung 358—368; in der ursprünglichen herrschenden Gruppe repräsentiert 359—360; Gesetz der Entwicklung 360—365.
- Professoren, Broderwerb 302.
- Prüfungen: Integration der Lehrer 328—329.
- Psychologie und Socialismus 645—647.
- Purcell, musikalische Familie 254.
- Pyp-Niederlassung 641.

## R.

- Räuberei, religiöse Guttheissung 160.
- Rechtsanwalt und Richter 303—319; Erhöhung des Lebens 218; kirchlicher Ursprung 222; und Priester 303—305. 306—310; ursprünglich nicht differenziert 305—306; Säcularisation 310—314; Differenzierung 314—315; Integration und Bestimmtheit 315—319; Zusammenfassung 363 (s. auch Richter).
- Redner: und Dichter 257—276; Anfangsstufen 257—258. 275. 276; Entstehung 257—260. 260—264. 275; Zusammenfassung 362.
- Regulator der Dampfmaschine 582.
- Religion: Ursprung nicht übernatürlich 3—5. 41; sondern in Ahnencultus 6—8. 41. 121. 171. 218; jüdische 31—41; Universalität des Ursprungs 24. 41; Entwicklung in Aegypten 25—31. 42; Form der Anbetung 35—37; kirchliche und politische Organisation 93—97. 100. 108—109. 171—172; als sociales Band 111—122. 171—173; Vorbeugungsmittel gegen Krieg 161. 171—173; und moralische Vorschriften 173—177; Rückblick 181—187; und Vorblick 187—189. 189—193. 193—196. 196—201; und Musik 253—256; religiöse Balladen 275; Entwicklung der Wissenschaft 290—296; Controle der Industrie 464—467. 469—470 (s. auch Priester, Tänzer und Musiker).
- Rhythmus: zusammengelegtes Capital 594.
- Richelieu, Cardinal, Leiter der Marine und des Landheeres 132.
- Richter und Priester 137—139. 303—305; Processionen vor ihnen 251; und Anwalt 303—317; ursprünglich nicht differenziert 305—306;



Priesteranwälte 306—310; Säkularisation 310—314; Differenzierung unter den Anwälten 314—315; Integration und Bestimmung 315—319; Zusammenfassung 363.  
 Ritualismus und Sectenwesen 158.  
 Rochdale Pioniere 625.  
 Romane, Entwicklung 285—288.  
 Royal College of Surgeons 239.  
 Royal Society 302.  
 Russland, Cooperation in —, 619—620.

## S.

Sänger (s. Tänzer und Musiker).  
 Schatten, ursprüngliche Vorstellung 25.  
 Schauspiel, Entwicklung 267—271.  
 Schauspieler: und Dramatiker 257—276; Anfangsstufen 257—258. 275—276. 276; Entwicklung 267—271. 271—273; Innungen 273—274; Zusammenfassung 361—362.  
 Schiffe: Arbeitstheilung beim Bau 397. 399; Stahl in Schiffen 458—459; freie Arbeit 571; Actiengesellschaften 587; Schiffbau und Trade Unions 612.  
 Schlangen, verwandelte Menschen 17.  
 Schloss, Ueber Cooperation 628.  
 Schmerz, Mönchthum 105—106; Asketicismus 163.  
 Schmied, ein Hülfproducent 419.  
 Schmucksachen als Geld 443.  
 Schneeball, compliciertes Wachstum 371.  
 Schreiben: auf Priester beschränkt 147; und Verträge 569.  
 Schriftsteller und Innungen 289 (s. auch Dramatiker, Litteraten).  
 Schuld durch Sklaverei bestraft 519.  
 Schulen: Lehrer häufig Geistliche 327; religiöser Unterricht in Bürgerschulen 327—328.  
 Schweine, die Gadarener 233.  
 Seckel, Gewicht 448.  
 Secten: 154—156; englische 156—158.  
 Sectenwesen: 152—159; Monotheismus 153; verschiedene Secten 154—156; religiöse Freiheit 156—158; Industrialismus 158; Verfolgung der Secten 168.  
 Seide und Trade Unions 611.  
 Selbstsucht und Socialismus 641.  
 Sintfluth, eine allgemeine Ueberlieferung 32.

Sklaverei: 517—533; und Arbeitstheilung 395; geläufige Annahmen unrichtig 517—518; verschiedene Ursprungsweisen 518—521; und Kriegszustand 521—523; abgestufte Grade 523—527; und sociale Differenzierungen 528—529; Stellung der Sklaven 529—531; industrielle Seite 531—533; und Leibeigenschaft 535—537; und Kaufen der Freiheit 552; Bau durch Sklavenarbeit 571.  
 Socialismus: 637—654; Militarismus und Industrialismus 637—640; durch die Lyrup-Niederlassung erläutert 641; biologisch krankhaft 643—645; auch psychologisch 645—647; und die jetzige menschliche Natur 647—654; in Deutschland 658—660; in Frankreich 661—663; in England 664—668.  
 Sociologie, Vorausblicke 654.  
 Söhne (s. Nachkommen).  
 Solicitor (s. Anwalt).  
 Sonne, primitive Ideen und Anbetung 20. 28. 39.  
 Spaten als Geld 444.  
 Spectroskop, religiöser Ausblick 197.  
 Spiele: am Sonntag 117; öffentliche — und religiöse Handlungen 246.  
 Sprache und kirchlicher Conservatismus 119—120.  
 Sprache (s. Redner).  
 Staat (s. Kirche und Staat).  
 Staatsoberhaupt s. Herrscher.  
 Städte, Entwicklung 365.  
 Stahl, Wirkungen des Bessemer —s 458.  
 Steinkohlen: Wirkung einer Beschränkung 607.  
 Sterne und Ahnendienst 19. 28.  
 Stücke, Weiterentwicklung 372.  
 Strassen: Beziehung zur Industrie 433; Strassenbau 572. 592.  
 Strassennamen 505. 512.  
 Streiks, Wirkungen 610—613.  
 Strophe und Chor 269.  
 Structur im Verhältnis zur Function 3—4.  
 Stückerarbeit und Cooperation 631—637.  
 Subordination durch Priester gefördert 170.  
 Succubi, Glaube an 24.  
 Symbole ursprünglich nützlich 500.  
 Symphonie, Menuett 255; delphische 270.  
 System, kirchliches, als sociales Band



109—122. 171—173; durch Ahnendienst 109—111. 116—118. 120—122; durch Anbetung im Allgemeinen 111—114. 114—116; durch göttlich verordnete Gesetze 116—118; kirchlicher Conservatismus 118—120. 120—122.

## T.

Tabak als Geld 441.

Tabu, Dinge, welche — sind 164—165.

Tanzen, religiöses 38; Entwicklung des Schauspiels 267—271.

Tänzer und Musiker 240—256; nicht professionelle 240—242; vor dem sichtbaren Herrscher 242—245; und dem unsichtbaren 245—249; religiöse Differenzierung 250—251; kirchlicher Ursprung dieser 251—256; Ursprung der volkstümlichen Tänze 256—257; und der Componisten 251—256; Ursprung der Schauspieler 267—269; Zusammenfassung 361.

Tätowieren durch Priester 340.

Taubstummheit, religiöse Idee 3—4. 19. 41.

Tausch: 435—439; Ursprung der Idee 435—436; Idee der Gleichwerthigkeit 437—438; Bestehenbleiben primitiver Formen 438—439; von Herrschern controliert 464; — und freie Arbeit 550; und Vertrag 567—570; von Arbeit 616.

Tausch, Ergänzender 440—452; Nahrungsmittel als Geld 440—442; — und Kleidung 442—443; und Waffen 444. 568; und Geräthe 443—444. 568; Schmucksachen, Muscheln und Perlen 444—447; Münzen und Preise 447—450; Papiergeld 450—452.

Tauschhandel: Ursprung der Idee 435—437; und freie Arbeit 550 (s. auch Tausch).

Telegraphen, industrielle Wirkungen 435.

Telephon: religiöser Ausblick 197; industrielle Wirkungen 435.

Tempel: Gerichtshöfe 311; Ursprung der Architectur 330. 363; und des Bildhauers 337—339.

Thee als Geld 441.

Theilhaberschaft (s. Cooperation, Actiengesellschaften).

Theilung der Arbeit s. Arbeit, Specialisierung, Arbeitstheilung.

Thespis, Differenzierung des Schauspielers durch —, 269.

Thiere: und Ahnendienst 17—18. 27—28. 111. 220; hebräische Opfer 36; als Ursachen von Krankheiten 225.

Töchter s. Nachkommen.

Tod: Vorstellungen vom —, 5. 6—8. 47. 61. 221; und Ahnencultus 9—25. 171. 221; religiöser Rückblick 182. 193.

Tod, Schwarzer: Wirkung auf die Löhne 612.

Todte: Einfluss auf die Lebenden 9—11. 16—18. 121. 173. 303—305.

Topisch, definiert 398.

Trade Unions 594—614; Ursprung 594—596; „The History of —“, 596, Anm.; Entwicklung 596—599; Integration 599—601; Umfang der Organisationen 601; und Innungen 602—605; Wirkungen der Beschränkungen 605—607. 607—609; der Lohnerhöhungen 610—613; allgemeine Wirkungen 613—614; auf dem Congress 1896 653; in Frankreich 663; in England 667.

Träume: primitive Vorstellungen 5. 9. 25. 220; jüdische Religion 31; Monasticismus 105; religiöser Rückblick 182—186. 193.

Trinitarianismus und Polytheismus 92.

Trocknen durch Centrifugalkraft 454.

## U.

Ueberlieferung der Sintfluth 32. Uebernatürliches aus dem Natürlichen entwickelt 182.

Unbekannte, das, und Entwicklung 180. 189—193. 193—196.

Unitarianismus und Monotheismus 92.

Universität, Säcularisation des Lehrens 327.

University College, nicht clerical 169.

Unternehmen, Eisenbahn-, 573—576.

## V.

Vasallenthum: 534—548; weit verbreitet 534—535; und Sklaverei 535—537; Ausdehnung und Beschaffenheit 537—539; in Rom 539—541; allgemeiner Ueberblick 539—545. 545—546; industrielle Be-



ziehungen 546—548; und freie Arbeit 551—556. 560.  
 Väterliche Controle: 472—482;  
 Verwandtschaft durch die männliche  
 und die weibliche Seite 473—475;  
 väterliche Gewalt 475—478. 478  
 —480; industrielle Vererbung 480  
 —482.  
 Verbreitung: 421—426; die zwei  
 Arten 421—422; primitive 422—  
 423; en gros und im Einzelnen 423  
 —424; Jahrmärkte und Messen 424  
 —426.  
 Verdammnis, Glaube an, 190.  
 Verehrung; und sittliche Vorschrif-  
 ten 173—177; als sociales Band 111  
 —114. 114—116. 116—118. 121.  
 171—173 (s. auch Ahnencultus,  
 Priester, Religion).  
 Vererbung, industrielle 480—481.  
 Vergnügen, Ausdruck des —s 240  
 —241.  
 Verleger als Agenten 431.  
 Versicherungsgesellschaften  
 598.  
 Versicherungsgesellschaften  
 und Cooperation 618.  
 Vertrag s. Freie Art und Ver-  
 trag und Industrialismus.  
 Vielweiberei (s. Polygamie).  
 Vögel; Zamheit 487.  
 Voraussicht, Uncivilisierten feh-  
 lend 411.  
 Vormann-System 573.

### W.

Waffen gehen industrieller Entwick-  
 lung voraus 413.  
 Wahrheit in Biographie und Ge-  
 schichte 285.  
 Währung s. Geld.  
 Waldenser, Verfolgung 168.  
 Wälder, Wachsthum 378—379.  
 Wales, communale Ordnung 496.  
 Wanderung; Entstehung der Prie-  
 sterschaft 75—77. 78—79.  
 Wappen 500.  
 Wasser und Arbeitstheilung 397;  
 Entwicklung von Fabriken 580—  
 581; Actiengesellschaften 590; Co-  
 operation 617.

Webb, Sydney, Mr. and Mrs., History  
 of Trade Unionism 596; The Co-  
 operative Movement 624, Anm.  
 Weber, Entwicklung des Fabrik-  
 systems 577—579.  
 Welt, „die eine Hälfte weiss nicht  
 wie die andere lebt“ 30.  
 Werkzeuge, industrieller Fortschritt  
 372.  
 Wesleyaner: Controle unter ihnen  
 156; religiöse Freiheit 157.  
 Wetter und Medicinmann 74. 78. 148.  
 Wille Gottes 192.  
 Wind, ursprüngliche Idee vom, 21.  
 Windsor Schloss und Sklaven-  
 arbeit 571.  
 Wissenschaft: religiöser Ausblick  
 196—201; erhöht das Leben 218;  
 Osterzeit 297. 299; Gesellschaften  
 301; Litteratur 303; The Genesis  
 of 303; Entwicklung 366 (s. auch  
 Gelehrte).  
 Wissenschaftliche Gesellschaf-  
 ten 302; juristische 316; Lehrer  
 329; Architekten 337.  
 Wundarzt (s. Arzt).  
 Wunder: Allgemeinheit 38; Wahr-  
 heit 285.

### Z.

Zähne als Geld 445.  
 Zauberer, Erziehung 318.  
 Zeitungsdruck, Integration beim,  
 456 (s. auch Litteratur).  
 Zeug-Industrie und Arbeitsthei-  
 lung 397. 407. 408.  
 Zeuge als Geld 442; Jack of New-  
 berry 577. 580; Fabrikssystem 581;  
 Trade Unions 599.  
 Zoologie: Unterabtheilungen 302.  
 Zoroaster und Agricultur 118.  
 Zucker, Trocknen des —s 454.  
 Zunft-Regulierung 500—517; Ur-  
 sprung der Zünfte 500—502; Ent-  
 wicklung aus Familiengruppen 502  
 —505; religiöse Natur 505—507;  
 und municipale Beziehungen 507—  
 509; Cooperationsrechte 509; Dif-  
 ferenzierung und Rechte 509—511.  
 512—515; Zwang der —, 515—517.  
 Zünfte s. Innungen.  
 Zwang und socialer Typus 651.